
Monatsschrift für Gottesdienst
und kirchliche Kunst









für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

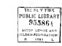
Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.

— —

6. Jahrgang
Januar—Dezember 1901



Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1901


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
935864
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATION



6. Jahrgang | Nr. 1. | Januar 1901

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzelhefte 60 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf. für 1 ganze Seite 20 M. für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Lavater als Liederdichter

von Superintendent **Nelle** in Hamm.

Wenige unter den evangelischen Liederdichtern haben auf ihre Zeit so vielseitig anregend eingewirkt wie Johann Kaspar Lavater, der Züricher Diakonus und Pfarrer. Es giebt zahlreiche kirchliche Lyriker, die man in der Kirchengeschichte nicht nennen würde, wenn sie nicht eben Kirchenlieder gedichtet hätten. Lavater aber würde im großen Ganzen dieselbe Bedeutung in der Geschichte des christlichen Lebens haben, die er thatsächlich hat, auch wenn er nie ein Lied gedichtet hätte. Seine poetische Thätigkeit erscheint fast nur als ein accidens in seinem so ungemein reichen christlichen Leben und Wirken. Dennoch hat er nicht nur in seinen Lebzeiten, sondern noch reichlich zwei Menschenalter danach mit seinen Liedern eine hervorragende Stelle in den Gesangbüchern eingenommen. Und noch heute geht wohl kein einziges Kirchengesangbuch ganz an ihnen vorbei, wenngleich die neusten und besten sich auf ein oder einige Stücke von ihm zu beschränken pflegen. Da ist's denn billig und recht, daß die Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst anläßlich der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages, des 2. Januar 1801, seiner dankbar gedenke und seine christliche Poesie nach ihren Licht- und Schattenseiten ins Auge fasse. Es soll hier in Kürze versucht werden, Lavater als Kirchenliederdichter gerecht zu werden.

So lange Lavater wirkte, so lange war er auch poetisch thätig. Als Schüler schloß er sich mit Begeisterung an seine Landsleute und Lehrer Bodmer und Breitinger an. Zwar wird uns nicht von ihm, sondern von seinem Alters- und Amtsgenossen und Freunde J. J. Heß berichtet, daß Klopstocks Anwesenheit in Zürich auf den zehnjährigen Knaben einen tiefen Eindruck gemacht habe. Aber ohne Zweifel hat auch Lavater damals für Klopstock zu schwärmen angefangen. Und als der junge einundzwanzigjährige Geistliche seine erste Reise nach Norddeutschland unternahm, war ihr eigentliches Ziel zwar der Verkündiger der „Nutzbarkeit des Predigtamtes" Spalding, der damals noch in Barth in Schwedisch-Pommern lebte, aber auch die geistlichen Dichter zogen Lavater mächtig an; er weilte bei Gellert und Zollikofer in Leipzig,

bei Ramler und Diterich in Berlin, vor allem aber waren die drei Tage für ihn bedeutungsvoll, welche er bei Klopstock in Quedlinburg verlebte. So trat denn der Dreiundzwanzigjährige, in die Heimat zurückgekehrt, im Jahre 1765 mit seiner poetischen Erstlingsgabe hervor: den „Auserlesenen Psalmen Davids, zum allgemeinen Gebrauche in Reime gebracht“. Damit griff Lavater in die seit lange in der Schweiz lebendige Bewegung ein, den Lobwasser durch ein anderes Psalmenwerk zu ersetzen. Ehe der zweite Teil dieses Werkes erschien, hatte er im Jahre 1767 auch eine vaterländische Liedersammlung veröffentlicht, welche sein Volk und namentlich dessen Jugend ihm herzlich dankte: die „Schweizerlieder“. Im Jahre 1770 gab er „Biblische Erzählungen Alten und Neuen Testaments“ heraus, die er mit einer Menge von Geschichts- und Lehrliedern versah. Schon im folgenden Jahre erschien der erste Teil seines eigentlich klassischen geistlichen Liederwerkes, „Fünfzig christliche Lieder“. Dem ersten Fünfzig folgte das zweite 1776, und ein zweites Hundert 1780. Dieses Liederwerk ist dann unter dem Titel „Zweihundert christliche Lieder“ erschienen 1806, 1835, 1844, vielleicht noch öfter. Inzwischen aber waren vier neue Liedersammlungen Lavaters für die Kinderwelt hervorgetreten, die „Lieder zum Gebrauche des Waisenhauses zu Zürich“, 1772, die „Christlichen Lieder der vaterländischen Jugend besonders auf der Landschaft gewidmet“, 1773, die „Liedersammlung für Kinder“, 1774, und die „Sechzig Lieder nach dem Züricher Katechismus, der Petrinischen Jugend [d. h. der seiner St. Peters-Gemeinde] zugeeignet“, 1780. Noch gab er 1782 eine „Neue Sammlung geistlicher Lieder und Reimen“ heraus, von Mai 1782 bis April 1783 zweiundfünfzig Stücke eines Wochenblattes „Der christliche Dichter“ und 1787 „Lieder für Leidende“. Ohne Bedeutung für das Kirchenlied sind seine „Poesien“ 1781, seine „Vermischten Gedichte“ 1785, seine beiden Epen „Jesus Messias“ 1780 und „Joseph von Arimathia“ 1794. Aber sie bezeugen, wie Lavater unausgesetzt dichterisch thätig, wie es ihm ein ernstes Anliegen war, seine Mission im Dienste Jesu Christi auch auf dem Wege zu erfüllen, der damals im Zeitalter Klopstocks und Goethes in ganz anderer Weise als etwa heute mit Sicherheit zu unzähligen Herzen führte, auf dem Wege der Poesie.

Das Beste und Probehaltigste seiner geistlichen Lyrik findet sich in den Zweihundert christlichen Liedern. Und unter ihnen stehen wieder die ersten fünfzig durchweg den andern voran. Dieser Sammlung vom Jahre 1771 hat Lavater ein Vorwort beigegeben, das uns über seine Stellung zur heiligen Poesie völligen Aufschluß giebt. Da heißt es: „Ein christliches Lied, welches gemeinnützig sein soll ... setzt wahrlich sehr viel voraus, das ich mir nicht zueignen darf. ... Gewiß noch mehr als Klopstocks Schwung, oder wenn ich es sagen dürfte, seinen Triumphton, Noch mehr als Gellerts Sanftheit, Deutlichkeit, Einfalt und moralische Empfindsamkeit, — Cramers Kühnheit und Fleiß! — Erleuchtung! Eigne Empfindung, Erfahrung, Schriftkenntniß, tiefe richtige feine Schriftkenntniß — und himmlische Salbung! Der durchaus souverainen Herrschaft über die Sprache nicht zu gedenken. Nur als einen sehr schwachen Beitrag, nur als ein Schärflein zur Erbauung bitte ich also diese kleine Sammlung anzusehen.“ „Ich kann es nicht deutlich genug sagen, wie sehr unvollkommen ich diese Lieder größtenteils finde. ... Ich habe manche davon verschiedene male umgegossen, und doch nicht ganz damit zufrieden sein können.“

Diese merkwürdigen Worte zeigen uns zweierlei: Einmal, welches sein Ideal ist, und daß er die richtige Empfindung hat, die Zeitgenossen Klopstock,

Gellert, Cramer hätten das Ideal des Kirchenliedes nicht erreicht. Zum anderen tritt uns in dem anfechtbar gemeinten Urteil über seine eigenen Poesien eine völlige Aufrichtigkeit entgegen. Er denkt gering von ihnen, nicht etwa im Sinne jener Bescheidenheit, die jedem Autor so wohl ansteht. Nein, er fühlt, daß seinen Schöpfungen wesentliches fehlt, deshalb hat er wieder und wieder verändert, verbessert, und verspricht auch ferner an den noch ungedruckten zu verbessern. Er sieht offenbar eine tiefe Kluft zwischen Wollen und Können, oder vielmehr zwischen Sollen und Können auf diesem Gebiete. Er war doch sonst seiner Sache und seiner selbst so gewiß in allem Schauspielen seiner vielseitig und doch einheitlich angelegten Persönlichkeit. Nicht aber, scheints, auf diesem Gebiete der Kirchen-Poesie.

Er hatte offenbar das Gefühl, daß ein Neues geschaffen werden müsse. Kein Maßstab liegt ihm ferner, als der des alten Kirchenliedes. Er denkt nicht an Luther, nicht an Gerhardt, nicht an Zinzendorf. Das Kirchenlied muß ein volkstümliches Lied sein, ja, aber ein modernes. Dieser Gedanke hat ihn in den folgenden Jahren so beherrscht, daß er zu einem wahrhaft abenteuerlichen Plane fortgeschritten ist. Die Klopstock, Gellert, Cramer sind ihm noch nicht modern genug. Als er im Jahre 1776 sein „Zweytes Funfzig Christlicher Lieder“ herausgiebt, beginnt er wieder mit der Klage, wie unvollkommen sie seien, freilich auch mit der Überzeugung, daß sie gewiß nicht ohne Segen für eine Menge Christen sein würden. „Ich halte ein Kirchenlied für das edelste, nöthigste, gemeinnützigste aller menschlichen Werke, aber auch zugleich für das schwerste. Statt aller weiteren Verpflichtungen aber zu neuen Arbeiten wag ich es, hier ein Verzeichnis einiger wünschbaren Lieder beizufügen, deren Ausarbeitung ich frommen Männern und Jünglingen empfehlen möchte und gewiß nicht umsonst empfehle.“ Es folgt dann auf vierzehn Seiten das „Verzeichnis von wünschbaren Liedern“. Seine 25 Hauptabschnitte sind: Kirchenlieder, Häusliche Lieder, Tugendlieder, Glaubenslieder, Historische Lieder, Lieder für Kranke und Sterbende, Lieder für obrigkeitliche Personen, Lieder für Geistliche, Für Ärzte, Lieder für geübte und nachdenkende Christen, Für Philosophen, Für Deisten und Zweifler, Für Schriftsteller, Witwenlieder, Waisenlieder, Frauenzimmerlieder, Lieder für Jünglinge, Kinderlieder, Bauernlieder, Lieder für Handwerksleute, Lieder bei verschiedenen Todesfällen, Für Angefochtene und Schwermütige, Freundschaftliche Lieder, Für alte Leute, Vermischte Lieder.

Und nun erst die Anweisungen zu jedem Abschnitte und die Unterabteilungen! Wir dürfen kühn behaupten, kein Rationalist ist je rationalistischer in der Anordnung eines Gesangbuches verfahren, als hier der „Pietist“ Lavater, dessen Losung war „Christ- oder Verzweiflung“. Unter den Frauenzimmerliedern fehlt nicht das „einer Schönen“ noch das „einer schlecht gebildeten Frauens-Person“. Die „Vermischten Lieder“ enthalten u. a. das Lied eines Menschen von schwachem Verstande, eines Verachteten, Berühmten, Verliebten, Gärtners, Nachtwächters, Reisenden, Diebes, Ehebrechers, Mörders, Gefangenen, zum Tode Verurteilten, Scharfrichters. Die Vorrede schließt: „Die Erndte ist groß, der Arbeiter sind wenig — Bittet den Herrn der Erndte, daß er Arbeiter in seine Erndte aussende — und Euch Arbeiter will ich auch bitten, Euch senden zu lassen! — Edle, Kraft- und Geistvolle Männer, Jünglinge, bekannt und unbekannt — Erhabner Klopstock, unerschöpflicher Wieland, Kraft- und Gefühlvoller Goethe, und ihr alle, von denen ich weiß, daß ihr jeder zu diesem oder jenem Fache Talente habt —

Laßt mich Euch nennen anreden aufruffen — Euch nenn' ich — Gotter, Jakobi, Stollberg, Gerstenberg, Huber, Weisse, Schlegel, Kramer, Karschinn, Basedow Voß, Hölty, Müller und Müller Bürger, Kretschmann Schmidt, Schlosser, Lenze, Pfenninger Kayser Brandstein, Garum — Seiler Hopf — Seyd ihr meine Freunde, Freunde der Menschhen — so geb jeder seinen Beytrag — Ich nenn' Euch, um Euch zu verpflichten — Euch das Versprechen abzunöthigen, mir zu willfahren — Wollt ihr, konnt ihr nicht ganze Sammlungen liefern, liefert Beyträge — Wählt einen Sammler der herausgebe — O Gott! wie viel sind Euer! und wie viel hundert unbekannte — O dürft ich — dürft ich — austheilen — In Einem Jahre würden all diese wünschbare Lieder fertig seyn, ohne daß auf Einen zu viele Last fiele — und dann — was wäre fertig Der Arbeit ist viel — und der Arbeiter — wahrlich nicht weniger — wenn Ihr — wolltet? — Wie! Freunde der Gottheit und Menschheit — wollt Ihr nicht? — Zürich, den 18. März 1776

Man sieht Lavater wollte um jeden Preis durch das Neue, Moderne Zeitgemäße auf die Zeitgenossen wirken, und jedes Mittel war ihm dazu recht auch das der Mitarbeit von Männern deren Gegensatz gegen seine christlichen Überzeugungen ihm nicht verborgen sein konnte Vor allem war es ein Grundzug Lavaterscher Wirksamkeit, individuell und kasuell zu Werke zu gehen Das Bestreben, jedem sein Besonderes zu geben, jeden auf seinem eigensten Gebiete, in seiner noch so seltsamen, einzigen Lage aufzusuchen, führte zu dem Wunsche und Versuche für jeden möglichen Stand und jede erdenkliche Lebensführung Lieder zu besitzen Kein Rationalist wird, wie gesagt nach dieser Seite hin auf dem Gebiete der geistlichen Poesie Lavater zu überboten haben

Übrigens darf hierbei nicht verschwiegen werden daß Lavater diesen Vorschlag nur dieses eine Mal gemacht hat Es ist bemerkenswert, daß in keiner der folgenden Auflagen des Zweiten Fünfzig seiner Lieder diese Vorrede oder auch nur eine Andeutung aus ihr wiederkehrt Es war bei Lavaters unendlicher Beweglichkeit oft so, daß sein ruheloser Geist Wellen schlug, die durch folgende verdrängt und vergessen gemacht wurden und seine rastlose litterarische Produktion ließ manches augenblicklich ans Licht treten das für das ganze Lebenswerk des Mannes nur geringe oder vorübergehende Bedeutung hatte

Immerhin zeigt sich in dem Inhalte seiner geistlichen Poesie als Ganzes genommen vor allem dies aus daß es ihm darum zu thun war sich in andere hinein zu versetzen allen alles zu werden und die eigentümliche und einzigartige Lage in die sie geraten waren, wahrzunehmen um ihnen ans Herz zu dringen. Die Mehrzahl seiner Lieder ist in dieser Weise kasuell gehalten. Da finden sich z. B. das Lied einer Kinderlosen, einer Schwangeren, das, welches einer Gebärenden in ausführlichster eingehendster Weise während der Stunde ihrer Angst Mut und Trost zuspricht das Lied „Zweener getrennter Liebender“ die „Fürbitte für einen Bruder der mit Gott in einem Gebetskampfe liegt“, „bei einem Donnerwetter“ und viele ähnliche Es liegt etwas Rührendes etwas Großes in diesem Zuge des Lavaterschen Herzens allen alles zu werden Aber ohne Zweifel streift es in der Art wie es im Kirchenliede durchgeführt wird, auch oft ans Komische

Dazu kommt daß diese Lieder, wiewohl ihr Verfasser es an „Umgießen“ und Feilen nicht hat fehlen lassen immer noch den seltoraerischen Zuspruch daran ähnlich sind daß sie einen extemporierten Eindruck machen Es kann nicht wohl anders sein Die

Situationen, für die sie bestimmt sind, erheischen in der Seelsorge eine Behandlung, auf die man sich nicht vorbereiten kann, wie man sich etwa auf eine Predigt vorbereitet. Und diese Behandlung hat Lavater auch in den Liedern gewählt, ja bis zu einem gewissen Grade wählen müssen.

Überhaupt aber machen Lavaters Lieder trotz der starken Änderungen, die ihr Urheber wiederholt mit ihnen vorgenommen hat, den Eindruck des Sprechstils viel mehr, als des Singstils, geschweige der liturgischen Sprache. Der „liebe Gottesschwätzer“, wie Herder ihn nannte, läßt seiner Redseligkeit in den Liedern die Zügel schießen. Es fehlt an Zucht der Gedanken und Empfindungen. Die Sprache und der Reim standen Lavater in wunderbarer Leichtigkeit zu Gebote. Aber das wird ihm zum Fallstrick für den Inhalt. So fehlt es nicht an rhetorischen, pathetischen, platten und dann wieder exzentrischen Stellen. Nicht selten erscheint Lavater stereotyp, so in der unermüdlichen Anrede an den „Vater“, den „besten aller Väter“ in zahlreichen Ausrufungen und sonst, und dann wieder liebt er störend auffällige Wendungen, wie „wenn ich Weltbesitzer wäre“, „Vater, Vater, ach nur einen Tropfen dieses Trostes mir, Thränen mir, dich anzuweinen, Kraft zum Schmachten, Vater, mir!“

Das Stereotype und Eintönige der Lavaterschen Liederdichtung tritt auf keinem Gebiete so hervor, wie auf dem metrischen. Zwar wenn man die Versmaße, die in den Liedern vorkommen, zählen wollte, so würde eine ziemliche Anzahl herauskommen. Aber in schrecklich ermüdender Wiederholung werden gewisse an sich schon abwechslungsarme gleichmäßige Versarten wieder und wieder verwendet, so vor allem „Alle Menschen müssen sterben“, „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“, „Alles ist an Gottes Segen“. Den „Sechzig Liedern nach dem Zürcherischen Katechismus“ sind vier Melodien in vierstimmigem Satze beigegeben. Nebenbei bemerkt, steht da die Melodie nicht im Sopran, sondern, wie im 16. Jahrhundert vor Lukas Osianders Reform (1586), im Tenor. Die vier Melodien sind: Es ist gewißlich an der Zeit. Es spricht der Unweisen Mund wohl. Nun freut euch lieben Christen gmein. Wenn mein Stündlein vorhanden ist. Alle sechzig Lieder gehen also auf ein und dasselbe Versmaß, die reformatorische siebenzeilige Strophe! Hierin hat Lavater weder Klopstock noch Gellert zum Vorbilde genommen. Und die bis zu seiner Zeit in der Schweiz erschienenen Liedersammlungen zeigen uns, daß er keineswegs aus Rücksicht auf etwaige geringe Gesangsfähigkeit seiner Landsleute sich eine solche metrische Armut aufzuerlegen Anlaß hatte. Man muß mit einem seiner Bewunderer wie gerade hier von ihm sagen: „Es ist entschieden zu beklagen, daß Lavater nicht mehr Zucht gegen sich selbst geübt und die Schlafrockmanier (wie er selbst sie nennt) bekämpft hat.“

Von dem metrischen Bau abgesehen, kann man der Form der Lavaterschen Dichtungen keinen Vorwurf machen. Die Sprache fließt rein und leicht dahin. Silbenmaß und Reim beherrscht der Dichter spielend. Aber der Inhalt ist gar oft versifizierte Prosa. Wie seine Prosa bilderreich und poetisch im höchsten Maße war, so ist seine Poesie oft trocken reflektierend, lehrhaft abhandelnd. J. P. Lange hat treffend über Lavaters Lieder geurteilt: „Sie haben meist das Merkmal rhetorischer Diktion; der geistliche Redner stört oft den Dichter, das Feuer kommt dann nicht zur Ruhe der Feier.“ Doch soll daneben J. A. Rambachs Urteil aus seiner Anthologie V, 1832 S. 6 nicht verschwiegen bleiben. Er sagt: „Lavater bekämpfet insonderheit durch seine, wenn auch hie und da im Übermaße sich

ergießende Empfindungsfülle, durch seine hinreißende Lebendigkeit, wie durch die ihm ganz eigentümliche Sprache einer herzgewinnenden Milde und Freundlichkeit eine der ersten Stellen unter den Dichtern nicht allein dieser, sondern aller vorhergehenden Perioden."

Gewiß sind Lavaters Lieder der treueste Spiegel seiner Persönlichkeit. Wie nach ihren Schattenseiten, so stellt sie auch nach ihren Lichtseiten sich in ihnen unverhüllt dar. Und diese Lichtseiten wollen wir, nachdem wir seither die Schattenseiten offen aufgewiesen haben, hier zusammenfassend darzulegen suchen. Zunächst: wie in seinem Leben und Wirken, so ist auch in seiner Poesie Christus der Mittelpunkt. Dadurch erhebt diese Poesie sich hoch über die breite Masse zeitgenössischer religiöser Dichtung. Überall ist in Lavaters Leben und Dichtung Christus Weg, Wahrheit und Leben. Hat er die menschliche Seite in des Heilandes Person gern hervorgehoben, so hat er doch die göttliche darum nicht im entferntesten zurücktreten lassen. Er wirbt für den Heiland auch im Liede. Schon in seinen Erstlingsgesängen giebt er — und das ist etwas Prophetisches in seiner Dichtung — dem **Missionsgedanken** Ausdruck. Hierfür ist auch sein Toleranzlied bezeichnend. Es stellt nicht im geringsten die Religionen als gleichberechtigt hin. Es ist ein ergreifendes Gebet um den Sieg Christi:

O möchten alle Zungen preisen
und alle Herzen fühlen dich,
auf tausendmal zehntausend Weisen
freun alle Seelen deiner sich,
dein, o du aller Seelen Freund,
der alle Seelen einst vereint.
Gieb jedem Menschenangesicht
der Strahlen mehr von deinem Licht!
Daß ein Hirt nur und eine Herde,
geführt an deiner Liebe Band,
aus allen Gottesehrern werde,
steht, Jesus Christ, in deiner Hand!
Nur du machst alle Nächte hell,
vollend, o Allvollender, schnell!

So wird gerade das Toleranzlied bei Lavater zum Christuslied, zum Missionslied. (Das Lied steht im „Christlichen Dichter", 42. Stück vom 15. Hornung 1765.)

Sind Lavaters Lieder in erster Linie Seelsorgelieder, einzelnen oft einzigartigen Fällen und Lagen nachgehend und nachspürend, sind sie demgemäß in reichem Umfange Lieder für Leidende, so geht Lavater doch brüderlich mit besonderem Ernste auf die Anliegen und Anfechtungen des **inneren Lebens** ein. Jakobskämpfe, Erlebnisse dessen, was Römer 7 und 8 enthalten, die Geheimnisse der Sünde und die Geheimnisse des mit Christo in Gott verborgenen Lebens kennt und nennt er und bietet sich suchenden, ringenden Seelen zum Seelsorger und Führer an.

Nach dem allen ist es kein Wunder, daß Lavaters Lieder zu ihrer Zeit in reichem Maße in die Gesangbücher Aufnahme fanden. Er war gleichsam der religiöse Genius seiner Zeit. Gerade der Blick auf ihn und seine Dichtungen wird manchem die Notwendigkeit der Ersetzung alter, altmodischer Gesangbücher durch neue moderne um so dringlicher gemacht haben. Und es war wahrlich nicht das schlechteste Gut, das aus Lavaters Liederwerken in die Gesangbücher kam. Als dann nach der Zeit des Rationalismus die Gesangbuchsreform begann, dachte man nicht daran, etwa Lavaters Lieder auszuwerfen. Im Gegenteil, Lavater war eine Persönlichkeit, auf welche beide Richtungen, die aufklärerische wie die auf den alten Glauben zurückgehende, sich wohl vereinigen konnten und thatsächlich vereinigten. So hat z. B. das Hamburger Gesangbuch vom Jahre 1843 von Lavater 23

Lieder, das Württembergische von 1841 deren 15, das Rheinisch-Westfälische von 1834 elf. Natürlich nahm auch Albert *Knapp* viele Lavatersche Lieder in seinen Liederschatz auf, wie denn überhaupt Knapp für seine Zeit das war, was Lavater für die seine. Als Dichter war Lavater in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, was Knapp in der ersten Hälfte des 19. Auf ihre Zeit wirkten beide stark ein, aber ihre Zeit auch auf sie, „was die Zeit bringt, geht mit ihr unter". Beider Dichtungen werden heute wohl in diesem oder jenem einzelnen Liede noch geschätzt, *als Ganzes aber nicht mehr gelesen*. Wie anders steht es dagegen heute z. B. mit Lavaters Zeitgenossen, M. Claudius, und mit Knapps Zeitgenossen, Ph. Spitta!

Als in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine neue Bewegung auf dem Gebiete der Gesangbuchsreform um sich griff, wurden die Lavaterschen Lieder bis auf einige wenige aus dem kirchlichen Liederschatze beseitigt. Das ist auch durch die Gesangbuchsreform der achtziger und der folgenden Jahre nicht anders geworden. Die Bearbeitung des Bunsenschen Gesangbuchs von Fischer (1881) hat unter 690 Liedern eins von Lavater: „Fortgekämpft und fortgerungen." Dieses ist verhältnismäßig weit verbreitet. Auch Elsaß-Lothringen hat es dazu das Osterlied „Auferstanden, auferstanden", also im Ganzen zwei. Diese stehen beide auch im Brandenburgischen Gesangbuche, dazu noch zwei andere. Einige Gesangbücher haben das Witwenlied Lavaters „Auf Gott nur will ich sehen." Das Rheinisch-Westfälische Gesangbuch von 1893 hat ein einziges Lavatersches Lied: „Gern in alles mich zu fügen." Das Lied steht im „Zweiten Fünfzig" vom Jahre 1771 unter Nr. 47 mit dem Anfange „Unter alles mich zu schmiegen" und der Überschrift: Demut. Das erste Gesangbuch, in welchem ich es fand, ist das Bergische, Elberfeld 1808 (in 4 Strophen). Von hier ist es verändert in das Rheinisch-Westfälische Gesangbuch von 1834 übergegangen, und dessen Redaktion des Liedes hat das von 1893 herübergenommen. Sonst hat sich das Lied nicht verbreitet. Nur noch in Knapps Liederschatze fand ich es. Aber in der Rheinisch-Westfälischen Kirche hat es insofern eine Bedeutung bekommen, als es das erste Lied ist, welches die Diakonissen, die in den Mutterhäusern von Kaiserswerth und Witten eintreten, auswendig lernen, eine Art Programm des weiblichen Dienstes der Liebe in der Gemeinde.

Wenn die neueste Ausgabe des Berliner Liederschatzes unter ihren 1840 Nummern 17 Lavatersche hat, so liegt das daran, daß sie aus den ersten Ausgaben dieses Buches herübergenommen sind. Sie sind meist wenig bekannt.

Nicht nur also, daß Lavater seit einem halben Jahrhundert in die Kirchengesangbücher nur sehr spärliche Aufnahme gefunden hat, es herrscht auch bei den wenigen Liedern, die von ihm aufgenommen sind, keine Einhelligkeit in den Büchern: diese bevorzugen dieses, jene ein anderes. Ein eigentlich und einzig durchschlagendes Lied giebt es von ihm nicht. Viele kirchliche Dichter sind heute nur mit einem (so Rinckart, Fleming) oder zwei Liedern (so Weißel) in den Gesangbüchern vertreten. Aber welches diese Lieder seien, darüber kann nie und nirgends ein Zweifel sein. Anders bei Lavater. Am meisten verdient wohl das Lied „*Fortgekämpft und fortgerungen*" einhellige Aufnahme. Es steht unter den ersten fünfzig Liedern, die 1771 erschienen, als Nr. 31 mit der Überschrift: „Stärkung in tiefer Dunkelheit" und einer Einleitung, die mit den Worten beginnt: „Dieses Lied ist für Leute, die von Gott verlassen zu sein glauben." Das Lied findet sich im Berliner Liederschatze von 1832 und im Württembergischen Gesangbuche von 1841.

Karl Gerok tröstete sich mit ihm auf seinem Sterbebette, als auf eine Nacht voll Licht und Kraft in Gottes Wort und Abendmahl noch ein Vormittag schweren Leidens folgte.

Im Jahre 1792 gab ein Ungenannter in Basel „Auserlesene christliche Lieder" von Lavater heraus. Er sagt darin, daß die Gesamtzahl der Lieder sich auf ungefähr siebenhundert belaufe. Wenn von diesen heute noch etwa eins bis vier in den Gesangbüchern sich finden, so ist das gewiß wenig. Aber Lavater teilt dies Los mit sehr vielen anderen Kirchenliederdichtern. Und wenn dieser Männer Gedächtnis lediglich durch das eine oder andere ihrer Lieder in der christlichen Gemeinde lebendig erhalten wird, so hat Lavater doch unendlich viel vor ihnen voraus: das Bild seiner erdgesegneten Persönlichkeit wirkt anziehend und vorbildlich bis in unsere Tage. Was er war, ist mehr, als was er wirkte. Dürfen wir so den Segen seiner Persönlichkeit für die Gegenwart hoch anschlagen, so wollen wir doch auch des Segens dankbar uns freuen, den heute noch einzelne seiner Lieder für weite Kreise entfalten.

Die neue Erlöserkirche zu Münster i. W.

von **Julius Smend.**

Das westfälische Münster zählt wie Braunschweig und Hildesheim zu denjenigen norddeutschen Residenz-Städten, die sich ihren alten einheitlichen Charakter im Inneren noch wesentlich erhalten haben und in ihrer ganzen Erscheinung die bedeutsamsten Züge ihrer Geschichte noch deutlich zum Ausdruck bringen. Der Reichtum an hervorragenden Kirchen- und Profanbauten, an Laubengängen, Adelspalästen und Giebelhäusern macht einen Gang durch die Straßen Münsters dem Blättern in einem kunstgeschichtlichen Atlas ähnlich, und die sich ankündigende Umwandlung in eine moderne Großstadt würde dem Beschauer wie Barbarei vorkommen, wenn er sie überhaupt für möglich hielte. Münster ist eine Beamten- und Militärstadt, auch ein Zentrum gelehrter Schulen, und doch vor allem und wesentlich Bischofsstadt, ja in ihrem ganzen Gepräge auf kirchliche Schaustellungen, Prozessionen und andere geistliche Aufzüge hinweisend. In gewissen Teilen der inneren Stadt umfängt uns etwas wie ein beständiges Beieinander von Glockenton, Kerzenschein und Weihrauchduft. Die ganze, von hohen, herrlich beschnittenen Wällen umgebene, vielgetürmte Metropole überragt der gewaltige durchbrochene Turmhelm der alten Bürgerschafts-Kirche zum hl. Lambertus, einer der schönsten gotischen Hallenkirchen in Deutschland; aber erst seit wenigen Jahren hat dieser Turm des alten, schiefen, doch interessanteren Vorgängers Platz eingenommen, an dessen Gemäuer in schwindelnder Höhe drei eiserne Körbe hingen, eine denkwürdige und grausige Geschichte erzählend. Es ist dem Befehle der preußischen Regierung zu danken, daß diese Käfige dem neuen Turm trotz der Abneigung der Geistlichkeit wieder angeheftet worden sind. So bleiben der Nachwelt diese sichtbaren Zeugen des blutigen Sieges der Kirche über die Wiedertäufer, oder wie sie lieber sagt, über die Reformation, erhalten — ohne Zweifel eine der volkstümlichsten Sehenswürdigkeiten für das umwohnende gut katholische und übrigens ehrenfeste Volk.

Auch Münster war der Reformation zugefallen, und die durch den hervorragenden, von allgemeiner Gunst getragenen Prediger Bernhard Rothmann geleitete Bewegung wurde 1532 vom Bischof anerkannt. Wir sagen nichts Neues mit der

Behauptung. Wär es dabei verblieben, die ganze Geschichte Deutschlands hätte ein völlig anderes Gesicht bekommen! Statt dessen brachte der in furchtbarer Katastrophe endende wiedertäuferische Taumel der evangelischen Sache in Stadt und Land den Todesstreich. Wiewohl Münster selbst noch neue Blutezeit erlebte, teils mit, teils gegen seiner Bischöfe Hand, ja Tage glänzenden Aufschwungs aus Anlaß des westfälischen Friedenskongresses, bis Bernhard von Galen ihm die Freiheit



nahm und es für die Folge zu der Rolle einer stillen Landstadt verurteilte. — dem Evangelium blieben die Thore gesperrt und die Käfige der Aufrührer am Lambertiturm schienen auch minder wilden Feinden der Kirche mit grausamer Qual zu drohen. Vereinzelte Protestanten wagten sich in das Weichbild der Stadt hinein, so der Magus des Nordens, Hamann, und andere Fremde der in

der Nähe wohnenden Fürstin Galitzin wie Friedrich Leopold von Stolberg. Aber wenn Hamann noch trotz seines Bekenntnisses von Jesuiten zu Grabe getragen wurde (1788), so trat Stolberg zwölf Jahre später im Dom von Münster zum Katholizismus über. Da kam eine neue Zeit.

Am 3. August 1802 rückte Blücher in Münster ein und nahm das Hochstift für Preußen in Besitz. Juden hatte es immer in der Stadt gegeben, wie diese denn stets in allen Bischofsitzen wertgeschätzte Geldvermittler waren; an jenem Tage sahen die Münsteraner zum ersten Mal evangelische Christen. Am Anfang des folgenden Jahres begann die Bildung einer Gemeinde, ihre obrigkeitliche Anerkennung brachte das Frühjahr 1805. Unter etwa 16000 Einwohnern zählte man 1818 334 Evangelische. Aber erst seit dem 31. März 1822 besaß die Gemeinde in der ihr vom Staat zugewiesenen ehemaligen Minoritenkirche inmitten der Stadt ein eigenes Gotteshaus. Diese geräumige und freundliche Hallenkirche mit unscheinbarem Dachreiter und unverhältnismäßig großem Hochchor erhielt im Lauf der Zeit schwere unschöne Emporen und bot trotzdem auch bei beständiger Vermehrung der Gottesdienste nicht Raum genug. Inzwischen wuchs die Gemeinde schnell heran. Männer wie Vincke und Stein gehörten ihr an und gaben ihr Halt und Bewußtsein. Ihre Schulen erwarben ihr allgemeines Ansehen, nicht minder ein reiches Anstalts- und Vereinsleben. Ja in der kunstgeschichtlich so [illegible] Stadt fiel wenigstens die Pflege der Tonkunst in protestantische Hände, so daß in dem Konzertsaal des wunderbar schönen Rathauses vor allem dank der ausgezeichneten künstlerischen Persönlichkeit J. O. Grimms Händel und Bach die meistgepflegten Meister waren. Vor fünf Jahren betrug die Zahl der Evangelischen rund 10000. Aber man hatte auch längst den Bau einer zweiten Kirche in Anregung gebracht, und nunmehr ist dies Werk vollendet.

War es schon durch die Sachlage an die Hand gegeben, daß diese erste von Evangelischen erbaute Kirche nicht im Innern der Stadt Platz fand, so mochte ihre Errichtung vor den Toren die ohnehin gewaltig erregte katholische Bevölkerung wenigstens in etwa beschwichtigen. Jedenfalls konnte dem Bedürfnis nicht besser gedient werden als durch die Wahl eines Grundstücks zwischen der Stadt und dem stärkstbevölkerten Vorort (St. Mauritz), und der Umstand, daß diese Lage jedem Fremden, der den Zentralbahnhof verläßt, sofort die neue evangelische Kirche vor Augen stellen mußte, konnte die Gemeinde nicht hindern, den vom Eisenbahnfiskus angebotenen Bauplatz für 88600 Mark zu erwerben. Die ganze Gunst der Lage ließ sich Anfangs nicht einmal übersehen; sie ist erst jetzt durch neue Straßenanlagen zur Geltung gekommen.

Den Plan entwarf der jetzige Kreis-Bauinspektor Held in Bartenstein, früher in Münster, in dessen Händen anfangs auch die Bauleitung lag. Als sehr ungünstig erwies sich der Baugrund, der erhebliche Sandschüttung nötig machte. Als Held Münster verließ, war die Kirche bis zum Sockel fertig. Regierungsbaumeister Siebold aus Bethel-Bielefeld übernahm das Werk und führte es, nach mancherlei Abänderungen des ursprünglichen Planes zu Ende. Am 20. Oktober 1898 war die Grundsteinlegung vorgenommen worden, am 31. Oktober 1900 fand die Einweihung statt. Die Kosten beliefen sich einschließlich innerer Einrichtung, Orgel und Glocken, auf 275000 Mark, 80000 schenkte der Kaiser.

Leider steht uns der Grundriß der Kirche nicht zu Gebote. Er ist genau dem Bauplatze angepaßt und stellt eine gotische Hallenkirche von einschiffiger Kreuzanlage dar mit schmalen gewölbten Seitengängen im Hauptschiff. Die Kirche ist

nicht orientiert, 40 Meter lang und 20 Meter breit. Die Scheitelhöhe des Gewölbes beträgt $18^1/_2$ Meter, der Turm ist 52 Meter hoch. Die Zahl der Sitzplätze beläuft sich auf 1100, es ist dafür gesorgt, daß fast von jedem Platze aus Kanzel und Altar gesehen werden können. Die Akustik ist gut.



Die Fassade wirkt durch die unsymmetrische Anordnung interessant. Der seitlich gestellte Turm beherrscht jede der beiden Hauptfronten und nimmt sich auch von fern her überaus günstig aus. Die Hauptzugänge führen durch den Turm und durch die an der Hauptfassade (Süden) dem Portal vorgelegte Vorhalle, Nebeneingänge sind an den Längsseiten in der Nähe des Chores. Die Treppen

häuser sind durch Turmbekrönungen geziert, die den Nebeneingängen angegliederten Räume, Warteraum und Sakristei, sind nach außen hin als gesonderte Bauten gekennzeichnet. Die Außenmauern wurden aus Ziegelsteinen mit Verblendung ausgeführt, die Architekturteile aus Teutoburger Wald-Sandstein. Recht imposant ist die wohlgegliederte und schön umrahmte Rose über dem Hauptportal. Zwischen den zierlichen Ukeengiebeln des Hauptturms erfreuen das Auge vier elegante Ecktürmchen mit ihren von einem Säulenrund getragenen Spitzdächern. Die schlanke Turmspitze krönt ein hübsch verziertes Kreuz.

Das Innere der Kirche zeigt ein reiches hochgewölbtes dreijochiges Hauptschiff, und im Anschluß an die beiden letzten Joche kurze Kreuzarme mit Emporen von weiten Kreuzkappen überspannt. Den Chorraum trennt vom Hauptschiff ein breiter, schräggestellter Triumphbogen. Die Emporen erheben sich bis zu etwa einem Drittel der Schiffshöhe. Die sämtlichen Architekturteile mit Ausnahme der Säulen des Erdgeschosses sind in Verblendung ausgeführt, ebenso die Rippen der reichen Sterngewölbe und die Emporenbrüstungen. Die Flächen der Wände und Gewölbe wurden künstlich gerauht, an passenden Stellen aber mit glatten Putzstreifen zur Aufnahme von Malereien durchbrochen. Nur das Chor wurde ganz flach geputzt wegen der hier viel reicheren Malerei. Eine bedeutende Wirkung eignet den beiden Riesenfenstern des Querschiffes.

Die drei Chorfenster zeigen den gen Himmel fahrenden Christus von seinen Jüngern umgeben, links Johannes den Täufer als den Prediger der Buße, rechts Paulus als den des Glaubens. Den Triumphbogen schmückt oben das Brustbild des Erlösers, rechts und links die vier großen Propheten mit Spruchbändern und entsprechenden Sprüchen. Die nicht von Fenstern durchbrochenen Wände des Chores bieten in ihren oberen Teilen zwischen reichem Ornament links die Kreuzigung, rechts die Grablegung, nach Schnorr von Carolsfeld. Der breite Fries unter den Fenstern besteht aus einem Engelreigen und ist mit dem „Heilig, heilig" geschmückt. Unter diesem Fries reiche Teppichmalerei.

Altar, Kanzel und Taufstein, in französischem Kalkstein ausgeführt, sind kostbare Stiftungen, ebenso das etwas weltliche Altarbild von Professor Paul Händler in Berlin, den Auferstandenen mit Maria Magdalena darstellend. Das Relief an der Kanzelbrüstung bildet die Bergpredigt ab. Die gesamte malerische Ornamentik ist der heimischen Flora entlehnt, nur daß diese dem Baustil entsprechend stilisiert worden ist.

Die Orgel, ein Werk von 37 klingenden Stimmen (P. Furtwängler und Hammer in Hannover) steht auf der Empore am Turm, ist aber so gebaut, daß die große Rose an der Frontseite — König David in Prunkgewand und Krone die Harfe spielend — zwischen zwei seitlichen Aufbauten des Prospekts sichtbar bleibt.

Auch die Nebenräume der Kirche sind vor allem durch bunte Fenster reich geschmückt. Den Warteraum zieren die Bilder der vier Reformatoren, die 4 Sakristeifenster bieten sinnreiche Sprüche in deutscher, lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache.

Das Geläut aus Bronzeglocken (Ulrich in Apolda) gibt in den Tönen h d e melodischen Klang. Die Kirche wird elektrisch beleuchtet durch zwei mächtige Doppelkronleuchter im Querschiff, durch Standleuchter auf den Emporen, durch Armleuchter und zahlreiche Glasblumenglocken. Die Niederdruck-Dampfheizung wurde

von der Firma Arendt, Mildner und Evers in Hannover hergerichtet, das Uhrwerk ist von J. F. Weule in Bockenem am Harz.

Die größten künstlerischen Verdienste fallen außer den Architekten dem Maler August Mause in Dortmund, dem Bildhauer Hartinghaus in Rheda und dem Glasmaler Viktor von der Forst in Münster zu.

Eins muß noch besonders erwähnt werden. Die alte Kirche hat wenigstens noch Ehrensitze für das Presbyterium, für den kommandierenden General und den Oberpräsidenten der Provinz sowie besondere Plätze für die Schüler, die neue Kirche enthält nur Freiplätze! —

Wie auf unsere Leser der Anblick des Innern der Erlöserkirche wirken mag, entzieht sich unserer Beurteilung. Die katholischen Bewohner Münsters werden etwas Ketzerisches an der Einrichtung und Ausstattung des schönen Gotteshauses nicht entdecken. Das mag man immerhin bedauern, zumal da diese Kirche als nicht spezifisch evangelisch im Wettstreit mit den wundervollen katholischen Kirchen der Stadt naturgemäß doch den Kürzeren zieht. Freuen wir uns gleichwohl der würdigen Errungenschaft unserer dortigen Glaubensgenossen und wünschen wir der neuen Stätte evangelischen Zeugnisses den schönsten Schmuck, eine treue, allzeit dankbare Gemeinde, an der sich das Wort erfüllt: „Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden." (Spr. 16,7.)

Das Catzenelnbogener Gesangbuch von 1633 und die Marburger Gesangbücher aus der Zeit von 1635 bis 1668

von Lic. Dr. **Wilhelm Diehl**, Pfarrer zu Hirschhorn a. N.

Daß die Geschichte der hessischen Gesangbücher sehr im Argen liegt, darüber herrscht unter allen, die sich mit dieser Materie zu beschäftigen haben, die größte Übereinstimmung. Will sich ein Fernerstehender von dieser unleugbaren Thatsache überzeugen, so braucht man ihm bloß einmal die zweifelhaften Artikel, die da oder dort dem theologischen Publikum über die hessischen Gesangbücher vorgelegt worden sind, in das Licht der Kritik zu rücken. Trotzdem schon vor über 50 Jahren in der Darmstädter Hofbibliothek ein Gesangbüchlein aus dem Jahre 1633 aufbewahrt wurde, das den ganz bestimmten Titel trug „Gesangbüchlein ... zugerichtet für die hessischen Kirchen der Obergrafschaft Catzenelnbogen und Herrschaft Epstein", kann man in Wilhelm Baurs Schrift „Das Kirchenlied in seiner Geschichte und Bedeutung zur Belehrung der Gesangbuchsfrage im Großherzogtum Hessen 1852" lesen, daß wir bis 1677 keine Kunde von einem hessischen Gesangbuch hätten, und diesen Satz in der Abschwächung, daß wenigstens kein Gesangbuch von offizieller Bedeutung da gewesen sei, noch in Krätzinger (Dieffenbach) und was die jüngst (1885) Köhler (Kirchenrecht der ev. Kirche des Großh. Hessen 1884) und anderen ausgesprochen finden. Trotzdem ferner dieselbe Bibliothek seit Jahrzehnten die Gesangbuchsexemplare der hessischen Fürsten aufbewahrt und so die Möglichkeit gewährt, durch eingehendes Studium hinter die innere Geschichte der hessischen Gesangbücher zu kommen, ist bis zur Stunde dieses interessante Gebiet gleichsam nur aus der Vogelschau besichtigt worden. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn uns in Büchern hessischer Geschichten in Bezug auf Einzelheiten mitunter die merkwürdigsten Behauptungen über die Vergangenheit ihres Landesgesangbuchs begegnen. Sind es doch zumeist fremde Quellen, aus denen sie geschöpft, Quellen, die lange nicht an die Bedeutung der Materialien heranragen, die in ihrem selbst zumeist in Darmstadt noch unbenutzt lagern. Sie allein konnte

es z. B. kommen, daß man von einem von Zühlenschen Gesangbuch redet und dies von einem Kammerrat von Zühlen (der nie existiert hat) verfaßt sein läßt, daß man ein anderes einem Superintendenten von Georg Weberan zuschreibt, trotzdem alle geschichtlichen Voraussetzungen zur bloßen Möglichkeit dieses Superintendentenamtes fehlen, daß man über das Marburger Gesangbuch die abenteuerlichsten Theorien aufstellt und, was die Hauptsache ist, sich in Fragen, über welche ein ganz ausführliches Material vorliegt, wie der nach den Entstehungsverhältnissen der Gesangbücher von Ouvrier und Krämer mit ein paar dürftigen Notizen von Amsen abquält.

Es ist Zeit, daß wenigstens ein Teil dieses Dunkels falle. Wir wollen mit einigen Arbeiten, die allerdings zum Teil sehr mühsame Ursprünge hinter sich haben, einen bescheidenen Beitrag dazu liefern, hier zum ersten mit einer Studie über das Marburger Gesangbuch vor 1681.

I.

Nach der bisherigen Ansicht verläuft die Geschichte der hessischen Gesangbücher in folgenden Stadien. Zuerst erscheint 1625 ein zu Darmstadt gedrucktes Gesangbuch. Ihm kommt aber nur ein offiziöser Charakter zu. Eine weitere Bearbeitung von ihm erscheint 1633 in Frankfurt, von der sich dann zwei Marburger Auflagen abzweigen. Das Kirchenregiment plant dann um 1675 die Herstellung eines einheitlichen Landesgesangbuchs, stößt aber dabei auf Schwierigkeiten. Es begnügt sich daraufhin damit, den Superintendenten Menzer von Darmstadt mit der Herstellung eines kompendiösen Gesangbuches zu beauftragen, einer völlig neuen Arbeit, die 1677 im Druck vorliegt. Bald darauf giebt auch der Superintendent Rudrauff in Gießen 1681 ein neues Gesangbuch heraus, das dann in Marburg nachgedruckt, unter dem Namen Marburger Gesangbuch dem Darmstädtischen Gesangbuch Menzers den Rang abzulaufen unternimmt. Die dadurch entstandene Differenz zwischen der Obergrafschaft (Darmstadt) und Oberhessen (Gießen) sucht Landgraf Ernst Ludwig durch eine Gesangbuchsredaktion Rambachs (1733) zu beseitigen, dringt aber mit seinem Streben nicht durch. So bleibt es denn dabei, daß das Menzersche Darmstädter Gesangbuch, das 1690 eine Erweiterung erfahren hat, in der Obergrafschaft unter dem Titel das neueste und vollständigste Darmstädtische Gesangbuch weitere Auflagen erlebt, bis es dann nach einem fehlgeschlagenen Gesangbuchsunternehmen der Landgräfin Caroline (Gesangbuch Ouvriers) durch das von Konsistorialrat Krämer abgefaßte „Allgemeine Landesgesangbuch“ 1769 zugleich mit dem in Oberhessen noch gebräuchlichen alten Marburger Gesangbuch abgelöst wird.

Wenn wir unsere Arbeit überschrieben haben „die Marburger Gesangbücher aus der Zeit von 1635—1668“, so stellen wir uns dieser eben entwickelten Geschichte des hessischen Gesangbuches schroff gegenüber. Wir behaupten die Existenz von Gesangbüchern, welche sich Marburger nennen und unter dem Titel „Marburger Gesangbücher“ gebraucht wurden, in einer Zeit, da Rudrauff sein „Marburger Gesangbuch“ noch gar nicht verfaßt hatte. Ist die in dieser Überschrift enthaltene Behauptung richtig, dann nimmt die Geschichte des hessischen Gesangbuchs nicht bloß einen ganz anderen Verlauf, als man bisher annahm, sondern es stellen sich ganz neue Probleme für die Forschung.

Die Behauptung ist richtig. Die Darmstädter Hofbibliothek bewahrt einige Gesangbücher aus den Jahren 1651, 1653, 1658, 1661 und 1668, die sich als Marburger Gesangbüchlein bezeichnen und zu dem ebenfalls dort aufbewahrten ältesten Gesangbuch der Obergrafschaft Catzenelnbogen (d. h. der Superintendentur Darmstadt) und dessen späteren Auflagen in einem ganz merkwürdigen Abhängigkeitsverhältnis stehen. Wir haben also zu fragen: wie stehts mit diesen Marburger Gesangbüchern, wie stehts vor allem mit deren Verhältnis zu anderen hessischen Gesangbüchern dieser Zeit? Wir beginnen mit einer Bibliographie der im Betracht kommenden Exemplare. Es handelt sich um:

A. Gesangbuch Christlicher Psalmen und Kirchen Lieder Herrn D. Mart. Luth. und anderer Gottseligen Lehrer und frommen Christen. Von newem übersehen | und nach der Jahrzeit und Herrn Luth. Catechismo fein ordentlich zugerichtet für

die Hessische Kirchen der obern Graffschafft Catzen Elnbogen und Herrschafft Epstein / wie auch andere / so der ungeenderten Augspurgischen Confession sind zugethan Franckfurt bey Johan Nicolaus Stolzenberger / in Verlegung Zacharias Chamentz / Buchh. in Darmbstatt Im Jahr 1633 Auf der zweiten Seite sind drei Sätze aus Psalm 148, 149 und 150 sowie eines aus Augustinus („laudate Dominum, cantet vox, cantet vita, cantent facta“) abgedruckt. Dann folgt eine sieben Seiten lange Vorrede, verfaßt von dem 1628 ins Darmstädter Superintendentenamt gekommenen und darin 1632 verstorbenen Tobias Pfaustraeus und eine 20 Seiten umfassende Tabula der Lieder die auf die einzelnen Sonn- und Festtage sowie in den Nebengottesdiensten gesungen werden können. Nach diesen Abschnitten beginnt die Paginierung des Buches (Seite 1 bis 555) und auf ihren einzelnen Seiten der Reihe nach die Mitteilung 1. der Introitusgesänge, 2. der Festlieder „nach Ordnung derselben und anderer Jahrzeit“ (Advent, Weihnachten, Neujahr, Passion, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Dreifaltigkeit), 3. der „Catechismus Gesäng“ (von den Zehen Gebotten, vom Glauben, vom Vatter Unser, von der h. Tauff, von dem h. Abendmahl, Catechismusgesang), 4. des Psalters David, 5. der Geistreichen Lehrgesäng (vom Fall und Erlösung Menschlichen Geschlechts, vom Gesätz und Evangelio, von Christo und seinen Wolthaten, wider die Feinde deß Glaubens u. s. w.), 6. der Bett-, Klag- und Bußlieder allerhandt Zuständt / Noth und Anliegen der Christenheit betreffendt, 7. Lob- und Dancklieder / sampt den Morgen und Abend- / Item Tischgesäng und dergleichen, 8. der Leichgesäng. Hieran schließt sich wiederum außerhalb der Paginierung ein Register der Lieder in alphabetischer Ordnung (14 Seiten) und der Vermerk „Franckfurt am Mayn / bey Johann Nicolaus Stoltzenberger / In Verlag / Zacharias Chamentz / Buchh. in Darmbstatt / 1633“.

B. Gesangbüchlein Christlicher Psalmen / und Kirchen Lieder Herrn D. Martin Luthers / und anderer Gottseliger Lehrer und Christen Von newem ubersehen / und mit etlichen schönen Liedern so in unsern Kirchen und auch anderswo gebräuchlich / vermehret und gebessert. Marpurg Bey Caspar Chemlin M D C XXXV. Auf der zweiten Seite stehen wie in der Ausgabe von 1633 die drei Sätze aus Augustin und das aus Psalm 149 und 150. Die Vorrede umfaßt 4, die Tabula 26 Seiten, sie sind beide nicht paginiert. Hierauf folgen in denselben Abschnitten wie 1633 die Lieder auf 488 Seiten und auf 12 unpaginierten Seiten das Register, sowie auf 16 gleichfalls unpaginierten Seiten eine Sammlung kleiner Morgen-, Abend- und Tagesgebete. Als Anhang ist unserem Exemplar beigebunden: 1. Christliches Gebetbüchlein / Morgen und Abends Auch vor allerhandt Noth und Anligen der gantzen Christenheit / Auff jetzige Zeit gerichtet / kurtz zusammen getragen Sampt den sieben Bußpsalmen Marpurg / Verlegt von Casp. Chemlin 1636. (120 Seiten). 2. Gebet und Seufftzer / deren sich zum theil die Christliche Jugent / zum theil jedermänniglich neben denen / aus Fürstlicher Landväterlicher Fürsorge / in den Fürstlichen Hessen Darmstadischen Landen angestellten Bußtagen und Betstunden / gebrauchen kan und soll Gedruckt zu Marpurg durch Caspar Chemlin Anno M D C XXXV (35 Seiten unpaginiert). 3. Beichtbüchlein oder Anleitung auff die Beicht und Christliche Vorbereitung zum heyligen Abendmahl / für die Kinder / so zum erstenmal hinzugehen / in wenige Fragen verfasset Getruckt zu Marpurg / Durch Caspar Chemlin Im Jahr 1636 (unpag. 14 S.)

C. Gesangbüchlein Christlicher Psalmen und Geistlicher Lieder / deß Hocherleuchten Manns Gottes D. Martin Luthers / und anderer Gottseliger Lehrer und frommer Christen Jetzo auffs New zusammen getragen / und mit etlichen vornemen Liedern / welche in Christlichen Versamblungen gebräuchlich vermehret und gezieret Marpurg / bey Nicolaus Hampein / Im Jahre 1635 Auf der Rückseite des Titelblatts befindet sich Luthers Bild mit der Überschrift Unterschrift: Warnung D. Mart. Luthers. Viel falscher Meister jetzt Lieder dichten / Sich dich für / und lern sie recht richten Wo Gott hin bawt sein Kirch und Wort / Da will der Teuffel seyn mit Trug und Mord Die Vorrede umfaßt 8 Seiten. Auf sie folgt eine ebenfalls unpaginierte 13seitige Tabula

gehörte der Prinzessin Augusta Magdalena. Es enthält außer dem Namen dieser Fürstin den Eintrag: Dieses ist meines (?) Gesangbuch gewesen, welches mir Ihr Gn. meine Seelige Frau Mutter gegeben Anno 1665.

I. Erneuert und vermehrtes Marpurger Gesang-Büchlein / Christlicher Psalmen und Kirchen-Lieder, Herrn D. M. Luthers / und anderer gottseligen Lehrer und frommer Christen. Von neuem übersehen / und mit etlichen schönen Gesängen / so hier und anderswo gebräuchlich vermehret und auf vieler Christlicher Leute und Sing-Schüler Begehren in diese geschmeidige Form gebracht. Sampt einem Anhang vieler neuen Lieder / so vormals in diesem Gesang-Büchlein nie gefunden worden / und zweyen ordentlichen Registern. Franckfurt / Bey Anth. Hummen S. Erben M DC LXIX. Auf der Rückseite die beiden Devisen aus B. hierauf eine Tabula (unpag.) von 14 Seiten, 620 Seiten Liedertext, von denen Seite 604 ff. auf den Anhang kommen, sowie ein unpaginiertes Register von 12 Seiten. Eine Vorrede fehlt.

In den vorliegenden Gesangbüchern haben wir also vor uns: ein Gesangbuch, das für die Obergrafschaft offizielle Bedeutung beansprucht, drei, die sich schlechthin als „Gesangbüchlein christlicher Psalmen“ einführen und fünf, die den Titel „Marburger Gesangbuch“ neben dem mehr oder weniger veränderten Titel der vorhergehenden Bücher tragen. Schon eine oberflächliche Betrachtung dieser einzelnen Exemplare zeigt uns, daß sie alle miteinander nur Überbleibsel von mehrfach und noch in ganz anderen Jahren als den angegebenen sowie bei ganz anderen Verlegern erschienenen Werken sind. Wir weisen auf die Vorreden. Das Gesangbuch von 1635 enthält eine zu Lebzeiten des Superintendenten Plautzius geschriebene Vorrede; da dieser bereits 1632 verstarb, vor 1628 aber noch kein Superintendent war, so ist der Beweis erbracht, daß das Gesangbüchlein von 1635 eine Neuauflage eines zwischen 1628 und 1632 bereits schon einmal mit derselben Vorrede erschienenen Gesangbüchleins für die Obergrafschaft ist. Aber auch dies letztere ältere Gesangbuch ist nicht eine editio prima. Sagt doch die Vorrede ganz deutlich: „Da dieses Gesangbüchlein im Jahr Christi 1625 in einem solchen kleinen Format und besserer Ordnung / als zuvor geschehen / allhier zu Darmbstatt gedruckt worden, ist es vielen Gottseligen lieber und angenehmer worden nit allein in dieser Graffschafft / sonder auch umher in der Nachbarschafft von Jungen und Alten / welche die Kirchengesänge iederzeit erkaufft / nützlich gebraucht / und bisher immer weiter begert worden“, weist sie doch damit auf das Jahr 1625 als Entstehungsjahr des Gesangbuchs in diesem Format und auf die Zeit vor 1625 für die Entstehung der bisherigen nicht in diesem Format und dieser neuen Ordnung befindlichen Ausgaben. Eben die nämlichen Beobachtungen machen wir bei der Vorrede des Gesangbuchs von 1658. Sie redet davon, daß von dem Verleger Caspar Vulpius in Gießen „vielmal ein Gesangbüchlein getruckt und in den Kirchen und Schulen des Ober-Fürstenthumbs Hessen / auch andern angehörigen und benachbarten Graf- und Herrschafften nützlich gebraucht und vor andern Gesangbüchern beliebet worden“ sei. Trotzdem ist keine der vielen übrigen Auflagen uns bekannt geworden und keines der anderen uns vorliegenden Marburger Gesangbücher bei Vulpius gedruckt. Ebenso redet die Ausgabe von Wilhelm Croedt aus 1661 von mannigfachen Drucken des Marburger Gesangbuchs, die anscheinend aus der allerneuesten Zeit stammen. Es will diesen „unachtsam verfertigten“ Ausgaben eine gegenüber stellen, die „nett, sauber und correct, mit zierlicher Schrifft und bequemen Format ausgerüstet“ ist und sonderlich für junge Leut paßt.

Werden mit diesen Worten, welche den Vorreden einzelner Exemplare entnommen sind und der Erforschung des Zusammenhangs derselben sehr weite Perspektiven stellen, die Schwierigkeiten unserer Aufgabe erhöht, so fehlt es doch auch nicht an konzentrierenden Momenten. Dieselben Vorreden, welche auf eine Fülle noch aufzusuchender Gesangbuchsausgaben hinweisen, schlagen auch zwischen einzelnen Ausgaben Brücken. So will das Gesangbuch B auf der Grundlage von A entstanden sein, wenn es sagt: „Demnach vor etlichen Jahren ein Gesangbüchlein zu Darmstatt getruckt / welches nicht allein in den Kirchen und

Schulen selbiger Graffschafft Catzenelnbogen / sondern auch andere benachbarten / vornehmen Orthen nützlichen gebraucht worden / und aber in demselben viel Lieder / so in hiesigen Kirchen gebräuchlich / nit gesungen werden. Als haben etzliche ... anhalten ein solches Gesangbüchlein darinnen ... auch hiesiger unserer Kirchen gebräuchlichste Gesänge begriffen weren / zu trucken". Es macht nur den Anspruch darauf, eine neue vermehrte und den Verhältnissen anderer Territorien angepaßte Ausgabe des alten Catzenelnbogener Gesangbuchs zu sein. Da diese Vorrede wörtlich in der Ausgabe von 1653 (F) wiederkehrt, so haben wir ein Recht zu vermuten, daß das Gesangbuch dieses Jahres mit B und durch B mit A in einem Zusammenhang der Abhängigkeit steht. Dies um so mehr, als die sklavische Übernahme der Vorrede von B in F sehr bedenklich erscheint, da sie nämlich im Jahre 1653 von dem Jahre 1633 als „etzliche Jahr" vorausliegend redet. Da das Gesangbuch von 1653 aber sich als Erneuertes Marburger Gesangbüchlein einführt, so haben wir hiermit schon auf dem äußerlichen Weg der Vergleichung der Vorreden gefunden, daß das Catzenelnbogener Gesangbuch von 1623 und das spätere Marburger Gesangbuch mit einander aufs engste verwandt sind. Dies zeigt sich übrigens auch noch in anderen Erscheinungen. Wir haben bei allen Gesangbüchern dieselbe Rubrikeneinteilung, ganz ähnlich lautende Titel, auf dieselbe Grundform zurückgehende Indices und, was besonders wichtig erscheint, der fast allen dieselben oder doch wenigstens ganz ähnliche Devisen (Sprüche aus Ps 149 und 150, sowie aus Augustin).

Zu diesen Beobachtungen kommt aber nun gerade bei den uns vorliegenden Exemplaren ein eminent wichtiges konzentrierendes Element in den handschriftlichen Einträgen. Wir stellen fest: 1. Landgraf Georg der Zweite, der Fürst, unter dessen Herrschaft und auf dessen Anregung hin Plaustrarius sein Catzenelnbogener Gesangbuch (2. Ausgabe von 1633) verfaßte, hat bis an sein Lebensende das Gesangbuch C benutzt, und zwar „in der Kirchen", nämlich zu Darmstadt, 2. Seine Gemahlin Sophie Eleonore benutzte bis 1661 das Gesangbuch D und von 1661 an C, 3. der Sohn beider, der spätere Landgraf Ludwig der Sechste, unter dessen Regierung das Marburger Gesangbuch erst entstanden sein soll, gebrauchte als Prinz und als Landgraf ein Marburger Gesangbuch von 1653, welches nach seiner Vorrede eine erneuerte Ausgabe des alten Catzenelnbogener Gesangbuchs sein will, 4. die Gemahlin Ludwigs des Sechsten erhält 1664 von ihrer Schwägerin ein Marburger Gesangbuch zum täglichen Gebrauch, 5. die Enkelin Georgs des Zweiten und Tochter Ludwigs des Sechsten schreibt in das Gesangbuch H, daß sie es von ihrer seligen Mutter erhalten habe. Diese Einträge aus derselben Familie zusammengenommen beweisen, daß man in der ganzen Regierungszeit des Landgrafen Georgs des Zweiten und jedenfalls auch im ersten Jahrzehnt der Regierung Ludwigs des Sechsten, also in der ganzen Zeit von 1626 bis 1670, das Marburger Gesangbuch als ein Pendant zu dem Gesangbüchlein der Psalmen, wie es 1633 erschien, und dem Catzenelnbogener Gesangbüchlein von 1623 und 1633 ansah. Mit andern Worten, man sah in ihm kein Gegenunternehmen gegen das alte Darmstädtische Gesangbuch, sondern dessen normalen Fortsetzer, der anstandslos sich der alten Vorreden und Devisen und Einteilungen aneignen durfte. Es ist dies Resultat, auf das schon ganz kurz meine „Geschichte des Gottesdienstes" hinwies, ohne Zweifel von einer gewissen Bedeutung.

(Fortsetzung folgt.)

Ein bedeutsamer liturgischer Schritt vorwärts im kirchlichen Leben Rigas

von **Carl Hunnius**

Die 3. Oktober-Woche ist bei uns in Rußland besonders feiertagsreich. Zwischen dem Feste der Thronbesteigung des regierenden Kaisers und dem zur Erinnerung an die wunderbare Errettung der gesamten Kaiserlichen Familie in der Eisenbahnkatastrophe zu Borki

im ganz Rußland als kirchlichem Festtage gefeierten 17./30. Oktober liegt das protestantische Reformationsfest, das durch die Stilkorrektur des neuen Jahrhunderts vom 19. Oktober auf den 18. alten Stils gerückt ist und so in unmittelbare Nähe des Borki-Gedenktages zu liegen kommt. Erst in den letzten Jahren hat sich immer allgemeiner der 31. Oktober neuen Stils als besonderer kirchlich zu feiernder protestantischer Gedenktag bei uns eingebürgert. In früheren Jahren fiel die kirchliche Feier des Reformationsfestes auf den nächsten Sonntag. Es ist gewiß hoch an der Zeit, diesem einzigen spezifisch konfessionellen Erinnerungstage des Protestantismus sein besonderes Recht zu wahren. Bietet sich doch hier zugleich ein Prüfstein für das evangelische Empfinden der Bevölkerung und hat die Kirche hier die beste Gelegenheit, an die von den Vätern ererbten geistlichen Güter zu erinnern! — Es ist anzuerkennen, daß der gesonderten kirchlichen Feier dieses Tages von Seiten des Staates keine Hindernisse in den Weg gestellt werden. Um so auffallender ist die verhältnismäßig laue Beteiligung der protestantischen Bevölkerung, die nicht zu leugnen ist. Die Fabrikarbeit ruht nicht, die meisten Läden sind den Tag über geöffnet, die herkömmlichen Predigtgottesdienste am Vormittage sind keineswegs festtäglich überfüllt, die Schulen sind nur ausnahmsweise geschlossen, sofern es sich um ein Übergewicht von protestantischen Schülern handelt. In den Kirchen fällt besonders das Fehlen von Männern auf, die also meist ihrem alltäglichen Berufe nachgehen, die Zeitungen, die den festen Willen an den Tag legen, an diesem Tage zu feiern, sahen sich in diesem Jahre durch die nahe Nachbarschaft mit dem Borki-Gedenktage und das Publikum nicht 2 Tage lang ohne Nachrichten zu lassen, genötigt, am 31. Oktober neuen Stils wenigstens halbe Blätter herauszugeben, die wenn auch nur die neuesten Telegramme bringen.

So empfangen wir trotz der ernsten, an die Gewissen greifenden Feiern am baltischen Reformations-Erinnerungstage fast den Eindruck, als stände die Landeskirche noch im Zeichen des Missionsstadiums und es wird gewiß noch Jahre langer Arbeit in der eingeschlagenen Richtung bedürfen, um einer Feier, die in diesem Falle nicht den Gesetzes-Zwang der Staatskirche zum Schutze hinter sich hat, sondern ganz allein auf die Freiwilligkeit ihrer Glieder angewiesen ist, jenen eindeutlich geschlossenen Charakter allgemeiner Beteiligung aufzuprägen, der ihr zunächst bei uns noch nicht eignet, sofern man von den in allen Kirchen stattfindenden Reformationsfestgottesdiensten absieht. Noch ungünstiger würde sich das Bild dieses Tages in seiner kirchlichen Feier gestalten, wollte man die Landgemeinden ins Auge fassen. Hier spielen in dieser Jahreszeit die schlechten Wege eine bedeutsame Rolle. Auch ist der konservativ herkömmliche Sinn des Bauern in Betracht zu ziehen, der sich erst sehr allmählich an Neuerungen gewöhnt, wenn es sich namentlich um das Opfer eines Wochenarbeitstages handelt. — Doch ist nicht zu leugnen, daß die Kirche selbst einen guten Teil der Schuld auf sich zu nehmen hat, wenn die traditionellen Predigtgottesdienste auch an diesem Festtage nicht so stark besucht zu sein pflegen, wie es im keineswegs kirchenreichen Riga mit seiner überwiegend protestantischen Bevölkerung doch sein müßte.

Daß der Rigasche Stadtpropst Th. Gaehgens mit der Veranstaltung eines liturgischen Reformationsfestgottesdienstes das Richtige getroffen, bewies der ungeheuere Andrang der Gemeinden zur abendlichen Feier im Dom, am 31. Oktober um 7 Uhr, welcher die bekannte liturgische Andacht zum Lutherfest von Prof. Dr. th. Thoma in Karlsruhe mit der Musik des Prof. Müller-Hartung in Weimar zu Grunde lag.[1] Es bedeutet dieses liturgische Novum für Riga einen höchst erfreulichen Schritt vorwärts auf der Bahn, die unsere für Ausbau der liturgischen Festgottesdienste so eifrig wirkende „Monatschrift" schon seit Jahren einschlägt. Es will eine solche durchaus ins moderne Fahrwasser der liturgischen Reformbestrebungen der Gegenwart einlenkende Festfeier um so höher gewertet sein, wenn man in Betracht zieht, in wie überaus bescheidenen und herkömmlichen Formen sich unsere liturgischen Festgottesdienste in Riga bewegen, die meist am Weihnachtsabend und am Karfreitagnachmittage stattfinden und das übrige Kirchenjahr leer ausgehen lassen. Die vox populi, die immer durch den kolossalen Andrang der andächtigen Menge für diese liturgischen Feiern

[1] Zu vergl. Monatschrift Jahrg. 4, S. 362.

Partei ergreift, hat schon deutlich genug wiederholt, die ließen zu Gunsten dieser Neuerung in die Wagschale geworfen. Man ist des bisherigen trockenen Tons der traditionellen Predigtgottesdienste satt und sehnt sich darnach, namentlich in den Festzeiten, Gott mit neuen Zungen zu preisen. Es wäre nur zu wünschen, daß auch die anderen Kirchen der nachahmenswerten Initiative folgen möchten, die schon seit Jahren vom Dom ausgeht, der freilich auch über den leistungsfähigsten Kirchenchor Rigas verfügt, ohne welchen solche Veranstaltungen unausführbar sind.

Das schöne, im hohen Grade zur Andacht bewegende, erhebende und stellenweise wahrhaft ergreifende Werk, das in Weimar sich bereits eingebürgert haben soll, verfehlte nicht, auch in Riga eine nachhaltige Wirkung hervorzurufen. Man sah es den festlich bewegten Gesichtern an, daß alle in ihrem Herzen miterlebten. Die schönen Lutherlieder, die sich durch das Ganze hindurchziehen, wurden freudig und bewegt gesungen. Der Choral ist in der Müller-Hartungschen Musik feinsinnig verwertet, besonders schon die Melodie des „Aus tiefer Not schrei ich zu dir", während der Darstellung der Gewissenskämpfe Luthers im Kloster zu Erfurt. Die Melodie des „Vom Himmel hoch", nach der die Gemeinde ihren 2. Eingangsgesang anstimmt, der das hohe Gut preist, das uns in der Person des Glaubenshelden und Reformators der Kirche von Gott geschenkt worden ist, ist hier mit ihrer Stimmung weckenden Weise vortrefflich am Platz und wirkt durch die ästhetische und religiöse Perspektive, die sie uns eröffnet, höchst erbaulich. Vorangegangen ist der Chorgesang „Ein neues Lied wir heben an. Das walt Gott unser Herr! Zu singen, was Gott hat gethan Zu seinem Lob und Ehr. Wohl in dem lieben deutschen Land Durch einen frommen Meister Hat er sein Wundermacht bekannt, Den er mit seinem Geiste So reichlich hat geziert." Wie hier mit dem Hinweis auf die Person Luthers ein leises Anklingen des Chorals „Ein feste Burg" hervortritt, ist von schöner und nachhaltiger Wirkung. Gebet und Segen eröffnet und beschließt die eigenartige Feier. Als durchgehende Lektion dient eine kurze Zusammenstellung der bedeutsamsten Ereignisse aus Luthers Leben, die durch Chor- und Gemeindegesang wirksam unterbrochen wird. Den rührend-Armo und Schönheit ist die Kurrende-Szene vor dem Hause von Ursula Cotta in Eisenach, die mit dem herzbewegenden Knabenchor der Kurrende ihren Abschluß findet: Deus gratiam faciat nobis etc. Es wird wohl nicht zu viel gesagt sein, wenn ich behaupte, daß zum ersten Mal in Riga eine Neuerung an geweihter Stätte Eingang gefunden hat, die freilich in Deutschland, auch in Straßburg, schon mehrfach mit Erfolg angewandt worden ist: das ist die Verlesung eines kirchenhistorischen Lebensbildes an dem Orte, der bisher ausschließlich der Lektion der Bibel oder des liturgischen Wortes vorbehalten gewesen war, gewiß nicht zu Ungunsten der erbaulichen Wirkung einer Darstellung, die wie kaum eine andere gerade dem an großen dramatischen Akzenten so reichen Lebensbilde Luthers eignet. Wir müssen es uns leider versagen, auf Einzelheiten der schönen Komposition einzugehen, die sich stellenweise zu zündender und fortreißender Größe steigert (so im freudig bewegten Chor: „Er bracht das Evangelium, deß freue sich alle Frommen" und in der herrlichen Chorfuge, in der die Lohe der brennenden Bannbulle zum Himmel züngelt: „Und gierig verschlingens die feurigen Zungen und himmelhoch hat sich die Lohe geschwungen"). Unserm Geschmacke nach am ergreifendsten und tiefsinnigsten wird die Bedeutung der Bibelübersetzung der lauschenden Gemeinde musikalisch ans Herz gelegt. Das sind wahrhaft erhebende, zu Thränen rührende Klänge, die uns im Wechselgesange des Chores und einer Frauenstimme ins Ohr dringen. „Wer öffnet uns das Buch des Lebens?" so klingt die zagende, wie nachsinnend klagende Chorfrage, und eine Stimme antwortet mit tröstender Gewißheit: „Der Herr hat seinen Geist ergossen auf seinen Knecht, der wird es thun. Der wird das heilige Sehnen stillen etc." Und nun setzt der Chor ein mit seiner Glaubensfülle, die sich von einer Klarheit zur anderen steigert und im Lichte einer überirdischen Freude schimmert. Diese Töne überzeugen uns von der Größe der Lebensgüter, die im hl. Worte der Schrift für Leben und Sterben niedergelegt sind, sie schöpfen aus der Tiefe der Erfahrung, die selbst getrunken von den Wassern des ewigen Lebens, und ein Strom frommer, gotterhabener Stimmung durchdringt unser dankbares Herz.

Heil uns! Wir schauen Gottes Willen,
Vor unsrem Aug ist aufgeschlagen
Des Vaters ewig Testament
Des Tempels Vorhang ist zerrissen — —

Wir können selbst dem Heil'gen nahen,
Wir schauen ihn von Angesicht
O Gnadenwahrheit, selges Wissen
Das wir aus seinem Mund empfahen
Wir fassen seine Fülle nicht

Das ist wahrhaft schön und ergreifend empfunden! Wir danken der Musik hier eine Wirkung, die auch das beredteste Menschenwort nicht zu erreichen vermag. Und es ist im höchsten Sinne dankenswert, daß im Dienste der evangelischen Gemeinde diese bahnbrechende Macht der hl. Kunst wieder mehr zu ihrem leider bisher so sehr verkürzten Rechte kommt —

Zum Schluß der liturgischen Feier greift machtvoll der Gemeindegesang des „Ein feste Burg" in den Gang der fortschreitenden Handlung ein. Die einzelnen Choralstrophen stehen alle trefflich an ihrem Platz. Sehr erfreulich erwies sich bei dieser Gelegenheit der Feier der liturgische Takt der versammelten Gemeinde, die ohne besondere Anordnung auf den gedruckten Textzetteln sich zum Gesang des Lutherliedes erhob. Es war das entschieden der feierlichste und gehobenste Moment der gelungenen Festfeier, und ich fand hier meine einst ausgesprochenen Desiderien über die Grundsätze des Aufstehens im liturgischen Gottesdienste[1] aus frommer Initiative der Gemeinde zu meiner Freude sehr richtig beantwortet. Der Gottesdienst hatte die Länge einer Stunde nicht überschritten. Da der Dom derart überfüllt war, daß trotz Öffnung aller seiner Portale die Entleerung des riesigen Kopf an Kopfgefüllten Raumes eine halbe Stunde in Anspruch nahm, war diese Kürze im andererseits der späten Abendstunde sehr empfehlenswert. Die Becken an den Ausgangstüren waren nach Abzog der Kosten für Notenmaterial und Texte zum Besten von Gaben für die Unterstützungskasse der evang.-luth. Kirche Rußlands ausgestellt. Dieses hochwichtige Werk entspricht dem Gustav Adolf-Verein in Deutschland. Es ist seiner Zeit vom verdienten Bischof Dr. Ulmann ins Leben gerufen worden und stiftet viel Segen. Sehr bedauerlich war, auch wieder bei dieser Gelegenheit konstatieren zu müssen, daß die Vorkehrungen für möglichst reichliche Versorgung der Gemeinde mit Liedertexten ganz ungenügend waren. Zahllose Kirchenbesucher, die gern ihr Scherflein beigetragen hätten, mußten unverrichteter Sache umkehren oder ohne mit dem Text in der Hand dem Gang der liturgischen Gesänge folgen zu können, teilnahmlose Zuhörer bleiben. Da ich als ständiger Besucher aller liturgischen Gottesdienste im Dom weiß, wie groß jedes Mal der Andrang ist, erscheint es mir völlig unverständlich, warum nicht für einen mit der Menge der Besucher des Gottesdienstes einigermaßen im Einklang stehenden Vorrat von Liedertexten gesorgt ist, damit auch Alle befriedigt werden können. Namentlich in diesem Falle, wo es sich um etwas so völlig Neues handelte, nahm das Fehlen eines Textes dem Zuhörer alle Möglichkeit, dem Gang der Feier verständnisvoll zu folgen. Ich hatte mir bereits eine halbe Stunde vor Beginn des liturgischen Gottesdienstes den nötigen Zettel verschafft; 10 Minuten vor Beginn war nämlich wieder alles vergriffen, und ich war blutenden Herzens Zeuge, wie ungezählte Scharen in Folge dessen den Dom verließen, bevor auch nur ein Ton erklungen war. Noch auf eins möchte ich nachdrücklich aufmerksam machen. Die am Schluß des Gottesdienstes nochmals zum oben angeführten Zweck ausgestellten Becken erfüllen ihren Zweck lange nicht in der gewünschten Weise wie am Anfang desselben. Das liegt einfach daran, weil der Andrang zum Ausgangs-Portal ein derart enormer ist, daß es beim besten Willen dem Einzelnen nicht möglich wird, bis zu den Becken vorzudringen. Auch kommt es vor (einmal bei der Martinskirche erlebt!), daß die „Tischchen mit den Wechslern und Taubenkrämern" umstürzen und der Inhalt der Becken in den Schnee ausgeschüttet wird, um dann die kostbaren Gaben Gefahr laufen, auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Beim Beginn solcher kirchlichen Feiern vollzieht sich dagegen alles drangloser. Freilich muß einem aber dann auch das unliebsame Schauspiel erspart bleiben, das ich hier wieder im Dom sehen mußte. Da die Liederzettel ausgegangen waren, bieten es

[1] „Liturgisch Musikalisches aus der Kirchwoche in Riga." Monatschrift. I. S. 65.

die Kirchendiener für ihre Pflicht, die Becken fortzulegen, wodurch dem guten Zwecke Abbruch geschah. Man spare also in Zukunft vor allem weniger mit den gedruckten Texten. Es sollte doch auch den liturgischen Leitern solcher Feiern lange kein Geheimnis mehr sein, daß der vorgesehene Bedarf nie ausreicht. Oder erfahren sie das nicht einmal?

Ein stimmungsvolleres Bild beschließe den Bericht dieser schönen Festfeier. Ich bitte den Leser, mir in den schönen, rings von den umfassenden Kreuzgängen umgebenen Domfriedhof zu folgen. Dieses hochpoetische Stück mittelalterlicher Romantik ist neuerdings aus seiner vielhundertjährigen Versunkenheit durch verdienstvolle Restaurationsarbeiten ans Tageslicht gefördert worden. Es ist dieses Klostergartenidyll mit seinen lieblichen Pflanzenanlagen, rings von der Südfassade des himmelanstrebenden Doms und den alten Klostergebäuden umgeben, das einzige in seiner Art, das die Ostseeprovinzen besitzen. Wer im Dom zu Hildesheim den Rosengarten besucht und in den entzückenden Klosteranlagen von Maulbronn und Bebenhausen geweilt hat, der wird hier von einem ähnlichen Genius sich angeheimelt, der so gemütvoll und so echt deutsch ist.

Der Oktobervollmond war über den Giebeln des alten Klosters aufgestiegen und sandte seine Strahlen in dies so friedevoll eingebettete grüne Stilleben, in welches von draußen her die verworrenen Geräusche des Großstadtlärms nur gedämpft hineindrangen. Die Glocke vom alten, ehrwürdigen Domturm verkündete die halbe Stunde vor Beginn der liturgischen Reformationsfeier. Ich hatte mich aus der Kirche in die einsamen Kreuzgänge zurückgezogen, deren vergitterte Prachttore nach dem inneren Friedhof zu weit geöffnet waren und dem Wanderer ganz nach Belieben auch das Betreten desselben ermöglichten. Es war so still hier, daß die Schritte der zum Gottesdienste eilenden Fußgänger, die hin und wieder meine einsamen Wege kreuzten, kaum hörbar durch die weiten Steingewölbe schallten. Gaskronen am Anfang und am Ende der Kreuzgänge, wo diese in den Dom münden, markieren die Stellen des Eintritts aus dem Kloster in das herrliche Gotteshaus. Der prachtvolle, vor einigen Jahren durch den Dombauverein wiederhergestellte Kreuzgang mit seinen zum Domhofe sich öffnenden dreiteiligen Arkaden ist ein Meisterwerk spätromanischer Baukunst. Die in den Mauerblenden oberhalb der Arkaden angebrachten Wappen sind die derjenigen Familien, Institutionen und Gesellschaften, mit deren Beihülfe die Wiederherstellung ermöglicht wurde. Von dem einen Kreuzgang gelangt man in den ehemaligen Kapitelsaal des Klosters, der in seiner ganzen Pracht wieder erstanden ist. Seine 6 Kreuzgewölbe werden von Wandkonsolen und 2 Bündelsäulen mit schönen Kapitellen getragen. Überraschend ist der Reichtum der ornamentalen Motive. Vor der Mitte des südlichen Kreuzgangarmes erhebt sich der Bau des Brunnenhauses (Tonsorium), in das ehemals aus dem Refektorium der Blick fallen konnte. Prof. K. Mohrmann in Hannover hat 1892/93 diese Restaurationsarbeiten geleitet. Der westliche Kreuzgang weist eine stattliche Reihe alter Rigascher Kanonen aus dem 17. Jahrh. auf und den Denkstein einer Magdalena von Rein (1568—1688), die das hohe Alter von 120 Jahren erreichte und in 2 Ehen 76 Kinder und Enkel erblühen sah.[1] Auch der grüne Domfriedhof, der jetzt lediglich Gartenanlagen dient, war noch bis zum Jahre 1772 Begräbnisort. Auf der Ostseite deckt ein Leichenstein die bei den Bauarbeiten aufgefundenen Gebeine. An der Westseite ragt ein aus Granit gehauener Taufstein, der einst der Kirche von Üxküll gehörte, welche bekanntlich der Livenapostel Bischof Meinhardt im 12. Jahrh. als die älteste christliche Kirche Livlands an den ragenden Ufern der Düna errichtete. In seiner Nähe befindet sich der Rest eines Grabmals, vermutlich das des Erzbischofs Michael Hildebrand († 1509), der auf seinen Wunsch hier beigesetzt wurde.

In Gedanken versunken durchschreite ich dieses historische Fleckchen altheimischer Erde. Der Gegensatz von Einst und Jetzt fällt namentlich heute am Abend des Reformationsfestes dem historisch empfindenden Christen doppelt auf die Seele. Immer wieder werden meine Blicke von der Südwand des Domes angezogen, die in der durchleuchteten Transparenz ihrer himmelanstrebenden Glasgemälde so mystisch und stimmungweckend in die Dunkelheit des Friedhofes leuchtet. Hier erhebt sich auch das in Kupfer getriebene Standbild des

[1] Dr. Wilh. Neumann, Führer durch den Rigaschen Dom. Riga W. F. Häcker 1902. S. 21 ff.

Gründers der Stadt Riga und des Domes des Bischofs Albert, modelliert von dem Bildhauer C. Berewitz in Berlin. Die erbauliche Wirkung der Beleuchtung der herrlichen Glasgemälde in diesen einsamen Augenblicken weihevoller Vorbereitung auf den bald beginnenden Gottesdienst ist nicht hoch genug anzuschlagen. Es ist das ein Stück Predigt echt evangelischer Kunst, welches verdiente allgemeiner fruchtbar gemacht zu werden. Das Leben Jesu zieht in fünf Höhepunkten am Auge des Beschauers vorüber: die Geburt, die Taufe im Jordan, die Bergpredigt, die Kreuzigung, die Auferstehung. Wie wäre es erst, wenn hier die Elektrizität ihres Amtes waltend mit der Zeit dafür Sorge tragen könnte, daß auch für den Abendgottesdienst diese Welt von Licht und Farbe im Innern des Domes dienstbar gemacht würde.[2]) Es bleibt ein herrliches Ding um die kirchliche Kunst, die im Protestantismus einen unerschöpflichen Mutterboden hat, dem noch goldene Zukunftsernten entsprießen werden. Und während die Klänge der mächtigen Orgel mich in den Dom rufen, wo der liturgische Gottesdienst mittlerweile seinen Anfang nimmt, lese ich angesichts dieser Tausende, welche sich hier in den lichterstrahlenden Hallen um die Königin der Instrumente scharen, die ihre weihevolle Aufgabe künstlerischer Erbauung so schön erfüllt, das fein vollendete Sonett Rudolf Kögels, in dem Sieh nach der im Nardenopfer Mariens von Bethanien das Symbol der kirchlichen Kunst schaut, die nicht müde wird, durch die Jahrhunderte schreitend, ihr Liebesopfer dem Herrn zu Füßen auszugießen, der ein für alle Mal in dieser ihrer Gabe auch alle ihr folgenden geweiht hat mit dem erhabenen Segensworte seines göttlichen Mundes.

> Als Armenfreund schilt dich ein Judas aus,
> Als sei dein ganz Beginnen nur Verschwendung,
> Indes der Narde liebentflammte Spendung
> Mit ihrem Duft durchströmt das ganze Haus.
> Der Heiland selber nimmt sich deiner an:
> „Was kümmert ihr das Weib mit eurem Streiten?
> Sie hat ein gutes Werk an mir gethan!“
> Du salbst und schweigst! — So soll für alle Zeiten
> Prophetisch fromme Kunst auf freier Bahn
> Mit Nardenopfern durch die Kirche schreiten![1])

Kleine Mitteilungen.

Zum Robert Radecke-Jubiläum in Berlin am 31. Oktober. Außer Joachim ist wohl kaum ein lebender Tonkünstler in den beiden letzten Jahrzehnten so gefeiert worden wie Robert Radecke in der vorigen Woche. Die Liebe und hohe Verehrung für den so bescheidenen großen Mann nahmen ganz ungewöhnliche Formen an. Am Abend vor dem Geburtstage gab die Königliche Akademie der Künste ihm zu Ehren ein großartig verlaufenes Festmahl, bei dem der Präsident, Geheimrat Ende, den Menschen und Joseph Joachim den Künstler Radecke in schwungvollen und ihn ungemein rührenden Worten feierte. Anton von Werner brachte die herzlichsten Grüße der „anderen Fakultät“, worauf der Ehrenpräsident der Akademie, Becker, nochmals auf Radecke toastete. Dieser dankte gerührt und ließ die beiden Präsidenten Ende und Joachim leben, während Musikdirektor Dr. Ernst Radecke-Winterthur in warmen Worten dem Ehrenpräsidenten dankte. — Am Geburtstage selbst fand ein erhebender Festakt im Saale des Königl. Akademischen Instituts für Kirchenmusik statt. Erschienen waren der frühere Kultusminister Dr. Bosse, viele Geheimräte vom Kultusministerium, Robert Mendelssohn, Joachim, Paul Meyerheim, Franz Rees,

---

[1]) Zu vergleichen meine Darstellung Monatschrift V. S. 200.

[2]) Zu meiner Bemerkung über den Dom zu Riga (M. Schr. V. S. 196) habe ich berichtigend nachzutragen, daß die gegenwärtige Gestalt des Langhauses und seiner Nebenschiffe nicht die ursprüngliche ist. Der Dom Bischof Alberts war ursprünglich eine Hallenkirche, bei der das Mittelschiff (wieder bedeutend niedriger war) auf nahezu gleicher Höhe mit den Seitenschiffen stand. In dieser Form stand der Bau bis Anfang des 16. Jahrhunderts, wo bedeutende Veränderungen mit ihm vorgenommen wurden. Die Überhöhung des Mittelschiffs wird in diese Zeit zu verlegen sein. Ich verdanke diese Berichtigung Herrn Prof. Dr. [illegible] Frey in Dorpat, der über die einzelnen Bauten der M. Schr. fortlaufend in den Mitteilungen und Nachrichten für die evang. Kirche Rußlands in dankenswerter Weise referiert.

Ph. Rüfer, Schlottmann, Hugo Beck, H. Hofmann, Ph. Scharwenka, Geheimrat Ende, Richard Strauß, Gustav Holländer, Loeschhorn, die Spitzen der Geistlichkeit — u. s. f. Nach einem einleitenden Orgelpräludium und Chorgesang hielt Prof. Theodor Krause die Festrede, worauf Lehrer und jetzige Schüler Adressen überreichten. Im Namen der früheren Schüler sprach in freier Rede Gustav Beckmann-Essen, der dann die von Alexander Calandrelli meisterhaft und lebensvoll geschaffene Marmorbüste Radeckes enthüllte und überreichte. — Die Gratulationen setzten sich sodann im Hause unseres gefeierten Meisters fort. Als erster erschien Graf Hochberg und brachte seine und der Königlichen Schauspiele Glückwünsche. Joachim überreichte namens des Lehrerkollegiums der Hochschule einen prachtvollen Lehnstuhl. An der Spitze der Königlichen Kapelle erschien Richard Strauß mit einem riesigen Lorbeerkranz, dessen Schleifen die Inschrift trugen: „Ihrem langjährigen Kapellmeister Professor Robert Radecke zu seinem 70. Geburtstage in höchster Verehrung die Königliche Kapelle zu Berlin." Geheimrat Ende, Anton von Werner und Joachim überreichten namens der Königlichen Akademie folgende Adresse: „Hochverehrter, lieber Kollege und Freund! Wir treten heute, wo Sie das Jahr erreicht haben, das die Bibel als Grenze eines Menschenlebens bezeichnet, nicht allein als Glückwünschende vor Sie hin, sondern zugleich und noch mehr als Dankende. Wenn wir unsere Blicke rückwärts wenden auf die Zeit, da Sie zuerst in Berlin künstlerische Thätigkeiten ausgeübt haben, so müssen wir erkennen, daß mit Ihrer Wirksamkeit der Aufschwung des Berliner Musiklebens aufs engste verknüpft ist. Sind Sie es doch gewesen, der zur Verbreitung der Schumannschen Kompositionen und der letzten Werke Beethovens mit aller Kraft eintrat, der als Dirigent die Glanzperiode der Königlichen Oper herbeiführen half und in die Sinfoniekonzerte des Opernorchesters einen Strom neuen Lebens leitete, der bei aller innigen Verehrung für die Meister der Vergangenheit mit offenen Sinnen dem Thun der musikalischen Jugend zuschaute und sie förderte, soweit es in seiner Macht lag. Von dem, was Sie und die Genossen Ihrer Gesinnung gesät und lange Jahre hindurch mit treuer Sorge gehütet haben, ernten wir jetzt die Früchte. Berlin ist die erste Musikstadt Deutschlands geworden, ja vielleicht der ganzen Welt. Und darum sagen wir, die wir dies alles miterleben durften, und denen Sie nunmehr auch gerade 25 Jahre lang zu gemeinsamer Arbeit verbunden angehören, Ihnen Dank für die künstlerischen Thaten, die Sie von den Zeiten des schweren Anfanges an verrichtet haben. Und wir danken Ihnen auch für die Liebe und Hingabe an Ihren Beruf als Lehrer an der Königlichen Hochschule für Musik sowohl wie am Königlichen Akademischen Institut für Kirchenmusik, als Mitglied und Vorsitzender des Senats der Musiksektion unserer Akademie. Damit verbinden wir den herzlichen Wunsch, daß Ihr segensreiches Wirken noch recht lange andauern möge. Nach zehn Jahren wollen wir Ihnen dafür aufs Neue danken. Königliche Akademie der Künste, H. Ende." Das Musikkollegium zu Winterthur (Schweiz) ernannte den Jubilar zu seinem Ehrenmitgliede. — Am Nachmittage des nachfolgenden Freitags feierte Joachim seinen Freund Radecke im Saale der Hochschule für Musik, indem er des Meisters Sinfonie in F-Dur (op. 50), Philipp Spitta gewidmet, mit der Orchesterklasse einstudiert hatte und nun Radecke, nachdem er ein Hoch auf ihn ausgebracht, bat, sein schönes Werk selbst zu dirigieren. Das geschah seitens des Jubilars mit einem Feuer und einer Großzügigkeit, die alle Anwesenden ungemein begeisterte. — Abends ½9 Uhr desselben Tages fand dann im großen Saale des „Deutschen Hofes" das Radecke-Bankett statt, welches von einem mehr als 300köpfigen Publikum, bestehend aus den vornehmsten Kreisen Berlins, besucht war. G. Beckmann sprach einen Prolog. Dr. Vande begrüßte den Jubilar namens des Königlichen Musikalischen Sachverständigen-Vereins, Prof. Holländer überreichte eine Adresse des Sternschen Konservatoriums, Kapellmeister Göllmann feierte ihn namens des Berliner Tonkünstler-Vereins, und Musikdirektor Dienel namens des Organisten-Vereins. Von studentischen Korporationen waren in Wichs der Verein deutscher Studenten (namens der Universität), der Verein der Studierenden der bildenden Künste und der Verein der drei Schilde erschienen, welche sämtlich Radecke begrüßten und einen Salamander auf ihn rieben. Die Professoren Barth, Wirth und Hausmann spielten Radeckes h-moll-Trio. Den Höhepunkt erreichte die Feier, als gegen Mitternacht das tausendköpfige Publikum stehenden Fußes „Aus der Jugendzeit" sang. Bewundernswert war die Frische und Klarheit des Jubilars, der nicht müde wurde, auf alle Ansprachen in gewandten und geistvollen Reden zu danken. Möchten dem teuren Jubilar noch manche Jahre ungetrübten Schaffens im Dienste der erhabenen Kirchenmusik beschieden sein!

Gustav Beckmann-Essen.

Die im September- und Oktoberheft ausgesprochenen Gedanken über Geldsammlungen am Schlusse des Gottesdienstes veranlassen mich zu folgender Mitteilung: In der Aegidienkirche zu Hannover ist der Klingelbeutel schon seit mehreren Jahren abgeschafft. Gaben für die Armen werden in die Opferkasten an den Kirchthüren gelegt. Das Konsistorium hat die Erlaubnis dazu gegeben unter der Voraussetzung, daß die Gaben durch diese Einrichtung nicht geringer werden. Für besondere Kollekten sind besondere Sammelkasten angebracht. Jeden Sonntag erinnert der Prediger am Schlusse der Ab-

kündigungen die Gemeinde an der Pflicht der Mildthätigkeit, dasselbe thun die Kirchenzettel die mit Angabe der gesamten Gottesdienstordnung der Choralgesänge Lieder liturgischen Stücke, des Predigers und der übrigen Gottesdienste — an jedem Sonntag auf jeden Platz gelegt werden Sindram, Organist an St Aegidii Hannover

„Verein evangelischer Organisten und Kantoren im Großherzogtum Hessen“ Am 2 Oktober fand zu Darmstadt in Gegenwart der Herren Professor Mendelssohn und Oberlehrer Backes, sowie einiger Darmstädter Kollegen eine Vorbesprechung statt in welcher die Notwendigkeit der Vereinsgründung erörtert und ein vorläufiges Statut beraten wurde Aus letzterem sei hier mitgeteilt Zweck des Vereins soll sein a Gegenseitige Anregung und Förderung in der Ausübung kirchlicher Musik und damit zugleich Hebung kirchlicher Tonkunst im allgemeinen b Gelegenheit zur Aussprache über alles, was die künstlerische Ausübung kirchlicher Musik erschwert oder unmöglich macht c Mittel und Wege zu finden, den Stand der Organisten und Kantoren zu heben, a durch bessere Vor- und Fortbildung, β durch materielle Besserstellung. Zur ordentlichen Mitgliedschaft ist jeder evangelische Organist, Gesang- und Musiklehrer Hessens berechtigt doch kann jeder Freund kirchlicher Tonkunst als außerordentliches Mitglied aufgenommen werden Außer den Vorstands- und Vereinsversammlungen die nach Bedarf von dem Vorsitzenden einberufen werden, findet alljährlich eine General-Versammlung an einem jedesmal zu bestimmenden Orte statt Sie wird eingeleitet durch ein Kirchenkonzert und stellt auf die Tagesordnung die Besprechung praktischer Fragen sowie einen Bericht des Vorsitzenden über die Vereinsthätigkeit des verflossenen Jahres Zum Zwecke einer freien gegenseitigen Anregung soll ein Organ gegründet werden sobald dies die Vereinsmittel gestatten Hierüber sowie über die Höhe eines (geringen) Beitrags beschließt die erste General-Versammlung — Der Verein soll nach Beschluß der Darmstädter Konferenz erst dann ins Leben treten wenn die Anregung in Kollegenkreisen Zustimmung findet und die Gewißheit einer genügend großen Mitgliederzahl vorhanden ist Mit der Geschäftsführung sind vorläufig betraut die Herren Felsing an der Zellenstrafanstalt zu Butzbach und Müller am Gymnasium in Friedberg Wir wünschen dem Unternehmen guten Erfolg!

Die Evangelischen im Großherzogtum Hessen wurden durch einen Beschluß des Oberkonsistoriums in große Erregung versetzt Um des Geburtstags des großherzoglichen Paares willen sollte das Totenfest auf einen andern Sonntag verlegt werden, was offenbar nur auf dem Wege der Landesgesetzgebung geschehen konnte Vor dem Ansturm des entrüsteten Volks wich die kirchliche Behörde zurück und bestimmte neuerdings daß die Verfügung über das Totenfest jeder Einzelgemeinde überlassen bleiben solle Sm

---

Bücherschau.

Friedrich Spitta, Gebete und Lieder für die Jugend von Johannes Zwick Herausgegeben zum Gebrauch in Haus Schule und Kirche XI 200 S Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1901 Mk 2 40, geb Mk 3.—

Man wolle es mir nicht verübeln daß ich meine Schrift die ich zum Weihnachtsgeschenk für zwei mir sehr nahestehende Menschen bestimmt hatte selbst unseren Lesern anzeige in der Hoffnung daß der von mir gehobene Schatz Zwickscher Gebete und Lieder für die Jugend ihnen und ihren Kindern den gleichen Gewinn bringe wie uns Für diejenigen welche die Zwick betreffenden Artikel der Monatschrift (II 267 346 350 III, 325 V 1) gelesen haben, bedarf es keiner Begründung mehr weshalb ich den Versuch gemacht habe die Gebete und Lieder des Konstanzer Reformators durch Übertragung in der Sprache der Gegenwart unserm Geschlechte zu gesegnetem Gebrauche wieder darzubieten Er hat uns in der That Schätze hinterlassen die jeder dem die Geschichte der evangelischen Kirche und ihres Ursprunges nicht gleichgültig ist kennen sollte Außerdem aber füllen diese Lieder und Gebete wirklich eine Lücke in unserm kirchlichen und gottesdienstlichen Leben aus. Die Begabung kindlich zu beten und zu singen, ist nicht verbreitet und wenn wir einmal musteren welche und wie viele Gebete unsere Kinder morgens mittags und abends gebrauchen so werden wir bekennen müssen daß es bei uns sehr dürftig bestellt ist Wer aber kann sich zu die Lücke auszufüllen? Sie ist ausgefüllt wenn wir zu dem greifen was Zwick den von ihm herzlich geliebten Kindern dargeboten hat für alle Fälle ihres Lebens in Haus Schule und Kirche zum Singen und Sagen Ein rechtes Haus- und Kirchenbuch möchte meine Sammlung werden und ich hoffe daß auch die Erwachsenen sie gebrauchen werden und zwar nicht bloß für die Kinder sondern für sich selbst Den Hymnologen aber werden die 62 Lieder und Verse den Beweis führen daß der in unseren meisten Gesangbüchern überhaupt nicht verwendete Zwick in der ersten Reihe unserer Kirchenliederdichter steht, und daher seine ganz besondere Weise singt, die keinem anderen zugehört, aber

auch von keinem anderen übertroffen worden ist — Gebete und Lieder gliedern sich in drei Abschnitte für Haus, Schule und Kirche. In einem Anhang stehen Vermahnungen und Kernworte, in denen uns Zwick eine überraschend moderne Physiognomie zeigt, sodaß man bald erkennt, daß es sich bei ihm nicht um eine interessante Antiquität handelt, sondern um einen Mann, der zu den Kindern unserer Zeit gerade so wirksam zu reden vermag, wie zu denen des Reformationszeitalters. Ein berühmter Gelehrter schrieb mir: „Ich habe noch wenig Gebetsstücke gelesen, die mir so sympathisch waren wie z. B. das S. 45 f. mitgeteilte. Das Büchlein bestärkt mich in meiner Überzeugung, daß in den ersten Dezennien der südwestdeutschen Reformation zwar nicht das Weltbewegende, aber dasjenige gedacht und geschehen ist, was der protestantischen Frömmigkeit die feinste Zukunft sichert."

Fr. Spitta

Hermann Galderblam, Zur Pflege des kirchlichen Gesanges. 32 S. Berlin 1900. Buchhandlung der Stadtmission.

Über das Proponendum „Was geschieht bisher in den Gemeinden zur Pflege des kirchlichen Gesanges, und welche Maßnahmen erscheinen geeignet, zur weiteren Hebung desselben beizutragen?" hat G. ein Referat auf der Kreissynode Berlin II gehalten, das er nun dem Druck übergeben hat — mit Recht, denn seine Beobachtungen und Verbesserungsvorschläge sind gleich zutreffend. Möchten uns viele Leser seine Worte beherzigen, z. B. die über die Noten zum Gesangbuch, über unpassende Chorstücke u. s. w. Daß man in solchem Vortrag nicht alles sagen kann, versteht sich von selbst; auf S. 14 vermisse ich ungern den Namen des bayerischen Altmeisters Herzog. Wo man nach G.'s Vorschlägen verfährt, die z. T. auch auf andere Landeskirchen passen, wird man auf gute Erfolge nicht vergeblich zu warten brauchen.

Fr. Spitta

Friedrich Hubert, Die Straßburger liturgischen Ordnungen im Zeitalter der Reformation nebst einer Bibliographie der Straßburger Gesangbücher. LXXXIV und 154 S. in Lexikon-Oktav mit 8 Tafeln. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1900. 9 Mk.

Das Ergebnis eines erstaunlichen Sammelfleißes und eindringendster gelehrter Forschung tritt in diesem Buche vor uns hin. Alles, was in der Straßburger Kirche in den Jahren 1524—1561 an Ordnungen für Trauung, Taufe, Abendmahlsfeier, Krankenbesuch und Begräbnis in Gebrauch gewesen ist, wird hier nach Handschriften und Drucken zusammengestellt und in seinem inneren Zusammenhange gewürdigt. Dazu kommt noch für den angegebenen Zeitraum eine Bibliographie der Straßburger Gesangbücher. Wenn man weiß, welche Bedeutung das gottesdienstliche Leben des damaligen Straßburg für die evangelischen Kirchen der Welt besessen hat, so ist der Wert dieser Veröffentlichung für das Gesamtgebiet der Geschichte des Gottesdienstes ohne Weiteres klar. Mit Recht hat aber Dr. Hubert zuerst davon abgesehen, den Einfluß Straßburgs auf das übrige Deutschland, auf Genf, England u. s. w. ins Licht zu stellen, da diese Verbindungen sich noch gar nicht übersehen lassen, und sich darauf beschränkt, die Momente gegenseitiger Abhängigkeit heraus zu heben. Die Forschungen e. Schuberts und Ericksons, sowie die meinigen, endlich auch die jüngste Arbeit des Pariser Theologen E. Büchsenschütz (Histoire des liturgies en langue allemande dans l'église de Strasbourg au XVI. siècle. Cahors 1900) sind treu benutzt und nunmehr, soweit sie sich auf Straßburg beziehen, antiquiert. Die Beigaben, darunter acht wundervolle Reproduktionen der seltensten Titelblätter, sind eine wahre Zierde des gelehrten Buches. Ein solches ist es ja durchaus, und die Resignation des Verfassers, der nur auf „gelehrte Leser" rechnet, erscheint berechtigter als die Hoffnung eines Rezensenten in der „Straßb. Ztg.", „daß jeder gebildete Laie, der seine Kirche lieb hat, sich in diese altehrwürdigen Gesänge und Gebete mit Genuß versenken" werde. Bisher bin auch ich zu eingehendem Studium des Werkes noch nicht gekommen, und so sind die winzigen Korrekturen, die ich heute anbieten kann, kaum des Abdrucks wert. S. IL wird der Ausdruck „im Angesicht der Kirche" nicht auf das Kirchengebäude bezogen werden dürfen, sondern auf die Gemeinde, in vielen Ordnungen dieser Zeit „singt die ganze Kirch". Mein Aufsatz über Butzers „Grund und Ursach" (Monatschrift II S. 199 ff.) konnte S. LXII mit aufgeführt werden. Inwiefern die Wendung in Capitos Abendmahlsermahnung, daß seine Hörer „sich durch das Kreuz fahen lassen" sollen, den Gedanken der „Prädestination durchschimmern" läßt, ist nicht verständlich. Das Motto auf dem Titelblatt „Mit Euerm Herrgott selbst konnt Ihr sprechen, wie Euch der Schnabel gewachsen ist und das Herz. Alldieweilen der liebe Herrgott früher nur Latein geredt hat, jetzt aber, seitdem der Luther gekommen, versteht er das Deutsch. Ernst von Wildenbruch" — ist an sich hübsch, auch zur Sache gehörig, nimmt sich aber doch an dieser Stelle nicht besonders gut aus. Wie gesagt, diese Anmerkungen bedeuten nichts. Wir haben einen sehr wertvollen Beitrag zu den Monumenta Germaniae liturgica zu begrüßen. Daß dieser mir gewidmet worden ist, verpflichtet mich zum allerwärmsten Dank, und die mir erwiesene hohe Ehre mindert den etwas unchristlichen Neid, mit dem ich Huberts Buch noch oft zur Hand nehmen werde.

J. Smend

Hans Löw, Sieben Weihnachtslieder nach älteren Texten komponiert für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Leipzig und Zürich, Gebr. Hug. M. 2.–

Aus einem von echter Weihnachtsfreude erfüllten Herzen quellen diese Gesänge. Sie werden bei häuslichen und kirchlichen Weihnachtsfeiern helfen, die große Freude zu vergegenwärtigen, die in dem Kinde allem Volke widerfahren soll. Mögen sie deshalb unseren Sängern, zumal solchen, denen es Freude macht, ihre Stimme in bewegtem Gesange zu entfalten, auch jetzt noch dazu dienen, die Festfreude festzuhalten. Fr. Spitta.

Heinrich von Herzogenberg, Cantate über den Choral „Gott ist gegenwärtig" für Gemeindegesang und Chor mit Begleitung von Orchester (Streichquintett, Posaunen, Trompeten und Pauken) und Orgel. op. 106. Leipzig, Rieter-Biedermann. Partitur M. 10. Chorstimmen je 80 Pf.

Wenn ich mich recht erinnere, war es Hanslick, der sich vor einer noch nicht langen Reihe von Jahren über zeitgenössische Kompositionen von Kirchenmusik dahin aussprach, daß sich heutzutage Tonsetzer von Bedeutung von diesem Gebiet fern hielten, um es den Kleinen und Schwachen als Tummelplatz zu überlassen. Die Bemerkung war damals, in der Blütezeit der „Gartenlaube", wo Erscheinungen wie Karl Vogt, der naturwissenschaftliche Falstaff, und Louis Büchner, der Kraft und Stoff-Weise, populär waren, nicht ohne Grund. Seitdem hat sich durch das „Verbrechen der Zeit" manches geändert. Gewiß ist, daß das neuerdings merklich erstarkende religiöse Leben eine Reihe wertvoller kirchenmusikalischer Neuheiten hervorgetrieben hat, die uns zur Hoffnung auf bessere Zeiten berechtigen.

Mit großer Energie hat der seit kurzem verewigte Herzogenberg die Arbeit seiner letzten Lebensjahre ganz in den Dienst der Kirche gestellt, und so ist denn auch die neue, nach des Autors Tode erschienene Komposition nach Form und Inhalt dem Gottesdienst zugeeignet. Der Vortrag der 8 Verse des prachtvollen Tersteegen'schen Liedes ist zwischen Chor und Gemeinde geteilt. Drei der von der Gemeinde zu singenden vier Verse werden choralmäßig von der Orgel allein begleitet, während das Orchester jedesmal lediglich Vor- und Nachspiel übernimmt; nur beim letzten Vers spielt es auch beim Choralgesang mit und verhilft dadurch dem Werke zu einem prachtvollen Abschluß. Die vier dem Chore zugewiesenen Strophen legen ein glänzendes Zeugnis ab für die Herrschaft des Tonsetzers über die Form der Choralvariation, wie sie von S. Bach in den Kantaten „Christ lag in Todesbanden", „Ein feste Burg" u. a. mustergültig festgestellt ist. Reicht auch Herzogenberg an den Meister an Kühnheit der Konzeption, Tiefe des Ausdrucks, urweltlicher Kraft und Erhabenheit des Phantasie-Schwunges nicht heran — wer, außer Beethoven, könnte sich dessen rühmen? — so ist es, wenn wir grausame Vergleiche bei Seite lassen, bewunderungswürdig, was er aus der scheinbar nicht sonderlich ergiebigen Melodie („Wunderbarer König") herauszuholen verstanden hat. Namentlich ist es die aufwärts steigende Sequenz zu Beginn des Abgesanges, die ihm zu reizvollen und überraschenden Wendungen Anlaß gegeben hat. Vers 3 ist ein lieblicher Zwiegesang der beiden oberen Chorstimmen, von schön verschlungenen Triolenfiguren des Streicherchores und sanften Harmonien der Orgel begleitet. Die Melodie liegt etwas variiert in den Singstimmen. Gewaltig setzt Vers 5 („Luft, die Alles füllet") ein. Die Melodie, rhythmisch gedehnt und in mächtigen Synkopen einherschreitend, ist dem Baß des Orchesters und der Orgel überwiesen und durch Posaunen verstärkt. In die rauschenden Arpeggien der Geigen und Bratschen ruft der volle Chor die Verkündigung der Gottesschau. Wie da die brausenden Wogen der Begeisterung zu heiliger Stille ebben, wie Alles erstirbt, um aufs Neue emporzuflammen, bis die Tonfluten sich zum Schluß in ätherischem Pianissimo verlieren, das ist bewunderungswürdig und wahrhaft ergreifend. Die sechste Strophe, wiederum ein schöner Zwiegesang — diesmal der Männerstimmen in neuer rhythmischer Gestaltung, ist technisch ähnlich gearbeitet wie Vers 3, wodurch eine gewisse Symmetrie des Ganzen erzielt wird. Vers 7 bildet die Musik von Vers 6 weiter aus, die Frauenstimmen beteiligen sich, und schöne kontrapunktische Kombinationen stellen sich ungezwungen im Fluß der motivischen Arbeit ein. Das Dämmerlicht des Satzes wird von leisen Posaunen- und Trompetenklängen geheimnisvoll erhellt, charakteristische Violinfiguren schlingen sich auf und ab durch den Gesang des Chores — bis nach leisem Verklingen des zauberischen Stücks der vom vollen Orchester begleitete Schlußchor von der Gemeinde eingesetzt wird und das Werk prächtig krönt. Wie man bei einem Tonsetzer voraussetzen kann, der selbst das „architektonische" Element als ersten Keim seiner Konzeptionen bezeichnete, ist der Aufbau des Stücks im Ganzen von einer fast symmetrisch zu nennenden Übersichtlichkeit. Die weise, sich aus der Dichtung ungezwungen ergebende Verwendung der Kontrastwirkung hat zur Folge, daß das Werk im guten Sinne effektvoll zu nennen ist. Die Instrumentierung ist, wie es sich für die Kirche gebührt, meist in großen, gleichsam auf Fernwirkung berechneten Zügen ausgeführt, ohne doch an der richtigen Stelle der Feinheit des Details zu ermangeln.

So sei das schöne Werk, das letzte eines edlen Meisters, der seiner Kunst ein Leben lang mit allen Kräften treu und erfolgreich gedient hat, den Kirchenchören zur Verwendung bei feierlichen Gelegenheiten warm empfohlen. A. Mendelssohn.

Notenbeigabe.

1. Jesus soll die Losung sein!

Tonsatz von Max Reger (1674)

Ziemlich langsam doch nicht schleppend

1 Sopran
1. Jesus soll die Losung sein, da ein neues Jahr erschienen; Jesu Name soll allein denen zum Paniere dienen,

2 Sopran
2. Jesu Namen, Jesu Wort soll bei uns in Zion schallen, und so oft wir an den Ort, der nach ihm genannt ist, wallen,

Alt
3. Unsre Wege wollen wir nun in Jesu Namen gehen. Geht uns dieser Leitstern für, so wird alles wohl bestehen

Tenor
4. Alle Sorgen, alles Leid soll der Name uns versüßen; so wird alle Bitterkeit uns ein Segen werden müssen.

Baß
5. Jesus, aller Bürger Heil, unserm Orte ein Gnadenzeichen, unsres Landes bestes Teil, dem kein Kleinod zu vergleichen,

1. die in seinem Bunde stehn und auf seinem Wege gehn.
2. mache seines Namens Ruhm unser Herz zum Heiligtum.
3. und durch seinen Gnadenschein alles voller Segen sein.
4. Jesu Nam sei Sonn und Schild, welcher allen Kummer stillt.
5. Jesus, unser Schutz und Hort, sei die Losung fort und fort.

(Benjamin Schmolck, 1672–1737)

2. Jesu, großer Wunderstern.

Tonsatz von Max Reger.
(1633)

Etwas langsam

1 Sopran

2 Sopran

Alt

Tenor

Baß

1. Jesu, großer Wunderstern, der aus Jakob ist erschienen,
meine Seele will so gern dir an deinem Feste dienen;
Nimm doch, nimm doch gnädig an, was ich Armer schenken kann.

2. Nimm das Gold des Glaubens hin, wie ich's von dir selber habe
und damit beschenket bin, so ist dies die liebste Gabe.
Laß es auch bewährt und rein in der Glut des Kreuzes sein.

3. Nimm den Weihrauch des Gebets, laß denselben dir genügen;
Herz und Lippen sollen stets, ihn zu opfern, vor dir liegen.
Wenn ich bete, nimm es auf und sprich Ja und Amen drauf.

4. Nimm die Myrrhen bittrer Reu; ach, mich schmerzet meine Sünde;
aber du bist fromm und treu, daß ich Trost und Gnade finde
und nun fröhlich sprechen kann: Jesus nimmt mein Opfer an.

(Erdmann Neumeister 1671—1756)

5. Ich hab in Gottes Herz und Sinn.

Tonsatz von Max Reger
(Frankreich 16. Jahrhundert)

Mäßig langsam ausdrucksvoll (nie schleppend).

1 Sopran
2 Sopran
Alt
Tenor
Baß

1. { Ich hab in Got-tes Herz und Sinn mein Herz und Sinn er-
   { was bö-se scheint ist mir Ge-winn der Tod selbst ist mein

2. { Das kann mir feh-len nim-mer-mehr, mein Va-ter muß mich
   { Wenn er mich auch gleich wirft ins Meer so will er mich nur

3. { Zu dem ist Weisheit und Ver-stand bei ihm ohn al-le
   { Zeit Ort und Stund ist ihm be-kannt, zu tun und auch zu

4. { Fürwahr, der dich ge-schaf-fen hat und sich zur Eh-re-
   { der hat schon längst in sei-nem Rat er-se-hen und be-

5. { Soll ich dann auch des To-des Weg und fin-stre Stra-ße
   { wohl an, so geh ich Bahn und Steg, den dei-ne Au-gen

1. { ge-ben, Ich bin ein Sohn des der vom Thron des
   { Le-ben

2. { lie-ben und mein Ge-müt in sei-ner Güt ge-
   { ü-ben

3. { Ma-ßen,
   { las-sen Er weiß wann Freud er weiß wann Leid uns,

4. { bau-et aus wah-rer Treu was dien-lich sei die
   { schau-et

5. { rei-sen
   { wei-sen Du bist mein Hirt, der al-les wird zu

1. Him-mels al-les lei-tet, ob er gleich schlägt und Kreuz auf-
2. wöh-nen fest zu ste-hen. Soll ich dann Kind, weil sei-ne
3. sei-nen Kin-dern, die-ne, und was er thut ist al-les
4. und den Dei-nen al-len. Laß ihm doch zu, daß er nur
5. sol-chem En-de keh-ren, daß ich ein-mal in dei-nem

1. legt in Lieb er mein ge-den-ket.
2. Hand mich wie-der zu er-hö-hen. (Vers 5.)
3. gut, ob's noch so trau-rig schie-ne.
4. thu nach sei-nem Wohl-ge-fal-len.
5. Saal dich e-wig mö-ge eh-ren.

(Paul Gerhardt, 1607–1676.)

Zeile 3, Takt 1.
Ten.
Alt

6. Jahrgang | Nr. 2 | Februar 1901

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.
Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 25 Pf., für 1 ganze Seite 24 M. ½ S. 13,60, ¼ S. 7,60 M.

Der evangelische Gottesdienst und die christliche Brüderlichkeit

von **Friedrich Spitta**.

Der Sinn für die Verschönerung unserer Gottesdienste, für die Notwendigkeit der kirchlichen Kunst ist überall geweckt und in stetem Wachsen begriffen. Dabei ist nicht immer die Gefahr ausgeschlossen, daß das Ästhetische auf Kosten des Religiösen betont, ja daß das Eine mit dem Anderen verwechselt werde. Aber im Großen und Ganzen ist man sich doch bewußt, daß es gelte, unsere Gottesdienste zu religiösen Feiern zu gestalten und ihnen immer mehr den Charakter des Schablonenmäßigen und im schlechten Sinne Lehrhaften zu nehmen. Die Entgegennahme der göttlichen Offenbarung und ihre Beantwortung durch das Gebet des Lobes und der Anbetung, des Dankes und der Bitte, also dasjenige, was die Liturgiker die sakramentale und sakrifizielle Seite des Gottesdienstes zu nennen pflegen, findet in unseren Tagen mit Recht stärkere Betonung. Dem entspricht eine Umwandelung der Predigt, eine stärkere Betonung des Gebetes und Gesanges, sowie ein Ausbau ihrer mannigfaltigen Formen. Daß sich von hier aus die Fragen des Kirchenbaus und Kirchenschmucks neu beleben und bestimmter fassen, liegt ebenfalls auf der Hand.

So wenig es nun unsrer Monatschrift in den Sinn kommen kann, diese Entwickelung als bereits genügend gefördert und keiner weiteren sorgfältigen Pflege bedürftig zu betrachten, so sehr ist es Not, eine andere Seite des Gottesdienstes in das Licht zu rücken, die nicht so wie die religiöse in unmittelbarer Beziehung zur Kunst steht, sie jedoch indirekt mitbestimmt und jedenfalls zum Wesen des Kultus nach evangelischem Verstand gehört.

Im evangelischen Gottesdienste versammelt sich die Gemeinde der erlösten Gotteskinder, um das ihr zu Teil gewordene Heil Gottes immer aufs Neue zu erleben und zur Darstellung zu bringen. Das geschieht einerseits in Beziehung auf Gott, dessen Heilsoffenbarung entgegengenommen und mit Gebet beantwortet wird. Das muß aber auch geschehen mit Rücksicht auf die einzelnen Gemeinde-

glieder, die sich zur Feier vereinigt haben. Die, welche sich vor Gott darstellen als seine Kinder, können das gar nicht anders, als indem sie sich unter einander als Brüder und Schwestern in Christo erkennen. Und diese Seite unseres Gottesdienstes ist es, die noch sehr im Argen liegt. Wohl betont die neuere Liturgik mit Recht den Gemeindecharakter des Gottesdienstes, aber meistens doch nur im Gegensatz zu einer Unthätigkeit der Gemeinde, wie sie sich einerseits in der katholischen Kirche findet, wo der Priester und sein Thun alles ist, andererseits in gewissen Formen des Protestantismus, wo die Predigt alles ist. Aber damit wird doch nicht jenes Gefühl der Brüderlichkeit entbunden, das unsre Gemeindefeiern beherrschen müßte. Es ist gewiß, daß ein voller Gemeindegesang, wo alle Stimmen in eine mächtig dahinflutende Melodie zusammenströmen, das Bewußtsein wecken kann:

„Wir, als die von Einem Stamme,
stehen auch für Einen Mann."

Und wenn wir mit einander anstimmen: „Ein feste Burg ist unser Gott", so fühlen wir uns als eine große protestantische Familie, die Einen geistigen Ahnherrn besitzt — aber eben doch nur wie eine weitverzweigte Verwandtschaft, deren Glieder sich zum Teil nicht einmal persönlich kennen, und die, wenn sie zusammenkommen, in Verlegenheit sind, ob sie einander mit Du oder Sie anreden sollen. Das aber ist doch schwerlich das entsprechende Bild für die Gemeinschaft der Gotteskinder. Und wie kann von einer Versammlung solcher Art ein warmer Hauch der Brüderlichkeit in das Leben hinüberströmen? Unsere Gottesdienste sollen für das Leben der Woche einen Gewinn abwerfen, aber nicht bloß in dem Sinne, daß wir aus ihnen Kraft und Trost schöpfen für alles, was wir erfahren, größeren Ernst und Gewissenhaftigkeit für das, was wir thun. Es soll auch das Gefühl der brüderlichen Zusammengehörigkeit gestärkt werden. Aber wie kann das geschehen durch Versammlungen, wie es unsre Gottesdienste meistens sind, wo eine bunte Menge zusammenströmt, deren einzelne Personen durch ihr ganzes Gebahren zeigen, daß ihnen überhaupt noch nicht einmal eine Ahnung aufgegangen ist von dem Geiste brüderlicher Gemeinschaft, der dem Christentum wesenseigentümlich ist und deshalb im Gottesdienst seine Darstellung finden muß?

Aber was rede ich von der Schuld der Kirchgänger? Sorgt vielfach doch die Kirche, bezw. die betreffende Gemeindeordnung dafür, daß die Empfindung der brüderlichen Zusammengehörigkeit der Kirchgänger nicht aufkommen kann. Vermietung der Plätze! Wie oft hat man gegen diesen Unfug protestiert und ohne Erfolg. Selbst die Vertreter der praktischen Theologie lassen es in dieser Beziehung noch an der nötigen Entschiedenheit fehlen, wenn sie urteilen, das Vermieten oder Verkaufen von Plätzen sei aus praktischen Gründen nicht anzufechten, wenn nur sonst für genügenden Raum in der Kirche gesorgt werde. (Krauß, Lehrbuch der praktischen Theologie I, S. 116.) Als ob damit nicht doch im Prinzip jene Stellung zu den Reichen gutgeheißen würde, welche der Verfasser des Jakobusbriefes schon gegeißelt hat. Der starke Mann schlägt unter Umständen den Stuhl hinter sich zu, während das gebrechliche Mütterchen, das in der Nähe der Kanzel sitzen muß, um die Predigt verstehen zu können, im Gange stehen bleibt. Es heißt geradezu Wasser auf die Mühle der Sozialdemokraten leiten, die immer wieder die Beschuldigung gegen das Christentum erheben, daß es nicht Gleichheit und Brüderlichkeit pflege, sondern den großen und reichen Leuten diene. Hier liegen ideale Pflichten, die man nicht aus der Bahn werfen kann mit der Bemerkung, die Gemeinden

konnten ohne den Mietzins für die Plätze nicht auskommen. Man hat mit vollem Rechte gefordert, die Gemeinde müsse sich andere Steuerquellen erschließen als die, welche auf das Brot des Lebens gelegt werden. Es giebt auch im kirchlichen Leben genug Anlaß zu Luxussteuern bei Trauungen wie Begräbnissen, und eine allgemeine Kirchensteuer nach Verhältnis der staatlichen Umlagen würde in den meisten Fällen wenigstens für die Höhepunkte des christlichen Lebens, die gottesdienstlichen Feiern, Verhältnisse schaffen können, in denen nach Art der Versammlungen zu der Apostel Zeit der Unterschied zwischen Arm und Reich verschwinden würde.

Aber freilich damit, daß die Plätze in unsern Kirchen frei gegeben werden, ist nur ein Hindernis zur Entfaltung der brüderlichen Gemeinschaft beseitigt; sie selbst erwächst nur aus der rechten Gesinnung und dem entsprechenden Verhalten der Gemeindeglieder. Die Erfahrung zeigt es immer wieder, daß auch im Gottesdienst Gleich und Gleich sich gern gesellt und daß der thatsächlich oder angeblich höher Stehende bewußt oder unbewußt es vermeidet, sich zu denen zu setzen, die geringeren Standes sind oder ein bescheideneres Kleid tragen. Oft genug ist das gar nicht böse gemeint; man überträgt nur unwillkürlich auf die christliche Gemeinschaft das, was man im weltlichen Leben gewohnt war, wo man in Konzert und Theater den ersten Rang in Anspruch nimmt und sich scheut, mit dem Publikum der Gallerie in zu nahe Beziehung zu kommen. So kommt es, daß vielfach in neu erbauten Kirchen, wo man alle Plätze frei giebt, die ersten Bänke den Vornehmen verbleiben, während die Armen sich mehr im Hintergrunde halten. Aber wo das auch nicht der Fall ist, lenkt die elegant gekleidete Dame ohne weiteres ihren Schritt dahin, wo Kostüme ähnlicher Art schimmern, und nicht dahin, wo schlichte Bürgerfrauen oder Mädchen vom Lande (die von der Stadt sind durch ihre Toilette vielfach von den „Damen“ nicht zu unterscheiden) ihren Platz haben. Wie sollen sich so bei unsern Gottesdiensten die Stände mischen? Man unterschätze die Bedeutung solcher Kasten-Neigungen nicht. Und ebenso wenig die Wirkung eines Verkehrs zwischen Leuten verschiedener Lebensklassen, wie ein solcher auch im Gottesdienst möglich ist, nicht durch störendes Schwatzen, wohl aber durch allerlei Hülfsleistungen kleiner Art. Wie tausendfach erlebt man es, daß es unsern Kirchengängern nicht in den Sinn kommt, den Nachbar, der ohne Gesangbuch ist, aufzufordern, mit aus dem eigenen Buche zu singen. Und wie kurz und unfreundlich wird die Antwort gegeben, wenn ein Kurzsichtiger sich bei seinem Nebenmann nach der Nummer des Liedes erkundigt oder ein Schwerhöriger nach dem Sinne der nur halb verstandenen Proklamation! Und das soll die Gemeinde der Kinder Gottes, der christlichen Brüder und Schwestern sein?

Es ist merkwürdig, wie wenig bei uns der Sinn entwickelt ist für die Notwendigkeit eines brüderlichen Zusammenschlusses der Gemeinde im Gottesdienste. So fordert F. Zimmer in seiner Schrift über die kirchliche Ordnung der Hausandacht (Gotha, Perthes, S. 9), daß die Zusammengehörigkeit der Familien auch im Gemeindegottesdienste einen sichtbaren Ausdruck finde, „und die vielfach übliche Trennung der Geschlechter in den Kirchenplätzen und beim Kommuniongang nicht auch die Familien auseinanderreiße.“ Die vielfach noch bestehende Sitte der Familienstühle, die sich forterbten, bezw. mit dem betreffenden Hause oder Bauernhofe verbunden waren, hatte wenigstens das Gute, daß man es als eine Ehrensache betrachtete, die Plätze nie ganz leer zu lassen. Der Zimmersche Vorschlag dagegen kann nur der so hoch notwendigen Entwickelung der Brüderlichkeit in unsern

Gottesdiensten entgegenwirken. Ich erinnere mich noch mit Freuden, daß L. Schoeberlein, der sonst in seinem Urteil immer so milde war, es als eine unzulässige Sentimentalität bezeichnete, wenn im Universitätsgottesdienste zu Göttingen der Bräutigam irgend einer Professorentochter nicht unten in die Kirche kam, wo die Männer saßen, sondern auf die Empore, den Sitz der Frauen. Immerhin Empfindung, daß die Familie, speziell Mann und Frau, bei der Kommunion nicht von einander getrennt sein solle, werden gewiß viele teilen. Und doch wird das ihr zu Grunde liegende Bedürfnis vollkommen befriedigt werden, wenn sich die Familie zu Hause gemeinsam auf den ernsten Gang vorbereitet und die Feier nachher im stillen Heim nachklingen läßt in gemeinsamer frommer Lektüre, Gebet und Lied. In der Kirche dagegen soll sie sich in die große dort versammelte Gottesfamilie auflösen, und das wird sich um so natürlicher vollziehen, wenn für die Geschlechter, eventuell auch für die verschiedenen Altersstufen bestimmte Plätze angegeben sind. Ich brauche wohl kaum daran zu erinnern, wie die Brüdergemeine uns auch hier längst mit dem richtigen Beispiele vorangegangen ist.

Vor allem beim heiligen Abendmahle gilt es für das Gemeindeglied, anderen Empfindungen nachzugeben als denen, die in der Richtung der von Schoeberlein als „sentimental“ bezeichneten liegen. Kommunion heißt Gemeinschaft, und in keiner Feier sollte sich die christliche Bruderlichkeit lebendiger, ja überwältigender zum Ausdruck bringen als in dieser. Schon C. I. Nitzsch hat in seiner Praktischen Theologie (§ 361) darauf hingewiesen, aber man kann kaum sagen, daß sich in dem seither verflossenen halben Jahrhundert der brüderliche Sinn in der von ihm gewünschten Weise weiter entwickelt hätte. Er schreibt: „Es ist soweit gekommen, daß nach entlassener homiletischer Versammlung die Kommunizierenden zerstreut sitzen bleiben, als gingen sie sich keiner den andern etwas an, kaum daß dann die sich näher bekannten gemeinsam hinzutreten, um etwa dann wieder in ihren Winkel zurückzukehren.“ Die Vorschläge zur Besserung, die er angiebt, sind noch heute nicht veraltet. Die Kommuniongemeinde muß als eine eng zusammengehörige Gottesfamilie auch äußerlich in die Erscheinung treten, ferner sollten nicht bloß je 2 und 2, sondern größere Gruppen zum Tische des Herrn herantreten, die dann auch durch ein Wort, das sie auf ihre brüderliche Zusammengehörigkeit anredete, noch besonders begrüßt würden. Mindestens sollte der ganzen Abendmahlsgemeinde ein solches Wort zugerufen werden, etwa nach Anleitung von Joh. 13, 35. 15, 12: „Erkennt euch in dem Herrn und nehmt euch untereinander auf, gleichwie euch Christus hat aufgenommen zu Lobe Gottes. Keiner sei wider den anderen“ und dergl. Auf solche Aufforderung hin aber sollte ein jeder seinem Nachbarn die Hand reichen, ein zeitgemäßer Ersatz für den in der alten Kirche gebräuchlichen Bruderkuß. Es liegt auf der Hand, daß die gewünschte Sitte alle Bedeutung und Kraft verlieren würde, wenn immer nur die Familienglieder bei einander säßen. Welche Spuren haben diese Vorschläge von Nitzsch z. B. in der Agende der großen Landeskirche zurückgelassen, der — der „rheinische Kirchenvater“ sein ganzes Leben gedient hat?

Was die offizielle Kirche unterlassen hat, das haben je und je lebendige Gemeindeglieder, in denen das Verlangen nach fühlbarer christlicher Gemeinschaft vorhanden war, auf ihre Weise auszuführen gesucht. Ich kenne hochstehende Frauen, die nie anders zum Abendmahl gehen, als daß sie sich unter die geringsten Leute mischen, mit ihnen das Brot nehmen und aus demselben Kelche trinken und die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, mit der Nachbarin ein herzliches Wort

der Liebe und einen warmen Handschlag zu tauschen. Da giebt es eine schöne Erfahrung von der Realität der Gemeinschaft der Gotteskinder, und das Herz nimmt ein warmes Gefühl mit hinaus in das kalte, selbstsüchtige Leben. Weshalb sind die Vertreter der Kirche meistens so blind gegen die Bedeutung solcher Gestaltung unserer Gottesdienste und Abendmahlsfeiern?

Auch hier ist die Brüdergemeine uns ein leuchtendes und beschämendes Vorbild, wie man sich davon überzeugen kann, wenn man den Aufsatz G. Burkhardt's „Die Feier des heiligen Abendmahls in der Brüdergemeine" M. Schr. I S. 300 nachliest. Auf sie weist auch E. Sulze hin, wenn er in dem Buche über die evangelische Gemeinde S. 78 ff. seine Bedenken gegen die traditionell kirchliche Abendmahlsfeier ausspricht. Er glaubt, deren Schäden im wesentlichen durch die Form der sitzenden Kommunion, wie Zwingli sie eingeführt und wie sie auch die Brüdergemeine besitzt, heben zu können. Auch ich glaube, daß der Gewinn ein außerordentlicher sein würde, wenn wir die wandelnde Kommunion los werden könnten. Aber eine so tiefgehende formelle Änderung würde in vielen lutherischen Gemeinden auf starken Widerspruch stoßen. Ich wäre schon froh, wenn man wenigstens in den reformierten Kirchen diesen Weg einschlagen wollte. Aber meistens zeigt sich dort sehr wenig Rücksicht gegenüber lutherischen Kultusformen, auch solchen, die keineswegs nachahmenswert sind, wie die wandelnde Kommunion, die Benutzung von Oblaten statt Brot, das In den Mund geben von Brot und Kelch. Alles, was dazu dient, dem heiligen Abendmahle die Form eines wirklichen Mahles wieder zu geben, wird ja auch dazu helfen, die in solchem Mahle dargestellte Gemeinschaft deutlicher zum Ausdruck zu bringen. Immerhin läßt sich die Brüderlichkeit auch bei unsern unvollkommeneren Formen pflegen, man muß es nur wollen und daran denken, anstatt es als etwas Nebensächliches zu behandeln und dann zu vergessen.

Das Gefühl, daß man im Gottesdienste versammelt ist als eine große Familie, die sich unter dem Dache ihres Vaters daheim fühlt, wird nicht minder dadurch verstärkt, daß zu den nötigen Hilfsleistungen, wie Anweisen der Plätze und dergl., nicht besoldete Kirchenbeamte, sondern Gemeindeglieder, besonders junge Männer, herangezogen werden. Wenn im katholischen Gottesdienst der Schweizer in seinem bunten Habit ordnend daherschreitet, so erweckt das nicht gerade die Empfindung, daß hier eine Familie bei einander sei, sondern eher ein bunter Haufe Volkes, der polizeilich überwacht werden muß. Die evangelischen Sakristane oder Küster machen in den seltensten Fällen einen solchen respekteinflößenden Eindruck, sind dagegen durch ihr handwerksmäßiges Gebahren oft geradezu eine Kalamität für die Gemeinden. Wie wichtig, daß ihre Dienste in den Hintergrund treten. Nicht dann fühlt man die warme Atmosphäre des Familienlebens, wenn befrackte Lohndiener die Gesellschaft bedienen, sondern wenn die Kinder des Hauses sich eine Ehre daraus machen, die Gäste zu empfangen und ihnen jede Aufmerksamkeit zu erweisen. Es ist nicht anders in der großen Gottesfamilie, die in unsern Kirchen sich versammelt. Freiwillige Dienste von Seiten der jungen Glieder der Gemeinde geben den Feiern einen im besten Sinne des Wortes vornehmen Charakter und lassen auf die, welche sich solcher Dienste nicht schämen, sondern sie aufsuchen, einen leisen Abglanz des Adels fallen, der Jesu Verhalten kennzeichnete, als er seinen Jüngern die Füße wusch.

Zur Pflege der brüderlichen Gemeinschaft im Gottesdienste gehört auch die der brüderlichen Teilnahme. Es kommt immer mehr ab, daß sich Kranke und

Sterbende der Liebe und dem Gebete der Gemeinde empfehlen, daß die, welche zu Schiff über den Ozean gehen, Abfahrt und Rückkehr verkündigen lassen, nicht anders steht es mit Geburten und Todesfällen, Verehelichungen, Austritten u. s. w. Man findet diese Proklamationen langweilig und den Pfarrern fehlt oft genug der nötige Takt und Geschmack, diese Verkündigungen ihrem Zwecke entsprechend zu formulieren. Endlich hat das eine lebendige Kultusgemeinschaft zerstörende Wachstum der Gemeinden in unsern Großstädten mit ihren Massentaufen und Konfirmationen jene Mittel zur Pflege brüderlicher Teilnahme im Gottesdienst überhaupt illusorisch gemacht. Und doch bleibt es bestehen, daß, wenn die brüderliche Gemeinschaft nicht eine blasse Abstraktion werden soll, der Kultusgemeinde Gelegenheit gegeben werden muß, an den konkreten Fällen teilzunehmen, wo ihre Brüder und Schwestern in Christo besonders ergriffen werden von dem Gefühle ihrer Abhängigkeit von Gott und deshalb das Bedürfnis empfinden, sich mit denen enger zusammen zu schließen, die Genossen desselben teueren Glaubens sind. Es würden sich auch Mittel und Wege finden lassen, die Schwierigkeiten dieses Falles zu überwinden, wenn man nur tiefer davon durchdrungen wäre, daß es sich hier nicht um eine Nebensache handelte, sondern um ein wesentliches Stück des Gottesdienstes. Wie aber werden die Proklamationen meistens vorgenommen? Sie teilen das Geschick des allgemeinen Kirchen- und Fürbittengebetes. Als Anhängsel zur Predigt werden sie von dem ermüdeten Pfarrer möglichst schnell abgemacht, und so kommt es der Gemeinde garnicht zum Bewußtsein, wie tief die verkündeten Angelegenheiten in das Leben ihrer Brüder und Schwestern eingegriffen haben, und wie sehr diese dessen bedürftig sind, daß man sie in Teilnahme und Gebet trage, bis vielleicht Gott selbst einmal uns Gleichgültige aufweckt und empfindlich macht, wenn er mit starker Hand in unser Leben eingreift. Auch hier ist uns die Brüdergemeine in mustergültiger Weise vorangegangen. Bei uns gilt es überhaupt erst, den Sinn zu wecken für die elementarsten Wahrheiten und Forderungen auf dem dieses Mal in den Vordergrund gerückten Gebiet unsres Kultus.

Die von mir gegebenen Fälle erschöpfen unsre Frage bei weitem nicht, sie haben nur den Sinn von Beispielen. Das aber bleibt gewiß: je schärfer diese soziale Seite des Kultus erfaßt wird, um so deutlichere Wirkungen werden von hier aus auch auf die Zweige der Kunst ausgehen, die sich in den Dienst des Gottesdienstes stellt. Doch davon sollte heute nicht die Rede sein. Das wird seine Erledigung schon finden, wenn die Hauptsache ins Reine gebracht ist. Und daran mitzuarbeiten mit Wort und Vorbild, möchte unsre Monatschrift ihre Mitarbeiter und Leser zum Beginn des zweiten Jahrfünfts ihres Bestehens dringend auffordern.

Die Christuskirche in Karlsruhe

von Stadtpfarrer **Dr. Rohde.**

In der am 14. Oktober vorigen Jahres eingeweihten Christuskirche hat die Karlsruher Weststadt-Gemeinde ein Gotteshaus erhalten, das die charakteristische Gestalt einer modernen Predigtkirche in künstlerisch reifen Formen zeigt und daher der breiteren Öffentlichkeit bekannt zu werden verdient.

Beiläufig sei bemerkt, daß keine der älteren Kirchen der jungen Stadt Karlsruhe eine Chorkirche ist. Die Stadtkirche, die Schloßkirche und die Kleine

Kirche sind Saalkirchen ohne Chor mit axialer Anordnung von Altar und Kanzel gewesen, wenn man auch in der großen Stadtkirche später der Kanzel einen anderen Platz angewiesen hat aus bekannten Gründen und mit dem bekannten Erfolg oder



Nichterfolg. Insofern also bedeutet die Christuskirche keinen Bruch mit der bisherigen Überlieferung, sondern nur einen gesunden Fortschritt in einer von Anfang an eingehaltenen Richtung auf Grund der Erfahrungen und Errungenschaften protestantischen Kirchenbaues der letzten Jahrzehnte, und der auch hier anfänglich laut

gewordene Widerspruch gegen das Projekt einer chorlosen Gemeindekirche als eines Bruches mit der Tradition war, wenigstens angesichts der älteren Kirchen Karlsruhes, unbegründet.

Die jetzt vollendete Kirche ist das Resultat langjähriger reifer Erwägungen. Das Bauprogramm war im Wesentlichen das **Wiesbadener**. Die Einheit der Gemeinde soll in der Einheitlichkeit des Raumes zum Ausdruck kommen, die Feier des Abendmahles soll sich inmitten der Gemeinde vollziehen. Kanzel und Altar sollen **gleichwertig** behandelt werden und alle Sehlinien dorthin leiten. Orgel und Sängerchor sind organisch mit dem Kirchenraum zu verbinden und im Gesicht der Gemeinde anzuordnen.

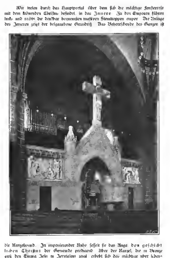
Einer Anregung des badischen Architekten- und Ingenieurvereins zufolge entschloß sich der Kirchengemeinderat zu einer Preisbewerbung. In jener Eingabe sagt der genannte Verein, daß „die Anlage einer evangelischen Kirche als Predigtkirche hinsichtlich der Grundrißlösung noch eine vielbesprochene offene Frage auf dem Gebiete des neuzeitlichen Bauwesens und [illegible] auch in rein künstlerischer Beziehung die protestantische Kirche die anregendsten und interessantesten Aufgaben für einen Wettbewerb aufzuweisen hat.

Von 67 eingegangenen Entwürfen wurden vom Preisgericht, bestehend aus den Herren Baurat Behaghel-Heidelberg, Baudirektor Dr. Durm-Karlsruhe, Hofbaudirektor von Egle-Stuttgart, Geh. Regierungsrat Prof. Otzen-Charlottenburg, Dekan D. Zittel, Oberbaurat Baumeister und Präsident D. Wielandt in Karlsruhe, 5 mit Preisen ausgezeichnet. Es waren die Pläne von Frentzen-Aachen, Vogt-Hamburg, Vollmer-Berlin, Curjel und Moser-Karlsruhe und Billing-Karlsruhe. Zur Ausführung kam schließlich der veränderte Entwurf der Architekten Curjel und Moser. Der Bau begann im November 1896, dauerte also rund 4 Jahre, die Kosten belaufen sich, ohne den durch seine freie Lage überhaupt unbezahlbaren von Sr. Kgl. Hoheit dem Großherzog gestifteten Platz, auf rund 600 000 Mark.

Das Charakteristische am äußeren Aufbau (s. Abbildung) der Kirche ist die **zentrale Stellung** des 67 Meter hohen Turmes, der direkt über der Gewölbevierung sich in kühner Konstruktion erhebt und in den 4 Seitentürmen, die ihn flankieren, seine festen Widerlager hat. Die Kreuzform tritt auch äußerlich deutlich hervor. Die Schlankheit des das Ganze zusammenfassenden Hauptturmes und die in die Schultern des Kreuzes gelegten Seitentürme verdecken die Breite des Innenraumes. Der erste Eindruck ist der einer kleineren Kirche. Niemand glaubt, daß sie bequem 1300 Menschen, im Notfall nahezu 2000 aufnehmen kann. An das Ungewöhnliche des Aufbaues mußte sich das Auge der Gemeinde erst gewöhnen. Die Freude daran ist jetzt eine allgemeine, Niemand verkennt das **protestantische** Gotteshaus und Niemand wünscht sich mehr einen schmalen gothischen Bau, wie ihn nach schönen alten Mustern am anderen Ende der Stadt eben die Katholiken aufführen; ich glaube, daß nach Erstellung der Christuskirche ein Rückfall in den katholischen Kirchenbau in Karlsruhe ein Ding der Unmöglichkeit geworden ist.

Der Stil der Kirche ist gotisch, wenn sich auch der Architekt, m. E. mit vollem Rechte, nicht sklavisch daran gebunden, sondern ihn dem modernen Bedürfnis entsprechend weitergebildet hat. In der Architektur ist im Äußern und Innern auf alles Kleinliche verzichtet und die bedeutende Wirkung des Ganzen beruht auf Massengruppierung und Linienwirkung. Einfachheit und Kraft charakterisieren den in rotem Sandstein ausgeführten Bau.

Wir treten durch das Hauptportal, über dem sich die mächtige Fensterrose mit dem krönenden Christus befindet, in das Innere. Zu den Emporen führen links und rechts die denkbar bequemsten massiven Steintreppen empor. Die Anlage des Inneren zeigt der beigegebene Grundriß. Das Beherrschende des Ganzen ist



die Kanzelwand. In imponierender Ruhe fesselt sie das Auge, den geschichtlichen Christus der Gemeinde predigend. Über der Kanzel, die in Bronze auf den Einzug Jesu in Jerusalem zeigt, erhebt sich das mächtige über lebensgroße monumentale Kruzifix. Links und rechts neben der mit Goldmosaik aus

gelegten Kanzelnische zeigen lebensgroße Reliefs: Geburt und Auferstehung Christi (S. Abbild.).



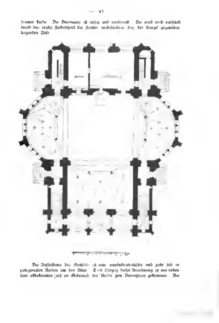
Den Aufbau der Kanzelwand halte ich für unübertrefflich. Trotz der zentralen Stellung der Kanzel ist sie doch nicht beherrschend, sondern so in die große Thatsache des Lebens Jesu hineingestellt, daß sie doch nur als bescheidene Predigerin eben dieser Thatsache und ihr untergeordnet erscheint. Zur Wirkung der Kanzelwand trägt noch der blaugrün gehaltene Ton des Gewölbes über Orgel und Sängerchor bei, von dem sich der gelblich graue Stein lebendig abhebt.



In der Aufstellung der Orgel ist das herkömmliche Schema ganz vermieden. Die Pfeifen sind ohne Gehäuse frei in Gruppen aufgestellt und durch getriebene Bronzebänder zusammengehalten und fügen sich architektonisch dem Aufbau des Ganzen ein.

Wie das Äußere, so ist das Innere durch ernste Strenge der Formen charakterisiert. Der Stein ist grau, die Gewölbeflächen sind weiß, nur das Gestühl hat

braune Farbe. Die Stimmung ist ruhig und weihevoll. Sie wird noch verstärkt durch das reiche Farbenspiel der Fenster, insbesondere der, der Kanzel gegenüber liegenden Rose.



Die Aufstellung des Gestühls ist eine amphitheatralische und zieht sich in polygonalen Reihen um den Altar. Ein Vorzug dieser Anordnung ist mir neben dem allbekannten [erst im Gebrauch der Kirche zum Bewußtsein gekommen. Die

gebrochenen Linien machen das Herumsehen im ganzen Gotteshause zu einer Unmöglichkeit und zwingen zur Konzentration der Aufmerksamkeit auf Kanzel und Altar.

Besondere Genugtuung gewährt es mir, gelegentlich von Gemeindegliedern hören zu müssen, wie klein ihnen auch im Innern die Kirche erscheint. Daß eine Gemeinde von 1500 Menschen zu einer verhältnismäßigen kleinen Einheit zusammengefaßt wird und dadurch sich als Gemeinde fühlt, scheint mir ein außerordentlicher Vorzug. Die Akustik der Kirche ist tadellos. Der Vortrag gestattet jede Modulation der Stimme, man muß sich eher vor zu lautem als vor zu leisem Sprechen hüten. Das Predigen vor einer in solchem Raum versammelten Gemeinde ist eine herzerquickende Freude. Selbst in der leeren Kirche ist kein Schall bemerkbar.

Daß unter solchen Umständen der Gemeinde- und Chorgesang zu voller Geltung kommen, bedarf kaum der Erwähnung. Selbst bei vollem Gotteshaus ist mir nie ein trockener oder harter Klang der Stimme aufgefallen.

So ist die Befriedigung über das Gotteshaus in künstlerischer wie in praktischer Hinsicht eine in der Gemeinde ungeteilte. Sie kam zum äußeren Ausdruck in der wachsenden Zahl von Stiftungen, die schließlich den Betrag von 70 000 Mark erreichten.

Wenn es nach zwei- und einhalbmonatlichem Gebrauche der Kirche etwas zu tadeln gäbe, so wäre es höchstens dies, daß wir die Kirche nicht etwas größer bauten, da sie für die allsonntäglichen Bedürfnisse kaum ausreicht.

Für Karlsruhe aber, ja für unsere ganze evangelische Landeskirche hoffen wir, wird die Christuskirche einen Abschnitt im Kirchenbau bedeuten.

Aus dem Lande der evang. Kantoreien.

Unsere Kantoreien, diese ehemals so blühenden Institute, führen heute ein kümmerliches Dasein, von geringen Ausnahmen abgesehen. Das Elend des großen Krieges hat ihnen weniger geschadet als der zersetzende Einfluß des Rationalismus und die Konkurrenz des aufblühenden Männergesanges. Nur wenn wie bei uns ein musikalisch tüchtiger und vor allem auch diplomatischer Leiter die rivalisierenden Vereine aus dem Felde schlug oder überhaupt ihre Gründung zu verhindern wußte, konnte die Kantorei ihre dominierende Stellung behaupten. So wurde mir vor 10 Jahren die hiesige Kantorei mit einem Mitgliederbestande von über 200 übergeben, er ist bis heute noch um 40 gewachsen.

Die Stellung der Behörden zu den Pflegerinnen des Kirchengesanges ist heute leider eine andere, als sie es im 16. und 17. Jahrhundert war. Zur Kennzeichnung dieser Stellung will ich zwei Schriftstücke unseres Archives anführen. Das eine ist geschrieben, als die staatlichen und privaten Kassen bis auf den Grund geleert waren, das andere stammt aus der neuesten Zeit, in der es unseren städtischen wie staatlichen Behörden leicht wird, die großen Summen aufzutreiben. Im 5. und 6. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts verliehen die Kurfürsten von Sachsen Georg I und Joh. Georg II den Kantoreien als Lohn für die uneigennützigen Dienste Benefizien in barem Gelde, und noch heute werden dieselben von den sächsischen bez. preußischen Regierungen bezahlt. Der Wortlaut des mir vorliegenden Schreibens ist folgender:

Von Gottes Gnaden Johann Georg der Andere
Herzog zu Sachßen Jülich Cleve und Bergk
Churfürst etc

Besten und liebe getreue. Wir haben der Cantorey Gesellschaft zu Bitterfeld, umb das sie sowohl Fest als Sontages in der Kirchen bey Verrichtung des Gottesdienstes in der figural Music auffwarten und die Jugend hierzu mitt anleiten können, Jährlichen Drey Faße Bier Steuerfrey bewilliget, hiermit begehrende Ihr wollet hierauff verfügen, das ihnen solche von nechst verwichenen termin Quasimodogeniti an zu rechnen, jedesmahl richtig abgefolget werden mögen. Die Quittung vom Superintendenten unterschrieben, soll an baaren Geldes stat paßieren, und hieran geschieht unsere Meinung

Datum Dreßden, am 2 Novembris Anno 1661

An die verordneten Einnehmer der Land und Tranksteuer im Chur Kreyße

Reinhard Ditterich
von Taube

Vor jedem geistlichen Konzert, sei es in der Kirche oder im Saale, sei es Mendelssohns „Paulus" oder eine Weihnachtsmusik, wird uns heute ein amtliches Schreiben überreicht, feierlich beginnend mit den Worten:

„Wegen Veranstaltung einer Lustbarkeit ......", werden 5 M Vergnügungssteuer erlegt —

und die herrlichen evangelischen Choräle dürfen ebenso ungehindert allem Volke erklingen wie die zweideutigen Produkte der Leipziger Kouplettsänger.

Brenzens Anschauung vom Gottesdienst und sein Einfluß auf die Gottesdienstordnung der lutherischen Kirchen Südwestdeutschlands

von Lic. th. **Rudolf Günther, Dekan** in Langenburg

Was Brenz vom Gottesdienst gedacht und wie die Formen des gottesdienstlichen Lebens unter seinem Einfluß sich gestaltet haben, soll im Folgenden dargelegt werden. Die Darstellung selbst muß erweisen, ob ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand berechtigt ist. Ist es lediglich das Interesse der Vollständigkeit, dem ein solcher Beitrag zu der immer noch fragmentarischen Liturgik der Reformatoren an seinem Teile zu genügen sucht? Oder ist es nicht auch für die sachliche Erkenntnis und Würdigung der liturgischen Prinzipien der Reformation von Bedeutung, wenn die Auffassung und Anwendung derselben durch die Männer zweiten Ranges an das Licht gestellt wird? Bei Brenz aber kommt noch des Weiteren hinzu, daß er jene Prinzipien wie seine reformatorischen Erkenntnisse überhaupt mit selbständigem Urteil sich angeeignet und ihnen unter besonderen geschichtlichen Verhältnissen eine Ausprägung gegeben hat, welche in den von ihm beeinflußten Kirchen noch heute erkennbar ist und eine Mittelstellung zwischen dem lutherischen und reformierten Typus einnimmt.

Brenz ist zeitlebens in den Spuren Luthers einhergegangen, wenn er auch nicht der bloße Interpret des letzteren gewesen ist. Seine Theologie deckt sich von ihren Anfängen an trotz aller Berührungspunkte nicht mit derjenigen Luthers. Die religiöse Grundstimmung ist ähnlich, aber es fehlen die Narben schwerer innerer Kämpfe, sein religiöser Besitzstand ist mehr erarbeitet als erstritten. Kein Hervorbrechen des Genius in ursprünglicher Kraft be-

merken wir bei ihm dagegen hat ihn sein klares und besonnenes Urteil, sein nüchterner Wirklichkeitssinn, sein verständiges Eingehen auf die geschichtliche Lage, seine planvolle Thätigkeit, seine treue Hingebung an die einmal übernommene Aufgabe und die Sorgfalt in der Einzelausführung in hohem Maße zum kirchlichen Organisator befähigt, wie sich dies bei Luther eben um seiner universalen Größe willen nicht denken läßt. Es ist bei Brenz alles kleiner bemessen, aber aus diesem kleineren Rahmen hebt sich sein Bild als das eines sympathischen lutherischen Kirchenfürsten heraus, wie es die Reformationszeit sonst nicht wohl gesehen hat. Auf seiner Höhe erscheint er erst, nachdem er als der kirchliche und zuweilen auch politische Berater des Herzogs Christoph zur Organisation und Leitung des württembergischen Kirchenwesens berufen worden war, der frische Glanz des Martyriums umgab eben damals sein Haupt. Aber auch in dem Haller Reformator sind schon wesentlich dieselben Züge angelegt, die Stetigkeit seines Wesens gestattet nicht, deutlich auseinander tretende Stadien seines Entwicklungsgangs zu unterscheiden. Nicht einmal seine theologische Stellung hat in den dogmatischen Streitigkeiten seiner letzten Lebensjahre eine bedeutende Verschärfung erfahren, seine instinktive Abneigung gegen die schweizerische Lehre tritt schon scharf genug in dem Syngramma hervor, welches 1525 den Streitschriften Luthers gegen die Schweizer vorausgeeilt ist. Mit Luther teilt Brenz die konservative Haltung gegenüber den geschichtlich gewordenen Gebräuchen der Kirche, was an sich nicht verwerflich ist, mag beibehalten werden. Er ist frei genug, um die Zeremonien lediglich als Mittel zum Zweck zu beurteilen und für die einzelnen Landeskirchen das Recht ihrer verschiedenen Ausgestaltung anzuerkennen. Aber er ist so sehr ein Mann der Ordnung, daß er über der gleichmäßigen Einhaltung der einmal getroffenen Einrichtungen mit Strenge wacht und die Einheit und Reinheit der Lehre in einem einzelnen Territorium durch die Übereinstimmung in den Zeremonien bedingt erachtet. Jene geistige Freiheit im Bunde mit der weisen Mäßigung und der Geschmeidigkeit seines Charakters hat es ermöglicht, daß Brenz die beiden entgegengesetzten Richtungen des Protestantismus, welche auf schwäbischem Boden unmittelbar auf einander stießen, dort wenigstens zu einem teilweisen Ausgleich geführt hat. Bei diesen persönlichen Eigenschaften des Reformators und bei der damaligen Vormachtstellung Württembergs ergab es sich von selbst, daß Brenzens Einfluß sich bald namentlich auf die südwestdeutschen Territorien erstreckte, deren Reformation unter ähnlichen geschichtlichen Bedingungen vor sich ging.

I. Brenzens Anschauung vom Gottesdienst.

1. Wie Luther¹) so wird auch Brenz zu seinen Äußerungen über den rechten christlichen Gottesdienst durch den Widerspruch gegen den Gottesdienst der römischen Kirche geführt, dessen Grundlagen und wesentliche Bestandteile er vom Standpunkt des Rechtfertigungsglaubens aus einer eingehenden Kritik unterwirft. Und zwar haben beide Reformatoren mit Nachdruck den urchristlichen Gedanken erneuert, daß durch den neuen Bund aller geordnete Gottesdienst als solcher aufgehoben wird. Während die Mystik ihre Jünger innerlich dem sakramentalen Apparat der Kirche gegenüber unabhängig gestellt hat, ohne die heilsmittlerische Bedeutung des Kultus im Grundsatz zu überwinden, hat die Reformation den lebendigen Glauben an die Gnade Gottes in Christus als den einzigen gottgefälligen Gottesdienst verkündet.

Brenz spricht das schon in der Predigt aus, welche er am Jakobustag 1523 gegen die römische Heiligenverehrung gehalten hat²) und welche uns von den Anfängen seines reformatorischen Wirkens in Hall zuerst nähere Kunde bringt: „Volbring den willen gottes, so hastu das gantz hymelisch hear geeret. Der will gots ist, das ain yeklicher, so in Christum glaub, werd sälig. In Christum glauben hayßt das Creutz auff sich nemen und Christo nach volgen. Weyter Glaub und vertraw wie die hailigen, so machst den gantzen

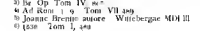
¹) Vgl. die Arbeiten von Gottschick, Hans, E. Chr. Achelis, Rietschel, auch Kawerau in den Götting. Gel. Anz. 1888 S. 395 ff. und 1892 S. [illegible]

²) Ain Sermon von den hailigen gepredigt zu Schwebischen Hall durch Johannem Brentz an sant Jacobs tag MDXXIII, 6 unnum. Bl.

hymel ain frewd Christus die warhait selbs sagt Luce an dem 15 Es wirt ain grossere frewd im hymel über ain sünder der sich bessert, dann über neunundneunzig gerechten. Wildt du recht warlich dem hymmlischen herr zu dantz schlahen, darfst du nit mit wallen Feyren Opfferen oder dergleichen pfeyffen, Sonder pfeyff mit Besserung deines lebens nach dem willen gotes das erfrewt uns gott Aber es ist doch nicht zu übersehen daß Brenz im gleichen Zusammenhang mit Beziehung auf die Heiligen sagt In ainem yetlichen wer es not gewesen, zu jnen wallen das man die wort des glaubens und die predig der warhait von jnen gehört hett

Auch seine späteren Schriften lassen erkennen daß ihm bei aller Betonung des Glaubens als des alleinigen Gottesdienstes im Geist und in der Wahrheit — mit dem Leben im Glauben zusammen schaut Brenz dabei in der Regel die Erfüllung des irdischen Berufes — die positive Würdigung des äußeren Gottesdienstes leichter geworden ist als Luther Ganz aus Luthers Ton geht die Stelle seines Kommentars zu Jesaja (66 23), in welcher er die ohne Unterlaß stattfindende Anbetung der Gläubigen zu dem an bestimmte Zeiten gebundenen levitischen Kult in Gegensatz stellt [3] In Lege Mosi cultus Leviticus solet certis fieri temporibus ac praesertim diebus festis Revelato autem Evangelio inter Gentes verus Dei cultus est perpetuus qui pii renati ex Evangelio per fidem adoptantur in Filios Dei Ubi autem est spiritus adoptionis, ibi perpetuus est clamor fidei ad Deum, Abba Pater Quem clamorem etsi nos non semper observamus Deus tamen nunquam non audit ideoque reputat eos, qui in Filium suum credunt, perpetuos sui cultores et adoratores, etiamsi aliquid externi vel politici operis faciant aut etiam dormiant Dagegen erkennt folgende Beschreibung des wahren Gottesdienstes auch dem Zeremonialkult sein relatives Recht zu, wenn er anders auf göttlicher Stiftung beruht [4] Paulus autem hisce verbis significat externum et ceremonialem cultum Dei non esse perfectum cultum Habet quidem ille suum locum et suam si verbo Dei institutus fuerit, utilitatem, sed verus cultus in eo non consistit Consistit autem in „Spiritu" Quomodo? Num ut corde cogitemus tantum de Deo? Nihil minus sed ut vere credamus in Deum per Christum et obsequamur vocationi Dei ex fide Corde (inquit alias Paulus) creditur ad justitiam, ore autem fit confessio ad salutem Hic est vere spiritualis cultus Dei qui interna fide et externa fidei obedientia constat Der Zweck des Catechismus pia et erudita explicatione illustratus[5], zur christlichen Volksunterweisung Anleitung zu geben, bringt es mit sich daß dort bei der Erklärung des ersten und zweiten Gebots und der ersten Bitte des Unservaters auf den äußeren Gottesdienst ausgiebige Rücksicht genommen und derselbe als ein wesentliches Mittel zur Pflanzung und Pflege des christlichen Lebens gewürdigt wird In ähnlichem Sinn ist schon die Besprechung der Gebote im Kommentar zu Exod gehalten wo es beim dritten Gebot heißt Contra hoc praeceptum peccant qui in Rebuspublicis aut omnes ceremonias indifferenter abrogant aut de ceremoniis impia docent, hoc est qui unum vel ad dextram vel ad sinistram declinant [6])

Es ist der Kirchenordner Brenz der hierin abweichend von Luther bei jenen Katechismusstücken nicht umhin kann auf den kirchlichen Gottesdienst Bezug zu nehmen Doch fehlt es hinwiederum nicht an Äußerungen in welchen dieser Gesichtspunkt ganz zurücktritt Die Exegese von Römer 14 17 giebt ihm Anlaß die veros cultus regni Christi darzulegen Veri enim cultus regni Christi sunt Primum Justicia Altera Christiana altera ethica seu moralis. Justicia Christiana est fides in Christum, quod Deus justificet hoc est absolvat nos ab injusticia propter Christum, si in ipsum credimus. Et qui facit hanc justiciam, hoc est, qui credit in Christum, is facit maximum Dei cultum et praestantissimum sacrum Justicia autem ethica seu moralis est facere virtutes et bona opera,



[3] Ex Op Tom IV 807
[4] Ad Rom 1 9 Tom VII 489
[5] Joanne Brentio autore Wittebergae MDLIII
[6] 1530 Tom I, 480

quae Deus in Decalogo praecepit ... Deinde verus Dei cultus est Pax. Est autem et Pax duplex. Altera est cum Deo in conscientia altera cum hominibus ... Postremo verus regni Dei cultus est gaudium in Spiritu sancto ... fit hic sermo ... de gaudio, quod habemus per Spiritum sanctum in donis spiritualibus ara in afflictionibus et adversis ... Et tale gaudium cultus est Deo longe omnium gratissimus. Habes sacra in quibus consistit regnum Dei non tantum in hoc seculo, verum etiam suo modo in futuro [7]) Wird hier das Rechtfertigungs- und Heiligungsleben des Christen in seiner Einheit unter dem Begriff des Gottesdienstes zusammengefaßt, so verleiht diese Betrachtungsweise auch seinem Weltleben die göttliche Weihe. Unverkennbar klingen Brenzens Ausführungen an bekannte Lutherworte an: Magistratus credens in Deum per Christum et administrans ex hac fide Rempublicam jus dicens ambas partes legitime audiens et disceptationes componens, vere colit Deum. Sic opifex, opificium suum ex fide in Deum per Christum exercens, sic materfamilias ex fide in Deum per Christum domum suam expurgans et cibum coquens vere spiritualiter colunt Deum ... [8]) Es ist eine selbstverständliche Folgerung, daß man diesen wesentlichen Gottesdienst des Herzens und Lebens in jeder Lage, auch in der Verbannung und im Gefängnis ausüben vermag [9])

Wird das gesamte Christenleben als ein Gottesdienst aufgefaßt, so bietet sich als ein prägnanter Ausdruck hierfür die priesterliche Qualität der Christen dar. Priesterliche Rechte sind ihnen doch die Taufe verliehen. Christiani sanctificantur baptismo in nomine Christi ad sacerdotium, quod habent in Christo Jesu videlicet ut litantur sacrificio Christi, ut liceat Deum in patrem invocare et ut ipsi quoque sua corpora hostiam viventem Domino Deo nostro offerant [10]) Ihre priesterliche Thätigkeit kann schlechthin als Glaube an Christus bezeichnet werden. Christiani consecrantur in sacerdotes per fidem Jesu Christi. At tunc vere dicuntur sacrificare hoc est ministerio sacerdotii fungi, cum credunt in Christum. Offertur enim Christus Deo per fidem ... [11]) Endlich ist das ganze Christenleben mit Bitte, Dank, Bekenntnis, in Thun und Leiden als ein Gott dargebrachtes Opfer anzusehen. Haec enim sunt Christianorum sacrificia ... fides et fidei fructus, quorum praecipuus est invocatio, quam sequitur gratiarum actio, hoc est benedictio beneficiorum Dei. Jam quia Deus afflictos respicit et ex fide in afflictione invocantes exaudit, sit, ut et afflictiones sunt sacrificia juxta illud: Sacrificium Deo spiritus contribulatus et cor contritum. Denique omnes fidei vel actiones vel passiones, quia placent Deo per fidem, Christianorum sacrificia sunt [12])

2. Zu welcher Auffassung des öffentlichen äußeren Gottesdienstes gelangt Brenz von hier aus? Der nach vorläufigen Andeutungen zuerst in der deutschen Messe entwickelte Gedanke Luthers von einem gesonderten Gottesdienst der mündigen Christen hat auf ihn nicht eingewirkt. Er ist eine zu entschieden praktisch gerichtete Natur, als daß ein sich selbst übersteigender Idealismus ihn auch nur vorübergehend hätte gefangen nehmen können. Indem bestand für ihn nicht wie für Luther, der den öffentlichen Gottesdienst zunächst einseitig als Erziehungsanstalt für die Unvollkommenen auffaßte, die Notwendigkeit, auf entsprechenden Ersatz für die bewußten Christen zu denken. Auch bei den Ausführungen über den wahren Gottesdienst stand, wie wir sahen, ein relatives Werturteil über den öffentlichen Kult im Hintergrund.

Allerdings nimmt der neu aufzurichtende Gottesdienst auch bei Brenz zunächst vorwiegend katechetisch pädagogischen Charakter an, wie es die der Reformation gestellte Erziehungsaufgabe gegenüber dem „großen Haufen“ mit sich brachte. Nach Brenzens erster

[7]) ad Rom. Tom. VII, 744 f.
[8]) ad Rom. Tom. VII, 189 im oben erwähnten Zusammenhang.
[9]) Tom. III, 739 vgl. p. 872. 233.
[10]) In Exod. (29, 1) Tom. I, 544 f.
[11]) In Levit. (6, 14) Tom. I, 779 f.
[12]) Hom. in Cap. X Lib. I Sam. Tom. II, 405. Vgl. Tom. II, 97. III, 684.

haller KO von 1526 ist zu forderst von nöten zu verschaffen in allen kirchen der gantzen landschaft da man zu predigen pflegt, das Rain clar wort gottes nach biblischer alts und news Testaments warhait verkündigt werd, damit die armen unkulgen Irrige gewüssen so allein auß dem wort gottes Irn beschaid haben mögen, Irs Irrthumbs underricht werden [13]). Nicht minder haben einzelne Bestandteile der Abendmahlsfeier einen ähnlichen Zweck: Es hat die hailigen Bischoff der ersten kirchen für gut angesehen, Wan man zusamen kume in der kirchen ehe und das nachtmal Cristi, auch die verkundung des todts Cristi werd angefangen, das nachin das volck sich übt in gaistlichen gesengen und lidern. Auch zu gemeinem gebet [illegible] gezogen wurd [illegible] [14])

Die geschichtlichen Verhältnisse, unter denen eine solche Zweckbestimmung des Kultus geboten war, bestanden jedoch längere Zeit, und so läßt sich diese auch weiterhin bei Brenz verfolgen. Von da aus ist es zu verstehen, nicht nur, daß er in Hall bei sonn- und werktäglichen Gottesdiensten etliche lateinische Gesänge verordnet, sondern unter Berufung auf die Zulassung fremder Sprachen durch Paulus solche auch in Württemberg wieder eingerichtet und gefordert hat: die schüler sollen dieselben wenigstens von Zeit zu Zeit „inen zur übung in der kirchen singen"[15]). Die Vorschrift ferner dieser württembergischen KO von 1553, wonach allsonntäglich nach der Predigt Dekalog, Symbolum Apostolicum und Vaterunser vom Pfarrer vorgesprochen werden soll, hat rein katechetischen Sinn.[16]) Aus der Haller Zeit des Reformators besitzen wir zwei Predigten über Jak. 1, 22—27, die auch in der deutschen Bearbeitung des Jakob Gräter vorliegen[17]). Sie sind je am Sonntag Rogate gehalten und bringen insbesondere die pädagogische Aufgabe der Predigt zum Ausdruck. In der ersten heißt es: Denn es hat Gott der Herr die Predig seines worts nicht nur umb deß Hörens willen eingesetzt, sondern sein will und meynung ist, daß man dem wort folgen und gehorsamlich nachleben solle. Denn alle Gottesdienst, unter denen das Predig hören auch einer ist, sein allein lehr werck, oder (wie mans nennen möchte) schülers werck [18]) bei welchem wir lehrnen sollen recht thun, und sein nicht an jm selbs die frombkeit und genugthuung deß willen Gottes. Wöllen dessen ein Exempel hören: Wenn ein junger knab ein handwerck lehrnen will, ist es nicht damit außgerichtet, daß er allein seines Lehrmeisters kunst höret und sihet, oder sich darob verwundert, sonder nach dem er seinen Meister gehört und die kunst gesehen, muß er den handel auch in die Hand nemen und nachthun, was er gesehen und gehört hat, sonst wird er sein lebenlang müssen ein pfuscher sein und bleiben. Also ists auch hie, wenn wir wöllen das Handwerck der gerechtigkeit oder frombkeit lehrnen, ist nicht damit außgericht, daß wir in die Predig gehn und hören, wie wir zur frombkeit können komen, sondern wir müssen auch die Werck der Gerechtigkeit und frombkeit, so vil in dieser Welt müglich, für uns nemen und denselbigen nachkomen, und wenn wir befinden, daß wir diesem Handwerck zu schwach sein, sollen wir uns unsers Lehrmeisters Christi annemen und seine Gerechtigkeit entlehnen, auff daß wir für Gott bestehen mögen.

So sehr aber auch Brenz die verschiedenen Arten der „predigkinder" zu unterscheiden

---

13) Richter, Die ev. KOO des sechzehnten Jahrhunderts I 40.
14) ebenda I 45.
15) Richter, KOO II 150.
16) ebenda II 154.
17) Außlegung aller Evangelien und Episteln, So man durchs gantze jar auf einen jeden Sontag, auch auff gewöhnlichen Festen und Feyertagen in der Kirchen pflegt zu Predigen, [illegible] Erstlichen durch Herrn Johann Brentzen [illegible] In Lateinischer Sprach verzeichnet und außgangen. Nachmals durch M. Jacobum Grettern verteutschet. Jetzt widerumb mit Fleiß übersehen. Getruckt zu Franckfurt am Mayn MDLXXII. S. 1073, 1075.
18) opera doctrinalia seu (ut ita dicam) scholasticalia, quibus discitur artificium bene operandi vgl. Pericopae Epistolarum quae singulis dominicis diebus hactenus in ecclesia praelectae fuerunt [illegible] expositae per Joan. Brent. Francof. 1572. S. 525.

weiß und so viel er über die Gleichgültigkeit und den Stumpfsinn der Menge zu klagen hat, er kennt doch keine Christen, für welche der öffentliche Gemeindegottesdienst sich nicht immer noch als ein förderſames Mittel weiterer Vervollkommnung zu erweisen vermöchte. Sein Vorschlag, einer Synode kirchliche Disziplinargewalt gegenüber gewissen Vergehen zu überlegen[19], welche von der Obrigkeit nicht gestraft werden, obwohl sie gegen göttliche und kaiserliche Gesetze verstoßen, steht an sich nicht im Zusammenhang mit der Herstellung einer heiligen Gottesdienstgemeinde. Wenn er auch nur eine schriftgemäße Erneuerung der alten Kirchendisziplin unter bestimmten äußeren Verhältnissen bedeuten will, so liegt er doch nicht mehr ganz auf der Linie des von Luther vertretenen Kirchenbegriffs und geht über die Forderung des Agrippa in der Stralsunder KO von 1525[20] hinaus, welcher die Bestrafung jener Vergehen der Obrigkeit selbst zur Pflicht macht. Brenz ist auf diesen Vorschlag noch zweimal[21] zurückgekommen, später hat er ihn ausdrücklich bekämpft, als er ihm von dem unter calvinischem Einfluß stehenden Kaspar Leyser in Verbindung mit Jakob Andreä 1554 entgegengebracht wurde[22]. Sein Plan ist ebenso wenig wirksam geworden wie Luthers Wunsch, diejenigen, welche mit Ernst Christen sein wollen, zu einer besonderen Gottesdienstgemeinde zusammenzufassen zu sehen.

Brenz versagt indessen über eine Wertschätzung des öffentlichen Gemeindegottesdienstes, welche über die bloß katechetisch pädagogische Zweckbestimmung hinausführt. In der zweiten der schon angeführten Predigten über Jak. 1, 22 ?) sagt er: „Man pflegt uns zum offtermals in den gemeinen öffentlichen Predigten zu ermanen, daß wir Gottes wort mit Fleiß hören. Denn solchs ist ein solcher Gottesdienst, welchen unser Herr und Gott nicht allein mit grossem ernst im dritten gebot befohlen, sonder ihm auch sonderlich wil gefallen lassen. Ja ein solcher Gottesdienst und Werck ist es, daran unser Seelenheil und Säligkeit hanget. Denn solche Predig Gottes worts wil der Heilige Geist zu seinem werckzeug brauchen, dadurch er sein krafft und wirckung in dem Menschen üben wil.[23] ... solcher Gottesdienst ist nicht von sein selbs wegen eingesetzt, sondern ist von eines andern und grössers wegen, da Nämlich daß die Leut auß solchem Gottesdienst auch Thäter des Worts werden." Der öffentliche Gottesdienst ist also für alle Christen ohne Ausnahme und Einschränkung Mittel zur Weckung, Erhaltung und Belebung christlicher Frömmigkeit. Diesem Zweck dienen die Hauptstücke des gemeinsamen Gottesdienstes: In coetu enim Christianorum sunt sacra videlicet Concio, Coena dominica et publicae preces. Concio in hoc est instituta, ut sit ordinarie organum, quo Spiritus sanctus efficiat in homine agnitionem Dei, timorem Dei, fidem in Deum et obedientiam erga Deum, idque per Jesum Christum filium Dei, qui per Evangelion nobis revelatur. Et hic est legitimus usus concionis, ut auditor discat ex ea Christum filium Dei et donetur Spiritu sancto, quo seriatim vocationem Dei. Sic etiam Coena dominica instituta est, ut quod externo verbo Evangelii audivimus et credimus, externa etiam sigilli sumptione de eo admoneamur et fidem confirmemus. Et hic est legitimus usus Coenae dominicae, ut in ipsa edentes corpus Domini et bibentes sanguinem ejus certe sentiamus nos esse membra Christi et participes bonorum ejus ac excitemur ad declarandum gratitudinem nostram propter tanta Dei beneficia in omni obedientia. De precibus quoque

---

[19]) Richter KOO I, 45 f.

[20]) Richter KOO I, 25. Vgl. dazu Ritschl, Gesch. des Pietismus I, 64 ff., der jedoch von Brenz nur die angezogene Stelle der Haller KO kennt.

[21]) In einem Gutachten vom 15. Mai 1532, Anecd. Brent. S. 122 ff. Gutachten der Ansbacher Theologen vom 27. Nov. 1531, Strobel, Miscell. II, 151 ff.

[22]) Vgl. die Ablehnung eines senatus Ecclesiasticus in seinem Matthäuskommentar (18, 15 ff.) Tom. V, 544 f.

[23]) Audire verbum Dei est cultus Dei gratissimus et pertinet ad tertium praeceptum Decalogi. Est etiam opus ad salutem nostram necessarium. Nam spiritus sanctus, qui nobis necessarius est, efficax est per verbum Dei in homine. vgl. Pericopae epistolarum ... S. 527. Kommt jedoch nicht der sittliche Gehorsam dazu, so ist dieser cultus frustraneus.

publicis sentiendum est, quod sint instinctae, ut alter alterius exemplo admoneantur de invocatione divini nominis per Jesum Christum et ut revocemus in memoriam promissiones Dei per Christum, quibus confirmantur fides nostra in omnibus adversis, ut non dubitemus de divino auxilio et retineamur in officio oboedientiae, ne per inoboedientiam abalienemus a nobis Deum servatorem nostrum.[24])

An einer andern Stelle des Jesajakommentars wird unter den Hauptstücken des Gottesdienstes auch die Taufe besonders herausgehoben und als Zweck des letzteren die Einpflanzung in Christus und die Bestätigung in ihm genannt.[25])

Spielen nun hier die katechetisch-pädagogische und die im technischen Sinn des Wortes erbauliche Zweckbestimmung des Gottesdienstes durcheinander, so fehlt doch das Wort Erbauung in der heute von der Liturgik angewandten Bedeutung in Brenzens wie in Luthers Sprachgebrauch. Das neutestamentliche Bild von der Erbauung der Gemeinde ist wohl anzutreffen und wird gelegentlich in breiter Vollständigkeit ausgeführt,[26]) aber es fehlt die Beziehung zum Gemeindegottesdienst. An einer Stelle tritt diese allerdings hervor, nämlich in der Ausführung zu Act. 9, 31 über Ecclesiam aedificare: Observandum igitur est, quod hoc non proprie significat Ecclesiam aedificare, si quis suo sumptu lapideum domum extruat, sed si per praedicationem Evangelii credentes in fide confirmantur et consolationem in omnibus suis adversis accipiunt.[27]) Jedoch werden dann sofort die Belehrung der Ungläubigen durch die Predigt des Evangeliums sowie die christliche Unterweisung und Erziehung der Jugend in Gottesdienst, Unterricht und Haus als Bethätigungen des Ecclesiam aedificare aufgeführt und wird mit dieser Wendung zu der grundlegenden Arbeit der spezifische Gebrauch des neutestamentlichen Begriffs der οἰκοδομή verlassen. Wenn übrigens auch der Ausdruck fehlt, so ist doch die Sache vorhanden und zwar in der Weise, daß die förderliche Wirkung des Gottesdienstes ebenso auf die Gemeinde wie auf den Einzelnen bezogen wird. Selbstverständlich ist dieser Gedanke auch Luther nicht fremd, betont er doch nicht umsonst, daß die Gläubigen aus der Gnadengabe von Wort und Sakrament Stärkung und Förderung schöpfen. Der Unterschied ist, daß dieser Gedanke Brenzens Auffassung vom Gottesdienst vorwiegend bestimmt.

So finden sich in Brenzens Äußerungen über den Kirchengesang nicht bloß Ansätze, sondern deutliche Belege einer Würdigung des Gemeindegottesdienstes, welche den letzteren als Erscheinung der in der Gemeinde bereits vorhandenen Frömmigkeit verstanden wissen will. Noch weniger entschieden tritt uns dies in einer Weihnachtspredigt aus dem Jahre 1541 entgegen, welche von dem eingangs gesungenen Liede ihren Ausgang nimmt und den Gesang desselben zu einem Zeugnis eifrig erregter und selbsterlebter Weihnachtsfreude erhoben sehen möchte.[28]) Wir haben (meine Geliebten) jetzund einmütig mit einander gesungen das herrlich schön gewonlich Lied von der Geburt unsers Herrn Jesu Christi, das also lautet: Der Tag der ist so freudenreich etc. Und werden mit solchem Gesang vermahnet zu einem sonderlichen Frolocken und grosser Freud, welche wir auf diesen heutigen Tag haben sollen. Wir sollen aber keineswegs gedenken, daß solch Gesang aus Menschlichem verstand und Hirn gedichtet oder das solche Freud dazu wie erinnert werden, ein Kindische schlechte freud sey, wie denn die Kinder auß liederlichen Ursachen jnen ein freude schöpffen, als wenn sie mit Nüssen spielen oder mit jrem Opffergelt umbgehen. Ist auch nicht ein freud, wie sonst die Leut jnen weltliche und zeitliche freud machen. Sondern sollen wissen, daß die Engel im Himmel selbs uns zu solcher freud vermahnen und haben offenlich sich hören lassen, daß solche freud aus gewaltigen wichtigen Ursachen, die unser Heil und Seligkeit anlangen, herkommen.

Um so unzweideutiger wird dieser Gedanke aber in dem Eingang zu einer Oster-

[24]) Comment. in Esai. (c. 10 ff.) Tom. IV. 139 f.
[25]) zu Jes. 66, 3 S. 856. Vgl. Pericopae epistolarum [illegible] S. 326.
[26]) Tom. IV. 698 f. 774 f. vgl. I. 523. VII, 498.
[27]) Tom. VII. 189.
[28]) Brenz-Gretter, Auslegung aller Evangelien und Episteln S. 26.

predigt 1545 ausgesprochen. Wann der Glaub an die Urstend Jhesu Christi von den todten so gemein bey den Leuten were, als gemein die wari und gewönliche Gesang von derselbigen sein, so bedörffte es der mühe gar nicht, daß man so fleissig und weitläuffig davon prediget, sintemals wir allen trost und sterckung unsers Glaubens leichtlich aus solchen Gesengen und Psalmen von Christus Urstend schöpffen und erlangen köndten. Aber niemal nichts gemeineres bey den Christen ist dann daß Christus vom Todte widerumb Aufferstanden und wir auch aus krafft solcher aufferstehung Christi am Jüngsten tag werden aufferweckt. Noch dannoch so lesset unser fleisch sein böse tück nicht, sonder strebt und ist heimlich bey sich selbs darwider. So bezeugen die Christen selbs offt mit jrem Gottlosen und Sündlichen Leben, daß sie beyd von Christi und unser aufferstehung nichts hallen. Dann welcher noch ein Trunckenboltz ist. Item welcher noch in unzucht lebt und welcher mit betrug und finantz umbgeht, oder welcher sonst in andern Sünden und Lastern on einige bus und besserung seines lebens ligt, der bezeuget mit der that, daß er nichts helt weder auff Christum noch auch auff unser Auferstehung von den Todten, kan demnach nicht von hertzen das Christ ist erstanden singen. Darumb wil die ehhofft not erfordern, daß wir mit höchstem Fleis die ware Leere von der Aufferstehung Christi vernemmen und einen woten rechten Glauben aus deren überkommen, auf daß wir mit frölichem Gemüt und Hertzen sampt der gantzen Christlichen Kirchen das Christ ist erstanden mögen singen.[29])

Endlich ist auf zwei Predigten über Eph. 5, 18—21 zu verweisen, in welchen gezeigt wird, wie der gesundete und anarfochtene Glaube aus dem Kirchenliedern die Kraft des göttlichen Geistes zum Überwinden schöpfen kann. Die Reformationszeit hat schwerlich viele Ausführungen über den Kirchengesang aufzuweisen, die der folgenden an die Seite zu setzen sind: Werdet voll deß H. Geists. Ja (sagstu) das ist bald geredt. Wie kan ich aber voll Heiliges Geistes werden? Ich höre wol, ich mus ein Prophet werden? Ey nein, Paulus meint es nicht also, das du mus ein Prophet werden wie Esaias, Jeremias und andere gewesen seyn. Sondern das ist sein meynung, daß du ein fromer Mensch seyn solle. Ein jeder fromer und Gottseliger Mensch aber mus den Heiligen Geist haben, denn wer den Geist Christi nicht hat, der ist nicht sein. Wie muß ich denn (fragstu) deß Heiligen Geistes voll werden? Paulus sagt: Durch die Psalmen und Geistliche Lieder. Und hieraus sehen wir, warzu die Psalmen und Kirchengesang nütz seyn, denn man singet sie nicht darumb, daß sie umb des blössigen Werks willen ein buß fur die Sünd und ein verdienst deß ewigen Lebens seyn sollen, wie biß anher die Mönch und Pfaffen jre Psalmen und sibentzeit getheilet und gesungen haben, sonder daß sie mittel und werkzeug seyn sollen, durch welche der Böse Geist von uns außgetrieben und der Heilige Geist in uns erwecket werde. Wöllen demnach etliche Psalmen für uns nemen und daraus vernemen wie solchs zugehe. Als erstlich haben wir disen gesang: Wir glauben alle an einen Gott schepfer Himmels und der Erden. Dieser gesang vertreibet den Satan und giebt raum dem Heiligen Geist. Als wie? Wenn wir hunger, kelt und schmertzen leiden, so ist von stund an der böse Geist fürhanden und reitzet uns zu ungedult, also daß wir sein allgemehlich anfahen uns auff böse prackticken zu geben, damit wir uns ernehren und selbs helffen können. Aber in diesem gesang singen wir: Er woll uns alle zeit ernehren, Leib und Seel auch wohl bewaren, allen unfall wil er wehren etc. Wenn wir nun solches von hertzen singen und bedencken, als denn mus der Satan weichen und erwecket der Heilig Geist in uns ein recht vertrawen zu Gott, durch welches wir in unserm beruff erhalten werden. Darnach haben wir einen andern Psalm der heisset: Ein feste Burg ist unser Gott etc. Dieser vertreibt auch den bösen Feind und erwecket in uns den Heiligen Geist. Denn wenn wir sehen, daß unsers Herrn Christi feind starck und gewaltig seyn, von stund an jagt uns der Satan solche

[29]) Veit Dietrich, Außlegung aller Evangelien und Episteln. S. 71—118.

gedanken ein, damit er unser hertz mit gefangen halten und sagt: Sihe wie ist dein Christus so schwach, was wiltu thun? Meinstu, daß du bestehen und dich erhalten könnest? Darumb thue eins, laß Gottes wort fahren und nime dich deß Evangelii nichts an. Aber in diesen Psalmen lernen wir, daß Christus ein starcker gewaltiger Gott seye, der da endlich den sieg behalten werde, ob er schon zu zeiten schwach scheint. So wir nun solches von hertzen singen und glauben, sihe so muß der Satan weichen und wird der Heilig Geist in uns die bestendigkeit deß glaubens anrichten und schaffen. Wöllen auch ein Psalmen hören, den wir auch singen und also lautet: Erzürn dich nicht, o frommer Christ etc. Dieser Psalm ist auch ein werckzeug des Heiligen Geistes, denn wenn wir sehen, daß unser nechster Mensch glück hat in seiner Sünd und boßheit, so verführet uns der Satan und will uns durch solchen Glück auch zur Sünde bereden. Aber dieser Psalm warnet uns für solche ergernis und sagt wir sollen uns nicht bekümmern lassen, ob es gleich dem Gottlosen glücklich gehe, denn es werde doch keinen bestand mit jme haben. Darumb ist er auch ein mittel, dardurch der Heilige Geist uns bey der Gerechtigkeit und waren beruff Gottes erhaltet. Dieweil denn (meine Geliebten) wir mit den Gaben deß Heiligen Geistes als mit einem Hochzeitlichen kleid sollen und müssen begabt seyn, so wir anders wöllen der Himlischen Hochzeit geniessen, sollen wir uns in den Psalmen und Geistlichen Liedern üben und solche kleidung daraus bekommen, auff daß wir der Hochzeit Gottes, so er seinem Sohn Christo mit seiner lieben Gespanst der Kirchen angerichtet, ewiglich geniessen mögen. Amen.[30])

Hier liegt doch unzweifelhaft eine Betrachtungsweise vor, in welcher die bloß didaktisch pädagogische Auffassung des Gottesdienstes abgeboten und der neutestamentliche Begriff

[30]) Ich kann mir nicht versagen ein verwandtes Stück aus der anderen Predigt, welches gleichfalls verdient der Vergessenheit entrissen zu werden, wenigstens anmerkungsweise hier mitzuteilen. Ebenda S. 1181 f.

Wenn wir voll H. Geistes wöllen werden, müssen wir nicht mit Wein uns beladen und ein Eselsgeschrey oder unziemliche und schändliche Lieder singen, sondern wir müssen nüchtern sein und uns in Geistlichen Liedern und Psalmen üben. Denn solche Psalmen seyn ein mittel und werckzeug oder Geschirr, aus welchem wir mit dem Heiligen Geist können erfüllet werden. Hier aber will Sanct Paulus durch den Heiligen Geist die gaben des Heiligen Geistes verstanden haben, Nehmlich die ehrlichen schönen tugenden, bescheidenheit, nüchterkeit, ehrliche Gedanken und Werck und was mehr deßgleichen ist, das durch das Psalmensingen in unseren Hertzen angerichtet wird. Daß aber die Psalmen solche Werckzeug seyn, dardurch deß Heiligen Geists Gaben und Tugend in uns zugerichtet werden, ist offenbar aus der Histori deß Königs Sauls, wie im Buch Samuelis am 19. geschrieben steht. Deßgleichen aus der Histori des Propheten Elizei im andern theil der König am 3. Denn wenn der Saul durch den bösen Geist getrieben ward und David auff den seyten anfing zu spielen, mußte der böse Geist weichen.

Item da der Prophet Elizeus wolte weissagen, befahle er, man solle im einen spielmann hertzu bringen und da solches geschahe, fienge er an zu weissagen. Mit diesem Wunderzeichen hat Gott wöllen zu erkennen geben, daß der Heilige Geist seine Wirckungen durch die Psalmen und Geistlichen Lieder in uns haben wölle. Und zu mehrer Kundschafft wollen wir auch etliche Psalmen für uns nemen. Als in unser Kirchen singen wir diesen Psalmen: Ein feste Burg ist unser Gott. Wenn nun einer traurig ist und wollen jme die Anfechtungen in das Gewissen dringen, betet oder aber singet diesen Psalmen, alsdenn wird er voll deß Heiligen Geistes, der in tröstet und sagt: Lieber, sey keck, wenn sich schon der Teuffel greulich stellet, er wird dir dennoch keinen schaden können zufügen. Ein andern Psalmen singen wir auch: Aus tieffer Not schrey ich zu dir. Wenn wir diesen lesen oder singen, als denn richtet der Heilige Geist durch solchen ein rechtschaffen vertrawen in unserm Gebet. Item wir singen auch das Magnificat, das Lied der Heiligen Jungfrawen Marie, das ist ein solcher Gesang, dardurch der Heilig Geist ein starcks vertrawen in uns anrichtet, also daß wir in unserem elend und widerwertigkeit nicht verzagen. Also auch von anderen Psalmen zu reden. Denn gleich wie die unzüchtigen schandbaren liedlein in uns den bösen Geist anrichten und wie die Kriegslieder in uns ein kriegrischen Geist machen, also erfüllen uns die Heiligen Lieder und Psalmen mit den Gaben deß Heiligen Geistes etc.

der Standpunkt annähernd erreicht ist. Der Standpunkt des Reformators inmitten einer erziehungsbedürftigen Gemeinde ist nicht zu verkennen, aber dieser erhebt sich zu der Einsicht, daß der öffentliche Gottesdienst einer durch die Taufe Christus ihrem Herrn eingepflanzten, von ihm durch Wort und Sakrament gespeisten Gemeinde, auch soweit dieselbe noch mit sündiger Unvollkommenheit behaftet und im Werden begriffen ist, nicht sein mag als ein Mittel zur Erziehung des großen Haufens. Der Unterschied zwischen denen, die mit Ernst Christen sein wollen, und dem großen Haufen zeigt sich ihm gerade darin, daß der letztere, soweit er sich den Einwirkungen der öffentlichen Gottesdienstes überhaupt zugänglich erweist, von demselben einen verkehrten Gebrauch macht und in den römischen Irrtum von der Verdienstlichkeit des kultischen Handelns und der Teilnahme daran zurückfällt[60].

(Fortsetzung folgt.)

Das Catzenelnbogener Gesangbuch von 1635 und die Marburger Gesangbücher aus der Zeit von 1635 bis 1668

von Lic. Dr. **Wilhelm Diehl**, Pfarrer zu Hirschhorn a. N.

(Fortsetzung.)

II.

Soll das oben gewonnene Resultat volle Beweiskraft haben, so muß ihm freilich eine andere Untersuchung zur Seite treten, nämlich die Untersuchung des sonstigen Inhaltes der Gesangbücher, der Lieder. Wir wollen dieselbe vornehmen, und zwar in der Art, daß wir zuerst eine übersichtliche Zusammenstellung der allen Gesangbüchern von A bis I gemeinsamen Lieder geben (in der Reihenfolge von A) und daran dann Lieder, welche die einzelnen Exemplare über dieses gemeinsame Gut hinausgehend darbieten. Es wird sich dann zeigen, ob auch hinsichtlich der Inhalte der Gesangbücher der oben behauptete Zusammenhang konstatierbar ist und wenn dies, ob die Linie, die von A bis I führt, eine geradlinige ist, oder wie wir uns sonst die Art der Abhängigkeit zu denken haben. Bemerkt sei noch, daß die von uns in dem Verzeichnis gewählte Reihenfolge von A in den meisten anderen Gesangbüchern zumeist inne gehalten wird, sowie daß die hinter einzelnen Liedern angebrachten Zeichen (a 3, b 4, i 2 u. s. w.) andeuten, daß an der betreffenden Stelle das Gesangbuch A, B oder I ein oder mehrere Lieder einschiebt, deren Titel in dem nachfolgenden Verzeichnis unter Nr. 3, resp. 4 und 2 nachgeschlagen werden kann.

Komm heiliger Geist. Kyrie Gott Vater. Nun komm der Heiden Heiland (a1, e1, i1). Christum wir sollen loben. Gelobet seist du. Vom Himmel hoch. Vom Himmel kam. Der Tag der ist (a 2). Ein Kindelein so löblich. In dulci jubilo. Puer natus (a 3). Uns ist ein Kindelein. Nun ist es Zeit. Danksagen wir (b 1). Lobt Gott ihr Christen allzugleich (a 4, e 1). Da Jesus nach jüdischer Art. Das alte Jahr vergangen ist. Das alte Jahr ist nun (i 2). Helft mir Gottes Güte (e 2). Nun wollt Gott daß. Was fürchst du (b 2, e 2). Mit Fried und Freud (a 5, b 3, e 3). Mein Seel erhebt den Herren mein (a 6, g 1). O Mensch bewein. Da Jesus an dem Kreuze stund (b 4, e 5, h 1). Christus der uns selig (e 4). Hilf Gott daß mere (a 7). O Lamm Gottes (a 8, e e, g 2). Christ ist erstanden von der, Christ ist erstanden von dem (b 5). Christ lag in Todesbanden. Jesus Christus unser Heiland (a 9, g 3). Erstanden ist. Erschienen ist der (e 6). Heut triumphieret (b 6, e 7). Als 40 Tag Christ fuhr gen Himmel (b 7, d 1). Nun freut euch Gottes (e 8). Auf diesen Tag bedenken (a 10, e 9). Komm Gott Schöpfer (e 10). Komm h. Geist Herre. Nun bitten wir (a 11, e 11). Der du bist drei, Gott der Vater wohn (a 12). Jesaia dem Propheten. Gebenedeit sei Gott (e 12). Herr Gott dich

[60] Gegen die Christiani ecclesiastici Tom. IV, 140. Vgl. ferner IV, 856. Brenz-Gretter, Auslegung aller Ev. und Ep. S. 1075.

laden wir (a 13, 15). Dies sind die heiligen zehn Gebot. Mensch willst du leben seliglich (b 8, c 4). Der Glaube von Gerster. Der Glaube von Luther (a 14). Unser Vater in dem Himmel dein Name sei heilig (b 9). Vater unser im Himmelreich. O Vater aller Frommen. Christ unser Herr zum Jordan (b 10). Herr schaff uns wie die kleinen Kind. So wahr ich leb spricht Gott (a 15, b 11, 14). Jesus Christus unser Heiland. Gott sei gelobet und gebenedeiet (c 5, c 13). Herr Gott dein Tisch mit Gnaden. Jetzund so bitten wir dich. Der Catechismus Luthers klein das höchste Buch. Wohl dem Menschen der wandelt. Hilf Gott wie geht. Ach Herr wie sind. Erhör mich wenn (a 16). Erhör mein Wort. Ach Herr mich armen Sünder. Ihr Christen unser Herrscher wert. Ach Gott vom Himmel sieh. Ach Gott wie lang. Es spricht der Unweisen. O Herr wer wird sein (a 17). Der Herr ist mein. In dich hab ich gehoffet. Erzürn dich. Glückselig ist der Mann. Ein feste Burg. Erbarm dich mein O Herre Gott begnade. Der Thöricht spricht. Es wolle uns Gott. Gott ist so gut (a 18). Wer in dem Schutz. Singet dem Herren. Jauchzet dem Herren. Nun lob mein Seel. Lob mein Seel den. Da Israel aus. Nicht uns nicht uns. Lobet den Herren alle Heiden (a 19, b 12). Es sind doch selig (a 20). Wann ich in Angst (c 14). Wär Gott nicht mit uns. Wo Gott der Herr. An welche die ihr hoffen. Wann nun erlösen wird. Vergebens ist. Wo Gott zum Haus. Wohl dem der in Gottes. Aus tiefer Not (a 21). Lobt Gott von Herzengrund. An Wasserflüssen. Herr Gott der du erforschest (a 22). Mein Seel soll nun. Lobet den Herren. Nun lobe den Herrn. Nun sei dir Dank Herr Jesu. Durch Adams Fall. Es ist das Heil. Nun freut euch lieben Christen Gmein. Herr Christ der einig Gotts (b 13). O Herre Gott dein (c 15). Kommt her zu mir. O reicher Gott im. Mag ich Unglück (b 14). O Gott verleih. Herr Gott mein Jammer. Frisch auf mein Seel. Nimm von uns. Warum betrübst du dich. Verzage nicht o frommer. Wachet auf ruft. Wie schön leuchtet. Nun höret zu ihr Christenleut. Von Gott will ich. Hilf Gott aus deinem Gnadenthron. Ach lieben Christen seid getrost (c 16). Wie Gott gefällt (g 4). Auf meinen lieben Gott (c 17). Ich weiß daß mein Erlöser. Wer Gott vertraut. Es war einmal ein reicher Mann (b 15, c 18, 16). Ach Herr du allerhöchster. Ich hab mich Gott. Ich hab mein Sach (c 19). Ihr lieben Christen freut euch. Freut euch ihr Christen alle gleich. Es ist gewißlich (b 16, c 20). Gott hat das Evangelium (a 23, g 6). Erhalt uns Herr (a 24). Verleih uns Frieden. Gieb Fried (b 17). Allein zu dir. Ach Gott thu dich (b 18, c 21). Ich ruf zu dir (a 25, c 22). Hilf Herre Gott uns Würmelein. Hilf Herre Gott dem Völklein. Wenn wir in höchsten Nöten (b 19). Gott Vater der du dein Sohn (g 6). Wie wirs Gott schickt so nehm. Herr Jesu Christ ich weiß gar wohl. Ein Würmlein bin ich (a 26). Was mein Gott will. Wann mein Stündlein vorhanden ist. Herr Jesu Christ wahr Mensch. Herzlich lieb hab ich. Allein nach dir Herr Jesu Christ. Hie lieg ich armes Würmelein. Die Litanei (a 27, b 20, c 23, g 6). Allein Gott in der Höh (a 28, b 21). Herr Gott dich loben alle wir (b 22). Nun laßt uns Gott den Herren (g 7). Danket dem Herren denn. Hinunter ist der Sonnenschein (c 24). Christe der du bist Tag und Licht (g 8). Christ der du bist der helle Tag (c 7). Die helle Sonn leucht jetzt. Ich dank dir lieber Herre (a 29, b 23). Ich dank dir Gott für. Der Tag vertreibt. Aus meines Herzens Grunde (b 24, c 25, 18). Allmächtiger gütiger Gott (b 25). Dich bitten wir deine Kinder. Danket dem Herren denn er. Herr Gott nun sei. Singen wir aus Herzensgrund (a 30, b 26, c 26). Ehr Lob und Dank mit hohem Preis. In Gottes Namen fahren wir (c 9). Nun schlaf mein liebes Kindelein (b 27). Er war ein gottesfürchtiger (c 27). Mitten wir im Leben (c 10). Nun laßt uns den Leib (a 31, b 28, c 28). Hört auf mit Trauern und Klagen (a 32, b 29). Hie lieg ich armes Würmelein und ruh (c 6, g 9). Mein Wallfahrt ich vollendet hab.

Über dieses gemeinsame Gut hinaus bietet selbstverständlich jedes Gesangbuch selbst A. Zusätze. Dieselben bieten wir zunächst in einem mit großen Mühen ausgearbeiteten Verzeichnis nach der Reihenfolge der Gesangbücher dar, indem wir zugleich durch Buchstaben in einer Tabelle andeuten, welche von diesen über das gemeinsame Gut hinausgehenden Stücken auch in anderen Gesangbüchern sich finden lassen. Zum Verständnis der den Liedern vorangesetzten Nummern sei bemerkt, daß unter einer der fortlaufenden und auf das obige Verzeichnis zurückweisenden Nummern stets das Lied oder die Lieder stehen, welche an der oben angegebenen Stelle eingeschoben sind.

A Zusätze von A

	b	c	d	e	f	g	h	i
1. Gott heiliger Schöpfer aller Stern	b	c	d		f		h	i
Weltschöpfer Herr Gott Jesu Christ	b	c	d	e	f	g		i
Von Adam her so lange Zeit	b	c		e		g		
Gläubige Seel schau	b	c						
2 Weil Maria schwanger ging	b	c		e		g		
Wir Christenleut haben	b	c		e		g		
3 Resonet in laudibus	b	c	d	e	f	g		i
4. Aus des Vaters Herz geboren								
Der vom Gesetz gefreiet war	b	c						
Ach Christe unser Seligkeit	b	c	d	e	f	g		i
5. Ein Engel schön	b	c	d	e	f	g		i
6. Mein Seel o Herr muß loben	b	c	d	e	f	g		i
7 Ich freu mich der großen Lieb		c						
8. O wir armen Sünder		c		e		g		
Am Sabbath früh Marien	b	c	d	e	f	g		i
9 Surrexit Christus hodie	b	c	d	e	f	g		i
10 Ich glaub in Gott den Vater mein		c						
11 Jauchz Erd und Himmel dich	b	c		e	f	g	h	i
12 Zu dir schrei ich	b	c	d		f			i
13 Heut singt die liebe Christenheit	b	c		e		g		
14 Unser Vater (vom Psalter)								
15 Als Jesus Christus unser Herr	b	c		e	f	g	h	i
16 Ach Herr du Vater Jesu Christ	b	c			f		h	i
17 Mein Hort ist Gott der Herre mein	b	c	d		f		h	i
18 Du Hirt Israel erhöre	b	c			f	g	h	i
19 Fröhlich wollen wir Alleluja	b	c			f	g	h	i
20 Hilf Herre Gott dem deinen	b	c						
21 In Gnaden Herr wollst eindenk	b	c						
22 Herr wenn ich ruf	b	c	d		f			
23 Als Christ der Herr mit seiner Lehr	b	c						
24 Freut euch freut euch in	b	c	d		f		h	i
25 Zu dir allein	b	c			f		h	i
Herr Gott du bist von Ewigkeit	b	c						
26 Hilf Gott wie ist	b	c	d		f		h	
27 O Herre Gott vom Himmelreich	b	c	d	e	f		h	i
28. Gloria in excelsis	b	c	d		f			i
29 Ich dank dir schon		—	d	e	f	g	h	i
30 Nun komm herzu du junge	b	c	d	e	f		h	i
31 Iam moesta quiesce	b	c	d	e	f	g		
Hört auf alles Leid	b	c	d	e	f	g		i
32 Laßt uns folgen St. Pauli								
Zusammen 41	34	37	19	19	25	19	15	21

B Zusätze von B

	c	d	e	f	g	h	i
1 Singt dem Herrn ein neues	c	d	e	f	g		i
Lobt Gott ihr lieben Christen	c	d	e	f	g		i
In natali Domini	c						
Da Christus geboren	c						
Als Christus geboren	c	d	e	f	g	h	i
Nun freut euch ihr Christenleut	c	d	e	f	g	h	i
2 Den Weisen scheint ein	c	d	e	f	g	h	i
Als Jesus geboren war	c						

Nr.	Lied	c	d	e	f	g	h	i
3	Meine Seel erhebt den Herrn und	c	d	e	f	g	h	i
4	Jesus als er vor Angst und	c		e		g		
5	Der Heiligen Leben	c	d	e	f	g		
6	Also heilig ist der Tag	c	d	e	f	g	h	i
7	Christ fuhr gen Himmel was	c	d	e	f	g	h	i
8	O Herr das sind die dritten		d		f			i
9	Ein gar kurz Vi…l	c	d		f		h	i
	Himmlischer Vater lobesam	c	d	e	f	g		i
10	Da Jesus an den Jordan kam	c	d	e	f	g		i
11	Ich weiß mir ein Blümlein	c	d	e	f	g	h	i
12	Lobet den Herren ihr Helden all	c	d	e	f	g		i
13	Also hat Gott die Welt	c	d	e	f	g	h	i
14	Jesu du wollst uns weisen	c	d	e	f	g	h	i
15	Allein auf Gott setz	c	d	e	f	g	h	i
16	Herzlich thut mich erfreuen	c	d	e	f	g	h	i
17	Ach Gott vom Himmelreiche	c	d		f		h	i
18	Wacht auf ihr Christen alle	c	d	e	f	g	h	i
	Herr Gott und Schöpfer aller Ding	c	d	e	f	g	h	i
19	Ach Gott wie manches Herzeleid	c	d	e	f	g	h	i
20	O großer Gott von Macht	c	d	e	f	g	h	i
21	All Ehr und Lob	c	d	e	f	g	h	i
22	Gelobet sei der Herre Gott	c	d	e	f	g	h	i
23	O Christe Morgensterne	c	d	e	f	g	h	i
24	Uns thut verkündigen der Hahn	c	d		f			i
	Des Morgens wenn ich früh	c	d	e	f	g	h	i
	Der Tag hat sich geneiget	c	d	e	f	g	h	i
25	Beschirm uns Herr	c	d	e	f	g	h	i
26	Zwei Ding o Herr bitt ich	c	d	e	f	g	h	i
27	O Jesu liebes Herrle	c	d	e	f	g		i
28	O Welt ich muß dich	c	d	e	f	g	h	i
	O frommer und getreuer Gott	c	d	e	f	g	h	i
	Hört auf zu weinen und klagen	c	d	e	f	g	h	i
29	Ich stand an einem Morgen	c	d	e	f	g	h	i
	Herzlich thut mich verlangen	c	d	e	f	g	h	i
	Zusammen 42	41	38	35	[illegible]	33	29	37

C. Zusätze vom C

Nr.	Lied	e	g	h	i
1	Das Kindlein Jesus ist geboren				
2	Arm und reich sollt	e	g		
3	Im Frieden dein o Herre				
4	Recht denken recht reden				
5	Mein Seel dich freu	e	g	h	i
6	Mag ich dem Tod nicht				
	Zusammen 6	2	2	1	1

D. Zusätze von D

Nr.	Lied	e	f	g	h	i
1	Christ fuhr gen Himmel da	e	f	g	h	i
2	Christus der ist mein Leben	e	f	g	h	i
Anhang	Das walt mein Gott	e		g		
	O Gott ich thu dir danken	e		g		
	Gott ist mein Heil mein	e	f	g	h	i
	Wann dich Unglück thut	e	f	g	h	i

	Ach Gott und Herr wie groß		e	f	g	h	i
	Ach komme die liebe Seele mein		e		g		
	Gott ist mein Heil Hülf						
	Zusammen	9	8	5	8	5	5

F. Zusätze von E

1	Veni redemptor gentium		g		
2	Jesu nun sei gepreiset		g		
3	Patris sapientia				
4	Jesu deine tiefen Wunden		g		
	Herr Christe Schöpfer aller Ding		g		
5	O Jesu Christ meins Lebens		g	h	i
	Wohl mit Fleiß das dritte		g		
6	Vita sanctorum		g		
	Victimae paschali	f	g		
	Surrexit Christus hodie		g		
7	Die Christenheit zu dieser Zeit		g		
8	Wir danken dir Herr Jesu Christ daß du gen Himmel				
9	Veni creator	f	g		
10	Spiritus sancti gratia		g		
11	O lux beata trinitas	f	g		
12	Es stehn für Gottes Throne		g	h	i
13	Ich weiß nur ein ewigs Himmelreich		g	h	i
14	Ich heb mein Augen sehnlich auf		g		
15	O Herr mein Gott		g		
16	Ich ging einmal spazieren		g		
17	Keinen hat Gott verlassen		g		
	Ach Gott mein Herr wo kommts		g		
	Man spricht wen Gott erfreut		g		
18	Geduld die sollen wir haben		g		
19	Meins Lebens Lauf		g		
20	Herr Christ thu mir verleihen		g		
21	Dies ist doch ja die letzte Zeit		g		
22	Ach einen Vater ach ich habe		g		
23	Wo soll ich fliehen hin		g		i
	Betrübtes Herz sey wohlgemuth		g		
24	Dank sei Gott in der Höhe		g		
25	Mit Lob mein Herr ich dich verehre		g		
	Lob und Dank sag ich dir		g		
	O heilige Dreieinigkeit		g		
	In dieser Abendstunde		g		
	Ich dank dir Gott von Herzen		g		
	Gieb Fried o frommer treuer Gott	f	g	h	i
	Treuer Wächter Israel		g		
	Ach Gott erhöre mein Seufzen	f	g	h	i
	Treuer Gott ich muß dir		g		
	Zu dir klagt mit Angst		g	h	i
	Ich schrei zu meinem lieben Gott		g		
	Meinem lieben Gott ergeb		g		
	Verzage nicht du Häuflein	f	g	h	i
	Was Gott thut das ist	f	g	h	i
	Herr Jesu Christ du höchstes Gut		g	h	i
	Herr Jesu Christ ich schrei		g		

Nr.	Lied	f	g	h	i
	Du Friedefürst Herr Jesu Christ	f	g	h	i
	Ach wer schwach wart ich		g		
	Lasset die Kindlein kommen		g		
	Mein Trost und Hülf ist Gott		g		
	Ach bleib mit deiner Gnade		g		
26	Dein Vater dort oben		g		
27	Susanne Hirsch	f	g	h	i
28	Nun gute Nacht ihr liebsten		g		
	Will du für mich den bittern		g		
	So wünsch ich ihr ein gute Nacht		g	h	i
	Freu dich sehr o meine Seele	f	g	h	i
	Ach Gott ich muß in Traurigkeit				
	Gott Lob die Stund ist kommen		g		i
	Zusammen 60	10	57	13	15

F Zusätze von F

Nr.	Lied	g	h	i
Anhang.	Mein lieber Herr ich preise dich			
	Erstanden ist der heil'ge Christ	g		i
	Der König der Ehren		h	i
	Der heilig Geist ein Tröster zart		h	i
	Komm heilger Geist o Gottes Saft		h	i
	O Gott Lob Dank sei dir			i
	Nun kommt herzu laßt uns einmal		h	i
	Freut euch des Herrn ihr Christen all	g	h	i
	Meines Herzens Trost allein		h	i
	Es sind die Heiden		h	i
	Gott unsre Stärk und Zuversicht		h	i
	O Gott du höchster Gnadenhort		h	i
	Hört ihr liebsten Kinderlein			i
	Kommt mit uns liebste Kinderlein			i
	O starker Gott im Himmelsthron		h	i
	Nimm von uns Herre Gott		h	i
	In unsrer Kriegesnot		h	i
	Herr Jesu Christ Gottes Sohn		h	i
	Herr Gott ein Gott des Friedens		h	i
	Wills dann nicht anders werden		h	i
	Der grimmig Tod mit seinem	g	h	i
	O Herr dich thun wir rufen an		h	i
	Auf auf mein Herz ermuntre dich		h	i
	Lobet Gott ihr Christen all		h	i
	Jesu du großer Friedefürst		h	i
	O großer Gott Lob Ehr und Preis		h	i
	Ach höchster Gott wie können wir		h	i
	Wir danken dir Herr Jesu Christ, daß		h	i
	Wir danken dir Herr Jesu Christ von		h	i
	Zusammen 29	3	24	28

G Zusätze von G

Nr.	Lied	h	i
1	Ach was hat dich doch bewogen		
2	O Traurigkeit		i
3	Gelobt sei Gott im höchsten Thron		
4	Der Herr hat mich verlassen		
5	O Blindheit bin ich denn	h	i

6	Jesu der du meine Seele	1	1
7	Nun laßet Gottes Güte		
	Werde munter mein Gemüte	1	1
	Gott des Himmels und der Erden	1	1
8	Ich dank dir Herr Gott		
6	Ach wie nichtig	1	1
	Zusammen 11	5	6

H. Zusätze von H.

1	Es lenkt mein sündenkranker Sinn	1
	Der Herr sprach zu seinem höchsten Thron	
2	Nun sieh wie fein	1
A	Jesu du mein liebstes Leben	1
	Ach Gott ach Gott ach hörst du	1
	Ich bin o Gott das Kind der Jammerschmerzen	1
	Wie tröstlich hat dein treuer	1
	Entbrenne du mein ganzes Ich	1
	Laßt ab von Sünde alle	1
	Erschrecklich ist es	1
	Kommt her ihr Menschenkinder	1
	Ach Gott wenn kommt die liebe Zeit	1
	O höchster Gott und Schöpfer	1
	Ich hab Gott heimgestellt mein Sach	
	Valet will ich dir geben	1
	Herr Christ wenn ich bedenke	1
	Zusammen 16	14

8. Zusätze aus I

1 Kommst du kommst du Licht. 2 O Jesu süß wer dein gedenkt. 3. Ihr wunderschöne Geister. 4 Wir danken dir o treuer Gott. 5 Jesu meine Freude. 6 Ach Herre du gerechter. 7 Wach auf mein Herz. 8 Nun ruhen alle Wälder. 9 Herzallerliebster Vater mein. 10 Einen guten Kampf hab ich. Spann aus spann aus. Lasset ab ihr meine Lieben. Lasset ab von euren Thränen. Sag was hilft alle Welt. In dem Leben hier auf Erden. O Herr Jesu laß mich wissen.

III

Wie verläuft die Linie von A nach F? Daß eine solche wirklich läuft, wird die Zusammenstellung ja dargetan haben: 185 Gesänge als gemeinsames Gut aller Liedersammlungen ist an sich allein schon eine Sammlung. Dazu kommt nun aber, daß die Zusammenhänge noch größer werden, wenn wir nur einmal einzelne Gesangbücher mit einander vergleichen. Von A kommen wir leicht nach B. Die Vorrede von B weist ja auf A als Quelle zurück. Dazu kommt, daß A und B 239 Lieder gemeinsam haben, und daß thatsächlich also nur 7 Lieder aus A in B fehlen. Nicht anders, ja noch günstiger steht's mit C: fehlen doch in ihm nur 4 Gesänge aus A, alle anderen sind übernommen. Da alle Zusätze aus B sich auch in C vorfinden, C aber in seiner Auswahl aus A über B hinausgeht und mithin die Auswahl von B voraussetzt, so wird man nicht irren, wenn man von einer direkten oder doch vielleicht indirekten Abhängigkeit des Gesangbuchs C von B redet. Die Linie geht nun von B weiter, während C mit seinen Zusätzen dahinten bleibt. Von B führt die Spur ganz sicher auf D. Die Übernahme der Vorrede ist an sich schon ein Beweis. Will jemand genaueres, so sei er auf die Thatsache verwiesen, daß die späteren Gesangbücher ihre Auswahl von Liedern, die durch B herein kamen, durch das Medium D vornehmen, wie die Tabelle (von einem Fall abgesehen) ebenfalls beweist. Mit D aber wird in diesen Zusammenhang F hereingezogen,

das ja wie mehrfach ausgeführt wurde, in sklavischer Abhängigkeit von D entstanden ist. Nun kommen aber die Schwierigkeiten. Wie stehen D und E zu einander? Hier erwähne ich zum ersten, daß E alle Zusätze von D angenommen hat bis auf das Lied Gott ist mein Heil. E ist also durch das Medium des Anhangs von D hindurchgegangen und hat die dort anhangsweise angefügten Lieder an ihren rechten Platz gesetzt. Freilich ist hierbei nicht zu verkennen, daß E in seiner Stellung zu A oft auf die Auswahl bei B treu zurückgeht und sich mit der Auswahl von D nicht begnügt. Auch hat E mit C allerlei gemeinsam, was in D nicht zu finden ist. Vielleicht daß wir zwischen D und E noch ein oder mehrere Mittelglieder anzunehmen haben. Unsere Ansicht ist also, daß die Reihe von A nach B D E eine gradlinige ist, was auch die Herstellung dieser Bücher in derselben Druckerei vermuten läßt. C ist schon etwas Besonderes. Die Sammlung C macht in ihrer Vorrede den Anspruch, daß sie nicht bloß auf den Gebrauch von Liedern im Gottesdienst Rücksicht genommen habe, sondern auch solche Gesänge darbiete, „die zu Hause und zu Feld oder wo einer oder mehr fromme Gottsförchtige Christen bey einander sind / auff einer Reise und Wegfahrt / oder in einem Garten oder sonst bey ihrer Arbeit oder ehrlichen Gesellschafft können gesungen werden“. Aber dieser Bestandteil ist zustande gekommen durch eine sklavische Anlehnung an B und fällt darum aus dem mit A beginnenden Rahmen nicht heraus. Anders steht es mit den übrigen Gesangbüchern. Die Tabelle der Zusätze von E beweist, daß ebenso sicher für E und G ein Zusammenhang angenommen werden muß, wie er für H und E zu leugnen ist. H und I laufen in einer Linie, in die E nicht paßt. Vielmehr weisen sie auf F als ihren Ausgangspunkt zurück. Umgekehrt ist G ganz gut ohne das Mittelglied F zu verstehen. Besehen wir uns die Sache einmal genauer. Das Gesangbuch G will eine Neuauflage früherer Gesangbücher sein, die als Charakteristikum das Merkmal an sich trage, „daß etlicher vornehmer Theologi newe bekandte Lieder hinzugethan / auß etlichen Sächsischen und Lüneburgischen Gesangbüchern auff die 65 genommen und so ein erneuertes und vollkommenes Gesangbüchlein gemacht sei“. Fragen wir darnach, welches wohl diese 65 neuen Gesänge sind, so ist klar, daß hierzu in erster Linie die 11 Lieder rechnen, welche in G nach unserer Zusammenstellung zum erstenmal auftauchen. Die noch übrig bleibenden 52 werden wir wohl in den neuen Liedern von E zu suchen haben, von denen allerdings mehr als 50 in G sich nachweisen lassen. Damit ist aber angedeutet, daß die früheren Ausgaben der Firma Vulpius auf ein Gesangbuch zurückgreifen, das dem Gesangbuch D oder C und B ähnlich gewesen sein muß. Wiederum ein deutlicher Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung von dem Zusammenhang des späteren Marburger Gesangbuchs mit dem Gesangbüchlein christlicher Psalmen von 1633 und dadurch mit dem Catzenelnbogener Gesangbuch von 1633. G stammt mithin aus einer Serie von Gesangbüchern, die A, B und D zu ihren Vorläufern haben können, nicht aber F.

Dazu aber erweist sich F wieder als Quelle für H. F hat über D hinaus einen Anhang aufzuweisen, der aus drei Teilen besteht. Der erste, eine Sammlung von neun Festliedern, die in D nicht zu finden sind, wurde angefügt, als der Druckort von F zum erstenmal erschien. Bei einer zweiten Auflage fügte man diesem ersten Anhang einen zweiten an, nämlich einen „Appendix oder Anhang etlicher geistlichen Lieder, so vormals in diesem Gesangbüchlein nicht befunden werden“ und sich auf den Krieg beziehen. Bei einer dritten Auflage kamen zu den eben erwähnten 13 Kriegsliedern noch „Sechs Christliche Danck- und Lobgesang / wegen deß im H. Römischen Reich / Unserm lieben Vatterland ... verliehenen Friedens“. Diese drei Anhänge hat F dar und gab damit Zeugnis von drei Auflagen, von denen wir nur die letzte, nämlich F, kennen. H bietet diese drei Anhänge auch, fügt ihnen aber noch einen bei, nämlich eine Auswahl moderner Lieder (Rist, Opitz u. s. w.). Da H auch derselben Druckerei wie F entstammt, so ist bewiesen, daß H eine spätere Auflage von F ist. In I haben wir etwas Neues: die Anhangslieder von F und H sind ins Gesangbuch an ihrem Ort eingearbeitet. Dazu ist aber wiederum ein Anhang getreten. I ist also kein direkter Nachfolger von H, ist aber im Zusammenhang mit der Serie D ... F ... H entstanden.

Wir haben also folgendes festzustellen:

1. Der Firma Chemlin entstammen die Exemplare B D E. Zwischen B und D sowie D und E werden wohl einige Bindeglieder anzunehmen sein.

2. C stammt von der Firma Hampel und hat wohl auch seine uns unbekannten Vorläufer.

3. Das der Firma Hutter entstammende Gesangbuch F weist auf zwei ältere Auflagen dieses Gesangbuchs, eine spätere liegt in H vor.

4. Der Firma Dulpius entstammt G, das nach seinem Vorwort auf ein Gesangbuch von der Art von D, wenn nicht D selbst, zurückgeht. G scheint ein späterer Druck dieses zwischen D und G liegenden Gesangbuchs zu sein, da die Lieder, welche G neu eingebracht haben will, bereits in E vorliegen. Die Vorlage von G läge also zwischen 1643 und 1651.

5. I entstand durch eine Einarbeitung der in F und H beigebrachten Lieder und hat ebenfalls uns unbekannte Vorläufer.

6. Alle Gesangbücher sind Auflagen desselben Werkes. (Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Unter dem Titel „Kritiken und praktische Winke“ wird Nr. 3 der M-schr. eine Besprechung der bei uns im vergangenen Jahre eingelaufenen Programme und Berichte bringen. In derselben Nummer erscheinen für die Passions- und die Osterzeit je zwei dreistimmige Choralsätze und je ein fünfstimmiger aus der Feder Max Regers. Damit die Chöre sie recht zeitig in die Hand bekommen, sollen die Sonderdrucke davon zu den bekannten billigen Preisen schon jetzt ausgegeben werden. Man wende sich dafür an unseren Verleger. Die Red.

Zu meinem Aufsatz über das Straßburger Gesangbuch Mschr. V S. 220 schreibt mir Herr Pfarrer Dr. W. Diehl in Hirschhorn a. Neckar: „Sie sprachen S. 225 die Vermutung aus, daß die von Ihnen gefundenen Liedertafeln wohl am Kircheneingang aufgehängt gewesen seien. Daß dies wirklich so war, mögen Sie aus folgender Notiz entnehmen: 1747 schreibt der Pfarrer Lenszler von Grünberg in einer Eingabe an den Landgrafen u. a., daß sie im Oberfürstentum das Marburger Gesangbuch durchgehends gebrauchten, auch nach dessen Alphabetischer Ordnung die zu Marburg gedruckte Tabell an die Kirchthür anschlagen und die Lieder darnach aufzusuchen (vgl. meinen Aufsatz über Rambachs Gesangbuch Monatschr. V 259). Freilich scheint diese Einrichtung erst im 18ten Jahrhundert getroffen zu sein. Als Grund möchte ich die Thatsache anführen, daß auch in Hessen die Gesangbücher in der ganzen Zeit von 1720 bis 1780 trotz veränderter Titel stets dieselben Lieder druckten und höchstens einmal ein paar Lieder in einem neuen Anhang beifügen.“ Den Grund, den Dr. Diehl für die Annahme so späten Ursprungs angibt, haben wir wohl so zu verstehn, daß diese Einrichtung durch die Unveränderlichkeit des Liederschatzes auf lange Zeit hinaus an die Hand gegeben wurde und sich als zweckmäßig erwies. Aber zugleich wird man doch jedem Gesangbuch bei seinem Erscheinen ein langes Leben geweissagt haben, und war der Druck einer neuen Tabelle und die Anpassung der Holztafeln für diese schwerlich ein so großes Unternehmen, daß man der geringeren Stetigkeit des Kirchenliederschatzes davor hätte zurückschrecken müssen. Vorläufig dürfte also einem noch höheren Alter der betreffenden Einrichtung nichts im Wege stehn, wie denn auch die Straßburger Tafel von 1734 in den Protokollen durchaus als etwas Selbstverständliches, längst Eingebürgertes behandelt wird. Herrn Dr. Diehl wie seinen verehrten Vorgängern in solchen Mitteilungen schulde ich Dank für das Interesse, das sie an dem Gegenstand meines Aufsatzes genommen haben.

Marburg. K. Budde.

Das schöne Lied des Gründers des Straßburger Diakonissenhauses, Franz Haerter, „Heimat meiner Liebe“ (vgl. Evangelisches Gesangbuch für Elsaß-Lothringen Nr. 302, jetzt auch als Nr. 260 in den Entwurf des neuen braunschweigischen Gesangbuchs aufgenommen) galt bisher als zur Zeit der Belagerung Straßburgs 1870 gedichtet, und unter diesem Gesichtspunkte ist es auch in der Monatschrift, Jahrgang II S. 164 f. sowie in der populären Geschichte des Kirchenliedes im elsässischen Gesangbuch S. 498 gewürdigt worden. Anläßlich des Todes einer Verwandten des Haerterschen Hauses hat man jetzt in deren Nachlaß auf einem vergilbten Blatte die Urschrift des Liedes durch den Dichter gefunden und zwar mit der Unterschrift „den 24 Mai 1840.“ Damals weilte Haerter als ein abgearbeiteter Mann, dessen Gedanken dem Scheiden aus dieser Welt zugewandt waren, in Fouday in den Vogesen,

eben dort wo jenes Blatt gefunden ist. Was er damals fühlte, hat er später unter dem Donner der Geschütze, die sich gegen seine Vaterstadt richteten, von neuem, ja in doppeltem Maße empfunden. — Das Ganze ist ein lehrreiches Beispiel dafür, wie leicht bei unseren Liedern falsche Daten entstehen können und wie schwer, ja oft wie unmöglich es ist, sie als solche zu erkennen und nachzuweisen. Sp

Die württembergische evang. Landessynode beriet am 21. Dez. v. J. nach dem Vorgange Badens und auf Anregung des Pfarrvereins (vgl. M.-Schr. V. S. 28 (78)) über die **kirchenmusikalische Ausbildung der Geistlichen**. Einstimmig nahm man die beiden ersten mit großer Mehrheit den dritten der folgenden Anträge an: „Hohe Synode wolle die hohe Oberkirchenbehörde bitten, 1) geeigneten Ortes dahin wirken zu wollen, daß in den niederen theolog. Seminarien der Betrieb des Unterrichts in Vokal- und Instrumentalmusik der künftigen bes. Aufgabe der Zöglinge im Pfarramt nach Möglichkeit angepaßt werde, und daß dabei namentlich der Klavier-, Harmonium- und Orgelunterricht unentgeltlich erteilt werde; 2) zu erwägen, ob und in welcher Weise es sich etwa empfehlen würde, daß für die kirchenmusik. Ausbildung der Studierenden der Theologie in Tübingen von den zuständigen Behörden weitere Fürsorge getroffen werde; 3) Die hohe Oberkirchenbehörde möge ersucht werden, zu veranlassen, daß in Verbindung mit der Anstellungsprüfung die Kandidaten sich über ihre Kenntnis in der Musik, mindestens im Vortrag von leichteren Chorälen auf Klavier oder Harmonium auszuweisen haben. Solche, die der musikal. Befähigung vollständig entbehren, sollen von dieser Prüfung dispensiert werden.“

Aus der Motivierung durch den Berichterstatter Römer sei folgendes mitgeteilt. Der Geistliche als der Diener am Wort habe dafür zu sorgen, daß dieses Wort nicht bloß in die Herzen hineingesprochen, sondern auch hineingesungen werde. Zu dem Ende müsse er ein gewisses Verständnis für kirchl. Musik besitzen, ohne deshalb dem Organisten als Ausschlaggebender Sachverständiger gegenübertreten zu wollen. Er müsse Sorge tragen, daß neue leicht erlernbare Lieder in der Gemeinde in Kurs kommen, und daß zu den Liedern passende Melodien gespielt und gesungen werden. Nicht selten sollte der Pfarrer auch mit den Schülern oder sonst ohne Instrumentalbegleitung diesen und jenen Choral singen können. Was geschieht nun, um ein solches Verständnis und eine solche Fähigkeit in den angehenden Theologen zu wecken? In den Lehrplänen der niederen Seminarien ist bereits Vorsorge getroffen für Einübung des Gesangs von Chorälen. Aber dem Verständnis für den Gesang müsse zur Seite treten die Fähigkeit, einen Choral auf dem Klavier, dem Harmonium oder der Orgel (wenn auch ohne Benutzung des Pedals) zu spielen. Das Bedürfnis hiezu ergebe sich häufig bei Diasporageistlichen in abgelegenen Gemeinden, Filialkirchen, Spitälern u. dergl. Und man denke an das gegenwärtige Vereinsleben! Wie nötig ist für einen Geistlichen, der z. B. einen Jünglingsverein leitet, die Fähigkeit, einige Choräle oder auch Weisen spielen zu können! Man denke ferner an die Bibelarbeitsstunden. Wie ist es nun in der Instrumentalmusik in den niederen Seminarien bestellt? Es ist in denselben Gelegenheit geboten, ein Streich- oder Blasinstrument unentgeltlich spielen zu lernen, der Klavier- und Orgelunterricht aber ist nicht unentgeltlich. Und auf das letzere ist doch aus praktischen Gründen der Hauptnachdruck zu legen. Hier also sollte Wandel geschafft werden; zwar wäre der Klavierunterricht im Seminar nicht obligatorisch zu machen, aber man sollte beim Instrumentalmusikunterricht daselbst die Abzweckung mehr aufs prakt. Amt richten und vor allem die Erschwerung der Erlernung des Klavierspiels aufheben. Vorschläge bez. der musikal. Ausbildung der Studierenden zu machen, dessen wolle man sich enthalten. Allein daran sei zu erden, ob nicht die Forderung einer Prüfung der jungen Theologen im Choralspiel gestellt werden solle, ähnlich wie in Baden. Eine solche Prüfung wäre jedenfalls nicht dem ersten theolog. Examen zuzuweisen; vielen Kandidaten fehlte bei der Vorbereitung auf dieses die Zeit zu musikal. Ausbildung, überdies den Stiftlern vielfach auch die Gelegenheit. Aber ist eine Prüfung in dieser Beziehung möglich und nötig? Von einer Erhebung der Musik zum Examensfach sah man ab. Dagegen wurde vorgeschlagen, es jedem Kandidaten zu überlassen, vor seiner Anstellungsprüfung von irgend einem Musikverständigen ein Zeugnis über seine musikal. Ausbildung anzuhängen. Aber wie verschieden würde da die Beurteilung ausfallen. Daher schlug man vor, daß jeder Kandidat gelegentlich seines zweiten Examens vor einem Fachmann eine Probe seines Choralspiels ablegen sollte. Nur ganz Unmusikalische sollten davon dispensiert sein. Zwischen dem 1. und 2. Examen könne sich jeder Kandidat Gelegenheit verschaffen, sich im Choralspiel ein wenig auszubilden. Sp

Die Wirkung des großherzoglichen Versuches, das **kirchliche Totenfest in Hessen** zu verlegen (vgl. die vorige Nummer der M.-Schr. S. 26), war eine ganz ungewöhnliche Beteiligung der Gemeinden an der kirchlichen Feier. Über die Feier in Darmstadt wird berichtet: „Am gestrigen Totensonntag waren alle evang. Gotteshäuser unserer Stadt mit trauernden Andächtigen dicht gefüllt. Tausende zogen im Laufe des Tages hinaus auf unsere schönen **Friedhöfe**, um die Gräber ihrer Lieben mit Kränzen und Blumen zu schmücken. Die am Eingang von Mitgliedern der Stadtmission verteilten Exemplare von „Komm und sieh“, der Stacker'schen Totenfestpredigten und der „Frohen Botschaft“ fanden

viel dankbare Abnehmer und Leser. Vor einer außerordentlich zahlreichen Gemeinde hielt nachmittags um 3 Uhr auf dem zweiten Rondel des städtischen Friedhofs Herr Pfarrer Petersen eine Andacht im Freien, er sprach über 2. Kor. 4, 9 und 10 als ein Christenwort bei christlicher Totenfeier und führte aus, daß wir auf dem Friedhofe stehen als Trauernde, als Hoffende und als solche, die sterben werden. Die Chorschule der Stadtkirche führte dabei den Choralgesang. — Nach die liturgischen Abendgottesdienste, die die Evangelischen Kirchengesangvereine der Martinskirche und der Johannesgemeinde veranstaltet hatten, fanden vor überfüllten Kirchen statt. In beiden wechselten mit den Vorträgen des Chors, bezw. der Chorschule, Schriftlektion und Gemeindegesänge ab. Aus dem Programm des erstgenannten Vereins seien herausgehoben Grells „Selig sind, die da Leid tragen“, das vierstimmige „Ich bin ein Gast auf Erden“ von Bartholomäus Gesius und Rosenmüllers „Welt ade, ich bin dein müde“, während in der Johanneskirche Joh. Michael Bachs „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ und der erstmalig gesungene Chor aus den Schützschen Exequien „Herr, nun lässest du deinen Diener in Friede fahren“ einen besonders tiefen Eindruck erzielten. Sp.

Aus dem gottesdienstlichen Leben der Schweiz meldet das „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz“ folgendes schier unglaubliche Stück: „In Neunkirch wurde wegen einiger aufgetretener Pockenfälle über die Weihnachtsfeiertage durch Regierungsbeschluß der Gottesdienst eingestellt. Man hatte das Gefühl, das mittelalterliche Interdikt sei verhängt worden. Es ist uns noch nie etwas von einem ähnlichen Vorgehen an anderen Orten zu Ohren gekommen. Besonders auffallend ist, daß der Besuch der Wirtshäuser, durch den erwiesenermaßen die Pocken weitergeschleppt worden sind, nicht untersagt war, wohl aber der des Gottesdienstes.“ Dazu bemerkt der Herausgeber des unsern Lesern sehr zu empfehlenden Blattes, Pfr. Andre in Aarwangen: „Tout comme chez nous! Es geschieht nichts neues unter der Sonne. Gerade vor Jahresfrist wurde wegen Auftretens der Maul- und Klauenseuche in zwei Kirchengemeinden der Umgebung von Bern gleichfalls die Abhaltung der harmlosen Gottesdienste untersagt, die ungleich gefährlichen Wirtshäuser dagegen fröhlich offen gelassen. Natürlich! Ein Wirtshausschluß gerade über die Festtage hätte ja leicht zu Revolution führen können, aber wider den Kirchenschluß kräht kein Hahn! Die Pfarrer und die Kirchengemeinderäte sind ja desterns bekannt als gar schrecklich loyale Bürger. Freilich legte der Synodalrat post festum Verwahrung ein wider die ungesetzliche Verfügung, aber eben erst post festum. Ein ander Mal sich administrative Willkürmaßregeln und Kompetenzüberschreitungen nicht mehr gefallen lassen, etwas mehr Rückgrat zeigen und — wenn faktische Gesetzesverletzungen vorliegen — staatsrechtlichen Rekurs bei der kompetenten richterlichen Behörde einreichen!“

In besserer Beleuchtung zeigt das schweizerische Kirchenleben folgende Notiz desselben Blattes: „Die Burenkollekte findet, wie zu erwarten stand, großen Anklang. Der Ertrag der Basler Kirchenkollekte in den evangelischen Gottesdiensten an Sylvester und Neujahr ist Fr. 14760.81. Dazu konnte Prof. v. Orelli Fr. 1000 und Herr Antistes Salis Fr. 3580 abliefern, so daß im ganzen einstweilen angelegt Fr. 27000 bei einem Bankhause in Basel deponiert sind. Die außerdem bei Pfarrämtern und Redaktionen eingereichten Gaben sind hierin nicht eingerechnet. Aus Zürich-Stadt wird ein Ertrag der Steuer von bisher zirka Fr. 20000 gemeldet (Fr. 4401 allein Weihnachtsgaben im Fraumünster). Diese Freigebigkeit hat freilich nicht bloß kirchlich-religiösen Grund, dürfte aber nichts destoweniger beschämend für viele deutsche Gemeinden sein, die sich der Schweiz gegenüber ihres Kultus rühmen. Sp.

Bücherschau.

Den Verlegern und Verfassern von Büchern und Musikalien teilen wir mit, daß auf Besprechung sicher nur die von uns selbst erbetenen Schriften rechnen können. Die uns unerbeten zugeschickten werden wir gern besprechen, so weit es uns erwünscht scheint und soweit der Raum reicht. Für Rücksendung nicht eingeforderter Schriften, die nicht besprochen sind, können wir nicht aufkommen. Die Redaktion.

Kleines Gesangbuch für die evang. Kirche in Österreich, herausgegeben von K. Eckardt. 2. vermehrte Auflage. V, 103 S. Graz, F. Pechel 1900. 30 Heller = 25 Pf.

Choralbuch zum kleinen Gesangbuch für die evang. Kirche in Österreich. VII, 38 S. Ebenda. 1 Krone.

Bei dem Interesse, das man von allen Seiten der Los von Rom-Bewegung in Österreich entgegenbringt, wird man dem Unternehmen des Pfarrers Eckardt in Graz sympathisch gegenüberstehen, der ein kleines Gesangbuch von 92 Nummern geschaffen, das leicht in größeren Mengen transportiert und für den billigen Preis von 25 Pf. versandt werden

kann, sodaß auch da, wo noch keine Gemeinden bestehen, das evangelische Kirchenlied einziehen und seine oft bewährte Wirkekraft entfalten kann. Es ist sehr erfreulich und verheißungsvoll, daß dieses Büchlein schon nach wenigen Monaten eine neue Auflage erfahren hat, und dem ferner Stehenden scheint es nicht unwahrscheinlich, daß hier der Keim für ein einheitliches Gesangbuch der evangelischen Kirche in Österreich gegeben ist. Dem Unterzeichneten liegt nichts ferner, als dieses gesegnete Werk durch kalte Kritik zu stören — um so weniger, als das anspruchlos auftretende Büchlein in der Hauptsache seinen Zweck erfüllt. Es enthält zunächst viele unsrer besten Lieder aus alter und neuer Zeit. Daß viele Lieder ersten Ranges fehlen, ist bei dem geringen Umfange des Buches weniger zu beanstanden, als daß geringwertigere ihnen den Platz genommen haben. Es wäre gewiß kein schlechter Tausch, wenn man statt Nr. 21 „Es ist ein Ros entsprungen“, 28 „Der am Kreuz ist meine Liebe“, 49 „Wie könnt ich sein vergessen“, 51 „Laßt mich gehn“, 60 „O großer Gott, du reines Wesen“, 72 „Sei nur betrübtes Herz“, 79 „Nach einer Prüfung kurzer Tage“, 83 „Wie sie so sanft ruhn“ (von den Kinderliedern nicht zu reden) etwa folgende beliebig ausgegriffene Lieder besäße: „Macht hoch die Thür, die Thor macht weit“, „O Lamm Gottes unschuldig“, „Such, wer da will, ein ander Ziel“, „Mit Fried und Freud ich fahr dahin“, „Komm, heiliger Geist, Herre Gott“, „Herr, dein Wort, die edle Gabe“, „Gott ist gegenwärtig“, „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen“. Die Textform ist im Ganzen recht gut, viele Lieder sind voll im Original gegeben. Zu beanstanden ist die (fremde) Zusatzstrophe zu dem auch sonst leidlich verschlechterten Liede 12 „Ach bleib mit deiner Gnade“, noch mehr die Umarbeitung des Liedes 47 „Halt im Gedächtnis Jesum Christ“, aber auch in 53 „Meinen Jesum laß ich nicht“, 55 „Wie schön leuchtet der Morgenstern“, 68 „Schmücke dich, o liebe Seele“, und sonst finden sich manche unnötige Änderungen. Mit Recht ist es von dem Herausgeber als notwendig erkannt worden, den Liedern die Melodien beizugeben, die außerdem so gesetzt sind, daß Noten und Text, ohne umzublättern, miteinander gebraucht werden können. Leider kann man nicht sagen, daß, was Form und Wahl der Melodien betrifft, eine glückliche Hand über dem Unternehmen gewaltet hat. Die eigentlichen Kirchenmelodieen sind sämtlich in ausgeglichenen Rhythmen und mit Fermaten gesetzt. Dazwischen stehen nicht bloß liturgische Stücke wie Nr. 15 und 30, sowie die Melodie „Es ist ein Ros“ Nr. 21 in ihrer ursprünglichen rhythmischen Gestalt, sondern auch die sogenannten geistlichen Volkslieder (51, 61, 64, 75, 83, 84, 85, 86, 87, 90). Für jeden geläuterten Geschmack unerträglich ist dabei das bekannte Mendelssohnsche Lied ohne Worte als Melodie zu „Es kennt der Herr die Seinen“ (62) und die Händelsangerische Weise zu „O selig Haus“ (64), wo wir für beide so herrliche kirchliche Melodien haben. Weshalb müssen derartige Ungehörigkeiten nun gleich auf den jungfräulichen Boden der österreichischen Kirche verpflanzt werden!? Daß das musikalische Urteil des — übrigens auch nach dieser Seite durchaus bescheiden auftretenden — Herausgebers nicht ganz sicher ist, zeigt seine Bemerkung S. IV über die Knecht'sche Melodie zu „Wie groß ist des Allmächtgen Güte“. — Was die Anordnung der Lieder betrifft, so folgt sie bekannten Mustern. Daran wird sich nicht viel ändern lassen. Aber in den biographischen Notizen unter den Liedern sollte mehr Korrektheit und Konsequenz zu finden sein. Bald werden die Vornamen der Dichter ausgeschrieben, bald erscheinen sie in abgekürzter Form, bald nur mit dem Anfangsbuchstaben, bald garnicht. Bei den Daten finden sich bald Geburts- und Todesjahr, bald dieses, bald jenes allein, bald das Datum des ersten Erscheinens des Liedes (oft so gemustert, daß vor das Todesjahr ein „vor“ gesetzt wird), bald nichts. Außerdem viele Fehler. Es sollte nicht mehr vorkommen, daß man Rinkarts Lied „Nun danket alle Gott“ in das Jahr des westfälischen Friedens stellt; wahrscheinlich fällt es in die Zeit 1630—31, vielleicht noch früher, vielleicht später, spätestens 1636 (vergl. Ill. Schr. IV 43 f.). Unter Nr. 16 muß es 1662 heißen, und als Melodie gehört zu dem Liede die ernste „Von Gott will ich nicht lassen“, nicht die fröhliche „Aus meines Herzens Grunde“. Von Michael Prätorius stammt nicht der Text von Nr. 21 „Es ist ein Ros“, ja nicht einmal die Melodie, sondern nur deren Satz. Daß Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, nicht die Dichterin von „Jesus, meine Zuversicht“ (30) ist, steht ebenso fest, als daß „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“ (92) nicht von Wilhelm von Sachsen-Weimar stammt. Vor „Johann Wezelin“ unter Nr. 32 gehört ein „Nach“. Der Dichter von 46 heißt mit Vornamen „Jakob Gabriel“, nicht „J. N.“ Das Geburtsjahr Nikolais (52) ist 1556. Der Pastor „Roller“ (85) hatte die Vornamen „Samuel David“, nicht „H. D.“ Der Dichtername von 8 schreibt sich „Hayn“, nicht „Haun“. Ganz besonders schlimm hat man meinem seligen Vater mitgespielt. Nach Nr. 61 ist ein „Ph. Spitta“ 1843 gestorben, das Lied 63 ist 1833 von „Karl Johann Philipp Spitta“ herausgegeben und das Lied 64 stammt von einem nicht näher bezeichneten „Spitta“, der von 1801—1859 lebte!! Derartige Sachen könnten wohl in einer dritten Auflage vermieden werden. — Das zu dem Gesangbuche gehörige Choralbuch beansprucht nicht, eine selbständige Arbeit zu sein. Seine Sätze sind dem sächsischen, württembergischen und Tappert-Rinckschen Choralbuche, sowie der Großen Missionsharfe entnommen. Es hat den Vorzug, daß man es bequem in die Rocktasche stecken und somit über Land mitnehmen kann.

Fr. Spitta.

Richard Bartmuß, Weihnachtsduett. Dichtung von Gotthold Knapp für zwei Frauenstimmen und Orgel op. 52. Dessau, Buchhandlung des ev. Vereinshauses 1901. Partitur 7 S. n. 1 M. Beide Stimmen auf einem Blatt à 10 Pfg.

Leider erst post festum kann ich die Leiter unserer Kirchenchöre auf das sinnige und wechselvolle Werk des den Lesern wohlbekannten Künstlers hinweisen. Aus Nacht und Nebel, Angst und Weh erhebt sich die Weihnachtsahnung, die zuletzt zur vollen Christfreude erblüht. Die Verwendung des „O du fröhliche“ in den Singstimmen und des „Vom Himmel hoch“ auf der begleitenden Orgel ist hübsch erdacht und gut gemacht. In einer liturgischen Weihnachtsfeier oder Mette wird das Stück seines Eindrucks nicht verfehlen. J. Smend.

Gustav Hecht, Preußens Gebet (18. Januar 1901). Gedicht von Anna Mohr. Für einstimmigen Schulchor mit oder ohne Begleitung von Harmonium oder Orgel op. 47. Quedlinburg, Vieweg's Buchhandlung. Partitur (2 S.) 60 Pf. Singstimme auf einem Blatt 10 Pf., 30 St. 4 Mk., 100 St. 7 Mk.

Der gutgemeinte, aber nicht geistermächtige Text wird vom Komponisten angemessen „vertont“. Vom Flügelschlage des „Preußenaares“ spürt man nichts, und vom „Gebet“ haben Dichterin und Musiker leider einen allzu konventionellen Begriff. J. Smend.

Friedrich Mergner, Die heilige Passionswoche für gemischte Stimmen mit Orgelbegleitung nach Belieben. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Partitur Mk. 3, Stimmen je Mk. —.60.

Des unvergeßlichen Mergner Lieblingswerk ist nun endlich herausgegeben worden, und zwar von dem Vorsitzenden des deutschen evangelischen Kirchengesangvereins, Geheimrat D. Hallwachs in Darmstadt. Nun wird es auch in weiteren Kreisen bekannt und als ein ganz selbständiges Gegenstück zu A. Beckers geistlichem Dialog anerkannt werden. Sei es denn für die kommende Passionszeit unseren Chören dringend empfohlen. Fr. Spitta.

Georg Raphael, Sechs Motetten für gemischten Chor op. 8. Zwei Hefte. Berlin, Ries & Erler. Jedes Heft und Stimmen Mk. 2.70.

Unter die jüngeren Komponisten, von deren Arbeiten unsre evangelische Kirche sich reichen Gewinn versprechen darf, gehört ohne Zweifel der Verfasser obiger Motetten. Georg Raphael, der Schwiegersohn und besondere Lieblingsschüler unseres verewigten Albert Becker, ist Organist an der Lutherkirche zu Berlin und Dirigent des Kirchenchores der dortigen Gemeinde, steht also mitten in der kirchlichen Praxis. Aus ihr sind auch die Motetten erwachsen, deren Texte den „Eingangssprüchen“ für den Hauptgottesdienst aus der neuen preußischen Agende entnommen sind. Das erste Heft bietet die Introiten für Advent, Weihnachten, Neujahr, das zweite die für die Epiphaniaszeit, Estomihi und Palmarum. Wir dürfen erwarten, daß auch die weiteren Feste und Festzeiten des Kirchenjahres der entsprechenden Kompositionen erhalten werden, und freuen uns darauf. Die vorliegenden Sätze schließen sich nicht an den altkirchlichen Vortragston der Introiten an, sondern bieten völlig freie Musik. Bei man es auf den ersten Blick ansieht, daß der Verfasser mitten in der modernen Kunst steht, aber andererseits nicht vergeblich durch die Formenschule der Klassiker hindurchgegangen ist. Es liegt nahe, nach Zügen der Verwandtschaft mit Albert Becker zu suchen; sie fehlen nicht ganz, aber von unfreier Abhängigkeit ist keine Spur da. Schon ein früheres Werk des jungen Meisters, der schöne Gesang für eine tiefere Stimme „Ach daß die Hilfe aus Zion über Israel käme“ (op. 3, Berlin, G. Plothow M. 1) zeigt im Vergleich mit der Komposition der gleichen Worte in Beckers Reformationskantate, daß hier völlige Freiheit der Auffassung vorliegt. Noch entschiedener weisen die Motetten auf eine selbständige Individualität. Raphael ist mir persönlich unbekannt, und so ist es gewagt, auf Grund weniger Musikstücke ein sicheres Urteil zu fällen; aber es will mir vorkommen, als ob er eine herbere und leidenschaftlichere Natur wäre als Becker. Wie sein Lehrer hat auch er sich um die herkömmliche Phraseologie herumgemacht, in dieser Beziehung zeigt das zweite Heft noch einen merkbaren Fortschritt gegenüber dem ersten, man vergleiche z. B. das Thema des kleinen Fugato in Nr. 4. Diese Kompositionen werden von den Chören mit Lust gesungen werden, sie sind interessant und sangbar zugleich. Mögen sie denn reiche Verwendung finden, nicht bloß in der preußischen Landeskirche, für die sie zunächst geschrieben sind, sondern überall, wo man den Hauptgottesdienst an Festen und in Festzeiten mit charakteristischen Chören ausstatten will. Fr. Spitta.

Robert Frenzel, Zwanzig Choral-Vorspiele mit Cantus firmus. Ein Beitrag zur Förderung des kirchlichen Orgelspiels op. 4. Rud. Wigand, Gersenheim. Mk. 2.

Derselbe, Zwölf Choraleinleitungen zum kirchlichen Gebrauche für Orgel op. 5. R. Wigand, Geroyenhain. Mk. 2.50.

Diese 2 Opern (op. 4 und 5[1]) verraten eine höchst anerkennenswerte Beherrschung des Kontrapunktes bei stets charakteristischem, echt kirchlichem Erfassen des jeweiligen Textes. Dabei ist der Orgelsatz ausgezeichnet zu nennen. Ich kann beide Werke, die keinerlei große technische Anforderungen stellen, allen Organisten bestens empfehlen. Max Reger.

Notenbeigabe.

Das kananäische Weib:

Biblische Szene für den zweiten Sonntag in den Fasten *)

Mäßig. H. von Herzogenberg.

Das Weib (Sopran)

Orgel

mf

Ach Herr! ach Herr, du Sohn Da - vids!

Er - bar - me dich mei-ner, ach Herr! Mei-ne Tochter wird vom Teufel vom

Teu-fel ü - bel ü-bel ge-pla - - - get

*) Diese Komposition vom 9. September [illegible] ist das letzte von Herzogenberg ganz vollendete Werk. Es stammt aus einer Reihe biblischer Szenen, von denen nur der Seesturm (Matth. 8, 23—27, 4. Sonntag n. Epiph.), so weit vollendet war, daß das Fehlende leicht ergänzt werden konnte. Vom Schächer am Kreuze und der Auferstehung sind nur Skizzen vorhanden.

Ach — Herr ach Herr er - bar - me dich mei - ner

ach Herr! Meine Tochter wird vom Teufel vom Teufel ü - bel ge-

pla - get Er - bar - me dich mei - ner, er-

bar - me dich mei - ner, ach Herr ach Herr, er - bar - - me dich

mei - ner!

Die Jünger (Tenöre)

Laß sie doch von dir dran — sie schreit —— uns nach, denn

Laß sie doch von dir dran — sie schreit —— uns

Das Weib.

Ach Herr du Sohn Da - vids!

— sie schreit — sie schrei - et uns nach.

nach denn sie schrei - et uns nach

Laß sie doch von

Laß sie doch von dir, denn sie schreit —— uns nach schreit ——

dir denn — sie schreit — uns nach denn sie schreit ——

Ach ___ Herr ach Herr er bar - me dich mei ner,

ach Herr! Meine Tochter wird vom Teufel, vom Teufel ü - bel ge-

pla - get. Er bar - me dich mei ner, er

bar - me dich mei ner, ach Herr ach Herr, er - bar - - me dich

mei - ne!

Die Jünger (Tenöre).

Laß sie doch von dir denn — sie schreit ——— uns nach denn

Laß sie doch von dir denn sie schreit —— uns

Das Weib.

Ach Herr, du Sohn Da - vids!

— sie schreit sie schrei - et uns nach

nach denn sie schrei - et uns nach Laß sie doch von

Laß sie doch von dir denn sie schreit ——— uns nach schreit ———

dir, denn — sie schreit — uns nach denn sie schreit ———

sie schrei et uns nach

schreit, schreit schrei t sie schrei et uns nach

Jesus (Bariton)

Ich bin nicht ge sandt denn

Das Weib

Herr, hilf mir!

nur zu den ver lo re nen Scha fen vom Hau se Is ra el

mf

Herr, hilf mir!

Jesus

Es ist nicht fein daß man den Kin dern das Brot

neh - me und wer - fe es vor die Hun - de

mf

p

Das Weib,

rit.

Langsam

Ja, Herr, a - ber doch es - sen die Hünd-lein von den

rit.

Bro-sam-lein die von ih - rer Her - ren Ti - sche fal - len

a - ber doch es - sen die Hünd - lein von den Bro - sam - lein die von

ih rer Lier - ren Ti - sche fal - len

Jesus

O Weib!

—— dein Glau be ist groß dir ge - sche he wie du

willst ——, wie —— du willst ——

6. Jahrgang | Nr. 3 | März 1901

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.
Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 25 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., ½ S. 12 M., ¼ S. 7 M.

Über Einweihung von Kirchen

von Julius Smend.

Die Frage nach einer sinngemäßen Gestaltung der Weihe evangelischer Kirchen ist eine rechte Zeitfrage. Einmal werden in unseren Tagen mehr Kirchen gebaut als seit lange, und andererseits sind Viele an den herkömmlichen Formen der Einweihungsfeierlichkeit irre geworden, oder sie haben sich in besonderen Fällen daran geärgert und gestoßen. Daraus erklärt es sich, daß die Redaktion der Monatschrift wiederholt darum angegangen wurde, die Angelegenheit zur Erörterung zu bringen, und damit wollen wir heute den Anfang machen.

Die evangelische Kirche muß als solche nicht nur den dringenden Wunsch hegen, daß da, wo sie mit ihrem gottesdienstlichen Leben in die Öffentlichkeit hinaustritt, „Alles ehrlich und ordentlich zugehe“, sondern sie hat auch dafür Sorge zu tragen, daß bei solchen Anlässen die Besonderheit ihres Geistes und Wesens einen angemessenen Ausdruck finde. Nach diesen beiden Seiten hin sind unsre kirchlichen Feste und Veranstaltungen in Stadt und Land gewiß nicht mustergültig zu nennen. Die Begleiterscheinungen der evangelischen Trauung und vor allem die Durchschnittsgestalt des evangelischen Begräbnisses entsprechen leider dem Kanon „ehrlich und ordentlich“ nicht überall, und was den Bräuchen einer anderen Kirche gegenüber unsre Stärke sein sollte und sein kann, — das lebendige persönliche Zeugnis des Evangeliums — das schlägt an vielen Orten in das Gegenteil um.

Aber die genannten Handlungen, bei denen wir in tausend Fällen Fremdlinge eigener Konfession und Gäste anderer Bekenntnisse unter uns sehen, erheben auch nicht den Anspruch, eine Gesamtanschauung von dem darzubieten, was evangelischer Gottesdienst ist. Mit diesem gewinnen Andersgläubige in der Regel nur bei vereinzelten Gelegenheiten Fühlung, und dahin steht in erster Linie die Feier der Kirchenweihe. Wenn sich hier unter anderen die Vertreter kommunaler und staatlicher Behörden, Ehren- und andere Gäste aus allerlei Volk uns zugesellen,

so kommt gewiß nicht nur die Frage einer würdigen und taktvollen Repräsentation in Betracht (allerdings auch diese!), vielmehr handelt es sich zugleich um die Erweisung des Bewußtseins erhöhter Verantwortlichkeit. Denn bei diesem Anlaß führen wir die Fremden wirklich an unsern Herd und in den Schoß der Familie hinein, wir geben ihnen das Recht, auf Grund ihres Erlebnisses in unsrer Mitte zu sagen: ‚Den Kultus der evangelischen Gemeinde kennen wir.‘ Wenn aber das auf diesem Wege gewonnene Bild in vielen Fällen schief, in manchen geradezu unwürdig ausfällt zu ausfallen muß, so ist das entschieden unsre Schuld.

Allein ist denn nicht durch unsre Agenden Gang und Ordnung der Kirchenweihe genau geregelt? Ich weiß nicht, ob wo dies geschehen ist, die Dinge günstiger liegen als dort, wo Alles dem liturgischen Geschmacke der Nächstbeteiligten und anderen Zufälligkeiten anheim gestellt wird. Der Leser mag sich darüber selbst ein Urteil bilden. Zunächst sollen ihm Verhältnisse vorgeführt werden, wie sie sich in den Landeskirchen gestalten, deren Gemeinden noch ohne den Zwang agendarischer Vorschriften oder doch in relativer Freiheit davon leben. Danach wird derjenigen Kirchen zu gedenken sein, die auch für das Fest der Kirchenweihe ein bis in alle Einzelheiten ausgeführtes Ritual besitzen.

In den Gemeinden der erstbezeichneten Art herrscht vielfach völlige Unordnung. Man merkt, daß wir Evangelischen nicht gewohnt sind, als kirchliche Gemeinschaft vor die Öffentlichkeit zu treten, aber man sieht auch, daß wir uns über den Sinn einer evangelischen Kirchenweihe noch nicht zu klaren Vorstellungen durchgerungen haben. Dazu kommt dann noch der anscheinend mit unserm gottesdienstlichen Leben unlöslich verbundene Mangel an Geschmack.

Fast allgemein üblich ist ein Festzug, der sich von der bisherigen Kirche oder gottesdienstlichen Stätte zu dem neuen Gotteshause hinbewegt. Hierbei geht es zumal wo nicht gesungen wird, durchgängig recht munter zu, wenn die Unterhaltung auch oft weniger lebhaft und angeregt sein wird als bei unsren Leichenkondukten. Auch ist es keineswegs die Gemeinde, was sich durch die Straßen bewegt, sondern außer den Schulkindern fast nur die offiziellen Persönlichkeiten: Geistlichkeit, Kirchenvorsteher und Gäste. — Man ist vor der neuen Kirche angelangt, es folgt die sehr beliebte Schlüsselszene. Dabei werden zwischen dem Baumeister und den übrigen in Betracht kommenden Herren einige Worte gewechselt, was der erstere sagt, ist aber oft viel verständiger, als was die Theologen vorbringen. Einer von diesen spricht: „Ich bin die Thür, so Jemand durch mich eingehet, der wird selig werden und ein- und ausgehen und Weide finden“ (Joh 10, 9), ein anderer: „Das sagt der Heilige, Wahrhaftige, der da hat den Schlüssel Davids, der aufthut, und Niemand zuschließt, der zuschließet, und Niemand aufthut“ (Offenb. Joh. 3, 7). Für die Gemeinden gehen diese im engsten Kreise verübten pastoralen Geistreichigkeiten glücklicher Weise verloren. Aber nun kommt an vielen Orten für die Gäste eine Überraschung von wahrhaft verblüffender Wirkung. Die Thorflügel der neuen Kirche öffnen sich, und das erstaunte Auge blickt in einen, wie es scheint, bis auf den letzten Platz gefüllten Raum. Von seinen glücklich eroberten Sitzen aus schaut das Volk mit Neugier und Behagen den Eintretenden entgegen, zum Glück übertönen die kräftigen Register der Orgel in etwa das laute Geschwätz. — Wozu nun die ganze Feierlichkeit vor dem Portal? Soll damit etwa die gesamte Festlichkeit als bloßes Gelüm gekennzeichnet werden? Hat man sich nicht überlegt, welch schmeichelhafte Charakteristik jenes

10. Kapitel bei Johannes (Vs. 1) von denen giebt, die auf einem andern Wege in die Hürde eingedrungen sind? Nun, was die Veranstalter und Leiter des Festes gedacht haben, ist ja klar. Sie hatten alle Ursach, die Disziplinlosigkeit des hinter den Hauptpersonen in die Kirche drängenden Volks zu fürchten, darum ließ man die Gemeinde eine halbe Stunde früher in die Kirche ein, aber auf die Handlung mit dem Schlüssel wollte man nicht gern verzichten. Und schon hier zeigt es sich, daß wir gerade bei unsern Kirchenweihen jenem Entweder — oder auszuweichen pflegen, das uns vor zwei Möglichkeiten stellt, ohne eine dritte offen zu lassen.

Die Orgel leitet zum Gesange des Chores oder der Gemeinde über, und an diesen schließt sich ein Weiheakt, der, wie er auch immer beschaffen sein möge, den Eindruck macht, als wäre nicht Alles ganz klar durchdacht. Der die Weihe vollziehende Geistliche „segnet“ Altar, Kanzel und Taufstein, Orgel und Glocken. Das Haus selbst wird nicht selten als ganz nebensächlich bei Seite gelassen. Auch muß es befremden, daß die Orgelpfeifen, die als solche „geweiht“ und dabei ausdrücklich angeredet werden (!), und die Glocken, denen die gleiche Ehre zu Teil wird, oft längst in den Dienst der Gemeinde getreten sind, so daß ihre nachträgliche Weihe entschieden als verspätet zu bezeichnen ist.

In einer Hinsicht tritt dagegen ein konsequenter Protestantismus zu Tage: die „Kirche des Wortes“ erweist ihre Geistesstärke in einer Fülle **rednerischer Leistungen**. Auf die Weiherede folgt eine Reihe von Ansprachen und Bearbeitungen, und die Predigt findet eine bereits völlig erschöpfte Hörerschaft, die sich fest eingekeilt und enger Stände, zu entfliehen, in ihr Geschick wie in ein unabwendbares Naturereignis fügt.

Und die Gemeinde- und **Chorgesänge**? Sie geben von den wundervollen Schätzen der evangelischen Kirche leider einen sehr unzulänglichen Begriff. Da ohnehin für diesen Festtag besondere Programme gedruckt werden mußten, so konnte man die Lieder des Gesangbuchs übergehend, einige nach bekannten Melodien (Wachet auf, ruft uns die Stimme, Wie schön leuchtet der Morgenstern, Ein feste Burg, Vom Himmel hoch) verfertigte Zweckgedichte anstimmen lassen. Ich will lieber keine Beispiele geben. — Die Beiträge des Chores aber vermeiden mit Sicherheit jeden Klang von wahrhaft kirchlicher Würde, und können wir an Kreutzers „Kapelle“ mit dem „Hirtenknaben“ und an „Schäfers Sonntagslied“ wirklich vorbei, so werden wir entweder durch Klänge aus der „Missionsharfe“ oder durch nicht minder fremdartige Nummern aus der „Zauberflöte“, bestenfalls dem „Elias“ (Dank sei dir Gott, du tränkest das durst'ge Land!) entschädigt.

Ob nun ein aus diesen Elementen zusammengesetzter Gottesdienst den Eindruck einer evangelisch-kirchlichen Feier, ja überhaupt einer wohldurchdachten harmonischen Festlichkeit erwecken wird, brauchen wir nicht zu fragen. Die Gerechtigkeit erfordert aber den Hinweis auf die Thatsache, daß Alles, was wir soeben beschrieben haben, im Umkreis der größten evangelischen Landeskirche Deutschlands durchaus möglich ist und thatsächlich erlebt werden kann. Ja, die **neue preußische Agende** läßt nicht nur alle vorhin erwähnten Gedankenlosigkeiten stillschweigend zu, sondern sie schreibt ausdrücklich noch andere vor. Sie giebt im Besondern keine Verhaltungsmaßregeln für die Zulassung des Volks in die neue Kirche, für die Verwendung von Geläut und Orgelspiel, sie schweigt auch von den meines Wissens in Preußen überall üblichen Ansprachen der Vertreter der Kirchen-

behörden, Chor- und Gemeindegesang werden in keinerlei Fesseln geschlagen. Diese ungemein freiheitliche Haltung der Agende würde man gern als mustergültig preisen, träte nicht zugleich nach andern Richtungen hin die statutarische Strenge des kirchlichen Gesetzbuches gar zu deutlich hervor.

Bedenklich erscheinen zunächst die vorgeschriebenen **Lektionen**, darunter die Psalmen 87 und 132. Dem letzteren liegt eine Anschauung von der Wohnung Gottes zu Grunde, die als christlich und evangelisch unmöglich anerkannt werden kann, das ganze Lied muß aber einen modernen Menschen auch sonst sehr fremdartig berühren. Und Psalm 87 wird sich in diesem Zusammenhange kaum günstiger ausnehmen, denn seinem erhebenden Eingange folgen alsbald die Worte: „Ich will predigen lassen Rahab und Babel, daß sie mich kennen sollen. Siehe die Philister und Tyrer samt den Mohren werden daselbst geboren." Muß das nicht in den Ohren der Festteilnehmer wie lauter Hebräisch klingen? Vernünftige Liturgen werden natürlich das Bedürfnis der Gemeinde höher stellen als das Gebot der Agende. Aber schwieriger wird es sein, im Beisein hoher kirchlicher Beamten eine andere Fessel zu sprengen.

Es ist Vorschrift, daß sich an den umständlichen Weiheakt, dem eine Feier im früheren gottesdienstlichen Lokale voraufgegangen und eine Reihe von Ansprachen gefolgt ist, der **offizielle Sonntagsgottesdienst** in ganzer Ausdehnung anschließe. Von dieser Vorschrift darf nur an Wochentagen abgewichen werden, und selbst dann nur in gewissen, genau bezeichneten Grenzen. Ist das Alles vollendet, so folgen Trauungen und Taufen![1]

Da die Agende für den Tag der Kirchenweihe liturgische Wechselstücke nicht vorgesehen hat, so nimmt die zu verlesende Liturgie (altera liturgia) auf den geschehenen Weiheakt gar keinen Bezug, sondern zwingt die Gemeinde vom Introitus an bis zum aaronitischen Segen auf die Linie der gewöhnlichen Sonntagsfeier zurück! Was für Ungereimtheiten sich daraus ergeben, sei an einem Beispiel klar gestellt. In wiederholtem Gesang, Gebet und Reden hat sich die Gemeinde der gnadenreichen Nähe ihres Gottes neu versichert und von der Stätte der Anbetung als durch Christum erlöstes Volk Gottes Besitz genommen. Nach alledem soll sie, der Agende zu Liebe, plötzlich von neuem anfangen und in tiefer Demut um Vergebung der Sünden bitten, um sich diese Vergebung noch einmal wieder zuerteilen zu lassen. Hat man denn ihre Gegenwart bis dahin schlechthin ignoriert, oder bezieht sich das anscheinend unentbehrliche Confiteor für dies Mal auf die seit Beginn der Feier vorgefallenen liturgischen Sünden? Ein Drittes giebt es doch nicht, ausgenommen die Möglichkeit, daß man sich über den Sinn der ganzen Feier überhaupt nicht klar ist. Und hier stoßen wir auf das entscheidende Entweder — oder. Soll die Weihe der neuen Kirche durch besondere, mit amtlicher Vollmacht zu vollziehende Akte geschehen? Dann gehören diese von Rechts wegen in den Mittelpunkt der Feier hinein. Oder bedeutet die Einweihung das feierliche erste Ingebrauchnehmen der Kirche durch die Gemeinde? In diesem Falle ist eine Veranstaltung in den Formen eines festlichen Hauptgottesdienstes das einzig Entsprechende. Beides zusammen oder gar das Eine ohne jede organische Verbindung neben das Andere gestellt, ergiebt ein Mißgebilde, durchaus unklar nach Form und Inhalt. —

Von dieser Unklarheit sind nun zwar diejenigen Vorschriften keineswegs frei, die unsre Kirchenweihe wesentlich nach dem **Vorbild des römischen Rituals** gestaltet wissen wollen. Aber hier herrscht doch wohl nur löbliche Ordnung, son-

dern der Grundgedanke einer obrigkeitlichen Amtshandlung von benedizierendem Charakter wird streng folgerichtig durchgeführt. Hier eine Skizze der Festordnung aus dem „Evangelischen Rituale“ von P. Kähler (1869), das, der neuen preußischen Agende als Vorarbeit zu dienen bestimmt, jetzt ohne Zweifel vielfach als deren willkommene Ergänzung betrachtet wird:

In dem bisher verwendeten Kirchenraume wird eine von Intonationen und Kollekten umgebene Rede gehalten. Die Prozession, an ihrer Spitze das Tragkreuz, bewegt sich sodann zu der neuen Kirche hin und um diese herum (absolut freie Lage des Gebäudes gilt als selbstverständlich). Schlüsselhandlung. Eintritt in die völlig leere, ganz paramenten- und schmucklose Kirche. Kein Geläut der neuen Glocken, kein Orgelspiel. Die Geistlichkeit umgiebt knieend den Altar. Nachdem die Decken aufgelegt worden, Geräte und Lichter ihren Platz eingenommen haben, vollzieht der Generalsuperintendent mit zwei Assistenten die Weihehandlung, eingeleitet durch Gebet, Lektionen, Rede und (von der Orgel nicht begleiteten) Gesang. Der Weiheakt ist von durchaus operativer Art. Ihm folgt Orgelspiel und Gesang, verbunden mit Glockengeläut, und weiter der sonntägliche Gottesdienst mit Übergehung oder Veränderung der einleitenden Teile.

Die Anordnung der Agende für das Großherzogtum Sachsen (1897) entspricht ungefähr diesem Schema, nur ist die Weihehandlung in das Weihegebet aufgegangen. Vergleicht man mit der jetzt gültigen Ordnung das Programm einer Kirchenweihe in der thüringischen Gemeinde Aue vom 3. Sept. 1893 (vgl. Siona, 19. 3), so hat die erstere immerhin einige Vereinfachung herbeigeführt.

Leider steht mir kein Exemplar der neuen bayerischen Agende zu Gebote. Wie es scheint, ist man im Süden mit den soeben geschilderten Leistungen der Norddeutschen noch nicht zufrieden. Man beruft sich darauf, daß Löhe die Bekleidung und Schmückung des Altars erst nach geschehener Weihe zuließ. Und ein Referent der „Siona“ (24. 13) ist noch nicht zu voller Klarheit darüber gekommen, ob die Kerzen vor oder nach der Weihe anzuzünden sind, weil einerseits die Kerzen zum Schmuck des Altars gehören, andererseits aber „es auch seine Bedenken hat, am Altar ohne angezündete Kerzen eine Benediktion vorzunehmen“. Dem Dilemma wird man meines Erachtens am besten so entgehen, daß man aus der alten Kirche bereits geweihte Kerzen in die neue mitbringt und sie hier von den Assistenten in Händen halten läßt.

Es ist nur natürlich, daß die lutherische Landeskirche Württembergs, ihrer Vergangenheit getreu, die Bahnen des römischen Rituals um jeden Preis zu meiden wünscht. Die Vorschriften des „Kirchenbuchs“ wehren aller Unordnung, aber auch allem fremden Geiste. Ausdrücklich wird geboten, daß in der Rede verkündet werde: „Weihen heiße nichts Anderes als Gott bitten, daß er mit seinem Wort und Sakrament an solcher Stätte wohnen und uns Gebote und Gebrauch derselben segnen und zum Heil gereichen lassen wolle.“ Kann man aber immerhin zweifelhaft sein, ob solche jedesmalige Definition ein passender Bestandteil der Festrede sein werde, so wird man es jedenfalls konsequent nennen müssen, wenn das Kirchenbuch den Geistlichen bestimmt einschärft: „Weiheformeln von operativer Fassung, mit Ansprache der einzelnen Gegenstände der Weihung, geschweige mit trinitarischen Weihesprüchen, sind unevangelisch und durchaus nicht zu gebrauchen!“ Wer Luthers Predigt aus Anlaß der ersten evangelischen Kirchenweihe (Torgau, den 5. Oktober 1544) liest, wird hier den nämlichen Geist antreffen. —

Indem ich mir vorbehalte, gelegentlich auf die Ergebnisse meiner Rundschau

über die evangelischen Agenden und ihre Bestimmungen in Sachen der Kirchenweihe zurückzukommen, will ich für jetzt mit einigen praktischen Vorschlägen schließen.

1. Entweder kein Festzug und keine Schlüsselszene oder Einzug in eine vollkommen leere Kirche. Für Ordnung und Wohlanstand muß die Gemeinde durch eigene Kräfte sorgen.

2. Entweder keine ausdrückliche Einbeziehung von Orgel und Glocken in das Weihegebet oder kein Geläut und kein Orgelspiel bis nach dem Gebet. Vorhergehender Gesang fällt im letzteren Falle entweder gar nicht oder von Posaunen begleitet werden. Blasen vom Turm kann am Vorabend und am Festmorgen das Geläut ersetzen.

3. Einheitliche Gottesdienstordnung. Nach der Festpredigt Weihegebet und dann eventuell Begrüßungen und Segensworte der Vertreter der Provinzial- und Landesgemeinde.

4. Die eigentümliche Farbe des Festgottesdienstes wird durch den Charakter der kirchlichen Jahreszeit bestimmt, ebenso Gemeinde- und Chorgesang.

5. Als Tag der Kirchenweihe empfiehlt sich bei konfessionell gemischter Bevölkerung kein spezifisch evangelischer Gedenktag wie das Reformationsfest, außer wenn man den Mut hat, auch die Gästen und Freundlingen der evangelischen Gemeinde zu geben, was ihr gehört.

6. Keine Abendmahlsfeier im Festgottesdienst — sie verbietet sich schon durch die mangelnde Geschlossenheit der Versammlung —, wohl aber eine (eventuell kombinierte) Traubandlung und (ebenso kombinierte) Tauffeier, dies Mal natürlich beide ohne besondere Rede.

7. Der erste Neben- und der erste Kindergottesdienst in der neuen Kirche werden in entsprechender Weise ausgezeichnet.

8. Wo es die Verhältnisse irgend zulassen, erhebe man den Tag der Kirchenweihe zu einem jährlich wiederkehrenden Feste der Lokalgemeinde, daß sie es dennnen und drangen mit immer neuen Zungen verkünde: „Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar!"

—

Religiöse Malerei

von Superintendent Rich. Bürkner in Ostheim (Rhön)

Arnold Böcklin ist gestorben, einer von jenen Großen, wie sie je und je als seltene Gäste über diese Erde gehen, hoch über ihr Geschlecht emporragend, durch schöpferisches Gestalten dem Lebensinhalt ihres Volkes unermeßlichen Reichtum neu zuführend. In ihm starb auch der religiösen Malerei ein Meister. Ich spreche absichtlich von religiöser und nicht von christlicher Malerei. Nicht als ob ich zwischen beiden einen grundsätzlichen Gegensatz feststellen wollte. Im Gegenteil vielmehr: ich kenne in unserer germanischen Kulturwelt — allen sich anders gebenden Behauptungen und Bestrebungen zum Trotz — nichts Religiöses, das nicht die letzte und beste Wurzel seiner Kraft im Evangelium hätte, bewußt oder halb bewußt oder unbewußt. Religion als Lebensauffassung ist für uns schlechthin eine das Christentum. Aber, was man so beileitläufig mit dem Beiwort christlich

schmücken oder doch kennzeichnen zu sollen glaubt „christliche" Bücher, „christliche" Bilder u. a. m., das hat gemeinhin mit der Kunst blutwenig oder gar nichts zu thun, sondern ist in all seiner engherzigen Kulturfeindheit lediglich kümmerliche Tendenzmacherei. Also bleiben wir lieber bei dem Worte religiöse Malerei. Daß diese thatsächlich in Arnold Böcklin einen Meister verlor, weiß jeder, der nur einmal vor dem stillen Friedenszauber seiner Toteninsel stand, der mit frommem Schauer das feierliche Dunkel seiner heiligen Haine sah, der mitklagend das Leid der Mutter am Leichnam des göttlichen Sohnes schaute, der selbst andächtig ward beim innigen Gebetsopfer des geigenden Einsiedlers. So kann nur bilden und malen, wem selbst ein frommes Empfinden und ein religiöses Sinnen zu eigen ist. Und es legt die Religion darum einen vollen Ruhmeskranz dankbar auf das Grab des großen deutschen Meisters.

Wem wird nach seinem Scheiden hinfort auf dem Gebiete der deutsch religiösen Malerei die Führung zufallen? Wie persönlich ist die Antwort rasch gegeben in dem Namen Max Klinger. Aber ich weiß auch, daß ich mit diesem Geschmack auf großen Widerspruch stoßen werde. Und gerade die Welt meiner Zunftgenossen der Theologen „gläubiger" sowohl als moderner Richtung, will im Ganzen von diesem Künstler noch weniger wissen als das übrige große Publikum, das doch auch schon ein Erkleckliches leistet in der hämischen oder leidenschaftlichen Verdammung dieses Gewaltigen. Das schilt und schäumt wild und ungerecht genug in seinem Hohn und Zorn. Aber die Theologen können's leider noch besser, sodaß ich nur mit einigem Mißtrauen Schriftliches von Fachgenossen über Max Klinger zur Hand nehme, wie jetzt das Denkheft von Lic. Dr. Emil Höhne „Zu Klingers „Christus im Olymp"" (Gütersloh 1900. 24 Seiten. 40 Pfg.). Ich fürchte beim Lesen solcher und ähnlicher Titelüberschriften immer, daß ich wieder auf einen so kläglichen Tiefstand christlich-sittlichen Empfindens und aesthetischen Verständnisses stoßen werde, wie ihn 1897 in einer nie unvergeßliches Grauen einflößenden Weise jener Leipziger Hauptpastor offenbarte, als er Max Klingers Bild von Jesu Kreuzigung schlankweg „eine ruchlose Karikatur des Heiligen" nannte. Ihm hat treffend Gurlitt — ein „Laie", kein amtlicher Vertreter des Christentums — entgegengehalten, Ruchlos sei doch wohl der, der mit Überlegung Böses thue. Eine Karikatur sei doch eine absichtliche Verzerrung ins Häßliche. N. N. werde also Klinger für einen Menschen erklären, der ein großes Bild malte, Jahre lang sich plage, um das Heilige zu verhöhnen. Das wäre ein gemeines Unterfangen, auf das sehr schwere gerichtliche Strafen ständen. Es müsse sich N. N. also wohl klar sein, daß er eine schwere Beleidigung ausgesprochen habe. Ach nein, dem frommen Eiferer ist leider überhaupt nichts klar gewesen, sonst hätte er in seinem geistlichen Zorn nicht leichthin sein christliches Empfinden mit seinem aesthetischen so arg verwechseln können. Denn nicht das christliche war in ihm beleidigt, sondern das aesthetische. Es ist schlechthin nichts Unchristliches in dem Bilde, es enthält keinen dogmatischen Irrtum, dem die „Kirche" entgegenzutreten habe, sondern der lutherische Kritiker fand nur das Christliche häßlich, also unwürdig dargestellt. Das Letztere ist auch die Ansicht Höhnes über Klingers Bildwerk Christus im Olymp, aber er ist sich dessen auch bewußt und verschmäht es daher in besonnener Einsicht, Angriffe jener gehässigen Art, wie er vor vier Jahren gegen den Leipziger Meister geschleudert wurde, zu wiederholen, die Form seiner Beurteilung ist durchaus als würdig und ruhig zu rühmen, trotzdem sein Schriftchen für den ersten Blick infolge der allzuhäufigen

Anwendung von Sperrdruck einen aufgeregten Eindruck macht. Ich lasse deshalb die Art dieser kritischen Ausübung voll gelten, soweit die Form in Betracht kommt, inhaltlich habe ich viel zu widersprechen. Böhne faßt seine Verurteilung des Klingerschen Werkes in diesen Sätzen zusammen: „Der poetische Gehalt, im Hauptgedanken wie in manchen Einzelzügen, überwiegt den Wert der plastischen und malerischen Gestaltung, die Subjektivität des Dichters wie des Malers ist dem objektiv historischen nicht gerecht geworden, da weder das christliche noch das heidnische Element in jener hoheitsvollen Wahrheit und Vielseitigkeit gemäß der geschichtlichen Wirklichkeit und Auswirkung vorgeführt wird. . . . Bei Klinger kommt nicht nur das Heidentum, sondern auch das Christentum, kommt nicht nur die Gedankenwelt, sondern auch die darstellende Technik zu kurz weg. Klinger hat von allen Meistern und Mustern zu viel verschmäht.“ Das ist nun freilich in ihrem schulmeisterlichen Tone die ebenso bündige als ungerechte Verurteilung eines intuitiv schaffenden Künstlers durch einen systematisch forschenden Gelehrten. Denn hier fordert der dogmatisch und historisch durchgebildete Theologe, daß der Bildner nicht aus dem quellenden Born des eigenen Ich, sondern aus dem Stauwasser wohl kanalisierter Objektivität schöpfen, daß er nicht schaffen soll, wie ihm, dem gebildeten Manne, jener hohe Gegenstand erscheint, sondern so, daß sein Werk zugleich eine regelrechte Illustration zu dem oder jenem Locus der Dogmatik und zum ersten Kapitel der Kirchengeschichte bilden kann. Und das ist ein bischen viel verlangt, wenn auch mutatis mutandis schon ähnlich beim Herrn Famulus Wagner dagewesen. Dabei ist es wunderlich, wie Böhne fast noch mehr als über die Verzerrung der christlichen Elemente sich darüber ereifert, daß Klinger nicht die echten Heidengötter gemalt habe, sondern ungeratene Zerrbilder derselben. Er male nicht die Olympier, die Aeschylos und Sophokles, Herodot, Xenophon, Pindar pietätvoll feiern, nicht die majestätischen, ideal schönen Menschenkörper, die Phidias, Praxiteles, Polyklet, Skopas, Lysippos als Götterstatuen formten. Er entlehne vielmehr seine Götter den Spöttern und Skeptikern, die im zweiten nachchristlichen Jahrhundert im Lager der Cyniker und Epikuräer das große Wort führten. Also eine historische Fälschung von Seiten Klingers. Aber der Vorwurf ist unbegründet. Wenn Klinger überhaupt die Modelle zu diesen göttlichen Gedankenbildern irgend woher „entlehnt“ hat (eine naive Vorstellung vom Schaffen einer Meisternatur wie Klinger!), so hat er sie doch höchstens jener mit Alexander dem Großen anhebenden hellenistischen Zeit der Kunst entnommen, welche die Grundlage der ganzen weiteren Kunstentwickelung bis in die Neuzeit geworden ist und in der die zahlreich dargestellten Götter ihre göttliche Natur schon fast gänzlich verloren hatten und so menschlich geworden waren, daß selbst der Göttervater Zeus — nach einem Ausspruche Anton Springers — als nervöser matter Greis erscheint. Und dieses hellenistische Zeitalter, wie es in der Römerzeit seine gerade Fortsetzung erhielt, war es, das von dem Christentum überwunden ward. Demnach wäre Klingers Auffassung der Olympier auch historisch begründet, wenn man an ein solches Kunstwerk, das Phantasiegestalten darstellt, überhaupt diesen geschichtlich-wissenschaftlichen Maßstab legen dürfte. Der Künstler malt, was er schaut, und nicht wie es die Historiker lehren. Auch die Pinselführung Klingers tadelt der kritische Theologe, das ist doch ein etwas bedenkliches Ding und hätte nur dann ein leises Recht, wenn der Pfarrer auch ein Maler wäre, wie das ja bisweilen vorkommen mag. Und schließlich wird auch Klingers Farbengebung verurteilt, er male nicht in jenem glanzvollen Ton, mit dem einst

Raffael, Tizian, Rubens, Paul Veronese, Correggio, Dürer, Holbein ihre Meisterwerke schufen. Aber das eben sei ja vor allem so beklagenswert an Meister Klinger, daß er diese klassischen Muster verschmähe. Ich kann mich nie des Lächelns enthalten, wenn heutzutage dieses Klassikerverzeichnis aufgezählt wird — und das geschieht den modernen Künstlern gegenüber nur allzuhäufig. O ja, ich kenne diese Namenliste und habe dann immer dabei das doppelte Vergnügen, daß einmal Michelangelo auf diesem Musterkatalog nicht selten zu fehlen pflegt als einer der Störenfriede, die das schöne Maß nicht immer eingehalten haben, und daß ferner ein Maler sogar fast regelmäßig dabei ausgelassen wird, der allerdings alle die schönen Regeln klassizistischer Kunst keck über den Haufen warf: Rembrandt. Freilich, in der Kunstlehre ist dieser böse Eigenkopf unter die Klassiker der Malerei mit aufgenommen worden, und vollends, seitdem das krause gedankenvolle Buch des Rembrandtdeutschen ihn mit guten Gründen als Erzieher empfahl, wagt Niemand daran zu zweifeln, daß dieser germanische Meister zu malen verstand und ein großer Künstler war. Und darum gehört's für das liebe Publikum zum guten Ton, in den Museen vor Rembrandts Bildern mit schöner Bewunderung ehrfürchtig lobend zu stehen. Wenn dieses liebe Publikum dabei doch nur ein wenig bedenken wollte, daß auch bei Rembrandt alles das zu vermissen ist, was den modernen Malern als tadelnswerter Grundmangel vorgeworfen wird: jede wohlabgewogene Symmetrie der Gruppierung, jede Schönheit des Linienflusses, jede Anmut der Gesichtszüge, jede Erhabenheit in der Darstellung auch der heiligsten Gegenstände. Hat Rembrandt nicht nach dem klassizistischen Kanon der Italiener gemalt und war doch ein großer Künstler, auch ein großer Bildner religiöser Malerei, hat schließlich auch Dürer von diesem Kanon so gut wie nichts in sich aufgenommen und war doch unser größter deutscher Meister, so mag man doch auch unseren gegenwärtigen Malern das Recht zugestehen, einmal ihre eigenen Wege zu gehen — vielleicht sind sie gerade die richtigen deutsch-protestantischen Wege. Man beachte wohl, wie der deutsche Protestantismus kennt dieses Ringen und Suchen nach neuen Wahrheiten auf dem Gebiete der religiösen Malerei. Und diese neuen Wahrheiten sind nicht unkünstlerische Ziele, sondern sie heißen: Einkehr aus der Vergangenheit in die Gegenwart, aus der Fremde in die Heimat, Ersatz der Nachahmung und Nachempfindung durch Neuschöpfung, des äußeren Prunkes mit schönen oder ethnographisch interessanten Formen, Gewändern und Umgebungen durch innerliche Wahrheit und womöglich durch Größe. Ich denke, mit diesem ehrlichen Ringen und dieser innerlichen Wahrhaftigkeit könnte die Religion wohl einverstanden sein, denn sie steht mit allem Edlen und Wahrhaftigen auf allen Gebieten und zu allen Zeiten in einem natürlichen Bunde, und sie entspricht vortrefflich besonders dem deutschen Wesen und seiner protestantischen Art. Darum wollen wir Klinger getrost malen lassen, wollen nicht über ihn gröblich schelten, sondern ihn zu verstehen suchen. Und da werden wir bei ruhiger Besonnenheit und liebevollem Eingehen auf seine Absicht bald lernen, daß Klinger einen Christus zu schaffen sucht, nicht wie ihn vordem die klassischen Väter sahen und malten, sondern wie er in ihm selbst lebendig ist, daß er ihn zu gestalten trachtet nach den in ihm kräftig wirkenden Vorstellungen von der Person Jesu. Unser großes Publikum will aber aus alter kunstgeschichtlicher Gewöhnung von Kind auf nur den Christus sehen, den das Mittelalter, den die Renaissance schuf, den Christus des 15., 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Aber das Wesen Christi wird nie durch die

Anschauung einer einzigen Stilepoche völlig ausgesprochen, die Zeiten sind nie vorüber, in denen wir ihn im Geiste neu zu suchen haben. Und dieses Suchen heißt sich selbst einsetzen und in sich nach Erkenntnis trachten, nicht durch Gelehrsamkeit fremde Erkenntnis auf sich übertragen. Wohlan, laßt sie suchen und dämpfet den Geist nicht, er stammt aus dem innersten Wesen des deutschen Protestantismus, und auch von ihm gilt das Wort, daß der Lebende Recht hat. Hütet euch, die Formel so zu stellen: entweder der Klassizismus vergangener Tage oder die moderne Art der Kunst, sondern ja laßt uns in evangelischer Freiheit als Kinder der deutschen Reformation sagen: sowohl die Treue zum würdigen Alten als auch die Freude am kraftvollen Neuen soll uns erfüllen. Das ist der wahre höhere Standpunkt bei der Beurteilung von Klingers Bildnerei und von der seiner ernststrebenden Genossen. Schwingt euch auf diese Höhe empor und ihr werdet nicht mehr über Verarmung der Kunst zu klagen wissen, sondern werdet selbst innerlich reicher sein.

Dieses Sowohl — als auch, gedacht als seelische Empfänglichkeit für die verschiedenen Zeitformen der Malerei, kann freilich zur Marter werden, wenn es ungeschickt in die Wirklichkeit umgesetzt wird. Der Gedanke an ein Zimmer, dessen Wände mit bunt durcheinander gewürfelten Bildern der verschiedensten Schulen bedeckt sind, erweckt uns Unbehagen und es schwindelt uns bei der Vorstellung von einem Museumssaal, der mit Kunstwerken aller Zeitalter und Stilarten ohne jede systematische oder geschichtliche Ordnung vollgepfropft ist. Aber leider wird heute bei der herrschenden Illustrationswut dieser böse Traum nicht selten zur Thatsache, manche Bilderbibel in ihrer buntscheckig stillosen Anhäufung von Abbildungen zeugt hiervon. Nun auch die unter dem Namen Tausend-Bilder-Bibel von der Deutschen Verlags-Anstalt herausgegebene (40 Lieferungen zu 40 Pfg.). Der Prospekt dieses buchhändlerischen Unternehmens, von dem mir fünf Hefte vorgelegt worden sind, spricht zwar in hohen Worten von all den schönen Dingen, die so ein Werk zur Stärkung des Religions- und des Kunstgefühls wirken könne, und wie es nur die Meisterwerke der deutschen und ausländischen Künstler von der Zeit der Renaissance bis auf die Gegenwart heranziehen wolle. Aber man braucht nur das erste Heft aufzuschlagen, um vor diesem Wirrwarr der Bildhäufungen einen großen Schrecken zu bekommen. „Keins der Werke religiöser Kunst, die im Laufe der Jahrhunderte zu klassischer Geltung gelangt sind, wird in der Tausend-Bilder-Bibel fehlen," sagt die Subskriptions-Einladung. Gut, aber diese klassischen Werke, die sich zur Illustration des Bibeltextes eignen, sind nicht so reich an Zahl, daß sie ein volles Tausend ausmachen. Also muß natürlich eine Unmenge minderwertiger Kunstware mit aufgenommen werden, namentlich von einigen mittelmäßigen und schlechten englischen Künstlern sind Bilder in übergroßer Menge mit eingereiht worden. Wenn alle diese Künstler wenigstens in demselben Stil und Geist gearbeitet hätten, ließe sich am Ende ein solches Sammelsurium noch rechtfertigen, also etwa eine Bibel, die ihre Bilder lediglich aus den Schätzen der Cinquecentisten und deren unmittelbarster Schüler hernahme. Aber ein solches Zusammenwürfeln von Werken und Namen (gleich das erste Heft des Matthäusevangeliums enthält Abbildungen nach Warren, P. Veronese, Cromwell, Raffael, Sinkel, van Dyck, Rubens, G. Rem, Claude Lorrain, Ary Scheffer, Plockhorst, Dietrich, Gebhardt, Koninck, G. Richter, Uhde, Luini, Murillo, Scott Lauder, G. H. Richter, Pfannschmidt, Thorwaldsen, Tizian, Eastlake — und zwar alle in dieser Reihenfolge!)

ist für jeden, der nur ein bischen Stilgefühl besitzt, ein unerträglich, und muß den Kunstsinn dort, wo er gebildet werden soll, weit mehr verwirren als fördern. Dazu kommen noch viele nichtssagende Autotypien nach photographierten Landschaften Palästinas, diese Trümmerstätten mit fragwürdigen Ortsbezeichnungen. Und geradezu läppisch wird der Bilderschmuck, wenn etwa zu Matth. 23, 23 ein (noch dazu sehr geringwertiges) Bild von Dill und Kümmel beigedruckt wird. Nein, gegen dieses Sowohl — als auch wollen wir uns kräftigst sträuben. Ein zusammenhängendes Buch muß in einem Geiste verbildlicht werden, in einem Kapitel kann derselbe Mann und seine Umgebung unmöglich von Raffael und Uhde dargestellt werden, wenn nicht etwas ganz Verdrehtes dabei herauskommen soll.

Ein Gegenstand soll, wenn auch in noch so vielen Bildern, einheitlich dargestellt werden. Und lieber ein tüchtiges Werk eines Meisters alter und ältester Schule, als dieses Ragout von Malweisen und Stilarten, in welches auch die modernsten Künstler mit aufgenommen werden. Nicht von einem Meister ältester, aber doch älterer Schule liegt nun ein solches tüchtiges Werk vor, das in dem um die Pflege der religiösen Kunst ungemein verdienten Verlage von **Benziger** in Einsiedeln erschienen ist und in seiner äußeren Erscheinung alle jene Vorzüge würdiger und vornehmer Gediegenheit zeigt, welche den Werken dieser Anstalt fast ausnahmslos eigen sind. Es nennt sich: **Der hl. Kreuzweg** nach den Kompositionen von **Martin Feuerstein**, Professor an der Kgl. Akademie in München. Mit einer Biographie des Künstlers und erläuterndem Begleittexte von Joseph Popp. (Einsiedeln, Benziger 1899. 15 Seiten Text, 14 Kunstblätter, in Mappe 20 Mark.) Mir ist es persönlich doppelt lieb, hier empfehlend auf dieses Werk hinweisen zu können, einmal um der (katholischen) Verlagsanstalt willen, für die mein Vater einst zeichnerisch mehrfach wirksam war und die von protestantischer Seite mehr Beachtung verdiente, als ihr gemeinhin zuteil wird, und dann um des Künstlers willen, der jenem freundlichen Vogesenstädtchen Barr im Elsaß entstammt, in dem ich einst als junger Vikar das erste Jahr meines geistlichen Amtslebens verbrachte. Aber dieses persönliche Element hat mein Urteil nicht so getrübt, daß ich lediglich um seinetwillen hier lobe und empfehle. Ich verkenne die Schwächen der Feuersteinschen Bilder nicht. Was sein Erläuterer von ihm rühmt, daß sie eine Mischung von französischer Leichtigkeit der Empfindung mit deutscher Mäßigung, Stärke und Klarheit verbänden, ist nach meiner Auffassung nur ein bedingter Ruhm, denn er rechtfertigt eine gelegentliche weiche Verschwommenheit des Charakters, namentlich in der Christusgestalt, die mir mißfällt. Aber ein echter Maler und wirklicher Künstler bleibt dieser Professor darum doch, und die vierzehn Blätter zu beschauen macht große Freude. Es weht durch sie ein großer Zug, sie sind fast allenthalben kräftig und klar und nirgends so süßlich und weichlich, wie das von religiöser Malerei nur zu oft gefordert und geleistet wird. Die Originale finden sich in der 1892 eingeweihten St. Anna-Kirche in München. Sie stellen jene bekannten 14 Leidensstationen dar, wie sie sich im 16. und 17. Jahrhundert in der katholischen Kirche festgelegt haben, nachdem ihre Zahl bis dahin geschwankt hatte. Der Künstler beschränkt sich bei jedem Bilde auf die allernotwendigsten Personen, die er mit treffender Charakteristik darstellt. Die Komposition ist demnach überall einfach und ansprechend. Die Kostüme wählt er aus denen des 13. Jahrhunderts, die für unseren Geschmack zu dem romanischen Baustile der Anna-Kirche gut passen. Jesus trägt stets ein leuchtend weißes Gewand (nach Lu. 23, 11) mit langem Faltenwurf. Besonders katholisch ist

eigentlich nichts an der Bilderreihe, denn auch ein Protestant meine ich kann soviel Poesie in sich haben, daß er an der Veronika-Legende keinen Anstoß nimmt, wenn sie so schlicht und anmutig dargestellt wird, wie hier.

Brenzens Anschauung vom Gottesdienst und sein Einfluß auf die Gottesdienstordnung der lutherischen Kirchen Südwestdeutschlands

von Lic. th. **Rudolf Günther,** Dekan in Langenburg

(Fortsetzung.)

5. In einer Kirchweihpredigt über Offenb. Joh. 21, 1—4 sagt Brenz [33]: „In diesem verlesenen Text aber wird uns ein andere guthat erzehlet, welcher alle diejenigen geniessen sollen, so einer rechten Christlichen Pfarrkirchen Zuhörer oder Pfarrkinder seyn. Denn was der heylige Johannes hie in einer gemeyn von der gantzen Christlichen Kirchen schreibt, daß müssen wir auch insonderheit von einer jeden Christlichen und nach Gottes wort angerichten Pfarrkirchen verstehen und wissen, daß sie von Gott auß dem Himel herabkomme. Denn also sagt Johannes [folgen Vers 2 und 3]. Hie meldet Johannes zwey hoher fürtrefflicher stücklein von der Christlichen Kirchen. Das ein ist dieses, das die Christlich Kirch ein wohnung Gottes mit und bey den Menschen sey. Von diesem aber haben wir hie vil gehandelt, da wir angezeigt, daß der Sohn Gottes unser Herr Christus sein angesicht durch die Predig seines Evangelii und Sacramenten sehen lasse, wöllens demnach jetzund beruhen lassen. Das ander stücklein aber, so hie Johannes von der Christlichen Pfarrkirchen meldet, ist dieses, daß er sagt, wie Gott der Herr alle threnen von deren augen wölle abweschen, die in der Christlichen Pfarrkirchen ir Wohnung haben und deren Glieder seyen." In dem Artikel der sogenannten württembergischen Konfession von der Kirche heißt es: „Nun halten wir auß grund der heiligen Schrifft und der alten Väter, das die recht Catholisch und Apostolisch Kirch an kein sonder Ort noch Volck, auch an kein sondern Stand der Menschen gebunden sey, Sonder sie sey an dem Ort und bey dem Volck, da das Evangelion Christi rein gepredigt und die Sacrament nach der Stifftung Christi recht gehandelt werden." Man nehme dazu den nachstehenden Satz aus dem Artikel von der Priesterweihe: „Die heilig Schrifft leeret offendtlich, das alle ware Christen werden in dem Tauff durch Christum den Son Gottes zu geistlichen Priestern geweicht und das sie allwegen Geistliche Opffer dem Herrn Gott opfferen sollen" [34]. Von diesem Kirchenbegriff und von der Idee des allgemeinen Priestertums aus muß sich noch eine andere Schätzung des öffentlichen Gemeindegottesdienstes ergeben, als sie uns bisher bei Brenz entgegengetreten ist. Die genuin lutherische Auffassung der Kirche wie die starke Betonung der Objektivität der Sakramente mußte dahin führen, daß die Kultusgemeinde nicht nur als Objekt der pädagogischen und redenden Thätigkeit der Kirche betrachtet, sondern als Subjekt, als lebendige Trägerin des von ihr ausgeübten Kultus anerkannt wurde.

So fehlt denn auch bei Brenz die namentlich bei dem späteren Luther nachdrücklich hervorgehobene Wertung des Gottesdienstes als des **Lobopfers** der **Gläubigen** nicht. In einer Homilie zum 7. Kapitel des ersten Samuelsbuchs werden der aus dankbarem Glauben fließenden öffentlichen Verkündigung der Heilsthaten Gottes nicht nur bedeutsame

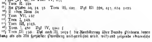
[33]) Brenz-Gerlitz, Auslegung rc. S. 1246.
[34]) Summar-Begr. 1559 Bl. XI b XXIII a, Tom. VIII, 30, 15.

Wirkungen zugeschrieben, sondern es wird diese auch als die Gott angenehmste Darbringung bezeichnet: „non est ulla compensatio Deo neque gratior neque acceptior quam ex animi gratitudine divinam misericordiam et liberalitatem palam confiteri, praedicare, commendare et bonum famam de bonitate Dei spargere .... Nam propter hanc potissimum causam petit Deus gratam nominis ac misericordiae suae confessionem, praedicationem et commendationem, ut ipsi convertantur, imbecilles fide confirmentur et vere pii in constantia et perseverantia contineantur.“ [34]) Besonders berücksichtigt Brenz die lebenweckende, zeugende, propagandistische Kraft, welche von dem Lobe Gottes ausgeht: „Vult enim celebrari, vult commendari, vult laudari pro beneficiis suis, ut illustrata gloria eorum sui alii ad fidem convertantur alii in fide conserventur et confirmentur ac omnes excitentur ad invocandum nomen suum, quo semper habeat benefaciendi ac perpetuo quoque salvandi occasionem. His enim publicis laudationibus quaerit gloriam suam non sua quadam ambitione sed nostra utilitate, ut nos cognita et invocata clementia ejus salutem consequamur.“ [35]) Vom rechten Gotteslobe gilt: ...... hoc esse vere sacrificium, quod Deus pro beneficiis a se nobis exhibitis et quod testatur Spiritus in Psalmo dicens: Numquid manducabo carnes taurorum etc.[36]) Vera igitur sacra, quae Deo exhibenda sunt et quae Deo maxime omnium placent, non tam in novo quam quondam etiam in veteri Testamento, sunt primum quidem sacrificium laudis (hoc est) confessio nominis Domini nostri Jesu Christi.[37])

Nach der Predigt nimmt an diesem Charakter des Lobopfers teil (palam confiteri, praedicare, commendare [38]). Auf sie besonders sind Stellen wie Jes 48, 20, Ps 22, 22 f, 116, 13 u. a. zu beziehen. Paulus nennt seine Verkündigung „sacrificare Evangelion“ [39]). Ebenso wird das Abendmahl als commemoratio sacrificii Christi unter den Begriff des sacrificium subsumiert.[40]) Es ist sacrificium laudis sicut alia bona opera.[41])

Am lebhaftesten spricht Brenz den Gedanken des Lobopfers in seinen Äußerungen über den **Psalter** und über den **Kirchengesang** aus. Seine allerdings unvollendete Erklärung des Psalters gehört ohnedem zu den ansprechendsten Teilen seiner Schriftstellerung. Sie ist teilweise anläßlich seiner Visitationen der württembergischen Klosterschulen, bei welchen er Psalmen zu erklären hatte, entstanden. Der Mann, der lediglich keine schöpferische poetische Ader besaß und auch nicht daran gedacht hat, den von ihm geleiteten Kirchen ein Gesangbuch zu schenken, ist von tiefer und verständnisvoller Sympathie für Psalmen und geistliche Lieder erfüllt. Seine Rede nimmt kaum je höheren Schwung und wärmere Töne an, als wenn er, wie er an zahlreichen Stellen thut, auf diese zu sprechen kommt. Bei Exod. 15 läßt er sich über die Psalmen überhaupt vernehmen: „Nullum certe humanum vel dictum vel factum vel verbum vel opus tam sanctum, tam pretiosum, tam commendabile est, quod possit beneficiis Dei dignas referre gratias. Sed cum humana imbecillitas non possit eas referre gratias Deo, quas vult, refert eas, quas potest, et canit in gloriam nominis Dei carmen eucharisticon, ut vel hac tantum re gratitudinem animi sui declaret. Et tamen, si rem probe perpendas, carmina, quibus animi gratitudo erga Deum significatur, sunt cultus Deo acceptissimus.“ [42])

Brenz eröffnet seine Explicationes in Librum Psalmorum mit einer Praefatio, welche in dem schönen Satze gipfelt: ...... „liber Psalmorum nihil aliud ...... quam mutuum colloquium, quod Spiritus sanctus inter Deum et homines instituit.“ [43]) Und



[34]) Tom II, 220.
[35]) Zu Jes 48, 20 Tom IV, 611.
[36]) Tom II, 448.
[37]) Zu Psalm 50, 14 15 Tom III, 691. Vgl III 226, 411, 854 1035.
[38]) S. oben Anm. 34.
[39]) Tom VII, 157.
[40]) Tom I, 145.
[41]) Tom III, 1015.
[42]) Tom. I, 450. Vgl IV, 1061 f.
[43]) Tom III 195. Vgl auch III, 1019 f die Ausführung über Davids Psalmen, deren Erhaltung als ein Akt spezieller Providenz nachgewiesen wird, während folgende rhetorische

in der Erklärung von Pf. 63, 5. 6 lesen wie „Psalmi enim et hymni seu cantiones spirituales constant fere laudatione nominis Dei et explicatione beneficentiae ejus. Ubi autem nomen Domini laudatur et beneficentia ejus illustratur, ibi Spiritus sanctus implet corda auditorum, ut concipiant fidem et spem et exhilarentur coelesti consolatione.“[44]) Die Psalmen Davids sind die Triumphlieder Christi.[45]) Sie und die geistlichen Lieder überhaupt gefallen Gott, weil sie die Wunderthaten Gottes an zukünftige Geschlechter überliefern, wie die weltlichen Siegesgesänge das Gedächtnis der Heldenthaten der Vorzeit lebendig erhalten.[46]) Es bedarf keines weiteren Beweises, daß Brenz den Charakter des evangelischen Gemeindegottesdienstes als eines Lobopfers der Gläubigen vermöge seines aufgeschlossenen Sinnes für das geistliche Lied am meisten erfaßt und am glücklichsten dargestellt hat.

Zu den priesterlichen Opfern, welche vor Gott gebracht werden, gehört selbstverständlich auch die gemeinsame Fürbitte. Ihr Recht und ihre Pflicht beruht auf dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen. „Will man dann reden von dem Mitler des Gebetts, so ist ein jetlicher Gleubiger des andern Mitler worden durch Jesum Christum, nachdem allen Christen gebüret, das je einer für des andern Heil und Walfart Gott anrufen und bitten soll, wie dann ein jetlicher sollichs außrichtet, so er das Vatter unser auß rechtem Glauben betet.“[47]) An Aufforderungen zur Bethätigung solchen Sinnes läßt es Brenz nicht mangeln.[48]) Die Anrufung Gottes im Gebet überhaupt einschließlich des Bittgebets ist ein ihm dargebrachtes Opfer.[49])

Jedoch könnte man nicht versucht sein, Brenzens Anschauung vom Gottesdienst einseitig unter dem Gesichtspunkt des Lob- und Dankopfers der Christen darzustellen. Beide Gedankenreihen, in welche sich uns seine Lehre vom Kultus bisher auseinander gelegt hat, sind neben einander gewachsen und gehen neben einander her. Auch in diesem Stück zeigt sich uns die maßvoll ausgleichende, verständig abwägende Art des Reformators, die seine Theologie und sein Wirken kennzeichnet; darin liegt seine Stärke, darin aber auch seine Schranke, die es zu großen ursprünglichen Konzeptionen nicht kommen läßt.

4. Fragen wir jetzt, worauf der rechte christliche Gottesdienst beruht, so kann die Antwort nur lauten: auf der positiven Stiftung Christi selbst. Damit ergiebt sich ein nie ganz überwundener Widerspruch zwischen der Begründung des öffentlichen Gottesdienstes und der an erster Stelle vorgetragenen grundsätzlichen Aufhebung alles geordneten Kultus überhaupt. Nicht die durch den Glauben wiedergeborene Gemeinde bringt aus innerer Notwendigkeit den Gottesdienst hervor, sondern er hat seine Grundlage in der Offenbarung des göttlichen Worts und in der Stiftung der Sakramente empfangen und ist an der stiftungsgemäßen Verwaltung beider zu erkennen. Sind ja doch auch die einzelnen Glieder der gläubigen Gemeinde nur dadurch zur Einheit verbunden, daß sie durch Christus oder den heiligen Geist in Gott zusammengefaßt sind. Dieser Gedanke begegnet uns schon in einer der frühesten Kundgebungen des Reformators, nicht ohne spiritualistisch mystische Anklänge: „So aber got nit ain gott ist der todten, sonder der lebendigen, muß herauß volgen, das alle erwölte kinder Gottes oder hayligen in gott leben, sy seyen abgestorben oder yetz leyplich lebendig oder in leyb zukünftig. Von den abgestorbenen ist kain zweyfel. So das seldig bezeugt Christus Luce am 20. Abraham, Jacob, Isaac dise all leben in got. Und Genesis am 4. die stymm des bluts Abels hat aller erst nach dem todt hefftig geschryen, wölliches dahin langt, das die abgestorbenen hayligen

Stelle die Frucht ihrer Betrachtung schildert: „Non soli sumus, cum Davidis Psalmum recitamus, sed accedit ad nos in conclave nostrum David rex regia majestate ornatus et Propheta Spiritu sancto ornatus“ etc.

[44]) Tom. III, 726. Vgl. z. B. noch I, 650 f. V, 561 f. IV, 1067 f.

[45]) Tom. II, 651.

[46]) I, 650 f.

[47]) Württ. Konf. Summar. Begriff 1559, Bl. XXIII b.

[48]) Tom. VII, 762. Brenz Greiter Auslegung 1c. S. 378.

[49]) Tom. VII, 47.

anfahen aller erst recht in got zu leben, entledigt von dem alten Adam, der jnen für hin kain schaden zu fügen mag als Sapientie am 3 steet Die seelen der gerechten seyn in der hand Gottes und der angel des todts wirdt sy nymmer berüren Also auch inn Gott leben die so yetz noch im leyb seyen und den feynd den todt, noch nit überwunden und zertretten mögen in dem glauben als in aynem spiegel oder verborgenen schatz besitzen alle Gottes herligkait den ausserwölten versprochen, Jo sy offenlich bekennen das sy nit leben, sonder Christus in jnen, als es stat zu den Galathern an dem andern Und zu den Philippensern an dem ersten Mein leben ist Christus und das sterben mein gewyn Leben aber auch die zukünftigen hayligen in Gott? Antwurt. On zweyffel die weil in got kain zukunfft ist sonder alle Ding jm gegenwärtig Und wie wolten sy nit yetzund in gott leben so doch sy vor dem gesetzten grundt der welt ee dann sy erschaffen vor got und in got gelebt haben darumb auch der zukünftig über vil jar als got lebt als die yetzigen oder ruwenden hayligen wie es in dem 138 Psalm stat, Imperfectum meum viderunt oculi tui"[50]) In seinem Genesiskommentar findet Brenz später eine analoge Darstellung unter dem Titel des verum et spirituale conjugium quod est inter Christum et Ecclesiam ejus[51]) Auch die lebhafte Abhandlung zu Röm 7, 1—4 über das conjugium Christi cum piis, welche aus der Zusammengehörigkeit in der Ehe aus exemplifiziert, gehört hieher[52]) Die communio bonorum Christi, welche in der Hingabe seines Lebens und seiner Kräfte an die Gläubigen realisiert wird, steht aber im Gegensatz zu der schwarmgeistigen Lehre, welche den Frommen auf sich selbst stellt und nur auf die imitatio Christi verweist, von jenen Gütern gilt offeruntur nobis per Evangelion et Sacramenta Christi, suscipiuntur autem a nobis per fidem[53])

In welchem Sinne ist nun von der Stiftung des christlichen Gottesdienstes durch Christus die Rede? Die Antwort ist besonders deutlich in einer Homilie zu Luc. 6, 1 ff.[54]) zu lesen, wo sich Brenz über die caeremoniae populi Christiani ausläßt „Sunt enim quaedam quas Christus instituit Sunt quaedam, quas majores nostri ad fidem in Christum commode docendam ordinarunt. Tametsi autem hae caeremoniae quas majores nostri instituerunt, nequaquam cum his, quas Christus instituit, conferendae sunt tamen utraeque magna religione observandae sunt Quod enim ad caeremonias verbo Christi institutas attinet, omnino vult Christus ut verbo ipsius obediamus Et quod attinet ad caeremonias a majoribus institutas, vult etiam Christus, ut omnia in Ecclesia decenter et cum ordine fiant." Als von Christus selbst eingesetzte sacra et caeremoniae werden genannt baptismus, Coena dominica, conciones Evangelii[55]) „Haec enim sacra instituta sunt in hunc usum, ut discamus Christum Filium Dei agnoscere et in ipsum credere, ut incorporemur ei per Baptismum et justificemur per fidem atque confirmemus fidem nostram sumptione Coenae Dominicae ac invocemus Deum Patrem Domini Jesu Christi, ut donet nos Spiritu sancto, quo mortificemus carnem et ambulemus in vocatione Dei ac conservemur in morte ad aeternam vitam"[56]) Das gesamte christliche Leben ist durch die Wirksamkeit der von Christus gestifteten göttlichen Gnadenmittel bedingt Beachtenswert ist dabei die durchgängige Gleichstellung des Predigtworts mit den Sakramenten insbesondere mit dem Abendmahl auch in Beziehung auf das gottesdienstliche Leben Man begreift daß es Brenz nicht schwer geworden ist, die von ihm in Württemberg vorgefundene Trennung des Predigtgottesdienstes

[50]) Ain Sermon von den hailigen . . . . M D XXIII
[51]) Tom I, 40.
[52]) Tom VII, 600 f
[53]) Tom I, 279
[54]) Tom V, 792
[55]) Palmer in Jahrb f Deutsche Theol. 1871 S. 8 vermißt bei Brenz Äußerungen über die Aufgabe und rechte Art des Predigens Solche sind doch Tom IV, 606 (concionatoris boni tres conditiones) 741 (concionatorum officium) vgl. auch VII, 603 f (de eloquentia) zu lesen
[56]) Tom IV, 856.

und der Abendmahlsfeier anzuerkennen. Zwar bewirkt das Abendmahl eine besonders nahe Verbindung der es im Glauben Genießenden. „Communio enim coenae Dominicae, ut fidem confirmat ita miro quodam modo charitatem erga proximum alit. Etenim in fide accipientes corpus Dominicum et bibentes de sanguine Christi atque cognoscentes, quanta beneficia nobis ille Christus Jesus conferat, non possumus nos continere, quin et beneficia nostra in proximum effundamus, propter quem Christus noster mortuus est et in quem beneficia collocare Christus jussit."[57]) Aber eine spezifische Dignität gegenüber dem gepredigten Wort schreibt ihm Brenz auch in seinem Catechismus illustratus nicht zu.

Wenn jedoch Brenz den christlichen Gottesdienst auf die göttliche Gnadengabe in Wort und Sakrament begründet, so hat dies mit einer theokratisch gesetzlichen Auffassung des Kultus nichts zu schaffen. Christus ist das Ende der Ceremonien.[58]) Die Ceremonien des alten Bundes sind auf Zeit gegeben. Auch dort müssen sie freilich ein Wort Gottes für sich haben, über illegitime neue Kulte ist schon in Israel das Gericht ergangen.[59]) Der Zweck der alttestamentlichen Opfer war ursprünglich nicht, durch diese Werke Gott zu versöhnen, sondern die Ankunft Christi zu verkündigen. Von den Erzvätern ist der Opferbrauch zu den Heiden gekommen, welchen der wahre Sinn desselben verloren gegangen ist.[60]) Auf die Linie des entarteten jüdischen und des heidnischen Gottesdienstes ist der Gottesdienst der Papisten mit seinen satisfaktorischen und meritorischen Veranstaltungen zurückgesunken.[61]) Es versteht sich, daß die Erörterungen über den rechten Gottesdienst meist in Verbindung mit der dogmatischen, historischen und liturgischen Kritik des römischen Kultus auftreten. Aber auch soweit ein Gebrauch der alten Kirche beibehalten wird, wie z. B. die Handauflegung, darf ihm niemals gesetzlichen Charakter beigelegt werden. „vocati sumus ad eam libertatem, qua Christus nos liberavit et in qua Paulus stare nos jubet, ne iterum jugo servitutis implicemur, ideireo non usum ipsum sed mandati et observationis ejus necessitatem detestamur."[62])

Von diesem gesetzesfreien Standpunkt aus wird insbesondere die Einrichtung des Sonntags und der Festtage beurteilt. In einer Predigt über Luc. 14, 1—11 aus dem Jahre 1552 wird ausgeführt, daß es unseren lieben Eltern beliebt habe, statt des Sabbats den Sonntag als christlichen Feiertag aufzustellen zum Gedächtnis der Auferstehung Christi. Dabei wird dann besonders die bürgerliche Feier dieses Tages betont. Die Heiligkeit des letzteren kommt her von dem Wort, welches an demselben gepredigt werden soll.[63]) Die Notwendigkeit des öffentlichen Kultus bedingt aber die Einhaltung eines besonderen kirchlichen Ruhetags und der kirchlich geordneten Festtage.[64]) Diese seien sich eine bei der Lässigkeit der menschlichen Natur unentbehrliche Illustration der Glaubensartikel, welche wir in dem apostolischen Symbol (in vere catholico et orthodoxo religionis nostrae symbolo Tom. III, 924) bekennen.[65]) Wer diese Tage hält, ist damit noch nicht gerecht, aber ein ehrbarer und ruhiger Bürger (honestus et tranquillus civis).[66]) Denn sie sind ein Stück der kirchlichen nicht der Heilsordnung.

Instruktiv ist ferner die Stellung, welche Brenz zur kirchlichen Tradition einnimmt. In dem betreffenden Abschnitt der Apol. Conf. Virt. knüpft er ungefähr an die von Baß-

---

[57]) Tom. VII, 60 (zu Art. 2, 42.)
[58]) Tom. I, 111.
[59]) Tom. I, 478. II, 16. 319. 158. IV, 856, 1022.
[60]) Brenz-Gerlitz, Auslegung 2c. S. 12. Vgl. Tom. III, 72.
[61]) Z. B. Tom. IV, 863. VII, 792. VIII, 878.
[62]) Apol. Conf. Virt. Tom. VIII, 814.
[63]) Pericopae Evangeliorum quae singulis diebus Dominicis ... recitari solent expositae per Joannem Brentium Francoforti MDLVI. S. 462. Potuissent majores nostri alium quendam diem (quia omnes dies sancti) in hebdomada eligere, sed hic dies praecipue eis placuit). Brenz-Gerlitz, Auslegung S. 608.
[64]) Vgl. die Erklärung des dritten Gebots. In Exod. Tom. I, 480. Cat. illustr. Wittebergae MDLIII 515 ff. Vgl. Anmerkung 6.
[65]) Tom. I, 484.
[66]) Tom. VII, 859.

lus angegebenen apostolischen Traditionen an: 1. Figura crucis signare eos, qui in nomen domini nostri Jesu Christi spem habent. 2. Ad orientem converti, dum oramus. 3. Invocationis verba, dum ostenditur panis Eucharistiae et poculum benedictionis. 4. Benedicere aquam Baptismalis et oleum Unctionis et eum, qui baptizatur. 5. Oleum illinere. 6. Ter immergere hominem in Baptismo. 7. Renunciare Satanae et angelis eius in Baptismo. 8. Erectum perficere preces in una Sabbathi. 9. Genua flectere et rursus erigere[67]. Hierauf werden einzelne dieser Punkte beispielsweise im Sinne evangelischer Freiheit besprochen (Ziff. 1. 2. 6). Der leitende Grundsatz wird sogleich bei der Besprechung des Kreuzschlagens (Ziff. 1) zum Ausdruck gebracht: quod non est necessaria observatio nec magica consecratio sed tantum paedagogica eaque liberrima usurpatio. Bei der zweiten der obigen Traditionen kommt Brenz auf die Orientierung der Kirchen zu sprechen (S. 224)[68]. Non damno, heißt es da, publicum morem aedificandi templa, fronte ad orientem conversa. Habet enim suas commoditates, fügt er hinzu. Man kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn man sich die Behandlung dieses Gegenstandes im 19. Jahrhundert vergegenwärtigt.

Bei dieser Sachlage ist es ausgeschlossen, in der Vorrede zu der sogenannten großen württembergischen KO (1559) einen Rückfall in die theokratisch gesetzliche Schätzung der Kirchenceremonien zu sehen. Allerdings geht die Vorrede von der theokratischen Auffassung des Verhältnisses zwischen weltlicher Obrigkeit und Kirche aus, wie sie aus der mittelalterlichen Anschauung von dem einen Körper der christlichen Gesellschaft und der geistlichen und weltlichen Gewalt als den beiden organischen Funktionen desselben sich ergab. Es schattet sich darin das für das Luthertum geradezu typische Verhältnis zwischen dem Landesherrn und seinem ersten Kirchengliede ab. Dagegen ist bei Brenz wie bei Melanchthon[69] die göttliche Grundlage ersichtlich, auf welcher der Gottesdienst ruht. Nicht bloß in dem Sinn, daß auf dem Boden der christlichen Offenbarungsreligion die göttliche Heilswahrheit, welche im Gottesdienst zur Darbietung und Aneignung gelangt, nach Form und Inhalt gegeben ist. Auch nicht bloß in dem Sinn, daß die Polemik gegen die römische Kirche Veranlassung gab, neben der grundsätzlichen Aufhebung des Ceremonialkults den göttlichen Ursprung des rechten Gottesdienstes zu betonen, und das Bedürfnis der populären Unterweisung dazu führte, die scharfe Grenzlinie zwischen mittelbaren und unmittelbaren Ordnungen Gottes zu verwischen. Vielmehr ist Brenz ebenfalls der Ansicht, daß der öffentliche Gottesdienst als solcher von Gott gewollt sei. Nur darf man sich nicht wundern, wenn man diese von Luther abweichende Anschauung bei Melanchthon, Brenz und anderen antrifft. Sie ergibt sich vielmehr mit Notwendigkeit, wenn man weder den Gottesdienst als notwendige Lebensäußerung der gläubigen Gemeinde zu begreifen noch in demselben lediglich eine Erziehungsanstalt für die Unvollkommenen zu sehen vermag. Sie steht auch heute bei allen denjenigen irgendwie im Hintergrund, welche dem Stifter der christlichen Religion zugleich die Stiftung einzelner Handlungen zuschreiben. Bei Melanchthon stellt sich allerdings leichter eine gesetzliche Wendung des Gedankens ein, wie schon in seiner Schätzung des Sonntags zu Tage tritt[70]. Bei Brenz ist dies nicht der Fall. Bezeichnend ist die verschiedene Art, wie beide das Beispiel der zum Fest nach Jerusalem hinaufziehenden Eltern Jesu verwenden. Melanchthon stützt damit den Satz, daß auch die Wiedergeborenen nicht bloß wegen des Exempels für andere, sondern behufs Förderung ihres eigenen Glaubens zur Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst verpflichtet sind[71]. Brenz erinnert zunächst an die Aufhebung der mosaischen Politia, mit welcher auch die Festreisen nach Jerusalem ihr Ende gefunden haben, und verweist dann die Christen an die Kirche im Sinn des Art. VII der C. A. als

67) Tom. VIII, 221 f.
68) Über Orientierung s. auch Tom. I, 746.
69) Drews in Th. Stud. und Krit. 1900. S. 488 ff.
70) S. Drews a. a. O. S. 489.
71) C. R. XXIV, 262 f. Drews a. a. O. S. 490 f.

an die wahre Stätte, wo Gottes Angesicht zu finden sei [72]. Aber betreten ist auch bei ihm die Linie, auf welcher später die obrigkeitlichen Zwangsmaßregeln zur Herbeiführung des Kirchenbesuchs sich bewegt haben.

Auch soweit die Ceremonien **menschlicher Herkunft** sind, legt Brenz hohen Wert auf sie. Schon im Bauernkrieg ist ihm die Bedeutung heilsamer kirchlicher Ordnung zum Bewußtsein gekommen; er hat diese Erkenntnis nirgends stärker als anläßlich seines Gutachtens zur württembergischen Kirchenordnung (1553) ausgesprochen, offenbar unter dem Eindruck der Gefahren, welche er in den schweizerischen Einflüssen auf die Reformation des Herzogtums erblickte. Obwohl die christliche Religion keines äußeren Gepränges bedarf, so dient doch eine zierliche Ordnung des Gottesdienstes zur Anreizung der Gläubigen, um sie zu fleißigem Gebrauch der Predigt und der Sakramente zu veranlassen, wie sie auch auf die Ungläubigen nicht ohne Eindruck bleiben wird. Im Interesse guter kirchlicher Ordnung, ja der Reinerhaltung der Lehre selbst liegt es, daß die Ceremonien innerhalb eines Territoriums gleichmäßig geregelt werden; sonst sind Irrungen, Mißverständnisse, Ärgernisse in der Kirche nicht zu verhüten. Diese Überzeugung leuchtet immer wieder aus Brenzens KOO hervor. Daß Brenz von den alten Gebräuchen der Kirche gerne beibehielt, was sich als schriftgemäß und der Erbauung der Gemeinde dienlich erwies, ist bei seiner konservativen Geistesrichtung nicht anders zu erwarten. Wenn er in der Vorrede zu seinem Kommentar zu Levit. [73] den Genuß, welchen die Betrachtung des levitischen Kultus gewährt, noch höher stellt, als die Freude, welche der Altertumsforscher über einen glücklichen Fund empfindet, so haben ihm dabei doch wohl auch ehrwürdige Bräuche jener Kirche vorgeschwebt, die ihn erzogen hatte.

Einem Gebiet menschlichen Geistesstrebens, das von jeher mit der Religion verknüpft war, stand er jedenfalls unbefangen gegenüber: dem Gebiet der **Kunst**. So wenig er den Theologen des 16. Jahrhunderts verleugnet, dem der Humanismus im Dienst kirchlicher Interessen steht und der bei der Würdigung der Kunst trotz seines Kunstsinns nicht von ästhetischen Maßstäben ausgeht: Sein besonnenes, verständnisvolles Verhalten auf dem Haller Götzentag (1526) ist bekannt, seine Gründe für die Beibehaltung der unärgerlichen Bilder drangen jedoch nicht durch [74]. Auch später hat sich Brenz stets in demselben Sinne geäußert [75]. Namentlich aber zählt er unter den Reformatoren zu den wärmsten Freunden des **Kirchengesangs** und der **Musik**. Dem Kirchengesang und Orgelspiel hat er eine eigene Homilie gewidmet [76]. Auch der Gesang nimmt an der katechetisch-pädagogischen Aufgabe des Gottesdienstes teil, [77] aber von einer anderen Seite her gesehen stellt sich in den Psalmen und geistlichen Liedern das Lobopfer der gläubigen Gemeinde wesentlich dar. Den starken Einfluß der Musik auf das menschliche Gemüt kennt er wohl [78]: „Est enim musica donum Dei in hoc datum, ut quod animae consonantiam ac harmoniam turbat, hujusce voluptatis delinimento sedari ac ad ordinem redigi valeat." Er weiß auch, daß das göttliche Wort mittelst ihrer Töne besonders eindringlich wird, sowohl bei seiner Wirkung

72) Tom V, 624 f.

73) Tom. I, 722: „Si quis antiquitatum studiosus reperiat forte patrem quondam statuam, veteris Herois monumentum aut nomisma effigie prisci alicujus Monarchae signatum, quantum delectatur? quantum exultat? quantum quibusvis obvius ostentare gestit? Multo certe magis nobis exultandum et gestiendum est contemplatione horum monumentorum, quibus Christus filius Dei et verus servator noster in sacris quondam Mosaicis adumbratus et exculptus fuit."

74) Hartmann und Jäger, Johann Brenz II, 52 ff.

75) Tom. I, 268; VII, 468; Cat. illustr. Witteb. 473 ff.

76) Diese Zeitschrift V, 304 ff.

77) Ebenda, auch Richter KOO II, 47. An Luthers „liebe Doktorin" (EA [2] 6, 409) erinnert folgende Stelle: „Zum andern sehen wir auch offentlich an diesem schönen Lobgesang der Jungfraw Maria, daß sie ein gelehrte Jungfraw in der Heiligen Schrift gewesen. Und sonderlich in den Psalmen Anne der Mutter Samuelis und jres allen Anherrens deß Davids studiert hat, denn sie bringet in diesem Lobgesang etliche Sprüchlein auff die bau, welche sonst hin und wider in den andern Lobgesengen und Psalmen begriffen seyn." Brenz-Dietter, Auslegung ic. S. 1220.

78) Tom. II, 399 (zu 1. Sam. 16, 23), vgl. auch Anm. 75).

überhaupt von einer Unterstützung durch äußere Mittel die Rede sein kann, daher er auch der Instrumentalmusik insbesondere der Orgel unter Voraussetzung einer dem geistlichen Zweck entsprechenden Verwendung gewogen ist [79] Wo der Herzensglaube fehlt, gilt: Rejiciet igitur Dominus omnes festivitates, omnia sacrificia, omnem carminum strepitum et organorum concentum . . . . [80])

Endlich wird Brenzens Anschauung von den Formen des Kultus durch die bewußte Ablehnung des Magischen auch in jenen dunkeln Resten charakterisiert welche in der lutherischen Kirche wirksam geblieben sind Brenz hat zwinglische Gedanken sowohl bei seinem ersten Hervortreten an die größere Öffentlichkeit wie in seinen letzten litterarischen Kundgebungen schroff abgelehnt Wenn er sich in theologischen Streitigkeiten seiner Zeit wie in den philippistischen und osiandrischen Zurückhaltung auferlegt so entspringt diese Haltung durchaus nicht bloß einer gewissen Milde seines Charakters sondern ganz besonders einer Denkweise welche auf das Wesen der Sache gerichtet ist und sich nur durch deutliche Erkenntnisse nicht durch unklare Stimmungen leiten läßt So ist es seinem nüchternen Geiste Bedürfnis auch die kultischen Formen und Gebräuche durchweg ins Klare zu setzen Erinnert man sich seiner Ausführung über die Traditiones in Apol. Conf. Virt. Tom. VIII, S. 218 ff. so kann es nicht zufällig erscheinen daß er in seinem Taufformular die Signation und den Exorzismus beseitigt hat Sein evangelisches Verständnis der Einsetzungsworte des Abendmahls ist neuerdings ans Licht gestellt worden und er hat an der deklaratoren Fassung derselben theoretisch festgehalten, obwohl sie ihm von Seiten lutherischer Theologen einen heftigen Angriff zugezogen hat [81]) Neulutherische Doktrinen über die Adoration Christi im Altarsakrament haben bei ihm keinen Anhalt [82]) Wir finden ihn auch dabei wenn es sich um die Bekämpfung eines superstitiösen Gebrauchs liturgischer Formeln handelt Eben dieselben sächsischen Theologen hatten ihm auch seine Stellung zur Frage der Privatabsolution zum Vorwurf gemacht Er war es ja der zur zeitweisen Verbreitung der allgemeinen Beichte in der lutherischen Kirche einen Hauptanstoß gegeben hat [83]) Mit wünschenswerter Klarheit erwidert er ihnen darauf „Was wäre das für ein Wesen, so ich als ein Prediger des Evangeliums zu einer Person allein sag: bist getrost Christus hat deine Sünde gebüeßt und dich mit dem himmlischen Vatter versöhnet, das soll ein absolution sein wann ich aber in plurali zu vielen in gemeiner Predig sage seyt getrost Christus hat eure Sünd gebüßt und euch mit dem himmlischen Vatter versöhnet, das soll kein absolution seyn?" [84]) Eine Äußerung über das Symb. Ap. welche dieselbe Gesinnung bestätigt mag den Schluß machen „Monere solemus studiosos piae doctrinae, ut singulis diebus mane recitent symbolum Apostolicum. An existimatis, quod hoc ideirco fiat, quod Deus delectetur ista verborum recitatione? aut quasi hac commemoratione venemur aliquam gratiam apud Deum propter verba ipsa? profecto ob hanc causam fit, ut hac commemoratione admoneat unusquisque se ipsum de immensa illa et semper praesenti majestate Dei Patris, Filii et Spiritus sancti, quo concipiamus fidem, timeamus peccare, colamus tantam majestatem et obediamus vocationi ejus" [85])

So frei sich Brenz auch in dem Urteil über die äußeren Kultusformen bewegt so gewiß ist ihm daß die Erhaltung und Fortpflanzung der Kirche nur auf dem Weg des

---

79) Tom. II, 1101 „Attamen et ipsa cymbala et alia instrumenta musica usurpari possunt a Christianis sicut et cantica non ad superstitionem sed ad excitationem animi nostri . . . . Abusus est prophana cantica in organis modulari."

80) Zu Amos 5, 21 Tom. IV, 1151 Vgl. III, 821

81) Kawerau, Theol. Stud. u. Krit. 1896 S. 390 ff. Derselbe in Ztschr. f. prakt. Theol. 1895 S. 38 ff. Rietschel, Glossen zu der Ordnung des Hauptgottesdienstes nach der Agende der sächsischen Landeskirche 1898 Ehrenrettung wider die übr. Nachred etlicher Sächsischen Theologorum, abgedr. bei Pfaff Actorum et Scriptorum Publicorum Ecclesiae Wirtembergicae Fasciculus I, S. 170—180

82) Tom. VIII, 970 ff.

83) S. diese Zeitschrift II. 248.

84) In der „Ehrenrettung" a. a. O. S. 179

85) Tom. VII, 944

öffentlichen Gottesdiensten geschehen kann. Eine Kirchweihpredigt aus dem Jahre 1543 über Luc. 19, 1—10 setzt Hausgottesdienst und Gemeindegottesdienst in einer Weise zu einander ins Verhältnis, die zur Vergleichung mit der Vorrede zu Luthers Hauspostille[80]) auffordert: „Der weltliche nutz der Kirchweih ist dieser, das darin die ordenliche Christliche Sacramenten außgetheylet sollen werden. Denn wo einem jeden in seinem eigenen Hauß vergönnt würde, die Gottesdienst zu verrichten seines gefallens, so wollen wir gar bald vom rechten Glauben und Lehre auff einen Gottlosen abergläubigen wahn und irthumb gerhaten. Im alten Testament, ehe und denn Gott das volck Israel auß Egypten füret und mit gewissen gesatzen und Ceremonien versasset, da hat ein jeder Haußvater in seinem eigen Hauß ein Pfarrherr und Prediger sein müssen. Also sein Adam, Noha, desgleichen Abraham und andere Patriarchen in ihren Heusern Pfarrherr, Prediger und Bischoff gewesen. Und wo noch zu unser zeit Christen unter dem Türcken heußlich wohnen, da müssen die Haußhälter auch Prediger und Pfarrherr sein. Wo aber die Herrschaften Christen sein, die wahrhaft Göttliche warheit erkant und angenommen haben, da ist es nutz und gut, darzu auch etlicher massen hoch von nöten, daß man ein offenliche gemeine Kirche hab, in deren sich die Nachbaurn oder Bürger in einer Stadt versamlen, darin Gottes wort hören und die heiligen Sacramenten empfahen. Der geistliche nutz der gedächtniß der Kirchweih ist erstlich dieser, das wir uns bey solcher gedechtnus erinnern, auß was ursachen die leut sich zusamen in ein Stadt oder in ein Dorff versüget und jre Heuser so nahendt zusamen gebawet haben . . . . [dies ist nämlich nicht zum Schutz vor wilden Tiern oder menschlicher Gewaltthat oder zur gemeinsamen Beschaffung der Nahrung geschehen, vielmehr ist] die fürnembste ursach, umb welcher willen Gott verordnet hat, daß die leut sich zu samen gethan, Stadt und Dörffer gebawet haben, ... daß sie sollen Pfarrkirchen anrichten, in welchen sie die waren Erkantnus Gottes möchten lernen" . . . . . [Um an diese Bestimmung derselben zu erinnern, haben unsere Vorfahren die Kirchen höher als andere Gebäude aufgeführt.][81])

Die Anschauung vom Gottesdienst, welche uns bei Brenz entgegentritt, kann im ganzen als einheitlich bezeichnet werden. Gottesdienst im vollkommenen Sinne des Worts bedeutet für ihn wie für Luther der Rechtfertigungsglaube mit den Heiligungsfrüchten. Die Betrachtung des äußeren Gottesdienstes geht im Blick auf die vorwiegende Beschaffenheit der empirischen Gemeinde von der lutherischen pädagogischen Zweckbestimmung desselben aus und mündet in diese wieder ein, ohne daß die letztere die Auffassung zu irgend einer Zeit einseitig beherrschte. Vielmehr bildet auch für Brenz die Erkenntnis, daß die gläubige Gemeinde auf Grund der im Wort und Sakrament ihr dargereichten göttlichen Heilsgnade in ihrem gesamten gottesdienstlichen Thun Gott das Opfer ihres Lobes und Dankes darbringt, den Höhepunkt seiner Anschauung. Aber mehr noch tritt die Beziehung des Kultus auf die Förderung oder Erbauung der Gemeinde wie des Einzelnen in den Vordergrund. Daß überhaupt Gottesdienst sei, ist Gottes Ordnung, darin geht Brenz mit Melanchthon einig. Den äußeren Kultusformen steht er aber so frei wie Luther gegenüber, vermöge seiner nüchtern verständigen Art. Aber hat er dem Aufkommen katholischer Reminiscenzen auch auf solchen Punkten entgegengewirkt, an denen Luthers kräftiger Realismus hiezu nicht im stande war. Die lutherischen Kirchen Südwestdeutschlands, welche unter Brenzens Einfluß sich entwickelt haben, zeigen nicht nur heute noch etwas von dem Stempel des Wesens, den er ihnen aufgeprägt hat, sie können auch den Zusammenhang mit seinen Gedanken vom christlichen Gottesdienst nicht verleugnen. (Schluß folgt.)

[80]) Dietrich'sche Ausgabe 1[2], S. 7.
[81]) Brenz Greiter, Auslegung S. 927 f. S. über die Ecclesia domestica auch Tom. VII, 987.

Das Catzenelnbogener Gesangbuch von 1655 und die Marburger Gesangbücher aus der Zeit von 1635 bis 1668

von Lic. Dr. **Wilhelm Diehl**, Pfarrer zu Hirschhorn a. N.

(Schluß.)

IV.

An das Ende unserer Untersuchung mögen noch einige kleinere Beobachtungen über einzelne Lieder treten. Ich gehe dabei von den Aufstellungen des Kirchenliederlexikons von Fischer aus und bemerke ausdrücklich, daß die nachfolgenden Bemerkungen auf Vollständigkeit nicht den geringsten Anspruch machen und nur deshalb angezeigt wurden, weil unter ihnen vielleicht da und dort etwas Beachtenswertes steht, und um die Wichtigkeit unserer Gesangbücher darzutun.

1. Von den Zusätzen von B findet sich bei Fischer eine ganze Anzahl überhaupt nicht vor. Ferner finden sich in B zwei Lieder Da (Als) Christus geboren war, von denen das erste sonst nicht so früh zu belegen ist, obwohl schon Wetzels Hymnop. III S. 442 behauptet, daß es von Vitus Wolfrum († 1626) stamme, während das zweite bei Fischer mit etwas anderem Texte vorkommt. Das Lied O großer Gott von Macht findet sich nach Fischer erst 1640 in einem Gesangbuch. Dies ist nicht richtig. Das Lied ist bereits in den beiden Gesangbüchern B und C von 1635 vorhanden und findet sich dann in den Ausgaben E bis I. Die Überschrift lautet in den Ausgaben B bis G: „Ein Bußlied und Erlassung der Straff aus dem 18. Capitel deß 1. Buchs Moysis genommen. Auff die Bettag zu singen“, woraus in H und I durch Druckfehler geworden ist: aus dem 8. Capitel. Das Lied besteht in B und C aus 8 Strophen. Ihnen ist in D, E, F, G, H und I ein Vers 9. „O großer Gott von Treu“ beigefügt. Endlich sei erwähnt, daß wir hier in B (und von da an in allen Gesangbüchern außer H) das Lied Lobet den Herren die Heiden all vor uns haben, das sich nach Fischer erst 1664 in Crügers Praxis piet. mel. belegen lassen soll.

2. Von den Zusätzen von C lassen sich bei Fischer die drei ersten überhaupt nicht belegen. Zu besonderen Bemerkungen geben die beiden Mein Seel dich freu und Recht denken Anlaß. Letzteres erscheint hier nicht in der bei Fischer abgedruckten Form des Stralsunder Gesangbuchs von 1654, sondern bietet außer einigen Varianten in den Ausdrücken im Wesentlichen den sog. späteren Teil des Breslauer Gesangbuchs (um 1668) dar, der damit also um über 30 Jahre voraus datiert wird. Beachtenswert ist die Form von Vers 1:

Recht denken, recht reden und recht thun
Christum erkennen Gottes Sohn /
und wissen daß derselbe ist /
in dem all Tugend begriffen ist / Kyrieleison.

von Vers 2:

Ruff Gott in allen Nöthen an /
Er wird gewißlich bey dir stahn /
Er hilfft allen die seine Hülff begehren /
Wie uns die Schrifft thut klärlich lehren / Kyrieleiß.

von Vers 9:

Und darnach thut / was recht ist gethan /
Ob er gleich kein Lohn bekäm darvon /
Es kans doch niemand machen also /
daß es jederman gefallen thu. Kyrieleiß.

Das Lied Mein Seel dich freu und lustig sei kommt nach Fischer zum erstenmal in einem Königsberger Gesangbuch von 1650 vor. Wir können konstatieren, daß bereits das Gesangbuch C von 1635 und nach ihm die Gesangbücher E, G, H und I das Lied enthalten. Ein Verfasser wird nirgends angegeben. Dafür aber können wir feststellen,

daß in allen diesen Ausgaben nur 14 Verse vorkommen, sowie daß die Citate, welche Fischer als Proben giebt, alle darin zu lesen sind, freilich mit einer anderen Verszählung.

3. Von den neu in D erscheinenden Liedern ist, da die meisten bei Fischer fehlen, nur Allein Christus der ist mein Leben beachtenswert. Es erscheint nämlich mit der Zusatzstrophe:

> Amen das werde, Christe /
> verleihen gnädiglich /
> Mit deinem Geist mich rüste /
> Daß ich fahr seliglich.

Außerdem heißts in V. 1 Christus der ist, mit Fried fahr ich dahin, in V. 2 mit Fried, in V. 3 Ich hab nun überwunden Creutz, Trübsal ... durch dein heilig, in V. 4 wann meine Augen brechen ... der Mund nicht mehr, in V. 7 in ewiger Wonn.

4. Über die Lieder von E sind folgende Bemerkungen am Platz. Das Lied Jesu deine tiefen Wunden trägt die Überschrift: Johann Heermannus Pfarrers zu Köben, das Lied O Jesu Christ meins Lebens Licht: Martini Böhmens Pfarrers zum Lauben. Dem Lied Ich hab mein Augen sehnlich auf ist die Strophe beigefügt:

> Weil dennoch fort glaub festiglich /
> daß starcke Engel seynd um dich /
> Mit denen du salt dankbarlich /
> Den Herren preysen ewiglich.

Der Text, den Wackernagel IV, Nr. 231 für das Lied Ich gieng einmal spazieren bietet, findet sich auch in unserem Gesangbuch. Das Lied Betrübtes Herz sei wohlgemut erscheint hier zum erstenmal in einem offiziellen Gesangbuch. In dieser Abendstunde laßt uns mit heller Stimm, das nach Wackernagel V, Nr. 698 bereits 1612 vorkommt, wird in unserem Gesangbuch Josua Stegmann zugeschrieben. Bei dem Lied Gieb Fried o frommer treuer Gott ist zu bemerken, daß die Zusatzstrophe O heilige Dreifaltigkeit, die nach Fischer erst um 1700 vorkommen soll, sich bereits in unserem Gesangbuch von 1652 vorfindet. Das Lied Ach Gott erhör mein Seufzen und Wehklagen ist sonst in einem Gesangbuche erst 1654 nachweisbar. Das Lied Was Gott thut das ist wohlgethan kein einig Mensch ihn tadeln kann hat in unserem Gesangbuch nur 5 statt 7 Strophen. Herr Jesu Christ ich schrei zu dir enthält schon hier das Addimentum, von dem Fischer spricht, und zwar auch schon mit der sonst erst 1673 uns begegnenden Signatur M. I. W. (= M. Jeremias Weber). Ach bleib mit deiner Gnade ist mit der Überschrift versehen: Gestellet von D. Josua Stegmann, Past. et Prof. Rinteleusi. Endlich sind noch zwei Beobachtungen erwähnenswert. Die eine betrifft die Thatsache, daß unser Gesangbuch E noch größere Überschriften setzt über die Lieder Wohl mit Fleiß das bitter Leiden: Jeremiae Weberi Superint. zu Mengeringhausen. Ich schrei zu meinem lieben Gott: D. Cornel. Beckers. Du Friedefürst: M. Ludovici Helmboldi erstmahls Rectoris, hernach Pastoris und Superint. zu Mühlhausen. Herr Jesu Christ du höchstes Gut: Bartholome Ringwalds, Past. in Lengenfeld, und Lob und Dank sag ich dir sowie O heilige Dreifaltigkeit: Johann Balthasar Schuppius. Die andere Bemerkung betrifft das Gustav Adolflied. Über das Lied Verzage nicht du Häuflein klein lassen sich aus unseren Gesangbüchern ebenfalls interessante Details herausziehen. Es erscheint zum erstenmal in E, dann in F, G, H und I. In E trägt es die Überschrift „Herzfreudiges Trost-Liedlein / Auff das von der Evangelischen Armee in der Schlacht vor Leipzig ... am 7. Sept. Anno 1631 geführte Kriegs-Lösungswort: Gott mit uns. Gestellet von Michaele Altenburg / Pfarrherrn zu großen Sömmern in Düringen.“ ebenso in G, in den andern Gesangbüchern trägt es keinen Verfassernamen an der Spitze. Die Verszahl ist in allen Gesangbüchern die gleiche, es sind die 10 Verse der erweiterten Form, die Fischer unter d aufführt. Die Bedeutung unseres Nachweises beruht nun darin, daß hiermit diese erweiterte Form, die nach Fischer erst 1670 sich in einem Gesangbuch belegen läßt, schon für das Jahr 1652 bezeugt

ist. Weiter ist beachtenswert, daß hier Michael und nicht Johann Altenburg als Verfasser genannt wird. Da eine so alte Notiz die Michael Altenburg mit dem Lied in Verbindung bringt, noch nicht nachgewiesen ist, so sei hier nachdrücklichst darauf verwiesen.

5. Von den Zusätzen von F ist wenig zu berichten. Sie sind zumeist Fischer unbekannt, so daß eine Vergleichung unmöglich ist. Immerhin ist einzelnes beachtenswert. Das Lied In unser Kriegsnot, das Fischer erst für das Jahr 1673 kennt, ist hier schon 1663, ebenso haben wir für das Lied Herr Jesu Christe Gottes Sohn du Heiland und Gnadenthron eine weitere Bezeugung aus dem Jahre 1663 zu der bereits vorhandenen.

6. Das in G sich findende Lied O Blindheit, das Rist 1651 herausgab, konnte in einem Gesangbuch bisher nur von 1663 an nachgewiesen werden, hier haben wir es bereits 1658.

7. Laßt ab von Sünden alle findet sich hier in H zum ersten Mal in einem offiziellen Gesangbuch.

8. Kommst du kommst du Licht der Heiden erscheint in einem offiziellen Gesangbuch nach Fischer erst 1676, Spann aus, spann aus erst 1670, Lasset ab von Tränen erst 1673. Beachtenswert ist auch, daß das noch als Volkslied in Oberhessen gesungene Sag, was heißt alle Welt hier zum ersten Mal in einem hessischen Gesangbuch auftaucht.

9. Von dem Gesangbuch A können wir wenig berichten, da wir seine Vorläufer nicht kennen. Wir begnügen uns mit einer einzigen Notiz über das Lied Mein Wallfahrt ich vollendet hab. Dieses von Ludwig Hörnigk stammende Lied kommt in den sämmtlichen neun Gesangbüchern vor. Nach der bisherigen Ansicht (vgl. Fischer) ist dies Lied erst 1632 auf den Tod Gustav Adolphs gedichtet, 1633 zum erstenmal in dem Ehrengedächtnis für diesen König erschienen und in einem Gesangbuch ohne des Verfassers Name 1648 mit demselben aber erst 1695 gedenkt. Dies ist nach den Ergebnissen unserer Forschungen dahin zurecht zu stellen, daß das Lied bereits in dem Catzenelnbogener Gesangbuch von 1633 unter dem Titel „Christliche Wallfahrt“ erscheint und daß schon unser Gesangbuch B ihm die Überschrift gibt „Ein schön new Leichgesang D. Ludwig von Hörnigk C. P.“ während C darüber schreibt „Ein ander schön newes Liedlein D. Ludwig von Hörnigk C. P.“ Den Namen des Verfassers lassen außer A nur noch E und G weg. Erwähnenswert ist noch, daß (der aus Darmstadt stammende) Hörnigk bereits 1633 und von da an in allen Gesangbüchern, die ihn nennen, als von Hörnigk bezeichnet wird, ein deutlicher Hinweis darauf, daß der Mann nicht erst 1647 in den Adelsstand erhoben wurde, wie man oft lesen kann. Zum Schluß frage ich, um eine Studie über die späteren hessischen Gesangbücher zu Ende führen zu können, hierdurch an, ob mir aus dem Kreise der Leser dieser Monatsschrift verraten werden kann, wo ein Exemplar des Menzer'schen Gesangbuchs von 1674 und des Rudolphischen von 1681 zu finden ist. Ich habe mich bis jetzt vergeblich darum bemüht.

Neue künstlerisch verzierte Konfirmationsscheine

hat der badische Pfarrverein im Verlage des evangelischen Schriftenvereins zu Karlsruhe erscheinen lassen. Wenn wir hier die Aufmerksamkeit unserer Leser für einen Augenblick auf diese Neu-Erscheinungen lenken, so geschieht es, weil diese Konfirmationsscheine zwei Forderungen des modernen Geschmackes entgegenkommen. Erstens, sie sind in ihrem Aufbau einfach, verzichten auf alles überflüssige Schnörkelwerk und bieten statt dessen ein großes eindrucksvolles Hauptbild. Zweitens, dieses Bild wie die ganze Einfassung und Ausstattung ist farbig gehalten. Dadurch sind diese Blätter von vornherein sicher, in unserer farbendurstigen Zeit das Auge zu fesseln, was man von den alten farblosen Konfirmationsscheinen nicht sagen kann.

Die Farben sind allerdings wesentlich gedämpfter als auf den sehr lebhaft bunten drei Konfirmationsscheinen, welche der Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen in den letzten Jahren hat erscheinen lassen. Die Göttinger Blätter sind in dieser Zeitschrift seiner Zeit eingehend besprochen worden. Ein Vergleich mit den neuen Karlsruher Blättern ist ganz interessant. Dort die Gestalt Christi allein, das eine Mal als Stifter des Abendmahls, das andere Mal als guter Hirte — hier dagegen auf den Karlsruher Bildern beide Male eine Szene, auf dem Scheine für die Knaben Christus, der die Jünger am See Genezareth beruft, auf dem für die Mädchen Christus bei Maria und Martha. Der Zeichner der Göttinger Blätter, Pfannschmidt jun., hat sich an die altdeutschen Meister etwa in der Art Zeitblooms angelehnt, in der Anlehnung an die Gotik, im Christustypus an die starre byzantinisch-mittelalterliche Auffassung, der Zeichner der Karlsruher Blätter, Leopold Bode, an die italienisierende Darstellungsweise der Nazarenerschule. Modern empfunden sind also beide Bilderpaare noch nicht, und insofern kann sich Referent von beiden Unternehmungen nur teilweise befriedigt erklären. Wie ganz anders wußte unser Dürer eine solche Aufgabe anzupacken! Dieser Mut, die biblischen Themata unmittelbar aus dem Empfinden der eigenen Zeit heraus anzupacken und doch dabei das Würdige und Hoheitsvolle zu wahren, ist unserer Zeit noch nicht wieder zu eigen geworden. Für eine neue Blüte der religiösen Kunst ist die Zeit wohl noch nicht gekommen. Hoffen wir, daß wir Jüngeren sie noch erleben. Bis dahin wird dieses Paktieren mit den traditionellen Darstellungstypen schwer zu umgehen sein, so wenig die abgeblaßten Formen im Grunde dem modernen Empfinden zu sagen vermögen. Die Gegenwart verlangt vor allem ungeschminkte Wahrheit des Ausdrucks. Das verbietet von vornherein die Anlehnung an ältere Muster, an das Empfinden anderer Zeiten, mögen im einzelnen diese Vorbilder noch so würdig erscheinen.

Freuen wir uns einstweilen, daß wenigstens die Forderungen der Einfachheit, Wahrheit und Farbigkeit durchzudringen beginnen. Insofern sind die Göttinger wie die Karlsruher Blätter dankbar zu begrüßen. Über die letzteren sei noch hinzugefügt, daß ihre Größenmaße 22,5×32 cm betragen. Die farbigen Hauptbilder sind nach oben durch einen rechteckartigen Bogen abgeschlossen. In den Bogenzwickeln lesen wir den Spruch „Eins ist not" und „Folget mir nach". Auf dem freibleibenden Mittelfelde des Blattes steht „Erinnerung an den Tag der Konfirmation". Weiterhin ein vorgedruckter Bibelspruch. Für diese ist eine große Auswahl vorgesehen, worüber der Prospekt Auskunft gibt. Man kann auch Scheine ohne diesen Vordruck haben. Dann die Angaben für Alter, Taufe, Konfirmation und Seelsorger. Die untere Zierleiste zeigt uns die Medaillonbilder Luthers und Melanchthons und zwischen ihnen den Spruch „Gedenket an eure Lehrer, welche euch das Wort Gottes gesagt haben". Auf all die sonst auf Konfirmationsscheinen üblichen symbolischen Zuthaten, die ja doch meist unverstanden bleiben, ist verzichtet. Auch auf den Göttinger Blättern waren dieselben ja bereits vermieden mit Ausnahme der „Krone des Lebens", die von 2 Engeln in katholischen Meßgewändern (!) emporgehalten wird. Der Einzelpreis der Karlsruher Blätter beträgt 30 Pfg., 25 Stück kosten 4,50 Mk., 50 8,50 Mk., 100 kosten 16 Mk. Auf Verlangen werden die Scheine auch ohne jeglichen Vordruck abgegeben. Zur Ansichtssendung ist der Verlag des evangelischen Schriften-Vereins in Karlsruhe gern bereit.

Jena. Professor Dr. Paul Weber.

Zum deutsch-evangelischen Kirchenbau

von Superintendent **Rich. Bürkner** in Ostheim vor der Rhön.

Zunächst etwas mehr Persönliches.

Die Aufnahme, die mein Grundriß des deutsch-evangelischen Kirchenbaus (Vandenhoeck & Ruprecht 1900) gefunden hat, ist bis auf eine Ausnahme allerorten

freundlich und wohlwollend, zumeist anerkennend gewesen, oft in geradezu überraschender Weise auch dort, wo ich glaubte, nicht auf Zustimmung rechnen zu dürfen. Es klingt unbescheiden und äußerst eitel, aber es ist doch wirklich so: das Buch kam einem Bedürfnis entgegen, denn ein ähnliches war noch nicht vorhanden. Natürlich hat es nicht an mancherlei Ausstellungen gefehlt. Falls ich zu einer Neubearbeitung des Werkes kommen sollte, werde ich sie alle sorgfältig berücksichtigen, manche wohl auch beherzigen. Vor allem werde ich dann ernstlich nachprüfen, ob der Vorwurf, der mir von verschiedenen Seiten gemacht wurde, meine Polemik sei öfters zu scharf, für mein Empfinden zutrifft. Möglich wäre das ja immerhin, denn ich stand bei der letzten Überarbeitung unter dem Eindruck der erregenden Art, mit der man gerade damals in der Eisenacher Kirchenkonferenz die von mir vertretenen Gedanken recht von oben her abthun zu sollen glaubte.

Die erwähnte Ausnahme betrifft den Rezensenten des Theologischen Literaturberichts (Schultze-Greifswald). Der giebt mir zwar auch das Zeugnis, daß ich mich von dem Radikalismus einzelner Vertreter meiner Richtung ferngehalten gewußt hätte, und daß ich auf Grund vielseitiger Orientierung und in geschickter Weise meinen Standpunkt zu vertreten wisse, aber eben dieser Standpunkt selbst sei absolut verfehlt, wie er im Einzelnen nachzuweisen sucht. Hier glaube ich nun allerdings auch künftighin nicht entgegenkommen zu können. Denn so wenig ich mich je in meinen Ansichten für fertig halte und so sehr ich mich auch bei diesen Fragen der Entwickelung in der Erkenntnis bedürftig und fähig weiß, ebenso fest weiß ich doch auch das, daß mir jener Tag von Damaskus nie kommen wird, der mich mit meinen bisherigen künstlerischen und theologischen Anschauungen so völlig brechen läßt, daß ich mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer neuromantischen lutherischen Orthodoxie einziehen werde. Und das müßte der Fall sein, wenn ich mit diesem — von mir um seiner trefflichen Archäologie der christlichen Kunst willen sehr verehrten — Referenten zusammenkommen sollte. Denn wo ich die Anfänge und Grundgedanken einer bewußt oder unbewußt echt protestantischen Kirchenbauform und darum auch im 17. und 18. Jahrhundert anerkennenswerte Leistungen auf diesem Gebiete sehe, erblickt er in seiner unbedingten und ausschließlichen Vorliebe für den gotischen und romanischen Stil nichts als Unvermögen, Nachirrenden, Geschmacklosigkeit und Unterwerfung unter die damalige Mode oder unter persönliche Liebhaberei. Und da ich mich nun einmal nicht davon überzeugen lassen kann, daß die mittelalterliche Bauweise für alle Zeiten und auch für den Protestantismus die einzig gültige und lediglich nachzuahmende ist, so wird eben hier eine Einigung nie erfolgen können.

Von anderen schriftstellerischen Erzeugnissen zu der Kirchenbaufrage wären etwa folgende zu nennen:

In erster Linie das Druckheft von Hermann Dalton: Über evangelischen Kirchenbau mit besonderem Bezug auf Berlin (Berlin, Martin Warneck, 1899. 86 Seiten. 1.25 Mark). In dieser höchst dankenswerten Schrift will der Verfasser auf den „vielfach übersehenen Punkt hinweisen, was uns Söhnen der Reformation der Kirchenbau zu sein hat und von ihm aus für eine Gestaltung und Ausnutzung des Kirchengebäudes werben, auf welche der recht schlimme Notstand in unseren sich mehrenden deutschen Großstädten drängt." Er entwirft eine lebhafte Schilderung dieser Kirchennot in Berlin, wo seit der Mitte des 18. Jahrhunderts achtzig Jahre vergingen, ehe eine neue evangelische Kirche entstand, und wo dann wieder trotz der Erweiterung der Stadt ins Riesenhafte seit der Reichsgründung mehr als ein Jahrzehnt lang gar keine Kirche erbaut wurde. Nur mit gemischten Gefühlen sah er sodann die vielen neuen Kirchen herauswachsen; er war von Herzen dankbar dafür, daß man endlich thatkräftig daran ging, dem schreienden Notstand einigermaßen zu ändern, aber er fand die ausgeführten Bauten viel zu prunkvoll und darum zu kostspielig. Noch seien mehr als 200 Kirchen nötig, um die Reichshauptstadt in die durchaus nötigen kleinen lebendigen Gemeinden zu zerlegen und sie gottesdienstlich zu versorgen. Da dürfe man die überdies nicht reichlich fließenden Geldmittel keinesfalls für große Prachtbauten vergeuden, sondern müsse bescheidene Häuser, wenn nötig auch in der Straßenflucht, bauen und müsse sie mit dem jedenfalls erforderlichen Gemeindehause verbinden zu einem einheitlichen

formvollendeten Bau in Gestalt eines oberen und unteren Stockwerks unter demselben Dach. Dabei dürfe und würde der einzelne Sitzplatz nicht mehr als 100 Mark kosten, während er in den neuen Kirchen auf durchschnittlich 527 Mark (bei Ausschaltung des Domes mit 5912 Mark und der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche mit 3977 Mark für den Platz doch immer noch auf 302 Mark) zu stehen komme. „Wir brauchen keine großräumigen Prunkbauten, sondern lediglich einen wohlgeschmückten, einfach oder künstlerisch ausgestatteten ‚gottesdienstlichen Raum‘, in welchem von allen Plätzen aus der Prediger gesehen und gehört werde, sowohl wenn er am Altar Liturg ist, als auch wenn er auf der Kanzel das Wort Gottes der feiernden Gemeinde verkündet. Wir haben mit gleicher Entschiedenheit als evangelische Gemeinde einen so lichten hellen Raum zu beanspruchen, daß wir unsere Lieder in der ganzen Kirche ohne Zuhilfenahme künstlichen Lichtes singen können.“ Das seien die beiden unbestreitbar berechtigten Forderungen, auf Grund deren der vorher entwickelte Baugedanke der Verbindung von Kirche und Gemeindehaus ausgeführt werden müsse.

So erwächst den von mir vertretenen modernen Kirchenbau-Bestrebungen von rechts her eine kräftige Bundesgenossenschaft. Und daraus erklärt sich wohl auch die lebhafte Zustimmung, die mein Grundriß — zum Schmerze des Herrn Prof. Schultze — gerade auch vielfach lebhaft auf der Seite der großstädtischen Orthodoxie gefunden hat. Die Not treibt dort eben zu evangelischer Einfachheit und zu protestantischer Klarheit des Baugedankens.

Dalton wünscht seine Gemeindehäuser in mittelalterlichen, womöglich romanischen Stilformen ausgeführt. Ich habe dagegen garnichts einzuwenden, denn mir liegt die Stilfrage erst in zweiter Linie, und ich bin gar nicht der grimmige Feind der Gotik, als welcher ich jüngst verschrieen wurde. Nur kann ich mir nicht helfen, ich finde diese Beschränkung auf zwei Baustile der Vergangenheit einseitig. Man soll den Baukünstlern hier keine Beschränkung auferlegen. Verstehen sie es, mit anderen als diesen Formen früherer Tage einem Kirchenraum außen und innen würdige Schönheit zu verleihen, so soll man sie frischweg eben in anderen Formen wirken und walten lassen. Wer sich freilich im Grunde kein Gotteshaus anders als in gotischen Formen denken kann, der muß als Feindschaft gegen die Gotik auffassen, was doch nichts ist als der Standpunkt evangelischer Freiheit. Grundriß und Raumverteilung sind die Hauptsache beim Kirchenbau, die Stilformen sind Nebensache und freies künstlerisches Ausdrucksmittel des Baumeisters, der nur in den Hauptfragen an das liturgische Bedürfnis der Gemeinde streng gebunden ist. —

Das treffliche Schriftchen „Einführung in die christliche Kirchenbaukunst von Dr. Ernst Ziegler. Mit 70 Abbildungen. Gütersloh, Bertelsmann 1900. 72 Seiten. 1,50 Mk. (geb. 2 Mk.) Sechstes Heft der Handreichung zur Vertiefung christlicher Erkenntnis, herausgegeben von Möller und Zöllner“ hält, was sein Name verspricht. Es stellt die Hauptsachen klar und einfach dar und setzt keine Vorkenntnisse voraus. In vier Kapiteln wird beschrieben der altchristliche, der romanische, der gotische Kirchenbau und der der Renaissance. In einem fünften werden die neueren Bestrebungen auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenbaus ausführlich geschildert, ein Auszug aus dem Kirchenbauwerk der Berliner Architekten von Fritsch, ohne daß der Verfasser für oder wider bestimmt Stellung nimmt; er will eben auch hier lediglich objektiv in die streitigen Fragen einführen. Die Abbildungen sind geschickt gewählt. Besonders freute es mich, einmal einem Bilde der Kathedra aus dem Dome zu Torcello zu begegnen. Torcello, das alte Altinum, liegt zwei Stunden nordöstlich von Venedig auf einer Insel und besteht jetzt nur aus einigen kleineren Häusern und zwei Kirchen. Der Dom stammt in seinen Grundteilen aus dem 7. Jahrhundert und zeigt auch heute, als große Seltenheit, in der Apsis die alte Anlage der Priesterbänke, welche im Halbrund der Chornische in der Art der Sitzreihen im antiken Theater aufsteigen. In ihrer Mitte führt eine steile Treppe zu dem erhöhten Bischofssitze hinauf, von dem aus der Bischof über den Altar hinweg zur Gemeinde sprach. —

In der Schrift „Das Kirchengebäude, seine Restaurierung und sein gottesdienstlicher Schmuck. Von J. Vollert, Pfarrer in Fürth. Nebst einem Anhang: Über Akustik und zweckmäßigste Größe der Kirchen. Von H. Steindorff, Professor in Nürnberg. Herausgegeben vom Vereine für christliche Kunst in der evangel. Kirche Bayerns. 2. Auflage. Nürnberg

1898. 10 Seiten, mit Abbildungen. 1 Mk.), ist mehr der Schwerpunkt auf die praktischen Fragen der Restaurierung und Ausschmückung der Kirchen gelegt, das geschichtliche und grundsätzliche Element tritt zurück. Wo es zum Ausdruck kommt, entspricht es dem Standpunkt kirchlicher und kunstgeschichtlicher lutherischer Orthodoxie mit lebhafter Abwehr aller neueren Bestrebungen, soweit sie sich namentlich auf die größere Betonung der Kanzel beziehen. Doch wird edler Renaissance mit einigen Einschränkungen und nur widerwillig das Recht gewährt, für Kirchengebäude verwendet zu werden; ehrwürdiger und mehr zur Andacht und Anbetung stimmend würden uns freilich stets Kirchen im romanischen oder gotischen Stile erscheinen. Das wertvollste ist der Anhang über akustische Fragen und Größenverhältnisse der Kirchen. Mit ihnen beschäftigt sich auch die Schrift von Albert Eichhorn, Regierungs-Baumeister: **Der akustische Maßstab für die Praxis der Bearbeitung großer Innenräume** in seiner Beziehung zu den musikalischen Harmonieen erläutert und nach seinen harmonischen Verhältnissen theoretisch berechnet und zeichnerisch dargestellt. Mit 1 Tafel und 8 in den Text gedruckten Figuren. Berlin, Schuster & Bufleb. 1899. 87 Seiten. 4 Mk. Ich erwähne diese Schrift nur aus Gewissenhaftigkeit, weil sie mir zur Anzeige in der Monatschrift zugegangen ist. Zu ihrer Besprechung bin ich bei mangelndem mathematischen Verständnis nicht im Stande. Physiker, Architekten, Musiker werden sie eher lesen und verstehen können, und wenn sich solche unter den Lesern dieses Blattes befinden, mögen sie sich die gelehrte Arbeit nicht entgehen lassen.

Neben ziemlich karger Schriftstellerei geht eine lebhafte kirchliche Bauthätigkeit her. Einzelne dieser neuen Bauten sind in der Monatschrift besprochen worden, auf andere gedenke ich noch zurückzukommen. Von den vielen Neubauten der jüngsten Vergangenheit sind einige wenige ganz nach modernen Grundsätzen errichtet, die meisten nach der hergebrachten Weise der vorletzten Jahrzehnte. Doch auch diese in mannigfacher Abweichung von den starren Forderungen der Romantik; man sucht weit emsiger als je zuvor die Kirche zu einem Predigtraum zu gestalten. So werden die Langschiffe immer kürzer und immer breiter, die ganze Bauart nähert sich dem Zentralbau.

Zu modernen Baugrundsätzen ist nun auch noch der moderne Baustil getreten, der Stil, der bis vor Kurzem als Jugendstil oder Sezessionsstil eine Widerspruch und Spott erfuhr. Den Anfang mit seiner Anwendung auf den Kirchenbau hat — ein erfreuliches Omen! — eine streng lutherische Gemeinde gemacht, die der Kreuzkirche zu Dresden. Ich verweise auf den betreffenden Aufsatz im 12. Heft des vorigen Jahrgangs (1900 Seite 349 ff.) von der Hand des Oberkonsistorialrats D. Dibelius, der als Oberpfarrer dieser Kirche freisinnig und feinsinnig genug war, seinen beiden Baumeistern Schilling und Gräbner bei der Wahl und Ausführung der Stilformen völlig freie Hand zu lassen, ja sie noch wacker mit Rat und That gegen allerlei Widerspruch und Zweifel zu unterstützen, als es galt, den modernen deutschen Stil kirchlich anzuwenden. Es gebührt ihm dafür ein voller Ruhmeskranz. Der Erfolg der Neuerung ist überraschend schön gewesen. In seiner großen Einfachheit und Klarheit, die frei ist von jeder prunkenden Überladung, zeigt sich dieser moderne Stil mit seinen großzügigen Linien und schlichten Ornamenten gerade auch für die evangelische Kirche als ganz hervorragend geeignet. Möchte dem vielversprechenden Anfang allerorten ein fröhlicher Fortgang folgen! Jedenfalls ist es glückverheißend, daß gerade in den evangelischen Hauptstädten Berlin und Dresden sich so viel Unbefangenheit findet, daß man den Kirchenbau nicht nach dogmatischer Schablone betrachtet, sondern nach rein praktischen und künstlerischen Erwägungen. Von hier aus werden sich die modernen Grundsätze und Stilformen weiterhin ausbreiten allem Widerspruche zum Trotz. Das ist so immer der Lauf der Dinge gewesen und wird sich auch in Zukunft bewähren. Was die klarste Erörterung kaum vermag, das erzwingt die Not des Großstadtlebens mit ihren praktischen Bedürfnissen. Und wonach in den Studierstuben und auf den Kathedern noch gescholten wird, das setzt sich sieghaft dort durch, wo künstlerisches Leben lebendig ist und das Auge sich rascher an das allerorten sichtbare Neue gewöhnt, als da, wo nur je und dann einmal ein Hauch neuzeitlichen Lebens hinüberweht. In diesen Fragen praktischer und künstlerischer Bethätigung ist das Leben allzeit mächtiger als der grüne Tisch.

Entwurf zu einer liturgischen Passionsandacht über das Kirchenlied „O Haupt voll Blut und Wunden"

von O. Thomas, Dresden

Vorspiel für Orgel über die Melodie des Liedes von Joh. Rudnau (1660) oder von D. Strunck (1601) — beide Stücke im Beispielband von Ritters Geschichte des Orgelspiels enthalten — oder von C. Piutti (aus op. 15) oder Einleitung zu Grauns „Tod Jesu" für Orgel (Präl. u. durchgeführter Choral) von Ernst Köhler (op. 15)

Strophe 1 Gemeindegesang

Schriftverlesung (aus der Passionsgeschichte die Verhöhnung und Verspottung Jesu (Markus 15, 16–20 oder Matth. 27, 27—31)

Strophe 2 („Du edles Angesichte") als Einzelgesang für Altstimmen mit Orgelbegleitung nach der Komposition von Fr. Mergner (aus dessen Liedern P. Gerhardts Nr. 21)

Strophe 3 („Die Farbe deiner Wangen") als Chorgesang im Choralsatz von J. S. Bach — siehe Choralbuch für evang. Kirchenchöre von Kümmerle Nr. 110 oder 111 — und zwar nach Es transponiert wegen des Anschlusses an das vorige Stück. Hierzu könnte ferner der Tonsatz von Joh. Crüger — Nr. 114 des gen. Buchs — ebenso transponiert verwendet werden, auch weil er den Choral in rhythmischer Fassung bringt und damit hier geeignete Abwechslung zur Art des Gemeindechorals bietet.

Strophe 4 und 5 („Nun was du, Herr", — „Erkenne mich") als Einzelgesang für Tenor mit Orgelbegleitung nach der Komposition von A. Winterberger (aus op. 52, Nr. 1, Abendmahlslied („Wie könnt ich sein vergessen") event. in As zu singen.

Strophe 6 („Ich will hier bei dir stehen") als Einzelgesang für Alt mit Orgelbegleitung nach der Komposition Mergners wie bei Strophe 2.

Strophe 7 („Es dient zu meinen Freuden") als Gemeindegesang

Ansprache. (In ihr ist des Dichters, der Entstehung der Dichtung und des Chorals sowie der Bedeutung und des Wertes beider zu gedenken und dem Inhalte des Liedes und seinen Beziehungen zu dem Einzelnen und der Gemeinde nachzugehen.)

Orgelspiel: I. Satz der Passions-Sonate (mit Durchführung unsrer Choralmelodie) von R. Bartmuß op. 21, — oder Präl. über 2 Themata aus Grauns „Tod Jesu" zum Choral „O Haupt" von Ad. Hesse — oder I. Satz (gleichfalls mit Choraldurchführung) der 1. Sonate von J. van Eyken op. 13, — oder Vorspiel Nr. 10 (mit Verwendung ders. Mel.) aus op. 17 von O. Thomas (bei der Wahl dieses letztgenannten Stückes müßte dann das folgende Lied in E-dur anstatt Es gesungen werden)

Strophe 8 („Ich danke dir") als Einzelgesang für Tenor oder Sopran mit Orgelbegleitung nach der Komposition von J. W. Franck (siehe dessen Geistliche Melodien, neubearbeitet von Engel, Nr. 12 „An deinem Kreuzesstamme")

Gebet

Strophe 9 („Wenn ich einmal") als Chorgesang im Tonsatz von J. S. Bach (siehe das Choralbuch für evang. Kirchenchöre von Kümmerle Nr. 115)

Schlußstrophe 10 („Erscheine mir") als Gemeindegesang

Anmerkungen. — Die einzelnen Strophen werden nicht etwa durch freies Orgelzwischenspiel verbunden, lieber mag manchmal eine kurze Pause eintreten. Die Stücke sind so ausgewählt, daß sie wohl zu einander passen. Bei einigen (auch der anschließenden Gemeindechoräle) ist ein Transponieren empfehlenswert. — Es ist vermieden, daß die Gemeinde zu oft den Choral anstimmt, was ermüdend wirken würde. — Durch Einreihung passender Einzelgesänge, wobei den Kompositionen der Text unseres Liedes unterzulegen ist, ist geeignete Abwechslung geschaffen. Bei diesen Einzelsängern könnte man auch an Maria und Johannes unterm Kreuz denken. — Für die Ansprache sind einige Winke beigefügt, damit auch dieser Teil der Andacht dem Ganzen harmonisch eingegliedert und durch ihn der Wert des Liedes und des Chorals der Gemeinde mehr erschlossen werde.

Liturgische Osterfeier

entworfen von **Friedrich Spitta.**

Bei dem Entwurf der folgenden Osterfeier haben mich zwei Erwägungen geleitet. Erstens in den liturgisch einfachsten Formen zu knapper Darstellung zu bringen, was die christliche Gemeinde am Osterfeste erlebt. Deshalb sind alle Responsorien u. dergl. dem einfach großen Wechsel von Gebet, Vorlesung, freier Rede und Gesang gewichen. Das Ganze gliedert sich in 1) Eingang, 2) drei Lektionen mit daran geschlossenen Gesängen des Chores und der Gemeinde, 3) zusammenfassende liturgische Ansprache und abschließenden Jubelgesang. Sodann habe ich bei den erwählten Chorgesängen vornehmlich Rücksicht genommen auf die Musikbeigaben der Monatschrift, besonders auf die zu dieser Nummer. Bei Angabe der Gemeindelieder bin ich dem neuen Gesangbuch für Elsaß-Lothringen gefolgt, in dem wohl alle die Osterlieder stehen, die sich im Laufe der Zeit als unentbehrlich herausgestellt haben, und einige andere, durch deren Verwendung unseren Gemeinden sehr wirksame Stücke neu zugeführt werden könnten.

Den **Eingang** bildet wie billig das uralte Osterlied „Christ ist erstanden“, das wie kein anderes unserem deutschen Osterfeste die charakteristische Signatur giebt. Entweder leitet es einfach von der Gemeinde gesungen die Vorlesung des Osterevangeliums ein, oder man läßt hinter der zweiten Strophe Raum für ein kurzes, flammendes Eingangsgebet des Pfarrers, das dann mit der dritten Strophe abgeschlossen wird, oder endlich der Chor stimmt die M. Schr. II S. 32 veröffentlichte, auch als Sonderdruck erschienene Motette von Succo „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ an, in die von einem starken Knabenchor die erste Strophe von „Christ ist erstanden“ hineingenommen wird; sodann folgt die Gemeinde mit der zweiten Strophe, darauf der kurze Gebetsruf des Pfarrers, endlich die dritte Strophe. Jede Verlängerung durch traditionelle Intonationen würde die kraftvolle Wirkung mindern.

Die drei Lektionen enthalten die Auferstehungsgeschichte (Matth. 28, 1—7, Mark. 16, 1—8, Luk. 24, 1—9), die erste Erscheinung des Auferstandenen (Joh. 20, 11—18) und die trostreiche Osterpredigt an die, welche den Herrn nicht gesehen und doch lieb haben (1 Petr. 1, 3—9). An die erste Vorlesung schließt sich entweder der schöne fünfstimmige Satz in dieser Nummer „Auferstanden, auferstanden“ oder das in fast allen Chorsammlungen stehende schwungvolle Lied „Macht hoch das Thor der Herrlichkeit“ oder, wenn man nur über einen Kinderchor verfügt, der dreistimmige Satz in unserer Nummer „Wandle leuchtender und schöner“. Darauf singt die Gemeinde aus Laurentius Osterlied Str. 1 „Wach auf, mein Herz, die Nacht ist hin“, Str. 5 „Geh mit Maria Magdalen“ und Str. 6 „Es hat der Löw aus Judas Stamm“. An die zweite Lektion schließt sich entweder vom Kinderchor gesungen eng und innig an „Ich sag es jedem, daß er lebt“ nach dem Satze in unsrer Nummer, oder die Ostermotette von Bortniansky „Fürchte dich nicht, ich bin der erste und der letzte“ (M. Schr. III S. 29). Die Gemeinde stimmt aus „Frühmorgens, da die Sonn aufgeht“ die Strophen an: „Lebt Christus, was bin ich betrübt“, „Mein Herz darf nicht entsetzen sich“, „Für diesen Trost, o großer Held“. Die letzte Vorlesung beantwortet die schöne Bach'sche Choralmotette „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, auf deren verbesserten Text in der Neuausgabe „Chöre zum Totenfest“ wir unsre Sänger noch einmal recht dringend verweisen möchten. Es wird dadurch unnötiges Ärgernis vermieden. Daß der sich anschließende Gemeindechoral kein anderer als „Jesus meine Zuversicht“ sein kann, versteht sich von selbst.

Die **Rede** hat kurz und kräftig zusammenzufassen, was aus den Lektionen resultiert, und so zum **Osterjubel** überzuleiten. Für diesen weiß ich nichts Wirkungsvolleres vorzuschlagen als „Triumph, Triumph, es kommt mit Pracht“ von B. Pistorius (Elf. Ges. B. Nr. 375), dessen Refrain „Triumph, Triumph, Viktoria und ewiges Halleluja“ jedesmal mit voller Orgel und Posaunenklang angestimmt werden sollte, und dabei müßten wo möglich auch die Glocken vom Turme einstimmen. — Längere gesprochene Schlußgebete sind nicht am Platze, sie würden einen fremden Ton in die Feier bringen. Der Pfarrer sollte kurz mit dem Segenswunsche Hebr. 13, 20. 21 schließen.

Kleine Mitteilungen.

Gesangbucheinführung im vorigen Jahrhundert. Bei Sichtung der Pfarrei-Archive in Balbronn Unter-Elsaß, ist mir folgender Erlaß ganz besonders aufgefallen. Er beweist, daß in der guten alten Zeit das Kirchenregiment im Elsaß etwas preußisch streng war und daß es immer dieselbe Geschichte ist, wenn neues eingeführt werden soll, dann aber auch, daß durch eine sonderbare Ironie gar oft die Nachkommen der Ungeschiedenen die fanatischen Verteidiger des von den Vätern Perhorreszierten werden!!

Extractus

Hochfürstl. Hessen-Hanau-Lichtenbergischen Consistorial Protocolli, sub dato Buchsweiler den 1 August 1781.

N. 1175. Serenissimi Hochfürstl. Durchl. resolviren auf dieses Collegii unterthänigste Anzeige folgendes gnädigst: Nicht auf 3 sondern auf 6 Monat soll derjenige suspendirt werden, der sich gegen das neue Gesangbuch ansehnt, oder sich gar in unschicklichen Ausdrücken dagegen äußert, und zum zweiten mal stehet die Cassation darauf, welches sammtl. Geistlichen zu ihrer Nachacht und Warnung bekannt zu machen ist.

Ist hieran Pfarrer Mall zu Balbronn zur Nachricht und Nachachtung und H. Reg. fiscal Rehfeld mit dem Anhang p. C. hN. Nachricht zu geben, daß er zu invigiliren und die Contravenienten bei diesem Collegio anzuzeigen habe.

Aus dem evangel. lutherisch Consistorio allda.

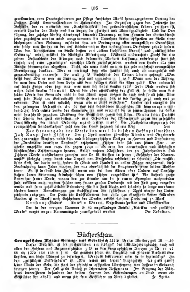
Pfr. C. A. Kiefer-Balbronn.

Carl Sell's gedankenreicher Vortrag „Zukunftsaufgaben des deutschen Protestantismus im neuen Jahrhundert“*) eine charakteristische Äußerung des durch Weite der Blicke wie des Herzens ausgezeichneten Verfassers, verdient im Leserkreis der Monatschrift besondere Beachtung, da Sell, eine vierfache (religiöse, kirchliche, politische und nationale) Aufgabe unterscheidend, in der Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes die kirchliche Zukunftsaufgabe des deutschen Protestantismus erblickt. Und das deshalb, weil das große Problem der Zukunft, die Gewinnung der entkirchlichten Massen, nur gelöst werden kann durch „eine innere Entwicklung des kirchlichen Protestantismus zur vollen Kraft gottesdienstlicher Leistungen, die dem ganzen Kirchenvolke etwas dem ähnliches gewährt, was bis jetzt nur einigen Auserwählten gegönnt ist beim Genuß der erhabensten Werke der Kunst. Die unstreitig reichste Quelle reinster Erbauung ist nämlich in diesem Jahrhundert gewesen die Aufführung der großen religiösen Tonwerke früherer Zeiten und der Gegenwart. Sie haben überall nach Tausenden zählende Festgemeinden gesammelt und in der unangreifbaren Wirkung der bezwingenden Gewalt der Töne haben heilige Schöpfungen dem Heiligsten auch die Gemüter Solcher gebeugt, deren Verstand dagegen meinte protestieren zu müssen.“ (Seite 24.) Also Evangelisation durch die Kunst! Sie ist dazu berufen, „denn noch bezwingt nichts so sehr die Herzen und neigt auch die von einander am weitesten getrennten einander zu als die Gewalt frommer, klarer, überzeugter Predigt in einer vollstimmigen Gemeinde, als die mystische Tiefe großer Musik in edlem himmelstürmendem Andachtsdrang.“ „Eine geradezu grenzenlose Steigerung aller dieser Wirkungen ist denkbar“ (S. 25). Darum gelte die Losung: die religiöse und kirchliche Kunst dem ganzen Volk, aus dessen Geist und Herz sie ja geboren ist! — Möge der Appell des Verfassers an recht vielen Orten gehört werden! Er wird sicherlich manchem die Augen öffnen für die Bedeutung einer Aufgabe, die noch vielfach in ihrer Wichtigkeit nicht genügend erkannt ist. Es sei daher die kleine Schrift als ein beredter Anwalt der Interessen, denen diese Zeitschrift dient, warm empfohlen!

O. Michaelis.

In Nr. 1—5 des „Schleswig-Holsteinischen Kirchenblatts“ (1901) macht A. Harder in Tetenbüll die neue schleswig-holsteinische Gottesdienstordnung zum Gegenstande einer eingehenden, freimütigen und sachkundigen Erörterung. Die Ordnung des Hauptgottesdienstes ist jetzt folgende: 1. Eingangslied. 2. Introitus. 3. Gloria patri. 4. Sündenbekenntnis. 5. Kyrie. 6. Gnadenverkündigung. 7. Gloria in excelsis (Pastor und Chor. Die Gemeinde „Allein Gott“). 8. Salutatio. 9. Kollekte mit Amen der Gemeinde. 10. Schriftlektion mit Halleluja. 11. Glaubensbekenntnis mit Amen (kann auch vor das allgemeine Kirchengebet treten oder mit dem Hauptliede zusammen durch ein Glaubenslied ersetzt werden). 12. Hauptlied. 13. Predigt. 14. Liedstrophe (Salutatio). 15. Abkündigungen. 16. Versikel. 17. Kirchengebet, aufgenommen durch „Erhör uns, Herr, Herr unser Gott u. s. w.“ oder Lobgesang. 18. Vaterunser mit gesungener Doxologie und eventuell Danklied. 19. Segen. — Harders Bedenken beziehen sich zunächst auf das Vorwort des Konsistoriums, das der neuen Ordnung beigegeben ist, und sodann auf den der letzteren

*) Tübingen 1900. M —.75.



gewidmeten vom Provinzialverein zur Pflege kirchlicher Musik herausgegebenen Vortrag des Pastors Prahl, Seminardirektors in Hadersleben. Im Gegensatz gegen das Interesse der Behörde, der es namentlich um „Einheitlichkeit“ des gottesdienstlichen Lebens zu thun ist, vertritt Harder das Recht und den Segen der Freiheit und Mannigfaltigkeit. Und die Verfügung, der zufolge künftig überhaupt keinerlei Neuerung in den Formen der Gottesdienste zugelassen werden wird, ausgenommen die Annahme dieser offiziellen an Stelle einer bisherigen alten Ordnung, erscheint ihm als Verleugnung aller evangelischen Grundsätze, wie solche von Luther an bis auf Schleiermacher ihre unbeugsamen Verfechter gehabt haben. Was das Konsistorium an Stelle dessen von „altem kirchlichen Brauch“ und „altkirchlicher Ordnung“ redet, erfährt die bündigste Abfertigung. Während andererseits Prahl die einzelnen Bestandteile der Liturgie nach bekannten Mustern tiefsinnig rechtfertigt, statt sich einfach auf eine „gereinigte“ römische Messe zurückzuziehen, werden von Harder alle jene Ansätze schonungslos abgethan. Nicht, als wäre nicht auch er für jede wahrhaft evangelische Bereicherung dankbar. Aber er verlangt, daß alle Zuthat sich auch als evangelisch und gemeindemäßig ausweise. So wird z. B. hinsichtlich des kleinen Gloria gesagt: „Was heißt das: Wie es war im Anfang, jetzt und immerdar u. s. w.? Wann war der Anfang, da man dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geist die Ehre gab? Wer antwortet auf diese Frage oder sagt uns, was man sich dabei denken soll? Sehr Viele werden sich nichts dabei denken können! Wenn das aber offenkundig der Fall ist, so sollte man doch solche Worte der Gemeinde nicht in den Mund legen, mögen sie auch noch so alt sein. Alles muß sein Recht im Gottesdienst dadurch erweisen, daß es sich kräftig zeigt, auch uns zu erbauen. Das ist nicht möglich, wenn wir es nicht verstehen.“ Harder tritt energisch für das gesungene Bekenntnis ein, da das (als besonderer liturgischer Akt keineswegs unentbehrliche) Bekenntnis Sache der Gemeinde sei, und verwirft die in seiner Heimat bis dahin nicht herrschend gewesene Wendung des Geistlichen gegen den Altar. Ob aber solcher Proteste den Strom der Zeit aufhalten, ob ins Besondere der Widerspruch gegen die gesetzliche Durchführung der neuen Ordnung irgend helfen wird? Der „Katholisierungsprozeß der evangelischen Landeskirchen“ geht vor der Hand siegreich seinen Weg. Sm.

Zur Herausgabe der Werke des weil. badischen Hofkapellmeisters Joh. Kasp. Ferd. Fischer. Am 1. April werden sämtliche Klavier- und Orgelwerke des genannten Meisters nebst bio- und bibliographischen Notizen in Format und Ausstattung der „Denkmäler deutscher Tonkunst“ erscheinen. Fischer hebt sich aus seiner Zeit — er wirkte ungefähr von 1695 bis gegen 1740 — als eine der vornehmsten und tüchtigsten künstlerischen Erscheinungen heraus. Selbst unseren Klassikern des 18. Jahrhunderts sind Fischers Werke wohlbekannt gewesen, wie Dr. M. Seiffert in seiner „Geschichte der Klaviermusik“ (Leipzig 1899) durch eine Anzahl von Beispielen erhärtet; er schreibt: „Die musikalische Luft, die darin weht, haben sie (Bach und Händel) in vollen Zügen eingeatmet, diese Beobachtung kann Jeder machen, der nur oberflächlich die Hauptwerke jener beiden Meister kennt. Es ist deshalb kein Zufall, wenn wir bei dem Einen oder Andern auf Tonsätze stoßen, deren Stimmung keimhaft schon von Fischer vorgebildet ist.“ Die äußerst große Seltenheit seiner Werke, wovon drei zur Stunde nur in je einem Exemplar nachweisbar sind, erklären auch, warum Fischer trotz seiner großen Verdienste mit der Zeit ganz vergessen wurde und seine geschichtliche Bedeutung für die Zeit Bachs und Händels so lange unerkannt bleiben konnte. Anmeldungen zur Subskription bis spätestens 1. April nimmt der Unterzeichnete entgegen. Der Preis für Subskribenten des circa 140 Großfolio-Seiten füllenden Bandes ist 10 Mark, nach Erscheinen des Werkes erhöht sich der Preis auf 15 Mark.

Konstanz (Baden). Ernst v. Werra, Orgelbauinspektor und Musikdirektor.

Der in der vorigen Nummer S. 62 angekündigte Artikel „Kritiken und praktische Winke“ mußte wegen Raummangels zurückgestellt werden. Die Redaktion.

Bücherschau.

Evangelisches Marine-Gesang- und Gebetbuch. 222 S. Berlin, Mittler, geb. M. —.50.

Dieses Büchlein ist im wesentlichen ein Abdruck des Militärgesangbuchs, auch mit allen den Fehlern und Ungenauigkeiten z. B. in den biographischen Notizen zu Nr. 16. 47. 55. 94. 127a. 130. 136 u. s. w. Es genügte schon ein Vergleich mit Fischers Kirchenlieder-Lexikon, um diese Mängel zu beseitigen. Weshalb konserviert man sie so hartnäckig? Zu den „geistlichen Volksliedern“ ist „Wir treten mit Beten“ hinzugesetzt. Es giebt gewiß keine Macht der Erde, die statt der schlechten offiziellen Übersetzung eine bessere in Gebrauch bringen konnte. Der Fall giebt Anlaß zu lehrreichen Reflexionen. Im Eingang des Büchleins interessieren besonders die beiden Formen des Gottesdienstes an Bord, wenn ein Geistlicher ihn abhält und wenn sich kein Geistlicher an Bord befindet. Fr. Spitta.

Vorträge gehalten bei der Missions-Jahrhundertfeier in Herrnhut vom 7.—10. Juni 1900. 95 S. Herrnhut, Missionsbuchhandlung. M [illegible]

Eine Anzeige dieser in jeder Beziehung ausgezeichneten Vorträge von Warneck, [illegible], H. Bauer, Buchner, E. Reichel an dieser Stelle ist veranlaßt durch den an dritter Stelle genannten über „Zinzendorf und die Brüdergemeine". Hier findet sich S. 61 ff. eine vortreffliche Charakteristik der liturgischen Bedeutung des Grafen. Fr. Spitta.

Renner, Josef, 2. Sonate (C-moll) für die Orgel. Op. 45. Regensburg, Bössenecker (A. Straube). Mk 5.

Als ich vor einiger Zeit über dieses Werk in einer „leider" deutschen Musikzeitung ein geradezu vernichtendes Urteil las, beschloß ich, mir diese Sonate zuzulegen und mich zu überzeugen, in wie weit jener Kritiker mit seinem so absprechenden Urteil im Rechte wäre. Allein bald überzeugte ich mich, daß er die Sonate, welche ich mittlerweile immer mehr schätzen und würdigen lernte, absolut nicht verstanden hatte. Gleich der 1. Satz (Molto moderato) setzt sehr interessant ein; es sind nur da Harmonieen begegnet, wie ich sie seit langer, langer Zeit unter den Neuheiten unsrer Orgelmusik vergeblich suchte. Und sodann sei sogleich bemerkt, was mich an dem Werk so sympathisch berührt: daß es durch und durch deutsch ist. Hier finden wir nie das leider so oft beliebte „Liebäugeln" mit dem Stil eines Guilmant oder Widor, der sich in Deutschland eines so großen Rufes erfreut! Gänzlich mit Unrecht! Ich hatte erst vor Kurzem Gelegenheit, 2 Orgelsätze von diesen beiden Komponisten zu sehen, welche mich (wie immer!) geradezu mit Entsetzen erfüllten. Welche „Plattheit" der Erfindung! Welche geradezu Abscheu erregende Schreibweise für die — Orgel, wie sie uns Deutschen, die wir unsern Geschmack an J. S. Bach gebildet haben, für immer unannehmbar bleiben muß! Renners Sonate hält sich von Anlehnungen an den Stil jener Komponisten vollständig fern, und das ist ein Verdienst, das ich ihm nicht hoch genug anrechnen kann. Das Eine, was ich von Renner nur noch erhoffe, ist, daß seine Tonsprache für die Orgel noch herber, noch männlicher, noch „unbequemer" werden möchte. Der 1. Satz und das Adagio enthalten hie und da Anklänge an Mendelssohn; sie vermögen zwar die Eigenart des Komponisten nirgends ernstlich zu schädigen, machen aber doch in mir jenen oben angedeuteten Wunsch rege. Ganz ausgezeichnet gelungen ist die den Schlußsatz bildende Passacaglia, auf einem schönen Thema, dem sich eine reiche Folge von charakteristischen Variationen auf, die alle bei ausgezeichnetem Orgelsatz und wirkungsvoller Abwechslung dem Autor das Zeugnis eines äußerst gewiegten, erfindungs- und empfindungsreichen Kontrapunktikers ausstellen! Möchte Renner der Organistenwelt recht bald weitere, ebenso hervorragende Werke schenken — meiner freudigsten Anerkennung darf er immer sicher sein. Max Reger.

Karl Pottgießer, Das dreizehnte Kapitel der ersten Epistel St. Pauli an die Korinther. Für Baritonsolo, gemischten Chor, Orchester und Orgel. München, Otto Bauer & Co. Klavierauszug Mk 4. Chorstimmen Mk 2.

Ein Werk, das man allen Chören (geistlichen wie weltlichen) nur wärmstens empfehlen kann. Der Komponist schreibt stets einen wohlklingenden, echt harmonischen Satz und hat besonders dem Baritonsolo eine höchst dankbare Aufgabe zugewiesen. Nach einer stimmungsvollen, ganz dem weihevollen Texte entsprungenen Einleitung getragenen Charakters beginnt der Bariton ausdrucksvoll, nach entsprechenden Abschnitten vom Chor unterbrochen. Sehr schön ist der Chor „Die Liebe ist langmütig, freundlich" u. s. w., dem sich ein fugenartiger Satz von eindringlichster Harmonik und Polyphonie anschließt. Besonders schön gesungen ist der Teil „Da ich ein Kind war", das ist Musik, die ohne alle Prätension auftretend durch ihren gewaltigen Inhalt den Hörer nur erbauen kann. Als den Höhepunkt des Werkes möchte ich die nach längerem instrumentalen Zwischenspiel einsetzende Fuge „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe" rc. bezeichnen, die von großer kontrapunktischer Meisterschaft ihres Autors zeugt. Nach einem gewaltigen Höhepunkte (Seite [illegible] des Klavierauszuges) verklingt das Werk in poesievollster Weise in leisem pp. Der Komponist hat seinem Werke ein sehr wirkungsvolles instrumentales Gewand verliehen, sich aber anerkennenswerter Weise in seinen Mitteln auf die Besetzung des üblichen Symphonieorchesters beschränkt. Vielleicht kann er sich entschließen, einen Auszug für Orgel allein herzustellen, damit auch solche Vereine, die über kein Orchester verfügen, sich und ihre Zuhörer an der so stimmungsvollen, wärmstens zu empfehlenden Komposition erbauen können. Max Reger.

Arnold Mendelssohn, Auferstehung. Ein altdeutsches Volkslied für Altsolo, gemischten Chor, kleines Orchester und Orgel. Berlin, Ries & Erler. Part. Mk 4.50. Klavierauszug Mk 2.40.

Seiner Passions-Ballade „Das Leiden des Herrn" (vgl. M. Sch. V, 66) hat Mendelssohn mit obiger Komposition ein Seitenstück für Ostern gegeben, auf das unsre Vereine für kirchliche Aufführungen in der österlichen Zeit hiermit hoffentlich noch rechtzeitig aufmerksam gemacht werden. Diese Art der kirchlichen Musik liegt offenbar der Eigenart M.'s besonders nahe. Er versteht es meisterhaft, mit seiner Kunst den Gehalt jener alten volkstümlichen Dichtungen, die den modernen Leser oft seltsam anmuten, zu entbinden. Die Ausführung ist nicht besonders schwer und bei der Beschaffung des kleinen Orchesters wird es nur hier und da seine Schwierigkeit haben, daß neben den Streichinstrumenten und den Hörnern eine Harfe nötig ist. Fr. Spitta.

Notenbeigabe.

Sechs drei- und fünfstimmige Lieder für Passion und Ostern, gesetzt von Max Reger.

1. Der du, Herr Jesu.

Ziemlich langsam — 1676

1. Der du Herr Jesu Ruh und Rast in deinem Grab gehalten hast, gib, daß wir in der Ruhen all und unser Leben dir gefall.

2. Der leih, o Herr, uns Stärk und Mut, die du erkaufst mit deinem Blut und führ uns in das Himmelslicht zu deines Vaters Angesicht.

3. Wie danken dir, o Gotteslamm, getötet an des Kreuzes Stamm, laß zu uns Sündern deine Pein den Eingang in das Leben sein.

Georg Werner. 1569—1645.

2. So ruhest du.

Langsam 1628

1. So ruh-est du, o mei-ne Ruh, in dei-ner Gra-bes-höh-le und er-weckst durch dei-nen Tod mei-ne to-te See-le.

2. Man senkt dich ein nach vie-ler Pein, du mei-nes Le-bens Le-ben. Dich hat jetzt ein Fel-sen-grab, Fels des Heils, um-ge-ben.

3. Ach bist du kalt, mein Hort und Halt? Das macht dein hei-ßes Lie-ben, das dich in das kal-te Grab mir zu gut ge-trie-ben.

Salomo Franck, 1659—1725.

5. Ich sag es jedem.

Bewegt

1. Ich sag es je - dem daß er lebt und auf - er - stan - - den ist, daß er in un - - ser Mit - te schwebt und e - wig bei uns ist.

2. Ich sag es je - dem, je - der sagt es sei - nen Freun - - den gleich, daß bald an al - - len - Or - ten tagt das neu - e Him - mel - reich.

3. Jetzt scheint die Welt dem neu - en Sinn erst wie ein Va - - ter - land, ein neu - es Le - ben — nimmt man hin ent - zückt aus sei - ner — Hand.

Friedrich von Hardenberg (Novalis) 1772—1801

4. Wandle leuchtender.

Etwas lebhaft

1745

1. Wand-le leuch-ten-der und schö-ner Oster-son-ne dei-nen Lauf,
denn dein Herr und mein Ver-söh-ner stieg aus sei-nem Gra-be auf!
Als das Haupt er ster-bend beug-te, bargst du dich in näch-t'gem Flor;
doch jetzt komm her-vor und leuch-te, denn auch er stieg längst em-por.

2. Er-de, die sie dich im Fin-den un-ter dei-nem Him-mel sah,
denn dein Herr ist nicht ge-schie-den, er zer-brach des To-des Haus.
Dei-ne star-ken Fel-sen beb-ten, als er sei-nen Geist ver-haucht;
grü-ße nun den Neu-be-leb-ten, wonn-e-voll in Licht ge-taucht!

3. Sieh, dein Herr ist auf-er-stan-den, daß du kün-nest auf-er-stehn,
aus der Sün-de Haft und Ban-den in die schön-ste Frei-heit gehn.
Willst du ihm dich nun er-ge-ben, sieh'st er dei-ne Fes-seln ab,
und du siehst dein al-tes Le-ben hin-ter dir als lee-res Grab.

Karl Johann Philipp Spitta, 1801—1859.

5. Herr, deine letzten Worte.

Ziemlich langsam — 1842

1\. Sopran — 2. Sopran — Alt — Tenor — Baß.

1\. Herr dei - ne letz - ten Wor - - te die
die an des To - des Pfor - - te ge-

2\. Herr dei - ne gro - ße Lie - - be laß
Ob al - les auch zer - - - stie - - - be, so

3\. In der nur such ich Frie - den, du
da, oh - ne zu er - mü - den, du

1\. um der hei - ßen Schmer - zen die laß mich wohl be - den - ken und
drun - gen aus dem Her - zen

2\. mich dar - aus er - se - hen Ich halt es fest im Glau - ben, kein
bleibt mir die - se ste - - hen

3\. hast in mir er - run - gen Dich Herr nur faß ich kind - lich und
Höll und Welt be - zwun - gen

poco a poco rit.

Friedrich Weyermüller, 1840—1871.

6. Auferstanden.



1. uns ver - söhnt! O wie hat nach Schmerz und Schan - den Gott mit Eh - ren
2. Is - ra - els Got - tes Hand hielt dei - ne See - le dei - nen Leich - nam
3. Gra - de tief. Wie war dir Sohn zu Mu - te, da dem Va - ter
4. Got - tes - held der du Hei - land al - ler Sün - der, der, du Kö - nig

1. dich ge - krönt, wie dein Lei - den, die ver - gol - ten
2. schloß ein Fels. Um dich wei - nen Be - trüb - te
3. Lie - be rief un - ter dir der Fels er - beb - te
4. al - ler Welt! Schnell ent - ris - sen al - len Ban - den

mp *f* *mf* *cresc.* *do* *ff*

1. wie be-schämt der Fein-de Schar die dich Herr ver-til-gen woll-ten dich der sein wird ist und war!

2. wie dich lach-te Fein-des Spott A-ber du warst der Ge-lieb-te Got-tes und Gott war dein Gott.

3. Got-tes Licht durch Näch-te drang Got-tes Geist dich neu be-leb-te En-gel-heer Tri-umph dir sang

4. hat dich Gott Wie schön bist du Herr wie herr-lich auf-er-stan-den nach der kur-zen To-des-ruh!

Johann Kaspar Lavater, 1741—1801.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 25 Pf., die 1 ganze Seite 24 M., ½ S. 13,50, ¼ S. 7,60 M.

Friedrich von Hardenberg (Novalis) und seine geistliche Dichtung

von Superintendent **Nelle** in Hamm

Friedrich von Hardenberg starb am 25. März 1801 im noch nicht vollendeten neunundzwanzigsten Lebensjahre. Unter den Dichtern unseres evangelischen Gesangbuches zählen wir nicht wenige frühvollendete. Joachim Neander war dreißig Jahre alt, als er starb, Johann Heinrich Schröder einunddreißig, Johann Kaspar Schade zweiunddreißig. Aber sie und alle anderen gleich ihnen früh heimgerufenen haben in ihren Liedern nur gesungen, was in ihren Kreisen als christliches Zeugnis schon in seiner Eigentümlichkeit eine klare und feste Ausprägung erhalten hatte. Novalis dagegen ist der Herold, der Prophet einer neuen Weise des heiligen Liedes, die vor ihm und neben ihm so keiner sang. Nicht nur inmitten der greisenhaften Aufklärung seiner Zeit, sondern ebenso inmitten der ihn umgebenden jugendfrischen Romantik steht er mit seinem geistlichen Liede wunderbar einsam da, eine Stimme in der Wüste, eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Das giebt seiner Erscheinung etwas geradezu einzigartiges.

Novalis ist unter den Romantikern der bedeutendste Dichter. Aber er ist auch darin Romantiker, daß er zugleich Denker ist. Mit der schöpferischen Intuition paart sich bei ihm die kritische Reflexion. Freilich, auf beiden Gebieten hat er es zu keiner vollen Reife gebracht. Als Präludium, Fragment, Bauriß, Werkstücke viel mehr, denn als ausgeführter Bau muten seine Schöpfungen uns an. Das Ahnungsvolle des Vorfrühlings ist das Lebenselement dieses Dichters und Denkers. Gewiß, das erhöht den Zauber, mit dem er auf uns wirkt. Gern malen wir es uns aus, was für Früchte dieser Geist gezeitigt hätte, wenn er zu seiner vollen Kraft und Reife gelangt wäre. Aber er ist eben auch darin ganz Romantiker, daß er das Unreife nirgends völlig hat abstreifen können. Den bekannten Ausspruch, den Goethe im Unmut über die romantische Schule gethan

hat, mag man mit Fug und Recht so abwandeln, daß man sagt: Das Klassische ist das Reife, das Romantische das Unreife. Aber bei Novalis, der schier ein Jüngling noch aus diesem Leben hinweggenommen ward, erscheint uns der Mangel an voller Ausreifung als etwas natürliches, seinen Jahren, seiner Entwicklung gemäßes. Der Kirche ist es längst gelungen, das als allzu auffällige störende, bedenkliche in seinen Liedern mit leiser Hand zu beseitigen, so daß die Gemeinde sich an ihnen erbauen kann. Aber es gewährt einen hohen Genuß, in alle fünfzehn geistliche Lieder des Dichters in ihrer ursprünglichen Gestalt sich zu vertiefen und so der bedeutenden Eigentümlichkeit inne und froh zu werden, die sich in ihnen rein und wahr ausspricht. An Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit übertrifft dieser geistliche Dichter doch alle, die nach ihm in der evangelischen Kirche dem heiligen Rufe „Singet dem Herrn ein neues Lied“ gefolgt sind. Er ist der Chorführer unter den geistlichen Lyrikern des 19. Jahrhunderts.

Es ist oft mit Dank und mit Klage davon die Rede gewesen, wie tief und nachhaltig die Romantik auf das christliche und kirchliche Leben des neunzehnten Jahrhunderts eingewirkt hat. Ihre Wirkungen sind nicht überall segensvolle gewesen, aber doch vorwiegend segensvolle. Im Banne der Romantik war Schleiermacher, als er — genau zu der Zeit, als Novalis seine Lieder dichtete, 1799 — die Schrift schrieb, welche eine entscheidende Wendung in der Theologie wie im kirchlichen und christlichen Leben bedeutet: die Reden über die Religion. Diesen Reden sind Novalis Lieder kongenial. Schleiermacher ist der Prophet, Novalis der Priester des neuen Glaubenslebens. Schleiermacher ruft in den Vorhöfen, Novalis waltet des heiligen Gebets und Opferdienstes im Heiligtume. Schleiermacher wußte, so bald Novalis Lieder erschienen, was für ein vorsehungsvolles Zusammentreffen das gleichzeitige Heraustreten beider christlichen Zeugnisse bedeute. Novalis hätte es ebenso gewußt und gewertet, wenn er die Reden so hätte können auf sich einwirken lassen — der Tod verhinderte es —, wie Schleiermacher die Lieder. Bekannt sind die Worte, die Schleiermacher über Novalis Lieder in die zweite Ausgabe seiner Reden (1806) einfügte. Sie versetzen uns so unmittelbar in jene merkwürdige, einzige Zeit, daß wir auch hier nicht umhin können, sie wiederzugeben: „Nur schweigend, denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte, will ich euch statt alles anderen hinweisen auf ein herrliches Beispiel, das ihr alle kennen solltet, ebenso gut als jenes (Spinoza), auf den zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling, dem alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht, den ihr, wiewohl er kaum mehr als die ersten Laute wirklich ausgesprochen hat, den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen seltenen, die ebenso tiefsinnig sind als klar und lebendig. An ihm schaut die Kraft der Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemüts, und bekennt, wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Künstler fromm sein und Christum lieben wie Novalis, dann wird die große Auferstehung gefeiert werden für beide Welten.“ Und in den Erläuterungen fügt Schleiermacher später klagend hinzu: „Viele tändelten damals in flacher Poesie mit Religion und glaubten damit dem tiefsinnigen Novalis verwandt zu sein.“ „Novalis wurde von den Nüchternlingen als schwärmerischer Mystiker verschrieen.“

Schleiermacher ist es denn auch ohne Zweifel gewesen, auf dessen Veranlassung Novalische Lieder in das Berliner Gesangbuch von 1829 Aufnahme gefunden haben. Es sind die vier auch heute noch verbreitetsten. Ich sag es

jedem, daß er lebt, Was wär ich ohne dich gewesen, Wenn alle untreu werden, Wenn ich ihn nur habe. (Letztere drei bezeichne ich hernach in den Aufzählungen der Kürze wegen als die drei W-Lieder.) Auch hat Schleiermacher lediglich ein mal, und zwar zu Gunsten Novalis'scher Strophen, von seiner Gewohnheit, kein Liedeswort in seine Predigten einzuflechten, eine Ausnahme gemacht. Es waren die vier Anfangs- und die vier Schlußzeilen des Liedes Wenn alle untreu werden, mit denen Schleiermacher unter strömenden Thränen eine Predigt über das Heilandswort „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch" schloß.

Aber das Berliner Gesangbuch von 1829 war nicht das erste, das Lieder unseres Dichters aufnahm. Meines Wissens ist das älteste, in dem sich Novalis-Lieder finden, das Bergische von 1808. Das Buch, sonst ganz unberührt vom Geist der Romantik, von zeitgenössischen Liedern lediglich die aufklärerischen berücksichtigend, hausbacken und trocken, enthält kein Lied von Zinzendorf, keins von Tersteegen, aber von Novalis sechs, außer den oben genannten vier noch Wer einsam sitzt in seiner Kammer und Unter tausend frohen Stunden. Dies letzte ist eine merkwürdige Komposition: an die erste Strophe dieses Liedes ist gefügt die letzte des Liedes Weinen muß ich, immer weinen. Dieselbe zweistrophige Zusammensetzung steht im Rheinisch-Westfälischen Gesangbuche von 1834 und ist daraus auch in das von 1892 übergegangen. Es war das Lieblingslied des seligen Generalsuperintendenten Nieden in Coblenz. — Eine schöne, seither in der Geschichte der Wiedereinführung des unverfälschten Kirchenliedes im 19. Jahrhundert zumeist übersehene kleine Sammlung gab J. A. Rauie in Erlangen 1818 heraus: Auserlesene christliche Lieder. Sie enthält von Novalis das Abendmahlslied und die beiden Wennlieder (Wenn alle —, Wenn ich —).

Fünf der sechs Lieder, die im Bergischen Gesangbuche (Elberfeld 1808) stehen, lassen sich auf bekannte Kirchenmelodieen singen. Das sechste, der eigentliche Inbegriff Novalis'scher Geistesart, ist durch einen charakteristischen Versbau ausgezeichnet: Wenn ich ihn nur habe. Diesem Liede giebt das Choralbuch für das Großherzogtum Berg 1809 seine erste eigene Melodie; sie ist aber, wie auch die folgenden, die bald ziemlich zahlreich zu ihm geschaffen wurden (bis zum Jahre 1829 schon neun), nicht volkstümlich geworden. Nur zwei haben sich erhalten, die von Luise Reichardt, die in den Kreisen des Rauhen Hauses bis heute gesungen wird, und die allgemein verbreitete von Karl Breidenstein, 1825 in Bonn geschaffen. Trotzdem schon sechs Melodieen zu diesem Liede gedruckt waren, zwängte das Berliner Gesangbuch von 1829 das Lied doch durch Umdichtung in das Prokrustesbett des Versmaßes „Unser Herrscher, unser König". Ihm folgte darin leider das Rheinisch-Westfälische von 1834 und das Hamburger von 1842.

Bunsen gab 1832 mit treffender Charakteristik des Dichters in seinem Gesangbuche die beiden Lieder Was wär ich ohne dich gewesen und Wenn alle untreu werden, Rambach im selben Jahre in seiner Anthologie die vier des Berliner Gesangbuches von 1829, aber natürlich in ursprünglicher Gestalt. Der Berliner Liederschatz dagegen bot im Jahre 1832 unter 2020 Liedern keins von Novalis — stand er doch überhaupt im Gegensatze zu Schleiermacher und dem Berliner Gesangbuche von 1829. Erst seine zweite Ausgabe (1842) hatte, und zwar im Nachtrage, die drei W-Lieder.

Die Gemeindegesangbücher der ersten Reformperiode in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts enthalten meist die vier Lieder aus Berlin

1829, bisweilen noch ein oder das andere dazu (Trier 1830 z. B. im ganzen sechs darunter). Ich weiß nicht, was ich suchen könnte.

Von den Liedersammlungen der zweiten Reformperiode des Jahrhunderts gehen mehrere gänzlich und grundsätzlich an Novalis vorüber, so Stip's „Unverfälschter Liedersegen" (1852) und das Bayerische Gesangbuch (1855). Das Minden-Ravensbergische (1853) dagegen enthält wenigstens die drei W. Lieder.

Die Liedersammlungen der dritten Reformperiode des Jahrhunderts (seit den siebziger Jahren) würdigen den Romantiker unbefangen, indem sie meist die vier Lieder aus Berlin 1829 darbieten, jedoch in einer Fassung, die dem Dichter besser gerecht wird, als das 1829 der Fall sein konnte.

An liebevoll eingehender Würdigung seiner geistlichen Dichtung hat es dem frühvollendeten Sänger nicht gefehlt. Nachdem Tieck ihm in der Ausgabe seiner Schriften ein biographisches und litteraturgeschichtliches Denkmal gesetzt hatte, das Just und andere ergänzten, haben ihn, um von den Litterarhistorikern (wie R. Haym) zu schweigen, Dilthey, der Biograph Schleiermachers (in den Preußischen Jahrbüchern 1865), W. Beyschlag in der Ausgabe seiner Gedichte (1869) und in seiner Rektoratsrede, 1895 (Deutschevangelische Blätter 1895) und G. Baur (1877) eindringend charakterisiert. Die Unbill, die Friedrich Schlegel dem verstorbenen Freunde zugefügt, indem er seine unreife, nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Arbeit über „Die Christenheit oder Europa" 1826 veröffentlicht hat, wobei er Novalis vernichtende Kritik über Rom und das Papsttum einfach gestrichen hat, während er die aus geschichtlicher Unkenntnis stammenden ungünstigen Stellen über Luther und die Reformation unangetastet hat stehen lassen („echt ultramontane Geschichtsfälschung"), diese Unbill ist aufgedeckt und wett gemacht durch die „Nachlese aus den Quellen des Familienarchives", welche 1873 in Gotha erschienen ist („Friedrich von Hardenberg. Von einem Mitglied der Familie". Zweite Auflage 1883). Das Buch bietet auch sonst die wertvollsten urkundlichen Aufschlüsse über das äußere und innere Leben des Dichters und weist u. a. seine evangelische Gesinnung gegenüber allen gegenteiligen Ausstreuungen unwidersprechlich nach. Neuerdings haben C. Busse und E. Heilborn intensive Studien über Novalis veröffentlicht, E. Heilborn hat dazu den handschriftlichen Nachlaß des Dichters durchforscht, aus dem er auch eine kritische Ausgabe der Werke Novalis' neu gestaltet hat. Eine scharfe Kritik der mystischen und pantheistischen Elemente in des Dichters Weltanschauung bietet die Schrift von Schubart über ihn (Gütersloh 1887). Sie ist aus demselben Gesichtspunkte geschrieben, aus dem mehrere Gesangbücher der fünfziger Jahre keinem Liede von Novalis Einlaß gewährt haben. Wollte man überall mit einem solchen Maßstabe messen, so würden auch Scheffler, G. Arnold, Zinzendorf, Tersteegen aus den evangelischen Kirchengesangbüchern auszuweisen sein, ein Kanon, den unsere Kirche seit Thomas Münzers und Adam Reusners Tagen bis heute abgelehnt hat.

Novalis Einwirkung auf die geistliche Poesie des 19. Jahrhunderts ist eine tiefe und nachhaltige gewesen. Wir finden sie bei Männern wie Schenkendorf und de la Motte Fouqué, vor allen Dingen aber bei zahlreichen Dichterinnen. Nennen wir unter ihnen nur Luise Hensel. Ja, was schon Schleiermacher bekannte, zeigt sich durch das ganze Jahrhundert, an dessen Schwelle Novalis steht, gerade mit seinem weichen, weiblichen Tone, mit einer gewissen Thränenseligkeit ist er vorbildlich geworden für das geistliche Volkslied der letzten drei Menschenalter. Wie das heilige Volkslied des 16. Jahrhunderts auf den mannhaften,

heldenhaften Ton gestimmt, den uns Treitschke in seinem bekannten Wort so treffend charakterisiert hat, so ist das des 19. Jahrhunderts zart, duftig, unfest, nicht selten unklar und verschwommen nach Form und Gehalt. Wohl kennt unser Jahrhundert neben den Dichtern und Dichterinnen der spielenden, seufzenden, thränenseligen Lieder eine andere Geisterreihe unter den Schöpfern geistlicher Lyrik — Namen wie Arndt, Knapp, Spitta bezeichnen sie —, aber daß unser christliches Volk jene weichen, weiblichen Lieder vor allem liebt, ist nicht zu leugnen. Und hier haben wir eine nicht erfreuliche Nachwirkung des von Novalis angeschlagenen Tones.

Aber man würde Novalis einseitig beurteilen, wenn man nur auf das zarte, mystische, individualistische in ihm blicken wollte. Er ist der Sänger der **Jesusliebe**, das ist gewiß. Seine ernsten, tiefsten Lieder, ja eigentlich alle seine Lieder atmen Liebe zum Heilande und nichts als sie. Das giebt ihnen die leise, zwingende Macht über die Gemüter, daß sie nicht über Christum reden, sondern Christum bekennen und bezeugen in lauterster innerer Wahrheit, aus persönlicher Erfahrung in freudigster Gewißheit. Hierin knüpft Novalis an den Pietismus der Brüdergemeine an. Aber er thut es nicht historisch, nicht bewußt. In voller Freiheit und Ursprünglichkeit entquillt ihm das Bekenntnis seines persönlichen Verhältnisses zum Heilande, dessen Ausdruck sich mit dem der Sänger der Brüdergemeine berührt und doch wieder von aller früheren und zeitgenössischen Poesie so weit entfernt, ein so entschieden neues ist.

Aber neben dem Zuge der Jesusliebe ist noch ein anderer in dem Dichterantlitze Hardenbergs klar und fest ausgeprägt. Das ist der des frischen, kühnen **Werbens** für den Herrn und sein Reich. Wieder und wieder brechen bei Novalis Stimmen einer missionierenden Energie der christlichen Liebe hervor, Ahnungen und Weissagungen, welche das **Missionsjahrhundert** und seine äußere und innere Mission voll und froh einlauten. „O geht hinaus auf allen Wegen und ruft die Irrenden herein ....“ Ein Lied beginnt: „Wer einsam sitzt in seiner Kammer und schwere bittre Thränen weint ....“ Aber nicht in dieser Weise geht es fort. Nein, der Dichter sieht einen Menschen ohne Halt und Heil allein und irre umherschweifen und bricht in die Worte aus:

Ich fall ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst wie dir zu Mut,
Doch ich genas von meinem Harme
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb,
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb. —

In dem Osterliede „Ich sag es jedem, daß er lebt“ heißt es: „Ich sag es jedem, jeder sagt es seinen Freunden gleich ....“

Aus alle dem wird klar: Der Dichter kündigt nicht einer nur genießenden, sondern einer Heilandsliebe voll Wagemut und Werbelust.

Und auch diese Seite in Novalis Lebensanschauung weist auf die Brüdergemeine und ihren Stifter zurück. So ist er auch ein Glied in jener Geisterkette, die den schwärmenden und dauernden, den eifervollen und thatenfrohen Pietismus des 18. Jahrhunderts mit dem gottinnigen und weltoffenen, geduldigen und energischen Missionssinne des 19. Jahrhunderts verbindet.

Wohl tragen Novalis Dichtungen deutliche Spuren des unfertigen Charakters ihres Schöpfers, des ringenden und gährenden Charakters ihrer Zeit,

Aber in ihrer Tiefe und Wahrheit erheben sie sich so hoch über das, was ihrer Zeit eigentümlich war, in ihrer christlichen Intuition erscheint der jugendliche Dichter so über sich selbst hinausgehoben, daß sie noch lange geliebt und gesegnet in der Christenheit fortleben werden.

Einige Gedanken über die vom Grafen Zinzendorf ausgegangenen Anregungen auf liturgischem Gebiet

von Missionsdirektor a. D. G. **Burkhardt** in Herrnhut

Das Jahr 1900 hat das Gedächtnis des Grafen Zinzendorf erneuert. Man hat sich dessen erinnert, was von diesem Gottesmann ausgegangen ist in Wort und That. Namentlich hat man seine Verdienste hervorgehoben um die Einigkeit der Gläubigen untereinander nach Joh. 17, 21, um die Konzentrierung des Glaubenslebens auf die Person Christi, um die Pflege der Gemeinschaft gläubiger Christen in privaten Erbauungsstunden. Weiter hat man der segensreichen Anregung gedacht, die er dem Werk der Heidenmission gegeben hat. Es ist wohl nicht zu spät, wenn wir heut noch nachträglich auf ein besonderes Verdienst hinweisen, das er gehabt um die liturgische Gestaltung des Gottesdienstes.

Zinzendorf steht mit seiner Pflege erbaulicher Privatversammlungen auf dem Boden Speners. Während aber bei Spener und seinen Anhängern in ihren Versammlungen das gemeinsame Bibellesen und die Bibelbetrachtung im Vordergrund stand, fügte Zinzendorf ein neues, eingehendes Moment hinzu: den gemeinsamen Gesang. Nicht daß dieser in den Versammlungen Spenerischer Observanz gefehlt hätte. Aber während der Gesang dort nur etwa den Rahmen bildete, giebt es bei Zinzendorf Versammlungen, in denen er in erster Linie steht, ja das Eigentliche und Wesentliche der Erbauung bildet und die Versammlung nahezu ausschließlich beherrscht. Zinzendorf selbst hatte musikalische Begabung und war ein großer Freund des Gesanges. Gleiche Gesangesfreude fand er bei den um ihres evangelischen Glaubens willen ausgewanderten Mähren, die sich in Herrnhut niederließen. Auch in den Dörfern der Oberlausitz liebte man den Gesang. So kam es, daß, während Zinzendorf bei seinen Privatversammlungen in Dresden noch ganz die Spenerische Weise befolgt hatte, in Herrnhut und Berthelsdorf sich neue Formen ausbildeten, Formen, in denen der Gesang zu vollerer Geltung kam.

Wenn Zinzendorf, von den Staatsgeschäften in Dresden beurlaubt, sich mit seiner Gemahlin in Berthelsdorf aufhielt, sammelte er als christlicher Gutsherr eine Schloßgemeinde um sich, die aus den Bewohnern des Schlosses und christlichen Freunden aus dem Dorf bestand. Mit dieser Schloßgemeinde hielt er häufige Erbauungsstunden. Dasselbe geschah später in Herrnhut mit den dort angesiedelten Exulanten, namentlich von 1727 an. An beiden Orten nun wurde die Form der Versammlungen bald sehr beliebt, die man „Singstunden“ nannte. Zinzendorf

selbst oder ein anderer Teilnehmer der Versammlung stimmte einen einzelnen Vers aus irgend einem größeren Lied an, der den Anwesenden bekannt war. Nachdem dieser Vers von der ganzen Versammlung gesungen worden war, folgte ein zweiter, ein dritter und so fort. Aber diese folgenden Verse waren wieder anderen Liedern entnommen. Nie sang man ein ganzes Lied hintereinander, sondern man baute aus einzelnen, verschiedenen Liedern entnommenen Versen gleichsam ein neues Lied mit wechselnden Rhythmen auf. Allen diesen verschiedenen Versen lag aber ein leitender Grundgedanke, eine bestimmte christliche Idee, eine gemeinsame Stimmung zu Grunde. So bildeten sie ein liturgisches Ganze voll wechselnder Melodien in schönster Harmonie. Und das subjektive Moment in der Sache war gerade das Bauende und Bindende.

Dazu kam aber noch ein Besonderes, das dem Gesang erst die rechte Weihe gab. Zinzendorf hatte im Jahre 1721 bei seinem Aufenthalt in Oberfranken, wo er längere Zeit bei einer verwandten Familie zum Besuch war, einen jungen Menschen kennen gelernt, einen fränkischen Bauernknaben, der bei einer umherziehenden Musikbande thätig war. Sowohl die hervorragende musikalische Begabung des Knaben als auch sein ansprechendes Auftreten hatten Zinzendorf auf ihn aufmerksam gemacht. Und da der Knabe zugleich für religiöse Eindrücke empfänglich schien, so nahm ihn Zinzendorf in seinen Dienst und brachte ihn später mit nach Berthelsdorf. Er wollte ihn aus der seelengefährlichen Laufbahn eines umherziehenden Musikanten erretten. Auf verschiedenen Gebieten bewährte sich der junge Mann als äußerst gewandt und talentvoll. So ward er Zinzendorfs Sekretär und später sein Hausmeister. Sein Name war Tobias Friedrich. In jenen oben genannten Singstunden nun begleitete er den Gesang auf einer kleinen Hausorgel. Aber er begleitete ihn nicht nur, er leitete und beherrschte ihn vielmehr. Er wechselte bei den einzelnen Versen auf seinem Instrument die Tonart je nach dem Inhalt der Verse oder der Stimmung der Singenden. So hob er die Versammlung, zog sie mit sich fort und machte die vorhandene Gemeinschaft inniger, wärmer und tiefer. In dieser Weise war er auch in Herrnhut als Organist thätig bis zu seinem bereits im Jahre 1736 erfolgten Heimgang.

Als Quelle dieser Gesänge dienten den in Berthelsdorf und Herrnhut Versammelten anfangs die kirchlichen Gesangbücher, das Schützische vom Jahre 1697 und das Freylinghausensche vom Jahre 1714. Dann aber hat Zinzendorf selbst ein Gesangbuch herausgegeben im Jahre 1725. Man nannte es das Berthelsdorfische. Es war zunächst für die Gemeinde Berthelsdorf bestimmt, sollte aber wo möglich weitere Verbreitung finden. Im Jahre 1727 folgte ein Auszug daraus und im Jahre 1731 eine Erweiterung. Letztere war bei Chr. Gottfr. Marche in Görlitz verlegt und wurde daher das Marchesche Gesangbuch genannt. Alle diese Gesangbücher waren für einen weiteren Kreis bestimmt, wurden aber in Berthelsdorf und Herrnhut gebraucht. Erst 1735 erhielt Herrnhut sein eigenes, nur für Herrnhut bestimmtes Gesangbuch, das dann in den folgenden Jahren fortwährend erweitert wurde. Diese Gesangbücher enthielten ältere Kirchenlieder und Lieder aus der Zeit des Pietismus. Mit besonderer Freude hatte man auch die geistesverwandten Lieder aus der „Heiligen Seelenlust" des Joh. Angelus Silesius aufgenommen. Dazu kamen dann noch Lieder aus den Gesangbüchern der alten böhmischen Brüder (deutsch), Lieder von Zinzendorf und seinen Freunden, allmählich auch Lieder von Brüdern und Schwestern der herrnhutischen Gemeinde.

Charakteristisch aber war nun das, daß sehr bald, schon in jener ersten Zeit

der von Tobias Friedrich geleiteten Singstunden, eine große Anzahl allgemein beliebter Verse auswendig gelernt wurde. Es gehörte zum Charakter jener Singstunden, daß die Verse ohne Hilfe eines Buches bloß nach dem Gedächtnis gesungen wurden. Und je beliebter und bekannter nun ein Vers war, um so inniger, mit um so mehr Hingebung an die Sache wurde er gesungen. Gerade das gab diesen Zinzendorfischen Singstunden die eigentliche Weihe, förderte ihre gemeinschaftbildende und erbauende Kraft. Denn nirgends so wie hier trat der Einzelne mitwirkend und bauend für das Ganze ein.

Nehmen wir hinzu, daß gerade die Lieder, die Zinzendorf in der zweiten Hälfte der zwanziger und im Anfang der dreißiger Jahre dichtete, besonders eigenartig, kräftig und schwungvoll waren, und daß auch Pfarrer Rothe damals in ganz ähnlicher Weise dichtete, daß ferner Chr. Friedr. Richter, Wolfgang Deßler, Joh. Euseb. Schmidt, Angelus Silesius u. a. zu den beliebtesten Liederdichtern jener Kreise gehörten, so können wir uns leicht vorstellen, welche gewaltige Anziehung diese liturgischen Versammlungen ausüben mußten.

Seit jener Zeit nun haben diese Singstunden sich in der Brüdergemeine erhalten bis auf den heutigen Tag. Ja sie gehören noch heute nächst der Predigt zu den geschätztesten gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinde. Und der Charakter ist ganz der gleiche wie damals. Der, welcher die Versammlung zu leiten hat, stellt vorher die einzelnen Verse zu einem Ganzen zusammen. Er achtet dabei, obgleich er auf einem ganz bestimmten Gebiet des Glaubenslebens stehen bleibt, genau darauf, daß die Gedanken fortschreiten, einer auf dem anderen sich aufbauend, und dann zu einem erhebenden feierlichen Schluß führen. Dabei wählt er zumeist solche Verse, welche die Gemeinde genau kennt. Denn er braucht nur mit wenigen Tönen anzustimmen, so fällt die Gemeinde freudig ein. Da das Gesangbuch der Brüdergemeine über 1200 Lieder enthält, so ist eine allzugroße Gleichförmigkeit oder Wiederholung nicht zu fürchten. Sehr wesentlich ist aber auch die Mitwirkung des Organisten. Er geht mit seinem Spiel ganz auf die Stimmung der Gemeinde und ihres Liturgen ein, aber er hebt und belebt sie zugleich. Und die immer frisch gehaltene und neu belebte Stimmung beruht nicht nur auf dem anmutigen Wechsel der Melodieen, sondern auch auf dem der Tonarten. In welcher Tonart auch der Choral angestimmt worden, genau in derselben führt der Organist die Melodie weiter. Denn ebenso wie die Gemeinde auswendig nur ihrem Gedächtnis folgend singt, so spielt auch der Organist auswendig ganz dem Inhalt des Verses folgend, Gedanken und Stimmung mit dem entsprechenden musikalischen Ausdruck begleitend und tragend.

Es ist einleuchtend, daß diese Singstunden für den Gemeindegesang im allgemeinen von trefflicher Wirkung sind. Und in der That erfreut sich die Brüdergemeine eines wohlgepflegten und deshalb außerordentlich schönen Gemeindegesanges in allen ihren Gottesdiensten. Immer ist der Gesang nicht nur kräftig und volltönig, sondern auch harmonisch und rein. Jenes unschöne Schleppen und Nachzerren oder ein sich Hervordrängen einzelner Schreitöne, das man sonst wohl nicht selten hört, ist gar nicht vorhanden. Dagegen wird die Melodie vielfach nicht nur durch den Baß, sondern auch durch die Mittelstimmen gestützt. Denn es giebt fast immer eine Anzahl geschulter Sänger, welche die Mittelstimmen gut vertreten. Dadurch erhält der Gesang seine Fülle und seinen schönen Wohlklang. Wird doch auch die Jugend schon früh für einen solchen Gesang herangebildet. Was aber besonders dabei befriedigt, ist nicht nur die musikalische Beschaffenheit

des Gesanges. Sondern indem jeder einzelne sich dem Inhalt des Gesanges hingiebt, fühlt man, wie in dem gesamten harmonischen Gesang die Seele der Gemeinde durchklingt. — Ein solches Erzogensein für den liturgischen Gottesdienst und insonderheit für den Gesang verdankt die Brüdergemeine ihrem Stifter, dem Grafen Zinzendorf.

Es ist anzunehmen, wenn auch vielleicht nicht immer nachzuweisen, daß die Brüdergemeine mit ihren liturgischen Gottesdiensten und namentlich mit ihrem gehobenen Gemeindegesang nicht ohne Einfluß geblieben ist auf weitere landeskirchliche Kreise in ihrer Umgebung. —

Noch in anderer Weise dürfen wir Zinzendorfs Verdienst um den liturgischen Ausbau der Gottesdienste anerkennend hervorheben. Zinzendorf hatte großes Interesse und Vorliebe für altkirchliche Hymnen. Er ging denselben eifrig nach und suchte sie zu verwerten, wo er konnte. Darum waren ihm auch die Gesänge der alten böhmischen Brüderkirche von besonderer Wichtigkeit. Er hat viele derselben in das herrnhutische Gesangbuch aufgenommen. Die Hymnen der alten Kirche suchte er zu ergänzen beziehungsweise nachzuahmen. So dichtete er im Anschluß an das Te deum ein Te agnum, Te patrem und mehreres der Art. Diese Dichtungen wurden die Grundlage zu eigenartigen liturgischen Formularen, den „Liturgien“, der „Kirchenlitanei“, der „Litanei am Ostermorgen“ und anderer, die in der Brüdergemeine bald in Aufnahme und Anwendung kamen.

Hieran hat nun wieder die Brüdergemeine einen ganz besonderen liturgischen Schatz. Zu ihren liturgischen Gottesdiensten zählen nämlich noch heute außer jenen erwähnten Singstunden die „Liturgien“. Obgleich hier ebenfalls die ganze Zeit des Gottesdienstes fast ausschließlich mit Gesang ausgefüllt wird, unterscheiden sich diese Liturgien doch wesentlich von jenen Singstunden. Einmal ist ihnen von vornherein viel mehr der Charakter von Hymnen aufgeprägt. Sie bringen vorherrschend Anbetung, Lob und Dank, ferner Gebet und Bekenntnis zum Ausdruck. Damit hängt zusammen, daß sie viel mannigfaltiger gestaltet sind. Der Gesang der Gemeinde, der sich überdies noch öfters teilt, indem einzelne Verse oder Strophen nur von den Männern, andere nur von den Frauen gesungen werden, wird häufig unterbrochen durch den Kunstgesang eines geschulten Sängerchors, der einzelne Choräle auch kleine Motetten u. dergl. vorträgt. Außerdem unterbrechen den Gesang der Gemeinde Bibelsprüche, die von dem Leiter der Versammlung gelesen werden, gelegentlich verknüpft mit Responsorien der Gemeinde. Neben der Mannigfaltigkeit der Form haben die Liturgien aber auch darin ihren eigentümlichen Charakter, daß sie das *objektive* Moment im Gottesdienst darstellen. Es sind ein für alle Mal festgesetzte Formulare, die sich gedruckt in den Händen der Gemeinde befinden, zu einem „Liturgienbuch“ vereinigt. Während die Singstunde für die jedesmalige einzelne Andacht zusammengestellt wird und daher einen durchaus subjektiven Charakter trägt, stellen die Liturgien das objektiv Gegebene dar, das bei bestimmten Veranlassungen, Festen und Festzeiten immer in der gleichen Gestalt wiederkehrt. Die Gemeinde gewinnt eine solche zu bestimmten Festzeiten immer wiederkehrende Liturgie lieb, wie man ein Kirchenlied durch öfteres Singen oder ein in bestimmter Form wiederkehrendes öffentliches Kirchengebet durch öfteres Mitbeten lieb gewinnt. So hat die Brüdergemeine ihren Sinn für das liturgisch Schöne und Erhabene, ihr Verständnis dafür wie ihre Freude und Erquickung daran als ein Erbteil aus dem Geist ihres Stifters noch heute treu bewahrt. Vielleicht läßt sich auch hier eine, wenn auch nur mittelbare, doch nicht

weniger segensreiche liturgische Einwirkung Zinzendorfs auf weitere Kreise der evangelischen Kirche nicht ganz leugnen.

Und endlich darf noch eins nicht unerwähnt bleiben, das Zinzendorf eigentümlich war und wodurch er auf liturgischem Gebiet ganz unverkennbar eine große und weitgreifende Wirkung ausgeübt hat. Zinzendorf hatte in seinem ganzen liturgischen Auftreten, in seinem Gehen und Stehen, wie in seinem Lesen, Reden und Singen eine schlichte Würde, die das Gemüt seiner Zuhörer unmittelbar ergriff. Aber diese Würde war weit entfernt von allem, was auf diesem Gebiet etwa künstlich gesucht und gemacht wird. Nie war etwas bei ihm auf den Effekt berechnet. Von Pathos, Pose oder theatralischer Darstellung war, sonst wie es sich um liturgisches Auftreten handelte, nicht die Spur in ihm. Daß er in seinen Schriften, namentlich den Gegnern gegenüber, manchmal eine gewisse Pose annahm, soll nicht geleugnet werden. Aber wenn er seiner Gemeinde gegenübertrat, war davon nichts vorhanden. Hier sprachen sein Herz und Gemüt unmittelbar in den schlichtesten Tönen. Gerade das war das Eigentümliche, daß durch ihn nichts sprach als die Sache, von der er ergriffen war. Aber wenn die wahre Kunst gerade darin besteht, nur die Sache wirken zu lassen, so kann man allerdings bei seinem liturgischen Auftreten in gewissem Sinn gar wohl von einer vollendeten Kunst reden. Schrautenbach, ein sehr kritisch denkender Augenzeuge, sagt*) von Zinzendorf: „Er hatte (z. B. an den sogenannten Gemeintagen, da der Gemeinde Mitteilungen von ihrer auswärtigen Arbeit gemacht wurden) die Kraft, von früh bis abends zu lesen, zu singen und zu reden, ohne jedoch sich noch die Hörer zu ermüden. Seine Erläuterungen durch dazwischen gesungene Choräle waren sehr belebend. Das Vorzulesende mußte sehr wenig Wesentliches enthalten, wenn sein Lesen es nicht ins rechte Licht zu setzen vermochte. Er las angelegentlich, bestimmt, lebhaft und einfältig (d. h. nicht von der Sache abgezogen), mit großer Treue für den Schreiber, sich die Sache selbst vergegenwärtigend." — Dasselbe galt nun, wenn er Bibelabschnitte las und sie durch eingestreute Choräle erläuterte. Hier haben wir etwas ganz Eigentümliches: das liturgische Lesen in Verbindung mit dem Gemeindegesang. In diesem Stück war Zinzendorf schöpferisch, und seine Anregung hat weit hinaus Früchte getragen.

Auf Zinzendorf ist es zurückzuführen, daß in den Gottesdiensten der Brüdergemeine noch heute alles künstlich gemachte und aufgebauschte Wesen fern gehalten wird und nichts als schlichte Sachlichkeit waltet. Aber weil die Sache, der Gegenstand des Gottesdienstes, ergreifend ist, darum ergreift auch immer die Darstellung in ihrer wahren, aufrichtigen Herzlichkeit und Wärme. Nur das manierierte Kanzelpathos hat absolut keine Stätte. Es wird überhaupt nichts gesucht. Immer ist es die Sache, welche in ihrer Schlichtheit wirkt. Damit hängt auch zusammen, daß es in der Brüdergemeine eine geistliche Amtstracht nicht gibt. Die Geistlichen treten im einfachen schwarzen Anzug auf, der sie von anderen in keiner Weise unterscheidet. Und die Kirchen sind ohne Schmuck, sie haben weder Kanzel noch Altar, sondern sind einfach Versammlungsstätten der Gemeinde. —

Ein besonderes Stück aber im gottesdienstlichen Leben, das von Zinzendorf her festgehalten wird, ist das liturgische Lesen und das Ergänzen des Gelesenen durch gesungene Choräle. Das hat namentlich in der Osterwoche seine Stätte

---

*) Schrautenbach, der Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeine seiner Zeit, herausgegeben von F. W. Kölbing, Gnadau 1851. Seite 265.

hier wird die Passionsgeschichte im Zusammenhang gelesen und durch Choräle unterbrochen, die von der Gemeinde gesungen werden und eine Erläuterung und Anwendung des Gelesenen bieten. Es sind das feierliche liturgische Gottesdienste, die jeden, dem diese Feier noch unbekannt ist, mächtig anziehen. Aber auch sonst findet das Lesen in den Gottesdiensten mannigfache Anwendung von dem erhabenen Gotteswort der Psalmen oder Propheten im Eingang kirchlicher Feste bis zur einfachen erbaulichen Mitteilung aus der Arbeit im Reiche Gottes. Und überall ist das liturgische Lesen, ergänzt durch den Gesang, einfach aus der Natur der Sache hervorgehend, dem jedesmaligen Stoff schlicht angemessen.

Die ganze Behandlung der Gottesdienste in Gesang, Rede und Lesen, dieses einfache Heraustretenlassen der Sache ohne alle fremdartige Zuthat, verdanken wir der von Zinzendorf ausgehenden Anregung. Und wie ihm hierin die Brüdergemeine bis auf den heutigen Tag gefolgt ist, so ist auch eine von ihr ausgehende Wirkung in die gesamte evangelische Kirche hinein unverkennbar, wenn sie sich vielleicht auch mehr nur sporadisch nachweisen lassen dürfte.

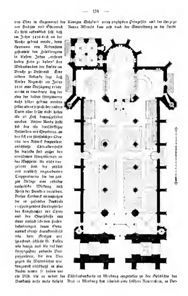
Fassen wir das Gesagte zusammen, so ist es wohl die Wertung des Gesanges im Gottesdienst, die Bedeutung des Liturgischen an sich neben und außer der Predigt, endlich die schlichte Sachlichkeit in allem, was liturgisch zur Darstellung gelangt, wenn wir einen seit Zinzendorf in immer weiteren Kreisen zur Anerkennung und Ausübung gekommenen Fortschritt erblicken dürfen. Und der Kern von alledem ist doch wohl die lebendige, bewußte und thatkräftige Mitwirkung der Gemeinde im Gottesdienst. Die Gemeinde ist nicht mehr die passive Masse, auf die eingewirkt wird, sondern sie ist in ihrer Selbsttätigkeit der eigentliche Faktor bei allem gottesdienstlichen Thun. Während die katholische Kirche im Leben wie im Kultus sich in zwei Teile, Klerus und Laien, tiefinnerlich spaltet, kommt das wahrhaft evangelische Prinzip doch erst bei Zinzendorf zur vollen Geltung: die Gemeinde erscheint betend und feiernd vor dem Herrn als ein Ganzes und ist sich ihres gemeinsamen Thuns bewußt.

Die Stadtkirche in Friedberg, Oberhessen

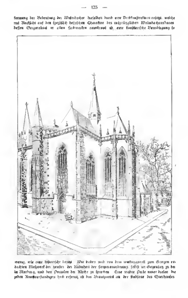
von **Hubert Kratz**, Architekt in Friedberg

Die denkmälerreiche Stadt Friedberg besitzt in ihrer Stadtkirche, einer ehemaligen Liebfrauenkirche, ein Baudenkmal frühgotischer Kunst, welches nicht allein das kunstgeschichtlich und architektonisch bedeutendste Bauwerk des Großherzogtums Hessen ist, sondern auch unter den deutschen Kirchenbauten überhaupt eine hervorragende Stelle einnimmt. Die Vorläuferin dieser Kirche ist die St. Elisabethenkirche in Marburg (1235—1283). Man geht nicht fehl, wenn man den Beginn der Erbauung der Liebfrauenkirche in Friedberg um die Zeit 1260 bis 1270 festlegt, denn viele Architekturstücke am Chor zeigen noch den romanischen Einfluß. Da wo die Kirche jetzt steht, stand früher eine romanische, wahrscheinlich eine Basilika. Die Fundamente derselben wurden bei den Wiederherstellungsarbeiten gefunden, es zeigt der anliegende Grundriß die Lage dieser Fundamente. Der in der heutigen Kirche noch vorhandene Ciboriumaltar ist noch aus der früheren Anlage. Es ist also anzunehmen, daß das Chorhaupt der romanischen Kirche zuerst abgebaut wurde und der Gottesdienst im Langhause von diesem Ciborium aus weitergeführt wurde. Dann begann der gotische Chorbau. Die Einweihung des Hauptaltars, der in diesem Chor steht, erfolgte 1306 durch den Bischof Sifrid

von Chur in Gegenwart der Königin Elisabeth einer englischen Prinzessin und der Herzoge von Sachsen und Österreich. König Albrecht kam erst nach der Einweihung in die Stadt. Es steht urkundlich fest, daß im Jahre 1410 noch an der Kirche gebaut wurde, denn Hermann von Rodenstein gestattete den Friedbergern in diesem Jahre „unserer lieben Frau zu helfen“ das Weiterbrechen der Steine im Bruche zu Bellmuth. Eine andere Urkunde sagt, daß Kaiser Ruprecht im Jahre 1410 eine Verfügung erließ, worin er anordnete, daß der eine der beiden Haupttürme nicht höher gebaut werden sollte als er jetzt ist, der andere Turm aber sollte nicht höher als 40 Fuß heraufgeführt werden. Unsere Kirche stellt sich dar als dreischiffiger Hallenbau mit Querhaus, an das sich ein fünfseitiger Chor aus dem Achteck konstruiert anschließt. Charakteristisch für dieselbe sind außer den erwähnten Haupttürmen an der Westseite, die nicht ausgebaut sind, die endlich und unedlich angeordneten Treppentürme, die der ganzen Anlage eine erhöhte malerische Wirkung und Reiz der Struktur verleihen. Diesen Eindruck unterstützen die in gesunder Derbheit vorspringenden Strebepfeiler des Langhauses, des Chores und des Querschiffs mit ihren einfach schönen Fialenbekrönungen, deren Ornamentik ebenso charakteristisch wie dem Ganzen entsprechend schlicht ist. Lassen wir dazu noch die auf dem Hauptgesims ruhende Vierpaßgalerie, die den Bau gegen die Walmdächer wirkungsvoll abschließt, in ihre Rechte treten, so haben wir ein Bild, wie es neben der Elisabethenkirche in Marburg originelle in der Geschichte der Baukunst nicht mehr besteht. Der in Marburg hat nämlich eine frühere Renovation, in Ver-



kennung der Bedeutung der Walmdacher dieselben durch eine Dachkonstruktion ersetzt, welche mit Rücksicht auf den spezifisch hessischen Charakter des ursprünglichen Walmdachausbaues dessen Originalität in allen Fachwerken anerkannt ist, eine künstlerische Berechtigung so



wenig, wie eine historische besitzt. Wir haben noch von dem wirkungsvoll zum Ganzen gedachten Maßwerk der Fenster, der Ruhuhert der Fensteranordnung, selbst im Gegensatz zu der in Marburg, und den Portalen der Kirche zu sprechen. Eine wahre Perle unter diesen, die jeden Kunstverständigen hoch erfreut, ist das Brautportal an der Südseite des Querhauses

Es ist bekannt, daß bei Grundrißanordnungen, wie die Friedberger, das Portal im Südkreuz die glücklichen Brautpaare einleiten ließ, während das am Nordkreuz die Täuflinge aufnahm. Typisch für das Portal ist der Sturz, der in frühe und doch künstlerische Darstellung Josef und Maria als Muster der glücklichen Ehe zu Füßen des Heilandes zeigt.



Steinmetzscherze in der Nähe dieses Portals, die sich am Treppenturm in der Ecke befinden, beziehen sich wohl auf die Neugierde, die wohl auch damals schon bei einem Brautzuge ihre Rolle spielte. Auffallend ist die Unscheinbarkeit des zwischen den Haupttürmen liegenden Westportals. Dieselbe ist ja wohl bedingt durch die massige Vorlagerung dieser Türme und wird ihren technischen Grund eben in der beabsichtigten Benutzung derselben als Wehrtürme

haben. Reichlich ausgeglichen wird jedoch dieser Mangel durch die reizend schöne Öffnung unter den Türmen, die der Anlage eine Kühnheit giebt, wie sie in Deutschland in diesem Motive einzig ist.

Vom Westportal aus betreten wir nun das Innere der Kirche. Da sehen wir die



zwölf mächtigen Pfeiler zwischen denen die Fenster des Langhauses und dessen Wölbungen in reicher Abwechslung und Harmonie erscheinen. Man blickt über den Lettner hinweg in den lichtdurchfluteten Chor. Die herrlichsten Glasmalereien aus der alten Zeit machen bei hellem Sonnenschein die Wirkung in der Kirche zu einer nahezu überirdischen. Wir betrachten nun nach Osten schreitend den kunstgeschichtlich hoch interessanten Lettner, durch

schreiten denselben und erstaunen über die Schönheit und den leichten Aufbau des Sakramentshauses, das der spätgotischen Zeit seine Entstehung verdankt. Die in den Chorwänden eingebauten Sitzarkoden erhöhen die Wirkung und den Reichtum in diesem Raume, der durch eine mächtige und allseitreiche Anordnung der Abwölbung wie aus einem Guß erscheint.



Die Schlichtheit und Kraft der äußeren Langhausanordnung entspricht der seiner Pfeiler und Gewölbe im Innern. Die Pfeiler wirken mit den weitgesprengten, noch romanisierend verflachten Bogen ebenso ausdrucksvoll als erhaben, denn sie reißen den Beschauer ohne Wahl mit sich empor, wo das Auge den Scheitel sucht und die Harmonie bewundert, die dem Blick auch im Abwärtsgleiten begegnet. Ein Blick in die drei Schiffe zugleich legt sie

wie einen reichen Wald von aufstrebenden Bäumen erscheinen und selten hat die deutsche Kunst so im Banne deutscher Kraft und anmutsvoller Würde gestanden, wie bei Schaffung dieses herrlichen Gotteshauses.



Die ganze Kirche hat eine Länge von 70 m, eine Breite von 24 m. Höhe der Schiffe dieselben sind ja dem Hallenbau entsprechend gleich hoch steht auf 14,80 m bis zum Gewölbeschlußstein. Die Kapitälhöhe steht auf 10,70 m. Das Mittelschiff ist 10 m breit, während die Seitenschiffe 7 m Breite haben. Vom Fußboden bis zum Hauptgesims zählen wir 19,80 m. Das Hauptgesims des Turmes liegt 9 m höher. Die Kreuzblume des Turmes aber, die in Stein ausgeführt ist, befindet sich in einer Höhe von 62 m. Die Firstdeckkante des Hauptdaches liegt 28 m über Terrain. Leider trug dies herrliche Denkmal die Ursachen seines allmähligen Verfalles vom Anfang an in sich. Alle Mittel und Wege wurden in diesem Jahrhundert eingeschlagen, um dem Übel Einhalt zu thun. Wir wissen wohl von größeren Reparaturen von 1703 und 1804, aber nicht welcher Art diese waren. Am Anfange dieses Jahrhunderts zeigte sich der Verfall so bedrohlich, daß man in den Jahren 1821—24 eingehende Reparaturen vornehmen mußte, die sich in der Hauptsache auf den Chor bezogen. Der mittelalterliche Stuhl auf dem Chor wurde leider abgedeckt, die Dachreiter aber gelassen und eine eiserne Verankerung angebracht, welche die 4 Strebepfeiler des Chores an ihrem oberen Haupte faßte. Dieselbe war jedoch technisch genommen zwecklos. Die Jahre haben es bewiesen. Man mauerte ferner, wohl nur dem instinktiven statischen Gefühle folgend, die beiden seitlichen Fenster des Chores zu und ließ aus der Vermauerung bei übrigens die wertvollen Maßwerke und die unersetzlichen Glasmalereien geopfert wurden Verzahnungsquader ausspringen, damit man die Mauer bei weiteren Gewölbebewegungen im Verband verstärken könne. Nachdem aber diese Maßnahmen einen weiteren Verfall nicht hemmen konnten, schritt man 1842—45 zu einer nochmaligen Reparatur. Zwei Strebepfeiler der am meisten gefährdeten Gewölbe und Wände des Chores wurden in unförmlicher und wohl kostspieliger Weise verstärkt, man lagerte ihnen mächtige Fundamentquader unter und vor — umsonst; denn der Grund des Verfalles lag anderswo. Endlich im Jahre 1886 begann man dem Übel systematisch auf den Grund zu gehen. Man forderte von Professor von Schmidt-München ein Gutachten über den baulichen Zustand des Chores und der Kreuzarme. Professor von Schmidt brachte seinen Vater, den berühmten Dombaumeister, Freiherr von Schmidt-Wien mit zu Besichtigung der Stadtkirche und das Gutachten beider lautete auf Abbau der gefährdeten Teile. Das Gutachten sagt: „Der Bestand des Querschiffes und des Chores ist ein derartig baufälliger, daß von dem Versuche durch Verankerungen, Strebepfeiler-Verstärkungen u. dgl. die Dauer der genannten Baukörper zu fristen, dringend abgeraten werden muß.“ Das Gutachten spricht dann die Meinung aus, daß einzig und allein der Neubau der Ostpartie der Kirche eine befriedigende Lösung der Rekonstruktionsarbeiten herbeiführen lasse, daß aber zu diesem Behufe der Abbruch nicht bloß bis auf Terrainhöhe, sondern bis Fundamentsohle erfolgen müsse und von da an der Neubau unter Umständen mit einem bedeutend verstärkten und verlesten Fundament zu geschehen habe. Nach Ansicht dieses Sachverständigen sind die Bauschäden nicht etwa den zu schwachen oder falsch berechneten Konstruktionen des Oberbaues zuzuschreiben, sondern haben ihre Ursachen entweder in der mangelhaften Ausführung der Fundamente oder der ungenügenden Tragfähigkeit der Fundamentsohle.

Im Jahre 1889 hat Herr Oberbaurat Schäfer-Karlsruhe im Auftrage des Kirchenvorstandes und des Stadtkirchenbau-Vereins den baulichen Zustand nochmals untersucht. Das Resultat seines Gutachtens lautete: „Laßt die Kirche stehen, wie sie ist. — Die Bewegungen haben aufgehört, und es kommen nur verhältnismäßig kleine Reparaturen in Betracht, die

Gefahren auf Einsturz sind nicht mehr vorhanden." Die Verhandlungen gehen weiter. Am 9. und 10. April 1889 erschienen Dombaumeister von Beyer-Ulm, die Bauräte Wagner und von Weltzien-Darmstadt, um die Kirche nochmals zu untersuchen. Sie verkünden die Reparatur der Kirche ohne Abbruch des Chores und der Kreuzarme durch Verstärkung der Anker auf Grund eines Gutachtens von Bauinspektor Schneller. Die Herren empfehlen zugleich die Aufnahme der Kirche, um einen genauen Kostenanschlag aufstellen zu können. Oberbaurat von Weltzien empfiehlt dann die Übertragung der Arbeit an den Architekt Opfermann-Mainz, dem die Herstellung der Aufnahme der Stadtkirche, sowie die Aufstellung eines Kostenanschlages über die auszuführenden Arbeiten und auch die Bauleitung übertragen wurde. Die Aufnahme wurde durch die Architekten Metzner und Eisenbardt in gewissenhafter Weise künstlerisch korrekt ausgeführt. Im Juni 1895 wurde Kostenanschlag, Bericht und Skizzen dem Kirchenvorstande vorgelegt. Im Bericht sagt Opfermann, daß er lange Zeit die Niederlegung des Chores und der Kreuzarme für eine Notwendigkeit gehalten habe, und wenn er heute 1895 glaube, daß an eine Erhaltung des Chores gedacht werden dürfe, so geschehe es in der Voraussetzung und in der Überzeugung, daß eine Fundamentverstärkung und eine gründliche Wiederherstellung des Mauerverbandes an den geschädigten Stellen möglich sei. Dies Verfahren sei umständlicher und gefährlicher als das Niederlegen, und er verkenne die Schwierigkeiten bei der Ausführung an den Fundamenten wie an den aufgehenden Mauern keineswegs, aber die Pietät für das altehrwürdige Bauwerk habe ihn zu dem Entschluß getrieben, den schwierigen und verantwortungsvollen Weg in Vorschlag zu bringen. Sicherlich ein schönes Vorhaben. —

Es folgt nun die Kunstratssitzung vom 30. Dezember 1895, an der die Herren von Beyer, Schäfer, von Weltzien neben den Vertretern des Ministeriums und der Lokalbehörde teilnahmen. Es wurde der Beschluß gefaßt, Chor und Querschiff nicht abzubauen, sondern auf den vorzüglichen Vorschlag des Architekten Opfermann einzugehen. Der Kunstrat verlangte wohl die Niederlegung des südöstlichen Vierungspfeilers, weil sich auf ihn und seine Nachbarschaft die Deformation am weitesten erstreckt habe.

Nun erst begannen die wirklichen Renovationsarbeiten, die im April 1896 mit dem Eintritt des Schreibers dieser Zeilen in die örtliche Bauleitung ihren Anfang nehmen. Die Erweiterungsbauten und Schutzvorrichtungen an den inneren Gerüsten, die zur Sicherung der Gewölbe eingestellt waren, wurden in Angriff genommen und beendet. Der programmmäßige Abbau der Gewölbe sollte beginnen. Da fanden sich aber im August 1896 in den Gewölbezwickeln und Scheiteln unerwartet Malereien, die unter allen Umständen der jetzigen und kommenden Kunstwelt erhalten werden mußten, wenn auch nur in Kopie. Der Hofzimmermaler Georg Hieronymus Friedberg hat die schwere, jedoch hochinteressante Arbeit der Aufnahme ausgeübt. Außerdem wurden die einzelnen Bilder noch photographisch aufgenommen. Herr Prof. Hofrat Dr. Cornelius Gurlitt in Dresden, der erste jetzt lebende Kunstkenner, dem die Hieronymus'sche Aufnahme der Gewölbemalerei vorgelegen hat, sagt aus, daß die aufgefundene Malerei eine große Rolle im vergleichenden Studium für immer spielen würde. Er setzt sie in die Mitte des 14. Jahrhunderts, sie gäbe mit der im Hansasaale zu Köln den einzigen Anhaltspunkt für die Beurteilung der rheinischen Malerei des 14. Jahrhunderts. Übrigens hat R. Borrmann-Berlin, dem die Malerei durch Lessing vorgelegt wurde, sich dem Urteile Gurlitts angeschlossen. Man konnte nun mit dem Abbau der Gewölbe beginnen. Derselbe vollzog sich in den Monaten September und Oktober 1896. Diese Arbeit konnte, weil gefahrvoll, nur langsam gefördert werden, zumal die Gewölbe in einem sehr zerklüfteten Zustande waren. Alle Werkstücke der Rippen, Gurte und Schildbogen wurden vor dem Abbau genau gezeichnet, nach diesen Zeichnungen in Pläne eingetragen, worauf der übersichtliche Ablagerung des Materials im Schiffe erfolgte. Bisher vollzog sich der Gang der Arbeit genau nach dem Programme, welches der Kunstrat vorgeschrieben hatte. Aber schon vor dem Abbau der Gewölbe und während desselben, namentlich aber nach Hebung des Dachstuhles, zeigten sich Bewegungen im Chor und im Kreuzschiff, die durch das Springen der eingespannten Gypsstäbchen festgestellt wurden. Die Bauleitung wurde hierdurch gezwungen, die Risse, die sich im Chor und in den Kreuzarmen zeigten, freizulegen,

um den inneren Verband der Umfassungswände untersuchen zu können. Das Bauprogramm wurde nun vollständig verlassen, das Resultat dieser Untersuchungen, die mit größter Vorsicht und Gewissenhaftigkeit ausgeführt worden, ist dem Kirchenvorstand am 31. Oktober 1896 mitgeteilt worden. Die Bauleitung war gezwungen, den Antrag zu stellen, die nordöstliche Ecke niederzulegen. Die Untersuchungen wurden nun weitergeführt und auch auf die Wände des südlichen Kreuzarmes und des Chores ausgedehnt. Das Großherzogliche Ministerium hat den Abbau der nordöstlichen Ecke am 4. Dezember 1896 genehmigt. Auf Antrag des Großherzoglichen Kreisamts Friedberg, im Einvernehmen mit dem Kirchenvorstande, wurde nun nochmals der Ausschuß auf den 3. Februar 1897 nach Friedberg berufen. Derselbe setzte sich wie früher zusammen. Nach eingehenden Berichten von Seiten der Bauleitung und Untersuchungen an Ort und Stelle wurde der Beschluß gefaßt, den ganzen Chor und die Kreuzarme abzubrechen, die beiden seitlichen Chorfenster zu öffnen und die alten Frescomalereien wieder herzustellen. Es war dies das grundlegende Bauprogramm, das, gestützt auf die Untersuchungen, Projekte und Zeichnungen des Architekten H. Kratz, zur Ausführung kommen sollte. Es ist bezeichnend für die Größe eines Friedrich von Schmidt, der offenbar die Seele des im Jahre 1886 erstatteten Gutachtens war, daß Zeit und Gang der Dinge genau das brachten, was er mit kundigem Blicke voraussah. Der Abbau vollzog sich mit der nötigen Umsicht nicht ohne die für den Kunsthistoriker erfreuliche Wiederauffindung reichlicher Spuren romanischer Architekturen und Fundamente. Wir fanden das Kranzgesims des früheren romanischen Seitenschiffes, das Hauptgesims der südlichen Absiden und manche profilierte Werksteine. Auch diese sind zeichnerisch und photographisch festgestellt worden und bilden eine bedeutsame Bereicherung der hessischen Kunstgeschichte. Die Konservierung derartiger Funde war eine unserer vornehmsten Sorgen und war mit besonderen Ausgaben nicht verknüpft.

Wir sind nun natürlich auch in der Lage, die Ursachen festzulegen, welche den schönen Bau so schwer gefährdet haben. Die Fundamentuntersuchung ergab ein unverantwortlich schlechtes Material, das stellenweise ohne Mörtel einfach in den Lehmboden gebettet war. Die Fundamentbreite entsprach stellenweise knapp der Sockelkante, ja es war vermutlich stellenweise den Leuten die Kenntnis, wo das Fundament lag, verloren gegangen. Auch das aufgehende Mauerwerk entbehrte des widerstandsfähigen Materials und des bindefähigen Mörtels. Die tragenden Architekturteile waren ohne Verband in sich und mit dem Mauerwerk, sodaß teilweise schlangenförmige Biegungen der Bündelsäulen eintreten mußten. Die mathematisch-mechanische Berechnung ergab zudem die unabweisbare Notwendigkeit, die Vierungspfeiler bedeutend zu verstärken. Dieselben, die im alten Zustande 1,65 m lang waren, bei 0,83 m Breite, erhielten im Neubau immerhin 2,083 m auf 1,05 m, obschon die statische Berechnung eine Länge von nur 1,80 m verlangte. Unter strenger und gewissenhafter Beobachtung aller einschlägigen kunstgeschichtlichen Forderungen bei Abbau von Architekturen, unter sorgsamer Beaufsichtigung der auszuführenden Arbeiten gedieh der Aufbau des Chores und des Querschiffs im Herbste 1897 so weit, daß der Grundstein am 31. Oktober 1897 durch den Herrn Prälaten Dr. Viktor Habicht gelegt werden konnte. Von diesem Tage an wurde unausgesetzt an dem Aufbau des östlichen Teiles der Kirche gearbeitet und konnte im Jahre 1899 der Dachstuhl aufgerichtet werden. Alsdann begann die Einwölbung des Chorhauptes und die Wiederherstellung des Langhauses, des Langhausdaches mit seinen Walmen und die Renovation der Westseite, die ebenfalls nach den Projekten des Verfassers, natürlich mit Genehmigung der Regierung ausgeführt wurde. Der innere Ausbau, der heute zum größten Teil beendet ist, bezog sich in der Hauptsache auf die Wiederherstellung des Sakramentshauses, des Chorgestühls, der Epitaphien, der Orgel und auf die Rekonstruktion des Ciboriums. Alle Kunstverglasungen wurden durch Professor A. Linnemann, Frankfurt a. M. ausgeführt, der nicht allein die schwierige Reparatur der drei alten überaus wertvollen Glasgemälde aus dem 14. Jahrhundert übernahm, sondern auch die neuen großen Fenster lieferte und zwar in einer Schönheit und Pracht, wie man sie selten das Glück hat zu sehen. Da die Großherzogliche Regierung einen Staatszuschuß von 200 000 Mk. als Beihülfe gab, so unterstanden alle Wiederherstellungsarbeiten der Aufsicht dieser hohen Be-

hörde, die in dem Geheimen Oberbaurat Professor Hofmann-Darmstadt einen in mittelalterlichen Bauten hoch bewährten Architekten besitzt, welcher der Bauleitung namentlich in den letzten Jahren hilfreich zur Seite stand und sie mit Rat und Tat in allen technischen und künstlerischen Dingen reich unterstützte. Eine für den ausführenden Architekten hoch interessante Arbeit war die Renovation des stark zerstörten Sakramentshauses. Es ist ein reizvolles Meisterwerk der alten Steinmetzkunst. — Heute steht die Kirche nun wieder in alter Pracht und Würde da, als ein Juwel deutscher Baukunst, ein Werk, das Zeugnis ablegt von dem hohen Kunstsinn der heutigen Zeit, der heutigen hessischen Regierung und der Stadt Friedberg. Mit Stolz dürfen wir die Kirche als eine Perle der Wetterau bezeichnen. Die größten Verdienste um das Gelingen des Werkes hat sich der Vorsitzende des Kirchenvorstandes Herr Dekan Ludwig Meyer, im Verein mit dem weltlichen Mitglied des Kirchenvorstandes dem Herrn Bürgermeister Adam Steinhäußer erworben; sie hatten all die Arbeiten auszuführen und zu überwachen, welche eine solche umfangreiche Wiederherstellung, für welche ca. 640 000 Mk. aufzubringen waren, mit sich bringt. Mit eiserner Energie, begleitet von Milde und reicher Menschenkenntnis, halfen diese Männer alle diejenigen Gegensätze auszugleichen und zu beseitigen, die ein solches Werk begleiten. Herr Prof. D. Weffenbach aber hat sich das große Verdienst erworben, die Wiederherstellung im Jahre 1887 angeregt zu haben, und hat reiche und große Mittel aufgebracht, um die Renovation der herrlichen Kirche zum würdigen Abschluß zu bringen. Er gründete den Stadtkirchenbau-Verein, dessen unermüdlicher Vorsitzender er ist und hoffentlich noch lange bleibt. Diesen drei Männern bleibe der Dank Hessens und der Kunstwelt für ewige Zeiten. Dem ausführenden Architekten stand der Techniker Wilh. Schill-Vilbel als gewissenhafter Arbeiter unterstützend 8 Jahre lang zur Seite. Es sei noch bemerkt, daß der Kirchenvorstand in einer aufgefundenen Nische einen Gedenkstein einlassen ließ, auf dem das Steinmetzzeichen des alten Meisters eingeschlagen ist. Unter demselben stehen die Worte:

„Renoviert 1896—1900. Soli Deo Gloria."

Brenzens Anschauung vom Gottesdienst und sein Einfluß auf die Gottesdienstordnung der lutherischen Kirchen Südwestdeutschlands

von Lic. th. **Rudolf Günther**, Dekan in Langenburg.

(Schluß.)

II. Sein Einfluß auf die Gottesdienstordnung der lutherischen Kirchen Südwestdeutschlands [88].

1. In der Reichsstadt Hall, dem Ort seiner eigentlich reformatorischen Thätigkeit, hat Brenz der Gestalt des Gottesdienstes mindestens bis tief in das 17. Jahrhundert hinein, wenn nicht noch weiter hinaus bestimmt. Die Kirchenordnung von 1615 bewegt sich wesentlich in den von ihm vorgezeichneten Bahnen. Allerdings sind gerade die Anfänge seiner gottesdienstlichen Reformen daselbst nicht völlig aufgehellt. Denn die von der Kornwoche 1526 datierte KO[89] ist Entwurf geblieben[90], und die nächste uns bekannte stammt erst aus dem

[88] Über die Brenzischen Gottesdienstordnungen vgl. Hartmann und Jäger, Johann Brenz 1840, 1842, 2 Bde. Grüneisen, die evang. Gottesdienstordnung in den oberdeutschen Landen, ie 1856. Kliefoth, Liturgische Abhandlungen VII, 1861. Bassermann, Geschichte der evang. Gottesdienstordnung in Badischen Landen 1891. Auch wird mir gestattet sein, mich auf meine einschlagigen Darlegungen im Bl. f. württ. Kirchengesch. 1899, S. 66 ff. zu beziehen.

[89] Richter, KOO I, 40 ff.

[90] Unter dem 2. April 1531 konnte Kanzler Vogler der Stadt Schwäb. Hall vorschlagen, sich der brand. nürnb. KO anzuschließen.

Jahr 1543 [91]). Dazu ist noch die Schilderung einer zu Weihnachten 1526 gehaltenen Abendmahlsfeier auf uns gekommen [92]. Gegenüber dem höchst einfachen Verlauf der letzteren ist der Entwurf von 1526 durch den Anschluß an die Meßordnung und die Rückkehr zu lateinischen Formen gekennzeichnet. Die Gründe, die diesen Wandel herbeiführten, werden dieselben wie anderwärts gewesen sein: politische Rücksichten, konservative Regungen, die aus den Erfahrungen des Bauernkriegs neue Nahrung zogen, die Schwierigkeit, die lateinischen Gesangstexte, für welche die musikalischen Sätze bestimmt waren, durch deutsche zu ersetzen, dazu bei Brenz wie bei Luther die Überzeugung von der Notwendigkeit, die Pflege der alten Sprachen in der Kirche zu erhalten, und wohl auch die eben vollzogene Hinwendung auf die lutherische Seite im Abendmahlsstreit mit den Schweizern. Die KO von 1543 verfolgt in erster Linie den Zweck, einen bereits vorhandenen Bestand zu sichern. **Demnach hat ein Erbar Rath diser Statt Schwäbischen Hall dise kirchenordnung in Truck kommen lassen, will und ordnet auch hiemit, das derselbigen, wie dann allhie in der Statt und zum teyl auff dem Lande seiner Oberkeit bißanher beschehen, hinfüro gestracks gelebt und nachgegangen werde** [93]). Sie ist ein selbständiges Werk, hat aber Bestandteile aus Brand.-Nürnb. 1533 und Württ. 1536, namentlich aus ersterer KO aufgenommen [94]).

An der Abfassung der beiden letztgenannten Ordnungen ist Brenz beteiligt. Er hat bei der Durchführung der Reformation in den angezeigten Gebieten mitgewirkt, und wenn man seine Thätigkeit nach außen in dieser früheren Zeit überblickt, so steht die hier bewiesene voran. Die Entstehung der Brand.-Nürnb. KO ist in ihren einzelnen Phasen bekannt [95]). Brenz wurde schon zur Prüfung des Kommissionsentwurfs, welche die in Ansbach versammelten Pfarrer im Februar 1531 vorzunehmen hatten, hinzugezogen [96]). Im Mai desselben Jahres hatte er sich über Osianders Gegenvorschläge zu äußern [97]). Im August erklärte er sich mit Entschiedenheit, wie wenige Wochen nachher Luther und Melanchthon, gegen das Vorhaben des Nürnberger Rats, an der täglichen Messe festzuhalten. Dem Gutachten, welches die Ansbacher Theologen hierauf über die vom Rat veranlaßte Umarbeitung des Kommissionsentwurfs abzugeben hatten, drückte er den Stempel seines Geistes auf. Die Ansbachischen Anträge drangen im ganzen durch, und nachdem auch die Wittenberger Theologen ihre Billigung erteilt hatten, wurde die endgültige Redaktion der KO in fünfwöchentlicher gemeinsamer Arbeit von Brenz und Osiander erledigt. Von Brenz wurde dann noch eine Vorrede und ein Beschluß angefertigt, die Gedanken der ersteren kehren in der Vorrede zu Württ. 1536 wieder. Bedenkt man den Einfluß, den die Brand.-Nürnb. KO gewonnen hat, so gebührt neben Osiander auch Brenz einiges Verdienst daran, so wenig auch die Ordnung in ihrer letzten Gestalt noch als das Werk eines einzelnen angesehen werden kann. In die Württembergische KO von 1536 ist wohl einzelnes aus seinen Vorschlägen wörtlich übergegangen, im wesentlichen z. B. der Abschnitt „Von Feyertagen“,[98]) anderes wie die übrigens zurückhaltende Empfehlung des lateinischen Gesangs ist ohne Wirkung geblieben. Aber wichtiger als die von ihm stammenden Änderungen und Zusätze ist für die folgende Entwicklung seine grundsätzliche Zustimmung zu Schnepfs Entwurf gewesen; dort liegt der Keim zu der weitreichenden Einwirkung, welche er auf die Ausbildung des südwestdeutschen Gottesdiensttypus ausgeübt hat. Die damals angeknüpften, lutherische und schweizerische Strebungen

[91]) Ordnung der Kirchen inn eins Erbarn Raths zu Schwäbischen Hall Oberkeit und gepiet gelegen. Gedruckt zu Schwäbischen Hall durch Pancratium Queck. Anno MDXLIII. Richter KOO II 14.

[92]) Hartmann und Jäger I S. 97 ff. Rietschel, S. 44. Smend, die ev. deutschen Messen bis zu Luthers deutscher Messe. 1896. S. 8.

[93]) Vorrede vom 20. Januar 1543.

[94]) Den Nachweis s. bei Richter II, 14 ff. Für die Selbständigkeit der Arbeit zeugt z. B. die Behandlung der Absolution.

[95]) Westermayer, die brand.-nürnb. Kirchenvisitation und Kirchenordnung 1528—1533. 1894. Vgl. dort zu Anm. 96) S. 80.

[96]) Anecd. Brent. S. 104 f.

[97]) Ebenda S. 122 ff.

[98]) Damit auch die stärkere Betonung der kirchlichen Zeiten.

verbindenden Fäden hat er wieder aufgenommen, als ihm nach dem Zusammenbruch des Interim die Reorganisation der württembergischen Kirche übertragen wurde.

2. Überblicken wir die selbständigen Brenzischen Ordnungen, so sind folgende liturgische Aufstellungen hervorzuheben. Zunächst ergeben sich für den **Hauptgottesdienst** zwei voneinander abweichende Schemata.[99]

Hall 1526	**Hall 1543**
Predigt	Introitus
Lateinischer Psalm	Kyrie
Kyrie	Gloria
Gloria	Kollekte
Gemeingebet. Vaterunser	Graduale oder Alleluja oder Sequenz
Glaube. Zehn Gebote	Evangelium
Evangelium, lateinisch und dann deutsch	Symbolum Nicenum
Credo, darauf das Volk den Glauben deutsch singen kann	Abendmahlsvermahnung
Abendmahlsvermahnung	Vaterunser
Innerliches andächtiges Gebet	Einsetzungsworte
Einsetzungsworte deutsch	Kommunion, während derselben
Austeilung, während derselben	Sanctus
Lateinisch-deutscher Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde	Deutscher Gesang (Glaube)
Gratias	Predigt
Biblischer Segen	Gemeingebet
Vermahnung zur Danksagung gesangsweise.	Deutsche Psalm
	Segen

Württ. 1553. 39.[100]

Wortgottesdienst	**Abendmahlsfeier**
Lat. Introitus oder deutscher Gemeindegesang	Deutscher Gemeindegesang
(Kollekte?)	(Kollekte?)
Predigt	Predigt mit Beziehung auf das Abendmahl
Zehn Gebote	Glaube, deutsch gesungen
Symb. Ap.	Abendmahlsvermahnung
Vaterunser	Öffentliche Beichte und Absolution
(Gemeingebet?)	Kommuniongebet
Deutscher Gemeindegesang	Vaterunser deutsch gesungen
	Einsetzungsworte
	Austeilung, während derselben Gemeindegesang
	Danksagung
	Segen

[99] Abendmahlsfeier an Weihnachten 1526: (Predigt?) Vermahnung an die Kommunikanten, Einsetzungsworte deutsch, Austeilung, Schlußansprache. Hartmann und Jäger a. a. O. I, 97 ff.

[100] Ausgaben. Es erschienen deren 1553 zwei, deren Aufeinanderfolge sich nicht bestimmen läßt. Die eine (A), welche 15,2 cm hoch und 9,8 cm breit ist und XCIII numerierte Blätter zählt, führt den Titel: Kirchenordnung / wie es mit der Leere und Ceremonien im Fürstenthumb Wirtemberg angericht und gehalten werden soll (das gesperrte mit roter Farbe gedruckt) Getruckt zu Tübingen durch Ulrich Morhart. Anno MDLIII. Die Ausgabe B hat übereinstimmenden Titeldruck, ist 15,2 cm hoch und 10,3 cm breit und hat einschließlich des Registers XCI Bl. Es folgt die Ausgabe C: Kirchenordnung Wie es mit der Lehre und Ceremonien im Fürstenthumb Würtemberg angericht und gehalten werden soll. Getruckt zu Tübingen durch Ulrich Morharts Wittwe. Anno MDLV, 14,6 cm hoch, 9,2 cm breit, XCV num. Bl. Endlich Ausgabe D in dem Summarischen und einfältigen Begriff &c. vom 1559 Bl. XLIX—XCVI. Die Abweichungen der einzelnen Ausgaben sind sachlich so unbedeutend, daß sie dem Drucker zur Last zu legen sind. Ob die Veränderung, welche die Bezeichnung der Sakramente (Wortzeichen statt Wahrzeichen) im Brenzischen Katechismus durch sämtliche vier Ausgaben er-

Der mehr oder weniger freie Anschluß der Ordnungen von 1526 und 1545 an die römische Meßliturgie ist ebenso deutlich wie bei den beiden späteren die Zugrundelegung der Württembergischen Formen von 1536. Der Entwurf von 1526 versetzt Vaterunser, Glaube und Dekalog an die Stelle zwischen Gemeingebet und Evangelium. Die Predigt tritt wie in Luthers Form. Missae an die Spitze des Ganzen. Umgekehrt geht in Hall 1545 die Abendmahlsfeier der Predigt voraus. Die durchgängige Streichung der Epistellektion geht wohl aus dem Streben nach Kürze hervor. Zu den von Christus angeordneten Bestandteilen des Gottesdienstes rechnet Brenz neben der oratio dominica auch die lectio sacrae scripturae[101]; sie ist ein Stück der praedicatio verbi divini, oder fügt er hinzu: ea non solet ita officere ut viva vox[102]. Er scheint aus psychologischen Gründen dem Kirchengesang eine eindringlichere Wirkung zuzuschreiben als der biblischen Lektion. Bemerkenswert ist die Bevorzugung des freien Gebets vor dem formulierten in dem Entwurf von 1526[103]. Dagegen ist es nicht ausgemacht, ob Brenz, der 1553 ff. die auf Althammers Katechismus zurückgehenden Kollekten der Brand.-Nürnb. KO sowie abgesehen von der Litanei eine doppelte Form des gemeinen Gebets giebt, beabsichtigt hat, die Predigt lediglich durch Gesang zu umrahmen, um so weniger als das Gemeingebet nach der Predigt schon von der KO von 1536 her als feststehende Einrichtung vorausgesetzt werden muß. Die **Ordnung der Kirchenämpter am Sontag und andern Feiertagen** in Württ. 1553 verfährt ohnedem so summarisch, daß nicht einmal die Lektion des Evangeliums Erwähnung findet. Die Anrufung Christi verschwindet allerdings aus dem von Württ. 1553 beeinflußten Gottesdienst. Was das Glaubensbekenntnis anlangt, so ist die gehäufte Verwendung desselben in Hall 1526 nur von den sich kreuzenden gottesdienstlichen und katechetischen Interessen aus verständlich. Hall 1545 behält das Nic. Const. in lateinischer Sprache an der Schwelle der Abendmahlsfeier bei und verweist den deutschen Glaubensgesang vor die Predigt. Im Predigtgottesdienst in Württ. 1553 dient das Symb. ap. in der Regel nur zu katechetischen Zwecken, dagegen tritt in Württ. 1547[104] und in dem Predigt- und Kommuniongottesdienst nach Württ. 1553 die Predigt zwischen Evangelium und deutsches Glaubenslied, ohne Zweifel nach dem Vorgang von Württ. 1536. Wenn diese Stellung des Glaubensbekenntnisses durch straßburgischen Einfluß in Württ. 1536 gekommen ist, so hat jedenfalls Brenz durch Württ. 1553 zur Verbreitung dieser sinngemäßen Anordnung beigetragen[105]. Denn das Glaubensbekenntnis der Gemeinde erscheint hier als eine Frucht, welche die Predigt als Verkündigung und Auslegung des Evangeliums hervorgebracht hat.

Bedeutsamer als diese einzelnen Punkte ist die Gesamthaltung der Brenzischen Gottesdienstordnung von 1553. Sie nähert sich entschieden dem reformierten Typus, sofern sie nur zeitweise Verbindung von Predigt- und Abendmahlsgottesdienst kennt. Vollzieht sie auch keine klare grundsätzliche Scheidung beider Gottesdienste, und sind ihr überdies hierin andere lutherische Ordnungen vorausgegangen, so bringt sie doch eine annehmbare Vermittlung lutherischer und reformierter Tendenzen zustande, so daß man bei der geschichtlichen Lage der südwestdeutschen lutherischen Kirchen einen weiter reichenden Einfluß von ihr erwarten darf. Wenn die Predigt bei dem kombinierten Predigt- und Abendmahlsgottesdienst neben dem Argument des gewöhnlichen Evangelientextes auch einen kurzen Bericht

---

funden hat, auf ebensolche Weise entstanden ist, ist eine noch ungelöste Frage. Ich beabsichtige, demnächst einen Beitrag zur Beantwortung der letzteren an anderem Orte zu veröffentlichen. Rietschel, Lehrbuch der Liturgik I, 425 behauptet versehentlich das Vorhandensein inhaltlicher Differenzen zwischen den Ordnungen von 1553 und 1559.

101) Tom. III. 1015.

102) De Poenitentia ... Homiliae XXV ... Halae Suevorum Anno D. MDXLV Bl. 159a.

103) Richter, KOO I, 43.

104) **Uf nachvolgend weis solle ein newer Pfarrer oder Diacon vom Dechon eingeleibt und Innstalliert werden.** Herzog Ulrichs Synodalordnung vom 1. August 1547. Richter, KOO II 93 ff. Summ. Begriff 1559 Bl. CVI a ff.

105) Smend, die ev. deutschen Messen S. 188. 253. Anders Bossermann a. a. O. S. 40.

oder Gebrauch und Nutzen des Abendmahls zu enthalten hat, so könnte man in dieser Verordnung einen unbeholfenen Versuch erblicken, die spezifische Abendmahlsrede der Reformierten mit der regulären Sonntagspredigt zu vermitteln, und man könnte diese Vermutung mit dem Hinweis darauf stützen, daß auch Calvin das Abendmahl nicht als den ausschließlichen Gegenstand seiner Abendmahlsrede angesehen habe. Aber es lag doch für Brenz kein erkennbarer Grund zu einer derartigen Entlehnung vor, jene Bestimmung erklärt sich zur Genüge, wenn man annimmt, daß Brenz damit die Wichtigkeit steigern und richtigen Sakramentsgebrauchs immer wieder in Erinnerung bringen wollte. Er hat so auf seine Weise zu verhüten gewußt, daß die Abendmahlsfeier lediglich als ein Anhängsel des Predigtgottesdienstes erschien. Den nächsten Anlaß zu seiner Verordnung hat ihm Württ. 1536 gegeben.

Die Nebengottesdienste bewegen sich im allgemeinen in den Bahnen der lutherischen Kirchen, doch ist auch hier der Württ. 1553 ein Streben nach Vereinfachung bemerklich.[106] Immerhin hat Brenz wenigstens in der Vesper noch einen Rest liturgischer Gesänge untergebracht, auch der Pflege des lateinischen Gesangs, der sonst nur noch als Introitus zugelassen wird, Raum verstattet. Sie ist der einzige predigtlose Gottesdienst, der übrigens auf Samstag und die Nachmittage der Feiertage beschränkt bleibt. In den Städten wird nach Württ. 1553 an Sonn- und Feiertagen mittags eine zweite Predigt gehalten und findet zur Vesperzeit die Katechismuspredigt statt, auf den Dörfern stellt der Katechismusunterricht den nachmittäglichen Gottesdienst dar. Er ist so schulmäßig gestaltet, daß wir ihm im Zusammenhang mit der vorliegenden Frage nicht näher nachzugehen brauchen. Wochenpredigten werden in den Städten zwei, auf dem Lande eine gehalten, mit einer solchen ist die Abhaltung der Litanei verbunden zu denken. Ist es wahr, daß die Litanei in Südwestdeutschland geringere Aufnahme gefunden hat — sie fehlt z. B. in Hanau 1573 und Lindau 1573 dagegen nicht in Württ. 1553 und denjenigen KOO, welche eine Werdenfassung dieser sind, ferner nicht in Ulm 1536, Rothenburg o. T. 1559, Hohenlohe 1577, — so ist dies jedenfalls nicht von Brenz verursacht. Er hat sie auch in Württ. 1553 eingesetzt und findet in Predigten und Schrifterklärungen Worte zu ihrer Empfehlung.[107] Der Bußcharakter, welchen die Litanei angenommen hat, wird bei ihm noch dadurch verschärft, daß er auf dieselbe ein Gebet folgen läßt, welches nichts anderes ist als das Straßburgische Sündenbekenntnis in der erweiterten Form der Kölner Reformation.[108]

Der Brenzische Feiertagszyklus ist in den Haller Ordnungen reicher als er in Württemberg durchzusetzen war. In Württ. 1536 wünschte Brenz die in Hall 1526 erstmals vorgeschlagenen Tage, Mariä Heimsuchung und Mariä Himmelfahrt, die Tage Mariä Magdalena und St. Michaelis zu bringen, jedoch vergeblich. In Hall 1543 erscheinen diese Tage wieder nebst aller heiligen Tag. Württ. 1553 begnügt sich nicht, die seit 1536 eingeschobenen Feiertage von neuem zu funktionieren, vielmehr werden die 1536 zu zweiter Linie gestellten Tage Epiphanias, Purifikationis, Annunciationis, aller Apostel Tag, Johannis des Täufers Tag in eine Reihe mit den andern gerückt. Ebenso wird die Feier des zweiten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttags ausdrücklich gefordert. Gründonnerstag und Charfreitag bleiben halbe Feiertage. Wie schon in den Zusätzen zur Württ. KO von 1536 wird in Hall 1543 und Württ. 1553 die sorgfältige Berücksichtigung der kirchlichen Zeit, nach der auch die Gesänge auszuwählen sind, den Predigern zur Pflicht gemacht. Durch die Betonung dieses Gesichtspunkts hat Brenz schon die lutherischen Züge der Schnepfschen KO verstärkt. Erheblichen Wert hat er auf die Aposteltage gelegt, an welchen fleißig das durch die Apostel in die Welt ausgekommene ministerium evangelii de Jesu Christo angezeigt werden soll. Apostoli sunt pastores, führt er gelegentlich aus.[109] Die Aposteltage müssen nach dem

[106] Reichlicher sind diese in den württ. Klosterschulen ausgestaltet (Summarischer Begriff von 1559 Bl. CXLVII b ff). Hier hat Brenz einen zuerst 1529 gemachten Vorschlag (Ordnung des Gottesdienstes, so in den Stiften und Klöstern fürgenommen werden möcht. Anecd. Brent. S. 53 ff.) ausgeführt.

[107] Tom. I, 1, 614. VI. 626.

[108] L'origine de la confession des Péchés dite de Calvin par Alfred Erichson. Extrait de la Revue Chrétienne. Dole. Typographie L. Bernin 1896.

[109] Tom. IV. 675.

Württembergischen Volk nachhaltig eingeprägt worden sein, daß sie bis heute fortbestehen konnten, obwohl sie außer bei den von der Industrie wenig berührten Bevölkerungsschichten durch die modernen Verhältnisse entwurzelt sind.

Wenden wir unser Augenmerk den einzelnen kirchlichen Handlungen zu, so ist es immer noch richtig, Brenzens Taufformular von 1553 sein eigentümlichstes und erfolgreichstes der mittleren Klasse altprotestantischer Tauformulare zuzuweisen.[109] Schon die Haller Taufordnung von 1543, die im ganzen der Brand. Nürnb. und damit Luthers Taufbüchlein von 1526 folgt, zeigt eine freiere Behandlung des Überkommenen, die sich dann in der noch einfacheren Gestaltung der Handlung, insbesondere in der Beseitigung der Exsufflation und des Exorzismus, auch der Streichung der Signation bei Württ. 1553 deutlicher zu erkennen gibt. Der Unterschied dieses Formulares gegenüber dem an die römische Taufform sich näher anschließenden Taufbüchlein Luthers ist auch nicht unbemerkt geblieden. Die Kirchenordnung Herzog Albrechts des Älteren von Preußen 1558 stieß wesentlich wegen ihrer Anlehnung an die Württembergische Taufordnung auf solchen Widerstand, daß sie nicht zur Einführung gelangen konnte. Für Annahme des Kinderglaubens bekennt sich natürlich auch Brenz, doch spricht er sich darüber mit mehr Zurückhaltung aus als Luther,[111] die Berufung auf das seufzende Verlangen der vernunftlosen Kreatur nach der Freiheit der Kinder Gottes charakterisiert wohl am meisten seine Abneigung gegen nähere Bestimmung des ihm zweifellosen Mysteriums.[112] Sein Taufformular entspricht diesem Standpunkt. Hier sehen wir ihn an der liturgischen Arbeit, die liturgische Sprache steht ihm zu Gebot.

Hall 1543 und Württ. 1553 haben keine förmlichen Ansätze zur Konfirmation, beide KOO bleiben bei dem Katechismus stehen, dessen Notwendigkeit sie teils mit der Kindertaufe, teils mit der Pflicht, zu würdigem Genuß des Abendmahls vorzubereiten, begründen. Auch die Trauungsformularen bieten kaum Besonderes. Das Hallische ruht in der Hauptsache auf Brand. Nürnb., das Württembergische auf Veit Dietrichs Agendbüchlein.

Mehr Beachtung verdient die Ordnung des Beichtwesens. Hier ist es der Landesvater Brenz, der einer Anzahl südwestdeutscher Kirchen die Einrichtung der öffentlichen Beichte und Absolution vermittelt hat.[113] Und zwar ist er sich der prinzipiellen Bedeutung seines Verfahrens wohl bewußt.[114]

---

[109] So Höfling, das Sakrament der Taufe II, 96 ff., dagegen Althaus, die historischen und dogmatischen Grundlagen der lutherischen Taufliturgie 1893, S. 1.

[111] De Poenitentia ...... Homiliae XXV ...... Halae Suevorum MDXLV Bl. 62 u. Ebrard in a. a. O. S. 378 f.

[112] Cat. illustr. Witt. S. 31.

[113] Siehe diese Zeitschrift II, 248 ff. Die Angabe Riezlers Lehrb. der Liturgik I, 1899 S. 429, daß Württ. 1582 die offene Schuld und die Absolution mit der Retention für die Unbußfertigen habe, ist irrtümlich. Es liegt eine Verwechslung mit der Kirchenordnung von 1559 vor. Vielleicht ist diese Angabe durch Grüneisen, die ev. Gottesdienstordnung in den oberdeutschen Landen 1856 S. 163 veranlaßt. Richtig ist, daß die offene Beichte und Absolution, die vorher in dem Abschnitt von der Buß und Absolution zu lesen war, 1582 in der Ordnung des Nachtmahls abgedruckt ist. Diese Formeln waren aber schon seit 1536 an dieser Stelle nochmals zu verlesen. Indem Grüneisen dies nicht beachtet hat, hat er der angeführten Veränderung zu großen Wert beigelegt. Allerdings hat er darin Recht, daß die Streichung der Sätze, welche die öffentliche Beichte und Absolution beim Beichtverhör empfahlen, aus dem Abschnitt von der Buß und Absolution die Absicht bekundet, jene durch die förmliche Privatbeichte zu verdrängen. Aber angeordnet ist die letztere hiemit nicht; vergleicht man andere KOO, welche die gleiche Absicht verfolgen, so findet man, daß die Änderung keineswegs stillschweigend geschieht. Damit stimmt auch die Begründung überein, mit welcher jene Formeln in der Nachtmahlsordnung von 1582 eingeführt werden. Die öffentliche Absolution wird nicht etwa der Privatabsolution, sondern der Predigt gegenübergestellt, welche ein rechte, wahrhafftige Absolution und Entbindung von den Sünden ist. ...... Jedoch ist es nicht unnützlich, sondere Christenliche Form der Absolution in der Kirchen zugebrauchen, daß hiemit die Applikation und zueignung der verzeihung der Sünden, auch die nutzung des Kirchendiensts den Einfältigen dester deutlicher fürgetragen und eingebildet werde (S. 117).

[114] Die Erwägungen, aus denen heraus er dabei gehandelt hat, sind ausgesprochen in einer Nachtmahlspredigt über 1 Kor. 11,28, welche aus der Zeit der zweiten Haller KO

Teilt uns in dieser seit 1545, bezw. 1553 begegnenden Stellungnahme zu einer Frage, hinsichtlich deren zahlreiche lutherische Kirchen im Laufe des 16. Jahrhunderts auf einen gesetzlichen Standpunkt zurückgekehrt sind, die Abweisung aller Magie der liturgischen Formel entgegen, so entspricht es dagegen seiner das Ueberkommene bedächtig sichtenden, den individuellen Bedürfnissen entgegenkommenden Denkweise, wenn die Privatkommunion des Kranken in Württ. 1536 damit gerechtfertigt wird, das man dem krancken, den man bericht, von dem gemeinen Nachtmal sein gebürenden theil eben auf die weis also zu haus bringt, wie man sonst einem geladnen Gast den sein kranckheyt nit last zur Hochzeit kummen, sein essen in sein behausung pflegt zuschicken .... So ist der kranck .... in communione omnium sanctorum[115])

Der Gegensatz gegen die römischen Begräbniszeremonien, welche die Lehre vom Fegfeuer, von der Messe und der Mittlerschaft der Kirche zur Voraussetzung haben, macht es begreiflich, daß Brenz in Hall 1526 zwar die Begleitung der Leiche durch die christliche Versammlung, oder letzten liebliche Akt am Grabe fordert[116]. Die Kirche nimmt erst bei dem nachgehenden Tagamt auf den Verstorbenen und seine Angehörigen Bezug. In Hall 1543 wird jedoch die Begleitung durch den Kirchendiener angeordnet und darauf der Abhaltung eines Gottesdienstes in der Kirche verfügt, bei welchem ein Christliche gebürliche und dem gegenwärtigen handel gemesse Concion gethan werden soll. Die KO bietet hiefür drei auch anderwärts benutzte Formularien. Das Vaterunser sowie ein weiteres Gebet machen den Beschluß. Württ. 1553 wiederholt in der Hauptsache Bestimmungen von 1536, wonach am Grabe (oder in der Kirche?) Schriftlektion und Leichenpredigt gehalten und Vaterunser und gemeiner Segen gesprochen werden soll[117].

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß Brenzens liturgische Anordnungen den provisorischen Charakter verraten, der den Gottesdienstordnungen der Reformationszeit im allgemeinen eignet. Zum teil liegt der Grund hiefür in der inneren Freiheit, mit welcher der Reformator den äußeren Kultusformen gegenübersteht. Die Lehrhaftigkeit und die erbauliche Abzweckung des Gottesdienstes beherrschen die liturgische Konstruktion, wiewohl auch das Lobopfer des Glaubens zum Ausdruck kommt, so ist doch diese Idee für die letztere nicht maßgebend. Am meisten stellt noch das Schema des Abendmahlsgottesdienstes in Württ. 1553 ein einheitliches Schema dar, doch gerade dieses hat Brenz nicht zum eigentlichen Urheber. Auch hier ist die Duplizität der Predigt, die Wiederholung der öffentlichen Beichte und Absolution u. a. zu beanstanden. Dagegen bekunden die von ihm entworfenen Formularien die Befähigung zu liturgischer Produktion. Vermißt man in seinen theoretischen Ausführungen die Prägnanz des Ausdrucks, wie sie Luther bei aller Fülle desselben besitzt, so führen Brenzens liturgische Stücke eine kernige, volkstümliche und treuherzige Sprache, die daher mit Recht aus der Liturgie seiner Heimatkirche bis heute noch nicht verschwunden ist.

---

stammen dürfte. Brenz-Gretter Auslegung ꝛc. S. 285 f. Die Predigt des Evangeliums ist an sich ein Absolution und entbindung von den Sünden. Das betrübte Gewissen sucht aber auch ein sonderlich Absolution, wie die Leute zu Johannes dem Täufer kamen, ihm ihre Sünden zu beichten oder die zu Ephesu damit ihr Verdingen und Sündenvergebung anzeigten. Darumb so viel solche Beicht belangt, sol in den recht geordneten und nach Gottes Wort angerichten Kirchen dieser Brauch gehalten werden, daß niemandt bey peen und straff der Verdamnis zur Beicht getrieben werde, sondern daß es dem starcken und denen so recht in Gottes Wort unterwiesen sein, freygelassen werde, sie beichten oder beichten nicht. Darnach aber den schwachen Gewissen sol man rhaten, daß sie doch allein ein gemeine Bekenntnis oder Beicht irer Sünden thun, auf daß sie darauff die Absolution und das heilig Evangelium hören und sich daraus stercken. Endlich daß man das jung Gesind dahin halte, daß sie etliche der gröbesten und fürnembsten Sünden beichten, auff daß sie durch solche Gelegenheit von Sünden abgeschrecket und in dem Christlichen Glauben unterrichtet werden.

[115] Richter KOO I, 269.

[116] ebenda I. 47.

[117] Es sollte mich nicht wundern, wenn Brenz einmal zu Gunsten der Feuerbestattung angerufen würde, so objektiv referierend spricht er sich Tom. VI. 241 über die verschiedenen Bestattungsarten aus. Seine wahre Meinung s. Tom. I, 203. 348.

es woll uns Gott ge
omnes, Te Deum lau
pange lingua. Brenz
willigeren Nachfolger

118) Hartmann u
die Württ. Kgesch. 18
Richtige hat schon Dü
119) Die bisher
Abschrift des Herrn P

Jedoch erst von Württ. 1553 schreibt sich die maßgebende Bedeutung her, welche Brenz für den südwestdeutschen Gottesdienstypus gewonnen hat. Sofort im folgenden Jahr 1554 wurde diese KO im ganzen wörtlich nach Pfalzneuburg übertragen, von wo sie 1556 nach Kurpfalz gelangte; im letzteren Jahr wurde sie auch in der Markgrafschaft Baden, Pforzheimer Anteils angenommen.[120]) Auch als die Pfälzische Ordnung von 1563 die Wendung zum Calvinismus vollzog, ist doch Einzelnes aus jener Vorlage stehen geblieben. Die unbedeutenden Abweichungen auf liturgischem Gebiet, welche bei Pfalzneuburg zu bemerken sind, erklären sich aus der Rücksichtnahme auf bereits feststehende Bräuche des ehedem streng lutherischen Landes. Am bemerkenswertesten ist noch die Einschiebung der öffentlichen Beichte und Absolution zwischen Predigt und gemeinem Gebet mit der Begründung, daß nur eine mit Gott versöhnte Gemeinde mit „tröstlichem Gewissen und sicherem Glauben" beten könne. Diese Ordnung fand um 1567 Aufnahme in Dinkelsbühl, das seinen Anschluß früher bei Nürnberg gesucht hatte.[121]) Es verstand sich, daß auch Mömpelgard sich der württembergischen KO unterwerfen mußte.[122]) Es geschah dies 1560; doch wurde der schweizerische und straßburgische Einfluß daselbst nicht ohne mancherlei Widerstand zurückgedrängt. Nahe mußte es liegen, daß kleinere benachbarte Gebiete wie Öttingen-Harburg 1558 und um dieselbe Zeit Limpurg der württembergischen KO beitraten.[123]) Die Einführung der Brenzischen KO wurde dadurch gefördert, daß einzelne dieser Kirchenwesen unter Brenzens oder Andreä's persönlicher Mitwirkung eingerichtet wurden.

In anderen Gebieten hat jene wenigstens als Vorbild gewirkt oder in einzelnen Bestandteilen Eingang gefunden. Beides trifft zu auf die Ulmer Gottesdienstordnung von 1556, durch welche Sams Handbüchlein ersetzt wurde. In der KO von Pfalzzweibrücken 1557[124]) sind die Mecklenburgische Ordnung von 1554 und die Württembergische auf eigentümliche Weise in einander gearbeitet. Auch eigentlich liturgische Stücke stammen aus Württ., so die Formulare für Taufe und Jähtaufe, das Trauritual, die Form des Gemeingebets und der Litanei, während die Bestimmungen über die gemeinen Kirchenämter am Feiertag und Werktag, über die Beicht- und Abendmahlsordnung in der Hauptsache aus Mecklenburg übernommen sind. Auch Veit Dietrichs Agendbüchlein und Hall 1543 sind benützt; aus der letzteren werden die Leichenpredigten entlehnt.

Den Einfluß der württembergischen KO zeigt nur wenig die von Rothenburg o. T. von 1559.[125]) Nach dem Zeugnis der Fama Andreana (S. 67) ist Jakob Andreä der Urheber dieser KO, womit auch die lokale Überlieferung übereinstimmt.[126]) In liturgischer Hinsicht war eine Ausgleichung mit der brandenburgischen KO von 1552 (= Brand.-nürnb. von 1533) geboten, die zuerst im Rothenburgischen in Geltung gestanden hatte. Deren Einfluß überwiegt auch durchaus denjenigen von Württ. 1553, indem es insbesondere bei der brandenburgischen Taufform und Form des Abendmahls bleibt. Auch ist die Privatabsolution obligatorisch. Dagegen sind Abschnitte wie Von dem Kirchengesang, Von der Kirchenkleidung, Was an Festen und Feiertagen soll fürnemlich gepredigt werden

---

[120]) Das Nähere bei Bassermann, a. a. O. S. 22 ff. Die Pfalzneuburgische Ordnung auf der Univ.-Bibl. zu Heidelberg, die badische auf der badischen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe. Vgl. auch Richter, KOO II, 146. 177. 178.

[121]) Pürkhauer, Geschichte der ev. Kirche in Dinkelsbühl 1831. Medicus, Gesch. der ev. Kirche im Kgr. Bayern 1863. S. 156 ff.

[122]) Die Mömpelgarder KO auf der K. öff. Bibl. zu Stuttgart.

[123]) Sattler, Gesch. des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzogen 4, 123. Prescher, Gesch. der Reichsgraffschaft Limpurg I, 1789 S. 319 ff.

[124]) Richter, KOO II, 194 ff.

[125]) **Ordnung der Kirchen in eines Erbarn Raths der Stat Rotenburg uff der Tauber Oberkeit und gebiet gelegen.** Auf der letzten Seite: **Gedruckt zu Rotenburg uff der Tauber durch Albrechten Gros.** Unter der letzteren Angabe ein Knabe mit zwei Wappenschildern, darüber ein Spruchband: Deus Pro Nobis Quis Contra Nos? und die Jahreszahl 1559. König, Bibl. Agendorum bekam diese Ausgabe nicht zu Gesicht, sie wird in der Regel nach der von 1611 citiert, obwohl sie mit dieser nicht völlig identisch ist. Das einzige bekannte Exemplar befindet sich in der Stadtbibliothek zu Rotenburg a. T.

[126]) Göttlingksche Chronik § 5.

aus Württ. entnommen, das auch in anderen anklingt. Die Feiertage stimmen mit Württ. überein, doch soll das Fest der Engel am 18. oder 19. Trinitatissonntag gefeiert werden. Worms 1560,[127]) welches nicht ohne einen zeremonialgesetzlichen[128]) und dogmatisierenden[129]) Zug ist, setzt bereits übliche Formen voraus. Doch hat ihr neben der Sächsischen KO von 1539 und Veit Dietrichs Agendbüchlein sicher auch Württ. 1553 vorgelegen. Dorther stammt der Abschnitt Von der Lehr und Predigt, auch die Formel der offenen Beichte. Der einfache Aufbau des Hauptgottesdienstes ist mit Württ. 1553 verwandt.[130]) Das Abendmahl wird alle vierzehn Tage oder längstens alle vier Wochen gehalten.

In der Leininger KO von 1566[131]) stammen die Abschnitte von der Taufe und Jähtaufe wie vom Katechismus aus Württ., der Katechismus ist der Brenzische. Ebendaher ist die Vermahnung zur öffentlichen Beichte und die Beichtformel genommen. In der Einleitung der neuen Eheleute, den Vorschriften für Besuchung der Kranken und der Begräbnisordnung ist Württ. benutzt. Das Abendmahl wird mindestens viermal im Jahr veranstaltet, **es sol auch sonsten als offt Communicanten vorhanden ohn alle unterscheit der zeit administriert werden.** (Bl. 41b). Wird das Abendmahl vorgenommen, so soll die Predigt **fürnemlich dahin gericht werden, daß auch vom gebrauch und nutz des Abendmals gehandelt werde.** (Bl. 42a).

In Hanau-Lichtenberg, wo die Cölnische Reformation in Geltung war, und welches sich 1573[132]) der Württembergischen KO genähert hat, treffen Straßburgische und Württembergische Einflüsse zusammen. Auf Sonntag und Feiertag soll, wo lateinische Schüler sind, der Schulmeister mit den Schülern eine lateinische Antiphon, so sich zur Zeit reimet singen, danach singe man das Kyrie deutsch, wie es im Straßburger Cantional beschrieben ist. Nach dem Kyrie soll der Pfarrherr die offene Beichte und Absolution, deren Grundlage Straßburg angehört, sprechen, woran sich die Retention für die Unbußfertigen schließt. Hierauf die Epistel mit Summarien, der Glaube deutsch, im Sommer der große, im Winter der kleine, oder Lieder De tempore. Auf der Kanzel: Vaterunser, Evangelium, Predigt, Gemeingebet, Psalm, ein bequemes Gebet, Segen (S. 1 ff.). Die Kapitel von der Taufe und Jähtaufe sowie vom Nachtmahl, welches auf Weihnachten, Palmsonntag, Gründonnerstag, Ostern, Pfingsten und auf einen gelegenen Sonntag nach Michaelis zu halten ist, von Besuchung und Kommunion der Kranken, von der Einleitung der Eheleute sind aus Württ. entlehnt. Diese Hanau'sche KO ist in der zweiten Hohenlohischen (1577) neben Nürnb. Brand. und Württ. zu Rate gezogen worden; letzteres hat wohl eine einfachere Gliederung des Gottesdienstes, als sie in Hanau besteht, bewirkt.[133]) Endlich ist Württ. auch in der großen Nördlinger KO von 1579 mannigfach berücksichtigt.[134]) Daß in Lindau 1573 und in Henneberg 1582 die Hinneigung Württ. zu reformierten Formen Nachfolge gefunden habe, hat Kliefoth wie überhaupt Brenzens destruktive Thätigkeit auf liturgischem Gebiet beklagt.[135])

---

127) Univbibl. in Gießen.

128) **alle von Gott befohlnen Sonntag.**

129) In der Abendmahlsvermahnung: **Deß zu einem gewissen Warzeichen Sigill und Zeugnuß gib Ich euch hiemit mein waren Leib.** In der Abendmahlsvermahnung hat dieser dogmatische Zusatz zuerst Eingang gefunden, ehe er in die lutherischen Spendeformeln übergegangen ist. Unter den Gründen für die Privatbeichte wird die durch die Partikularität hervorgerufene Gewissensangst aufgeführt.

130) Es ist folgende **wiewol nicht scheinbarliche aber doch dem Wort Gottes gemesse ordnung, bißanhero in dieser unser Christlichen Kirchen allhie gebreuchlich gewesen und man derselben wol gewonet ist.** Chorgesang, deutsch, ein oder zwei Lieder, Kollekten, Chor: Nun bitten wir den heiligen Geist, Predigt, Gemeingebet, Vaterunser, Gesang, Segen Wird das Abendmahl gehalten, so eröffnet der Chor den Gottesdienst mit der deutschen Litanei.

131) K. Bibl. Berlin.

132) Diese KO. gilt seit 1578 auch in der Grafschaft Hanau-Münzenberg.

133) Blätter für württ. Kgesch. 1897. S. 52 ff.

134) Geyer, die Nördlinger ev. KOO des 16. Jahrhunderts 1896. S. 62 ff.

135) Lit. Abh. VII, 52. Die Lindauer KO ist auf der reichhaltigen Bibliothek dieser Stadt nur in der Ausgabe von 1586 vorhanden. Vgl. Richter KOO II, 353.

Auch in Straßburg 1598 ist Württembergisches bezw. Brenzisches Gut wieder zu erkennen. Zwar erinnert das Taufformular nur in einzelnen Wendungen an Württ.; jedoch geschieht die Nottaufe nach Württ. Ritus. Ebendaher ist auch die Abendmahlsvermahnung bezogen, welche in dieser Form bisher nicht gebraucht wurde.[136]) Hier sei jenes eigentümlichen Zusatzes, den die Nürnbergische Admonition in Württ. 1536 erfahren und seitdem beibehalten hat, gedacht. Dieser Gedankengang, der die geistliche Einheit der gläubigen Kommunikanten durch den Hinweis auf die Vereinigung vieler Körner in Einem Brot und vieler Beeren in Einem Wein anschaulich und eindringlich macht, taucht zuerst in der Didache auf und ist Schnepf wohl durch Luther vermittelt.[137]) Wir begegnen diesem eigentümlich schönen und kraftvollen Schlußpassus außer in Straßburg 1598 in Pfalzneuburg 1554, Kurpfalz 1556, Baden 1556, Pfalz 1563, Leiningen 1566, Hanau 1573. Die früheren Beziehungen Brenzens zu Straßburg und dem Elsaß sind bekannt. Andererseits ist die Erforschung des Einflusses, der von Straßburg und seinen Theologen auf die kultische Entwicklung Südwestdeutschlands ausgegangen ist, eine noch ungelöste Aufgabe.

Auch über den bisher beschriebenen Umkreis hat Brenz hinausgewirkt. Seine KO von 1553 ist für die Winden in Krain[138]) bearbeitet worden, auch Kroatische Übersetzungen sind erschienen.[139]). Der württ. Tauforduung wenigstens folgen Preußen 1558, Nassau-Saarbrücken 1576, Österreich 1571 u. a. Für das Geschick der KO Herzog Albrechts des Ältern in Preußen ist das Württembergische Vorbild verhängnisvoll geworden.[140]) Bei der Aufstellung der Jülichschen KO hatte Brenz 1566 ein Gutachten abzugeben; diese geht doch etwas andere Wege als die Württembergische. Insbesondere ist die mehr reformierte Gestalt des Gottesdienstes in Jülich unter dem allmählichen Einfluß der reformierten Gemeinden daselbst entstanden.[141]) Für die Braunschweig Lüneburger KO von 1569, an deren Abfassung neben Chemnitz Jakob Andreä beteiligt ist, hat Württ. als eine Hauptquelle gedient, bezeichnender Weise gerade nicht in den liturgischen Teilen.

Immer wird Brenz unter denen, welche dem Gottesdienst in Südwestdeutschland auf Jahrhunderte hinaus sein Gepräge gegeben haben, in vorderster Linie genannt werden. Man kann sagen, daß diese Aufgabe ihm von außen aufgedrängt worden sei. Aber wenn dies auch der Fall ist, so hat er sie doch mit Klarheit erfaßt und mit innerer Freiheit durchgeführt. Seine eigene theologische Stellung hat ihn dazu befähigt. Ein ausgesprochener Lutheraner hat er den von ihm abhängigen Kirchen einen Hauch altstraßburgischen, ja im letzten Grunde reformierten Geistes bewahrt. Sein Verdienst daran beschränkt sich auf das, was in den Händen des Einzelnen steht. Der kultische Charakter dieser Kirchen ist zugleich das Ergebnis der zugehörigen Volksindividualität und der komplizierten Geschichte des religiösen Lebens in ihrem Bereiche. Aber ein noch heute wirksames Ferment hat er diesen Kirchen wenn nicht zugeführt, so doch an seinem Teile erhalten, und es ist gewiß nicht zufällig, daß die unfruchtbare Romantik des Neuluthertums gerade in ihrem Bezirk einen im ganzen spröden Boden vorgefunden hat. Die auflösenden Wirkungen des Pietismus und Rationalismus auf liturgischem Gebiet sind allerdings wohl in keinem lutherischen Lande schwerer zu überwinden als in dem Heimatland des Reformators; es sind keine Traditionen

[136]) **Welche Vermahnung, ob sie wol bißher in unserer Kirchen nit gebraucht worden, doch umb ihres Nutzens willen, das die Communicanten desto mehr zu würdiger Niessung ermuntert mögen werden, fürohin zugebrauchen, für gut angesehen worden.** S. 162 f.

[137]) Didache cap. 9, 4. Dann bei Cyprian, Ep. 63, 13 und anderen. Auch bei der Symbolik in Augustin ad Probam (Mauriner Ausgabe N. 130, c. 16) scheint mir diese Vorstellung im Hintergrund zu stehen. Luthers Kirchenpost. 2. Aufl. XI, 209 (Frankfurt). E. A. 1² S. 307 und sonst.

[138]) Cerkovna ordninga: Kirchenordnung. Tübingen 1564. K. Bibl. in Dresden. Vgl. Elze, die slov. prot. Druckschriften des 16. Jahrh. Venedig 1896. S. 55—58. 61.

[139]) ebenda S. 58—60.

[140]) Die Behauptung Kliefoths Lit. Abh. VII, 52, daß diese KO überhaupt der Württ. nachgebildet sei, ist unzutreffend. Ein Exemplar auf der Univ.-Bibl. Königsberg.

[141]) Oven, Über die Entstehung und Fortbildung des evangelischen Kultus in Jülich, Berg, Cleve und Mark 1828.

vorhanden, an welche sich bei einer Neugestaltung mit Erfolg anknüpfen ließe. Aber man muß es als ein Glück betrachten, daß jede Möglichkeit einer Restauration des Gewesenen ausgeschlossen ist; das Neue muß von innen heraus wachsen und wird es auch, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Brenz selbst hat jedenfalls das Vorläufige seiner Ordnungen gefühlt; der Wert einer feinen und zierlichen Ordnung für das gottesdienstliche Leben war ihm wohl bekannt, so sehr es ihm auch angelegen war, bei jeder Ausgabe seiner KOO vor Überschätzung derselben zu warnen. Vielleicht darf man es als ein hoffnungsvolles Vorzeichen für die künftige Entwicklung betrachten, daß ein Hauptanstoß zu der neueren Bewegung des evangelischen Kirchengesangs von Württemberg ausgegangen ist. Auch darin ist ein Brenzisches Vermächtnis in das Leben getreten.

Weitere farbige Konfirmationsscheine.

Zu unserer Anzeige der farbigen Konfirmationsscheine aus dem Verlage des badischen Pfarrer-Vereins zu Karlsruhe und von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen (vgl. die Märznummer d. Bl.) tragen wir heute auf Wunsch der Scheurlen'schen Buchhandlung in Heilbronn nach, daß auch dort, und zwar schon vor zwei Jahren, farbige Blätter für diesen Zweck erschienen sind. Sie sind entworfen von dem Stuttgarter Künstler Rudolf Yelin und gedruckt in der Kunstanstalt von Weisert & Daur in Heilbronn. Wiederum sehen wir auf dem für Mädchen bestimmten Blatte Christus bei Maria und Martha, darunter den Spruch „Eins ist not. Maria hat das gute Teil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden.“ Auf dem für die Knaben ist Christus mit den beiden Emmaus-Jüngern dargestellt, die ihn bitten, bei ihnen zu bleiben. Darunter der Spruch: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens 2c.“ Die Auffassung ist bei beiden Darstellungen einfach und würdig, die Farben frisch und klar. Es steckt mehr modernes Empfinden in den Gestalten als auf den Blättern, die wir das vorige Mal besprachen. Dem gegenüber tritt das altertümelnde in der Tracht der beiden Frauen wie in dem architektonischen Aufbau, dessen Motive aus der romanischen Bauweise genommen sind, ganz zurück. Als anderer Abschluß erscheint bei beiden Blättern ein auf Wolken schwebendes strahlendes Kreuz, umgeben von einer Dornenkrone. Sonstige Symbole sind glücklicherweise vermieden. Die netten schlichten Landschaften, in denen beide Szenen spielen, sind gut deutsch, die eine sogar ausgesprochen schwäbisch. Das ist brav! Nun aber noch einen Schritt weiter auf der hier betretenen Bahn!

Die Blätter sind zu haben mit dem Aufdruck „Zur Erinnerung an die Konfirmation“ oder „an den Abschluß der Christenlehre“ oder „an den Kindergottesdienst“ und kosten 15 Pf. das Stück. Zu Ansichtsendungen erklärt sich die Buchhandlung von A. Scheurlen (Theodor Cramer) in Heilbronn gern bereit.

Jena. Prof. Dr. Weber.

Bücherschau.

Arnold Mendelssohn, Sechs 4stimmige Chorsätze a capella nach Spruchdichtungen des Angelus Silesius. Leipzig, Rieter-Biedermann. Part. Mk. 1,50. Stimme je Mk. —,40.

Die Texte dieser Kompositionen sind den Distichen aus dem Cherubinischen Wandersmann des schlesischen Arztes und Konvertiten Johann Scheffler entnommen, deren hoher poetischer Wert nicht minder in die Augen sticht als ihre pantheistische Grundstimmung (vgl. M. Schr. I, 128). An eine Benutzung seiner Chöre im Gottesdienste hat der Komponist nicht gedacht; wohl aber können sie von unsern Kirchengesangvereinen für ihre außergottesdienstlichen Veranstaltungen als feinste Art religiöser Musik benutzt werden. Sie sind ganz ausgeprägt modern. Aber was man von der musikalischen Illustrierung Scheffler'scher Texte durch P. Cornelius sagen kann, gilt auch von dem Mendelssohn'schen Werke: die moderne Harmonik ist in besonderem Maße geeignet, der Mystik dieses Dichters den entsprechenden musikalischen Ausdruck zu geben. Es zeigt sich das z. B. bei Nr. 3 „Das Allersüßeste“. Am meisten Sympathie werden gewiß Nr. 1 und 4 finden, „Wie schöne glänzt der Schnee“ und „Wer schmückt die Lilien“, deren Holdseligkeit wirklich etwas bestrickendes hat.

Fr. Spitta.

Wegen nicht zu bewältigender Stoffmenge mußten die „Kleinen Mitteilungen“ ausfallen, die „Bücherschau“ verkürzt und der Artikel von Spitta „Kritiken und praktische Winke“ noch einmal zurückgestellt werden. Die trotzdem nicht vermiedene Überschreitung unsres Raumes werden wir in späteren Nummern wieder einbringen. Die Redaktion.

1. Notenbeigabe.

Vorspiel für Orgel:

„Christ ist erstanden von dem Tod."

Max Reger.







2. Notenbeigabe.

Motette zum Pfingstfest.



*) Die Achtel der Dreiteilung bitte genau auseinanderzuhalten gegen die Achtel der Zweiteilung.

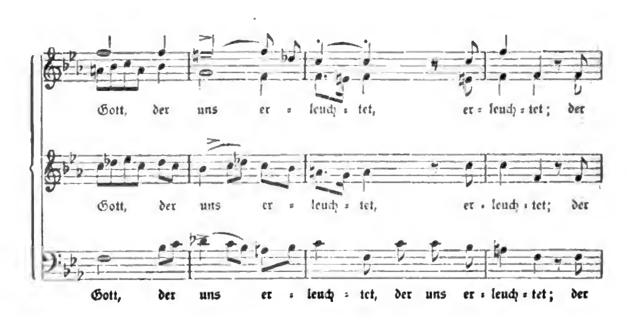

3
— — — und Strö = me auf das Trok = ke = ne, auf das Trok = ke = ne, auf das
Dur = sti = ge und Strö me auf das Trok = = = ke=ne, auf das
Ich will Was = ser aus = gie = ßen auf das Dur = sti = ge
Trok = ke = ne; ich will Was = ser aus = gie = ßen auf das
Trok = ke = ne;
— — — und
auf das Dur = sti = ge und Strö = me auf das
Dur = sti = ge und Strö = me auf das Trok = = =
ich will Was= ser aus = gie = ßen auf das Dur = sti = ge und
Strö = me auf das Trok = ke = ne, auf das Trok = ke = ne, und
Trok = = = = ke = ne
Etwas ruhiger.
ke = ne; ich will mei = nen Geist auf
Strö = me auf das Trok = ke = ne; ich will mei = nen Geist auf dei=
Strö = me auf das Trok = ke = ne;


dei = nen Sa = men aus = gie = ßen und mei = nen Se = gen
nen Sa = men aus = gie = ßen und mei = nen Se = gen auf
und mei = nen Se = gen auf dei = ne,

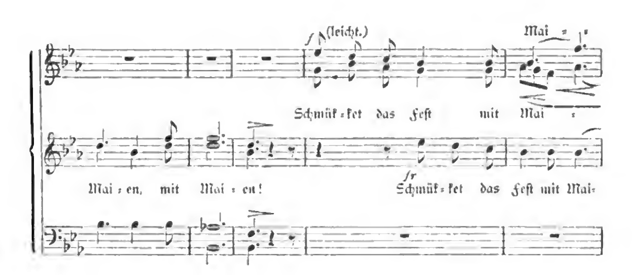

ich will mei = nen Geist auf
dolce.
auf dei = ne Nach = kom = men, ich will mei = nen Geist auf
dei = ne Nach = kom = men, ich will mei = nen Geist auf
(Baß hervorhebend.)
dei = ne Nach = kom = men, ich will mei = nen Geist auf dei = nen


dei = nen Sa = men aus = gie = ßen und mei = nen Se = gen auf
dei = nen Sa = men aus = gie = ßen und mei = nen Se = gen auf dei = ne,
dei = nen Sa = men aus = gie = ßen und mei = nen Se = gen auf
p
Sa = men aus = gie = ßen und mei = nen Se = gen auf

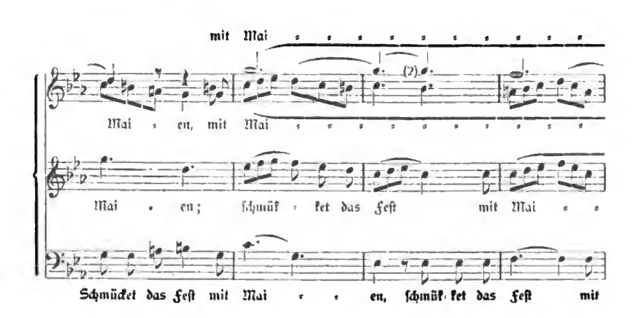

ffr
dei - ne Nach - kom - men. Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott, ist
ffr
dei - ne Nach - kom - men. Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott, ist
ffr
dei - ne Nach - kom - men. Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott, ist

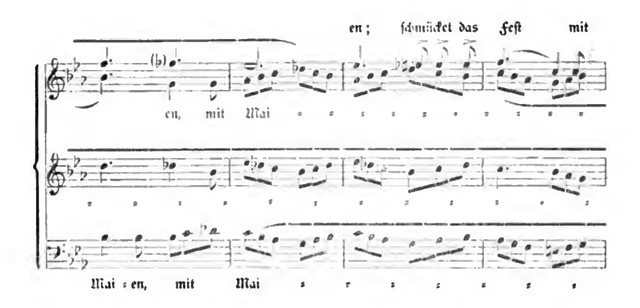

Gott, der uns er - leuch - tet, er - leuch - tet; der
Gott, der uns er - leuch - tet, er - leuch - tet; der
Gott, der uns er - leuch - tet, der uns er - leuch - tet; der


Schnell und feurig.
Herr ist Gott, der uns er - leuch - tet.
Herr ist Gott, der uns er - leuch - tet.
fr
Schmük - ket das Fest mit


(leicht.)
Mai
Schmük-ket das Fest mit Mai
Mai-en, mit Mai-en!
Schmük-ket das Fest mit Mai-


en!
Schmücket das Fest mit Mai - en.
en, mit Mai - en, schmük-ket das Fest mit
en, mit Mai - en, mit
Schmük-ket das Fest mit Mai - en:


mit Mai
Mai - en, mit Mai
Mai - en; schmük-ket das Fest mit Mai
Schmücket das Fest mit Mai - en, schmük-ket das Fest mit

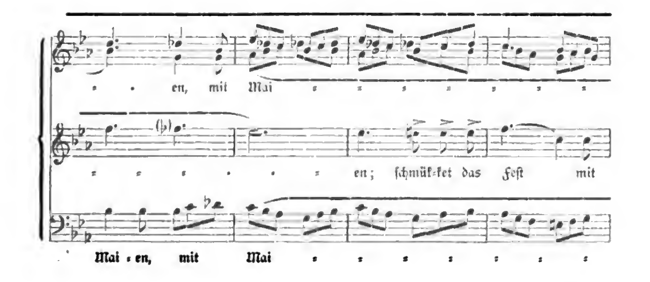

en; schmücket das Fest mit
en, mit Mai
Mai = en, mit Mai


Mai = en, mit Mai = en
en, mit Mai = en bis an die Hör = ner des Al = ta = res, bis an die
en bis an die Hör = ner des Al = ta = res, bis an die
en


Schmük- ket das Fest mit Mai-
Hör = ner des Al = ta = res. Schmük- ket das Fest mit Mai
Hör = ner des Al = ta = res. Schmük- ket das Fest mit Mai


= = en, mit Mai = = en, mit
= = en, mit Mai = = en! Schmük=ket das Fest mit
= en! Schmük=ket das Fest mit Mai = en,
Schmük=ket das Fest mit Mai = en!


Mai = en; schmük = ket das Fest mit Mai =
Mai = en, mit Mai = = = = = = =
mit Mai = = = = = = =
Schmücket das Fest mit Mai = = en; schmük= ket das Fest mit


= = en, mit Mai = = = = = = =
= = = = = = en; schmük=ket das Fest mit
Mai = en, mit Mai = = = = = = =


= = = = en
= = en, mit Mai = en bis an die Hör = ner des Al = ta = res, bis an die
Mai = en, mit Mai = en bis an die Hör = ner des Al = ta = res, bis an die
= = = = en bis an die Hör = ner des Al = ta = res, bis an die


Hör = ner des Al = ta = res. Hal = le = lu = jah, Hal = le = lu =
Hör = ner des Al = ta = res. Hal = le = lu = jah, Hal = le = lu =
Hör = ner des Al = ta = res. Hal = le = lu = jah, Hal = le = lu =


rit.
jah, Hal = le = lu = jah, Hal = le = lu = = jah.



6. Jahrgang. Nr. 5. Mai 1901.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 80 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.
Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 25 Pf., für 1 ganze Seite 24 M., 1/2 S. 13,60, 1/4 S. 7,60 M.

Über die Pflicht zur Teilnahme am Gottesdienste

von **Friedrich Curtius** in Colmar.

In der Novembernummer des letzten Jahrgangs dieser Zeitschrift hat Max Rieger die Frage aufgeworfen, ob nicht der Besuch des Gottesdienstes auch für Protestanten, wenn auch nicht als eine Gott geschuldete Leistung, doch als eine Pflicht gegen die Gemeinschaft anzuerkennen sei. Im Konfirmandenunterricht pflegt diese Pflicht bei Erklärung des dritten Gebots eingeschärft zu werden, und von der Kanzel herab werden nicht selten die Anwesenden genötigt, den Tadel anzuhören, der den Abwesenden gilt. Es ist klar, daß auf protestantischem Boden eine Verpflichtung zum Besuche des Gottesdienstes nur aus dem Gedanken der Gemeinschaft abgeleitet werden kann. Ohne Zweifel folgt aus jeder Zugehörigkeit zu einer Korporation die Pflicht zur Teilnahme an deren Leben und Handeln. Wer Mitglied eines Gesangvereins ist und bleiben will, thut Unrecht, wenn er die Proben versäumt. Aber kann man im Ernste behaupten, daß unsere Gottesdienste gemeinsame Handlungen der Gläubigen seien? Sie fangen so an und endigen so — aber der Hauptteil des Gottesdienstes, von dessen Qualität Wert oder Unwert des Ganzen abhängt, ist und bleibt die Predigt. Bei dieser nun besteht die Beteiligung der Gemeindeglieder im Stillesitzen und Zuhören. Genau wie in der Schule. Alle guten Predigten sind Werke der didaktischen Prosa, und wenn der Prediger im Gefühl davon, daß Unterricht und Kultus eigentlich nicht dasselbe sind, nicht unterrichten, sondern auf andre Weise „erbauen" will, wenn seine Ergüsse sich dem lyrischen oder gar dramatischen Stile zuneigen, so begeht er eine Stilwidrigkeit, die sich regelmäßig furchtbar rächt. Die gute Predigt ist durchaus belehrend. Selbstverständlich wird die Form jedes Unterrichts durch die Art seines Gegenstandes bestimmt. Kein Mensch kann religiöse und ethische Wahrheiten in dem ruhigen Gleichmaße der Stimmung vortragen wie mathematische Lehrsätze. Aber diese notwendige Beteiligung des Gemüts an dem Gegenstande des Vortrags steht dem

didaktischen Charakter der Rede nicht entgegen. Ist nun die Predigt das Hauptstück des Gottesdienstes und ist sie ihrem Wesen nach Unterricht, so ist jede Nötigung zum Besuche des Gottesdienstes ein bis an das Lebensende fortgesetzter, für beide Geschlechter und für alle Bildungsstufen gleichmäßig geltender Schulzwang. Das also ist die Frage, ob man einen so weitgehenden Schulzwang als eine kirchliche Institution aufstellen und verteidigen kann.

Gewiß soll der erwachsene, selbst der alternde Mensch nicht aufhören zu lernen. Aber der reife Mann hat vor dem Knaben das Vorrecht, daß er sich seine Lehrer und Meister frei wählt. Und eine solche freie Wahl des religiösen Lehrers besteht für den erwachsenen Christen nur ausnahmsweise. In Berlin kann jeder einen Prediger finden, der seiner Individualität, seiner Auffassung der Religion, seiner Bildung und seinen Sympathieen entspricht. In kleinen Städten hat man unter vier oder fünf Predigern die Auswahl. Auf dem Lande ist es eine reine Sache des Zufalls, ob der Geistliche, zu dessen Gemeinde man gehört, gerade so beschaffen ist, daß man mit Überzeugung und mit Nutzen bei ihm in die Schule gehen kann. Die ganze Ordnung dieses Unterrichts leidet doch an dem Mangel, daß dieselben Lektionen für Männer und Weiber, Greise und Kinder, Gelehrte und ganz Ungebildete bestimmt sind. Es wäre gradezu ein Wunder, wenn derselbe Unterricht allen diesen so verschiedenartigen Schülern angemessen wäre. Da aber der Zweck des Unterrichts Bildung ist, der der Predigt religiöse Bildung, so kann eine Pflicht zur Beteiligung an diesem Teile des kirchlichen Lebens nur soweit bestehen, als jener Zweck bei dem einzelnen erreicht wird. Predigten, die mir nichts bieten, mich nicht geistig fördern, Sonntag für Sonntag über mich ergehen zu lassen, kann unmöglich meine Pflicht sein, so wenig wie das Lesen eines religiösen Buchs, das vielleicht anderen vortrefflich scheint, mich aber langweilt oder abstößt.

Nun strebt man in der Erkenntnis dieses Übelstandes danach, durch reichere Ausgestaltung der Liturgie, in welcher ja thatsächlich religiöses Gemeinschaftsleben zum Ausdruck kommt, den Gottesdienst umzugestalten. Aber entweder bleibt die Predigt das Hauptstück, zu der alle Liturgie sich nur wie eine Vorbereitung oder ein Nachklang verhält, oder, wenn die Predigt ganz zurücktritt oder wegfällt, so fehlt der Kultushandlung die Einheit. Alle unsere Liturgieen sind ja Trümmer der alten Meßordnung, der ihr Zentrum und ihr Höhepunkt genommen ist. Sie machen den Eindruck wie etwa die Repetition des Zeremoniells für die Einholung und Begrüßung einer hochgestellten Person, die aber selbst ausbleibt. Will man die Liturgie wieder zu einer Einheit machen, ihr die Steigerung der Stimmung bis zu dem weihevollen Höhepunkte und das harmonische Ausklingen wiedergeben, so muß man ihr verlorenes Zentrum wiederherstellen. Wie die Messe bei den Katholiken, so ist die Kommunion bei den Protestanten nicht eine von mancherlei Arten des Gottesdienstes, sondern d e r Gottesdienst, die christliche Gemeindefeier, das apostolische Brotbrechen in seiner allem Wandel der Zeiten und Sitten enthobenen verklärten Form, die einzige vollkommene Darstellung des christlichen Erlösungsglaubens und des christlichen Bruderbundes. Darum bezeichnet ja dasselbe Wort die Feier des heiligen Abendmahls und die in dieser Feier Gestalt gewinnende Gemeinschaft der Glaubenden. Natürlich kann man den Charakter dieser Feier nicht gründlicher entstellen, als wenn man die Teilnahme zu einer Probe auf gründlichen und erfolgreichen Unterricht in der christlichen Lehre macht und das Bekenntnis zu irgend einer Lehrvorstellung über das Sakrament fordert. Gerade daß hier das Wort verstummt und das Symbol an seine Stelle tritt, macht den

universellen Charakter der Kommunion. Nur derjenige kann sich prinzipiell von ihr ausschließen, welcher thatsächlich entschlossen ist, das Band, das ihn mit Jesus verknüpfte, zu zerreißen. Es ist dabei ganz gleichgültig, wie man über den historischen Vorgang der Einsetzung denkt. Denn jedenfalls hat die urälteste Überlieferung mit genialer Sicherheit an jenen Vorgang die ewig gültige Gestaltung der evangelischen Gemeinschaftsfeier angeknüpft. Das Aufgeben der Kommunion ist eine selbstverhängte, selbstvollzogene Exkommunikation, daher im Widerspruch nicht nur mit dem Gebote der religiösen Gemeinschaftspflege, sondern mit der Pflicht religiöser Selbsterhaltung. Wenn die Kirche auf regelmäßigen Sonntagskirchenbesuch dringen will, muß sie den Hauptgottesdienst durch die Kommunion und nicht durch die Predigt beherrschen lassen.

Ich brauche wohl nicht dem Mißverständnis vorzubeugen, als ob ich den Wert und die Notwendigkeit religiösen Unterrichts in Form von Schriftauslegung und freier Predigt verkennte. Wozu nähme man studierte Theologen zum Pfarramt, wenn nicht aus dem Begriffe des Protestantismus die Pflicht folgte, für eine auf der Höhe der Zeitbildung stehende religiöse Belehrung zu sorgen! Und es besteht grade in unserer Zeit ein sehr starkes, vielfach unbefriedigtes Verlangen nach Unterricht im Christentum, ein Bedürfnis nach Erweiterung und Vertiefung des Schriftverständnisses, nach dogmatischer und apologetischer Auseinandersetzung mit der Kritik und der Skepsis der Zeit. Es besteht auch ein dringendes Bedürfnis nach eingehender und erschöpfender Behandlung ethischer Fragen des individuellen und des öffentlichen Lebens. Alle diese Dinge werden auf der Kanzel regelmäßig nur gestreift, nur oberflächlich und ungenügend behandelt, nicht zumeist aus Mangel an Eifer oder Befähigung, sondern, weil man die richtige Empfindung hat, daß der Hauptgottesdienst nicht dazu da sein kann, um Theologie zu treiben. Es muß aber in der Kirche Theologie getrieben werden. Wohin soll man denn junge Leute weisen, wenn sie, aus dem Konfirmationsunterrichte entlassen, nun erst in das Stadium der intellektuellen Entwickelung eintreten, in welchem sich die Religion auch dem denkenden Geiste, der fortschreitenden geschichtlichen und philosophischen Erkenntnis gegenüber als eine Macht der Wahrheit bewähren soll? Wir bedürfen einen reich ausgestalteten Unterricht im Christentum für junge und alte Christen, Professoren und Arbeiter. Aber mir scheint, daß die Wirkung der evangelischen Predigt grade durch ihre Stellung in der Mitte des Gemeindegottesdienstes, der nichts andres als gemeinsame Anbetung sein kann, beeinträchtigt wird, daß der Prediger mehr in die Gemeinde hineintreten, daß er auch Einwendungen ertragen und beantworten sollte. Es ist ein zweifelloser Übelstand, daß in einer Zeit, wo die öffentliche Kritik eine Großmacht ist, die Verkündigung des Evangeliums in Formen geschieht, welche den Gegnern den Spott nahelegen, der Prediger habe gut reden, da ihn die Gesetze gegen Störung des Gottesdienstes vor Einwürfen schützen. In der That sind Kultus und Unterricht ganz verschiedene Dinge, und nur die Lösung dieser ihrer Natur widersprechenden Verbindung kann beide zu dem machen, was sie sein sollten.

Selbstverständlich kann es nicht die Absicht dieser Bemerkungen sein, eine plötzliche, radikale Änderung der bald vierhundertjährigen Gestalt des evangelischen Hauptgottesdienstes zu vertreten. Aber die Erkenntnis des, wie mir scheint, prinzipiellen Fehlers in dieser geschichtlichen Bildung erscheint mir wichtig und namentlich für das Urteil über „Kirchlichkeit“ und „Unkirchlichkeit“ der Protestanten bedeutsam zu sein.

Das 1. deutsche Bachfest in Berlin

von **Karl Greulich**, Pastor an der Kreuzkirche in Posen.

Unsere Monatschrift kann das 1. deutsche Bachfest nicht mit Stillschweigen übergehen. Freilich können diese Zeilen nicht den Zweck haben, ein vollständiges Bild des dreitägigen Festes zu geben und alles, was in den 3 Festkonzerten geboten worden ist, zu besprechen. Die größeren Tagesblätter und die Musikzeitungen haben ja sämtlich eingehend über das Fest berichtet, und wer sich näher dafür interessiert, möge sich die vom Vorsitzenden der neuen Bachgesellschaft, Prof. Kretzschmar, verfaßte, bei Breitkopf & Härtel erschienene, ganz vortreffliche Festschrift kommen lassen. An dieser Stelle kann sich's nur darum handeln, dasjenige hervorzuheben, was etwa an diesem Bachfest für Kirche und Kultus von Bedeutung war. Da gerate ich aber in arge Verlegenheit; denn es gab bei dem Bachfest leider gar nichts, was nach dieser Seite rühmend hervorzuheben wäre; im Gegenteil: die Hervorhebung kann nur negativer Art sein! Die drei größten Konzertinstitute Berlins, die Philharmonie, die Königliche Hochschule für Musik und die Singakademie, brachten uns 3 Festkonzerte, am ersten Abend in der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche, am zweiten und dritten in der Singakademie. Jedes Konzert war schön in seiner Art; wir bewunderten hervorragende Dirigenten, staunten über gewaltige Chor- und Orchesterleistungen, freuten uns über manchen vortrefflichen Instrumental- und Vokal-Solisten (nicht gerade über alle!), — kurzum, wir schwelgten in herrlichen ästhetischen Genüssen, wie sie vielleicht nur in Berlin in solcher Fülle geboten werden können. Und ebenso standen wir in der Bach-Ausstellung im Festsaale des Rathauses mit andächtiger Verehrung vor so vielen und kostbaren Reliquien Bachs, wie eben nur Berlin sie aufzuweisen hat. Aber bei dem Berliner Bachfest ist nichts geleistet worden, was einen Schritt vorwärts bedeutet hätte in dem Streben, diejenigen Werke Bachs, die für den Gottesdienst geschrieben sind (und das sind bei weitem die meisten!), nun auch wieder im Rahmen eines Gottesdienstes zu Gehör zu bringen oder wenigstens in einer Form, die nichts Peinliches und Störendes an sich hat.

„Die Bachschen Kantaten der Kirche wieder zuzuführen, muß eine Hauptaufgabe der Bacharbeit für die nächste Generation sein" — dieser Satz Prof. Kretzschmars in seiner Festschrift läßt uns hoffen, daß die N. B. G. ihre Aufgabe, die sie den kirchlichen Werken Bachs gegenüber hat, von vornherein richtig auffaßt. Beim ersten Bachfest war freilich von solch einem Streben nichts zu merken. Lassen wir den Satz, der auf den soeben zitierten folgt, einmal gelten: „Einstweilen zwingt die Not, die Kantaten ins Konzert zu stellen". Dieser Satz mag für die Berliner Verhältnisse wohl zutreffen. Aber, so mußte man sich fragen, warum mußte grade der Philharmonische Chor die Aufgabe zuerteilt erhalten, in einem Kirchenkonzert lauter Kirchenkantaten zu singen? Ich weiß mich wahrhaftig frei von konfessioneller Befangenheit, von allem, was mit „Antisemitismus" zusammenhängt. Aber warum mußte grade dieser Chor, der zum größten Teil aus Nichtchristen besteht, die Kantaten singen? Wie ein solcher Chor sich mit einem Texte abfindet wie dem zu „Christ lag in Todesbanden", ist mir unbegreiflich. Es ist bei Bach doch wahrlich nicht so, daß die Texte bloß Nebensache sind; nein, aus dem Text heraus ist die Musik geboren; sie ist so tief eingetaucht in die Gedanken- und Empfindungswelt, in die „Stimmung" der jedesmaligen Zeit, daß man sie ohne Berücksichtigung dieser Stimmung, allein vom ästhetischen Standpunkt aus, gar nicht voll und ganz

verstehen kann. Wer den ganzen Bach haben will, muß seine religiöse Empfindungswelt mit in Kauf nehmen, — das hat uns der selige Philipp Spitta doch unverlierbar eingeprägt! — Warum konnte nicht die Singakademie und der Philharmonische Chor mit ihren Programms tauschen? Konnte sich die Singakademie um eines Bachfestes willen nicht einmal von ihrer alten Tradition losreißen und auch einmal in einer Kirche singen? Oder giebt es denn nicht in Berlin leistungsfähige Kirchenchöre? Ging es denn nicht an, daß der Domchor oder einer von den größeren Kirchenchören herangezogen wurde, in denen Knaben singen? Wir hätten gern einmal Bachsche Kantaten von Knabenstimmen gehört! Vielleicht käme eine solche Aufführung, die naturgemäß mit kleineren Mitteln arbeiten müßte, dem Geiste Bachs auch näher als Aufführungen von modernen Riesenchören, die durch ihre gewaltigen Mittel die Chorleiter geradezu verführen zu Effekten, die gewiß wenig im Sinne Bachs sind?

Solche Fragen sind, wie ich weiß, während der Berliner Tage in vielen Festteilnehmern nicht stille geworden. Leider gab es keine Gelegenheit, sie laut werden zu lassen. Denn wenn unser verehrter Vorsitzender im Programm der N. B. G. schreibt: „Die Bachfeste sind die Stelle, wo eine Menge noch schwebender Fragen zum praktischen Austrag gebracht werden sollen. Dahin gehören Meinungsverschiedenheiten über technische und ästhetische Probleme, über Accompagnement u. s. w. Auch sollen die Feste den Mittelpunkt für die Verehrer Bachs bilden und unter ihnen diejenigen persönlichen Bande knüpfen, die Kunstrichtungen ihre Stärke geben" — so wurden diese Punkte des Programms in Berlin einfach ignoriert — aus Politik?! Hoffentlich bringen uns die nächsten Bachfeste auf einem nach dieser Richtung hin günstigeren Boden auch die Erfüllung dieser Programmpunkte, die wir Bachfreunde grade mit besonderer Freude begrüßt haben.

Noch ein Geschehniß darf an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, das viele tief verletzt hat. Am zweiten Abend sang der Hochschulchor in der Sing-Akademie die Motette „Jesu, meine Freude". Von dem kleinen Chor wurde vorzüglich gesungen; vielleicht war dies die beste Chorleistung der 3 Abende. Aber was geschah nun? Nach jeder Strophe erhob sich ein donnernder Beifallssturm! Und du, heilige Singakademie, stürzest nicht ein über solchen Frevel? Und keins von den Mitgliedern des Vorstandes steht auf und verbittet sich solch entsetzliche Taktlosigkeit im Namen Joh. Seb. Bachs? Sein mit dem Herzblut gläubiger Sehnsucht geschriebener Lieblingschoral herabgewürdigt zum Virtuosenstück, zum Kaviar für verwöhnte musikalische Gaumen?? Möchte uns solches in Zukunft bei einem Bachfest erspart bleiben! — Dies wäre etwa das, was vom Standpunkt unsrer Monatschrift über das Bachfest zu sagen wäre. In der Hauptsache sind es pia desideria an die Adresse des Vorstandes der N. B. G., aber ebenso an die Adresse aller derer, die in unsrer Kirche verantwortlich sind für die Entwicklung unsrer gottesdienstlichen Feiern. Unter den Ausschuß-Mitgliedern der N. B. G. befinden sich ja auch 3 Vertreter unsrer Kirche, D. Barkhausen, D. Pank und D. Fr. Spitta: Kirchenregiment, Pfarramt und Universität sind durch sie repräsentiert. Möchte dies ein gutes Omen für die N. B. G. sein! Möchte das doch bedeuten, daß unsre Kirche in allen ihren maßgebenden Faktoren es sich zur Aufgabe stellen will, den größten Prediger des Evangeliums neben Luther für unsre Kirche zurückzugewinnen! Und zum Schluß sei es noch betont, um Mißverständnissen vorzubeugen: Nicht jene sind Schuld, die Bach'sche

Musik in reiner Kunstbegeisterung pflegen und sie im Konzertsaal zu Gehör bringen — ihnen gebührt nur warmer Dank, daß sie diese Werke der Vergessenheit entreißen. Unsre Kirche allein trägt die Schuld, daß sie diese herrlichen Perlen 150 Jahre lang hat im Staube liegen lassen, und daß sie auch heute noch — um des Dogmas von der a capella-Musik willen! — ihre Pforten verschließt vor den größten Werken, die für den evangelischen Gottesdienst geschaffen worden sind.

Allein Gott in der Höh sei Ehr

von **Friedrich Spitta.**

Es ist den Freunden des evangelischen Kirchenliedes verhältnismäßig wenig bekannt, daß einer unsrer am meisten gebrauchten Gesänge „Allein Gott in der Höh sei Ehr" zuerst in niederdeutscher Sprache erschienen ist. Die älteste uns überlieferte Textform aus dem Jahre 1525[1]) hat folgenden Wortlaut:

Gloria in excelsis deo.

1. Aleine God jn der höge sy eere
   vn danck vor syne gnade,
   Darumme dat nu vn vort nicht meer
   vns rören mach eyn schade.
   Eyn wolgeuallent Godt an vns hath,
   nu ys groth vrede aen vnderlath
   Alle veyde nu hefft eyn ende.

2. Wy lauen prysen anbeden dy,
   vor dyne ere wy dy danken.
   Dath du Godt vader ewichlyk
   regeerst aen alle wancken,
   Gantz vngemeten ys dyne macht,
   vort geschuth wat dyn wylle hefft gedacht,
   Wol vns des fynen heren,

3. O Jesu Christ, söne eynghebaren
   dynes hemmelschen vaders.
   Vorsöner der de weren vorlaren.
   du styller vnßes haders.
   Lam Gades, hyllighe here vnd groeth,
   nym an de bede van vnser noeth.
   Vorbarme dy vnßer Amen.

4. O hyllyge geyst, du gröttste guth,
   du alder heilsammeste tröster.
   Vor düuels gewalt vordan behüth,
   de Jesus Christus vorlösede.
   Dorch grote marter vnd bytteren doth,
   affwende alle vnsen iamer vn noeth.
   Dar tho wy vns vorlaten.[2])

Daß dieser Text nicht bloß sprachlich, sondern auch inhaltlich von der Form abweicht, die das Lied durchschnittlich in unsern Gesangbüchern hat, wird ja dem Leser sofort auffallen. Möge es mir gestattet sein, nachzuweisen, von welcher Bedeutung diese Abweichungen für das Verständnis unsres Liedes und die Feststellung seiner ursprünglichen Gestalt sind. —

Am meisten fällt auf, daß die dritte Strophe mit den Worten „vorbarme dy vnßer Amen" schließt, während unsere Gesangbücher durchweg lesen: „erbarm dich unser aller". Ist letztere Lesart berechtigt? Solche unschuldige Frage aufzuwerfen und daraufhin etwa „unser aller" als spätere Korrektur zu erklären, wie das Ph. Wackernagel zu Gunsten der Lesart „unser Armen" gethan hat, wird von neueren Hymnologen in einem Tone verboten, der uns für einen Augenblick zweifeln macht, ob wir uns überhaupt noch in der evangelischen und nicht vielmehr in der unfehlbaren katholischen Kirche befinden. Fischer[3]) meint,

[1]) Vgl. Joh. Bachmann, Das älteste niederdeutsche evangelische Gesangbuch und der erste Druck des Liedes „Allein Gott in der Höh sei Ehr" in: Zeitschrift für kirchl. Wissenschaft und kirchl. Leben I, S. 480.

[2]) Der von Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, S. 565, gegebene älteste Text aus dem Jahre 1526 unterscheidet sich von dem oben nur in untergeordneten orthographischen Dingen.

[3]) Kirchenlieder-Lexikon, I, S. 33.

zu Gunsten von „aller" sei zu betonen, „daß die kirchliche Sanktion darauf ruht." Was ist denn das für eine Kirche, welche die erst seit 1564 nachweisbare Lesart „aller" so zu sanktionieren vermag, daß die Lesarten aus dem vorhergehenden vierzigjährigen Zeitraum damit aufgehoben sind? Jedenfalls eine solche, von der sich ein Hymnolog nicht abhängig machen darf, wenn er darauf Anspruch erhebt, daß man seine Forschungen ernsthaft als historische betrachte.

Gehen wir der Sache auf den Grund, so haben wir zunächst festzustellen, wie es mit der äußeren Bezeugung der verschiedenen Lesarten steht. Danach findet sich „Amen" nicht bloß in den drei ältesten niederdeutschen Drucken aus den Jahren 1525, 1526 und 1531,[4]) sondern auch in den beiden ältesten hochdeutschen von 1539 und 1540.[5]) In den niederdeutschen Drucken erscheint von 1534 an die Lesart „Armen" und in den hochdeutschen um 1540 in einer Übersetzung, deren starke Abweichungen von dem Original überall hervortreten.[6]) Im Jahre 1564 tritt das Bonner Gesangbuch mit der Lesart „aller" hervor, die sich dann in der evangelischen Kirche durchgesetzt hat.[7]) Angesichts dieses Thatbestandes wird man „Amen" für die ursprüngliche Textgestalt halten müssen, um so mehr, als für sie auch gewichtige innere Gründe sprechen. Es ist ein bekannter textkritischer Grundsatz, daß die schwierigere Lesart den Vorzug vor der leichteren hat. Fischer urteilt nun: „Das für „Armen" gesetzte „Amen" mag aus Mißverstand des Genitiv oder aus bloßem Versehen entstanden sein und paßt mitten im Liede nicht." Daß letzteres der Fall ist, wird man zugeben. Aber folgt daraus nicht gerade, daß man das anstößige „Amen" beseitigt hat? Nehmen wir an, das Ursprüngliche wäre das von Fischer bevorzugte „aller" gewesen, wie sollte man sich dann erklären, daß daraus die Lesarten „Armen" und „Amen" entstanden wären? Er macht nicht den leisesten Versuch, dieses Problem zu lösen, sondern klagt nur gegen Wackernagel, daß dieser mit dem von ihm bevorzugten „Armen" zu den bestehenden verschiedenen Lesarten noch eine neue hinzufüge, und daß „aller" nichts weniger als „nichtssagend" sei. Auf solchem Wege werden allerdings textkritische Probleme nicht gelöst. Läge die Sache so, wie Fischer es sich vorstellt, daß „Amen" aus „Armen" entstanden wäre, so würde damit gerade der traditionellen Lesart jeder Boden entzogen sein, da dann sämtliche niederdeutsche und hochdeutsche Gesangbücher von 1525 bis 1564 für „Armen" zeugten. Man hätte dann allen Grund, Wackernagel in der Forderung zuzustimmen, daß in unsre Gesangbücher die Lesart „Armen" wieder Aufnahme finde solle, wenn auch seine Behauptung, „aller" sei nichtssagend, als etwas zu temperamentvoll abgewiesen werden müßte.

Im Ernste kann es sich nur handeln um die Wahl zwischen „Armen" und „Amen". Wackernagel entscheidet sich für „Armen" und bezeichnet „Amen" als anstößig. Aber war dieses Anstößige nicht der Anstoß dafür, daß man es korrigierte? Und erklärt es sich nicht besonders leicht, daß die einen es als einen bloßen Schreibfehler ansahen und sich deshalb mit der Ergänzung eines Buchstabens „r" begnügten, während die anderen das anstößige Wort durch ein anderes, gewiß nicht unpassendes, nämlich „aller" ersetzten? Es ist bekanntlich eine der ersten textkritischen Regeln: die Lesart ist die ursprüngliche, aus der sich die anderen am leichtesten erklären. Die Versuche aber, verständlich zu machen, wie aus dem ganz unanstößigen „Armen" das anstößige „Amen" geworden, müssen als vollständig mißlungen bezeichnet werden. Gegen die Annahme eines bloßen Schreib- bezw. Druckfehlers spricht, daß sich diese Lesart in den fünf ältesten, durch Zeit, Ort und Sprache von einander

[4]) Vgl. außer Bachmann a. a. O. Wackernagel S. 566, J. Mützell, Geistliche Lieder der evang. Kirche I, 230.

[5]) Wackernagel S. 567, Mützell S. 231.

[6]) Abgedruckt bei Wackernagel S. 567.

[7]) Von der mangelhaften Akribie mancher Arbeiter auf hymnologischem Gebiete findet sich bei K. O. Wirth, Der evangelische Liederschatz, seine Entstehung und seine Verwertung I, 533 ein Beispiel. Er schildert den textkritischen Thatbestand so: „In Str. 3, 7 lesen fast alle niederdeutschen Gesangbücher „armen" . . . Für die Lesart „armen" findet sich noch „Amen" und das auch in die Gesangbücher unsrer Zeit aufgenommene „Aller"".

weit getrennten Ausgaben findet. Nicht besser steht es mit Wackernagels[8]) Erklärungsversuch. Er meint, man habe den Genetiv „unser Armen" = „über uns Arme" im Sinne von „unsrer Armen" = „über unsre Armen" mißverstanden und, da dieser Sinn nicht passend erschien, statt „Armen" ein „Amen" gesetzt. Hiergegen ist folgendes zu bemerken: 1) Es ist von vornherein unwahrscheinlich, daß man „unser Armen" mißverstand, zumal da Wackernagel selbst Beispiele aufweist, wo diese Form vorkommt; 2) Selbst wenn man die Worte mißverstand, so ist es unwahrscheinlich, daß man sie als korrekturbedürftig empfand; 3) Selbst wenn man sie für korrekturbedürftig hielt, so ist es ganz unwahrscheinlich, daß man das erst recht anstößige „Amen" einfügte statt „Armer" oder „aller". — Anstatt wie Fischer und Wirth den Wackernagelschen Behauptungen kritiklos zu folgen, wird man vielmehr mit A. J. Rambach[9]) und J. Mützell[10]) „Amen" als die Originallesart ansehen müssen.

Aber weshalb so viel Umstände machen wegen solcher Kleinigkeiten? Bleibt es sich nicht schließlich gleich, ob wir lesen: „Erbarm dich unser! Amen" oder „Erbarm dich unser Armen" oder „Erbarm dich unser aller"? Dem Sinne nach gewiß. Aber wir werden gleich sehen, wie wichtige Folgerungen sich ergeben, wenn „Amen" als die ursprüngliche Lesart festgestellt worden ist.

Es ist und bleibt anstößig, daß nicht die vierte und letzte Strophe des Liedes, sondern die dritte mit einem Amen schließt, und es erklärt sich leicht, daß eine der ältesten hochdeutschen Übersetzungen unsres Liedes[11]) am Ende der dritten Strophe „Armen" liest und das „Amen" ans Ende der vierten setzt. Wenn das fünfstrophige niederdeutsche Benedicite von Johannes Freder[12]) hinter der vierten und fünften ein Amen hat, so erklärt sich das einfach daraus, daß in Str. 3 und 4 eine Versifikation des Vaterunsers vorliegt, zu dem Str. 5 noch das Schlußgebet fügt. Eine derartige Erklärung giebt es für unser Lied nicht, da es die Versifikation nur Eines Gebets, jenes altkirchlichen Hymnus, ist, der als Gloria in excelsis einen Bestandteil der Messe bildet und in der Reformationszeit in Prosa oder Liedform ins Deutsche übertragen worden ist. Jedenfalls werden wir für etwaige Dunkelheiten im Texte unsres Liedes zuerst in dem lateinischen Original die Erklärung suchen müssen. Dieses lautet: Gloria in excelsis deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. — Laudamus te, benedicimus te, adoramus te, glorificamus te, gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam, domine deus, rex coelestis, deus pater omnipotens. — Domine fili unigenite Jesu Christe. Domine deus, agnus dei, filius patris. Qui tollis peccata mundi, miserere nobis. Qui tollis peccata mundi, miserere nobis. Qui tollis peccata mundi, suscipe deprecationem nostram. Qui sedis ad dexteram patris, miserere nobis, quoniam tu solus sanctus, tu solus dominus, tu solus altissimus Jesu Christe cum sancto spiritu in gloria dei patris. Amen. Die traditionelle deutsche Übersetzung lautet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. — Wir loben dich, wir benedeien dich, wir beten dich an, wir preisen dich, wir sagen dir Dank um deiner großen Ehre willen, Herr Gott, himmlischer König, allmächtiger Vater. — Herr, du eingeborener Sohn Jesu Christe. Herr Gott, du Lamm Gottes Sohn des Vaters, der du die Sünde der Welt trägst, erbarme dich unser. Der du die Sünde der Welt trägst, nimm an unser Gebet. Der du sitzest zur Rechten des Vaters, erbarme dich unser. Denn du allein bist heilig, du allein bist der Herr, du allein bist der Allerhöchste, Jesus Christus mit dem heiligen Geiste in der Herrlichkeit Gottes des Vaters. Amen." Von dem Mangel an Präzision in den Untersuchungen Fischers zeugt es, daß er von diesem Hymnus sagt, er wende sich an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. Letzterer wird nirgends angeredet und nur im Schlußsatz ganz kurz erwähnt. Die metrische Übersetzung dieses Hymnus, die wir wahrscheinlich Luther selbst verdanken, „All

---

8) A. a. O. III, S. 566. Ihm folgt Wirth a. a. O. S. 533.
9) Anthologie christlicher Gesänge II, 63.
10) Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem sechzehnten Jahrhundert II, 231.
11) Vgl. Wackernagel a. a. O. Nr. 617.
12) Bei Wackernagel III Nr. 245.

Ehr und Lob soll Gottes sein",[13]) wird ebenfalls von Fischer als „Trinitätslied" bezeichnet, obwohl, dem lateinischen Original ganz entsprechend, der heilige Geist nicht mehr erwähnt wird als in der Einen Zeile: „sampt dem Vater und heilgem Geist". Aber eben dieses ist der Punkt, wo das Lied „Allein Gott in der Höh sei Ehr" von dem lateinischen Urbild und von der Lutherschen Übersetzung abweicht: in der vierten Strophe findet sich eine Anrede an den heiligen Geist ganz analog der Anrede an Vater und Sohn in Strophe 2 und 3. Man vergleiche den oben abgedruckten Text des Hymnus mit unserm Liede, so wird man sehen, wie die drei ersten Strophen genau den drei durch Gedankenstriche markierten Teilen des Vorbildes entsprechen, daß dagegen die vierte vollständig freie Dichtung ist. Diese Thatsache beunruhigt uns merkwürdigerweise garnicht, obwohl die Parallele von „All Ehr und Lob soll Gottes sein" wohl stutzig machen könnte. Man meint offenbar, daß dem Dichter das Recht zustehe, aus dem „cum sancto spiritu, mit dem heiligen Geiste" eine ganze Strophe herauszubilden, die sich an die dritte Person der Trinität wendet. Aber würde er dann das Schluß-Amen des Originales an das Ende der dritten und nicht an das der vierten Strophe gestellt haben? Es ist dieses der schlagende Beweis dafür, daß unser Lied ursprünglich nur drei Strophen gehabt hat, und daß ihm später, wie so vielen anderen Liedern, eine Schlußstrophe hinzugefügt worden ist. Die genaue Parallele finden wir bei dem Liede „Ich armer Mensch gar nicht es bin" von Joh. Henne, der Übertragung des Melanchthonischen „Nil sum". Die älteste Form wendet sich nur an den Vater und Sohn, die spätere auch an den Geist. (Wackernagel IV, Nr. 258. 259.) Daraus würde dann allerdings folgen, daß unser Lied bereits vor 1525 bekannt gewesen sein muß. Diese Annahme ist ohnedies notwendig. Dafür, daß der älteste uns erhaltene Text nicht der ursprüngliche ist, genügt allein der Hinweis auf die erste Zeile der zweiten Strophe: „Wy lauen prysen anbeden dy", wo der Reim zu der dritten Zeile „dath du Godt vader ewichlyk" fordert, „dyk" statt „dy" zu lesen, was in einem niederdeutschen Gesangbuche aus dem Jahre 1542[14]) einmal wieder erscheint. Mit dieser Beobachtung stimmt auch der Titel des Gesangbuchs, dem der älteste uns erhaltene Druck unsres Liedes entstammt: **Eyn gantz schone vnde seer nutte ghesangboek tho dagelyker övinge geystlyker gesangk vnd Psalmen, vth Christliker vnd Evangelischer schrysst bevestyget, beweret, vnde op dat nyge Gemeret, Corrigert vnd jn Sassyscher sprake klarer wen tho vorn verdudeschet.** Zunächst ergiebt sich hieraus, daß das Gesangbuch von 1525 die neue Auflage eines älteren Buches ist. Daß dieses ein hochdeutsches sei, wie Bachmann meint, ist nicht wahrscheinlich, da der Titel ja ausdrücklich von schlechteren niedersächsischen Übersetzungen redet. Daß aber „Allein Gott in der Höh sei Ehr" ursprünglich niederdeutsch gedichtet ist, ergiebt sich schon aus Str. 1, 5 f., wo den niedersächsischen Reimen: „hath — vnderlath", die hochdeutschen Wörter: „hat — Unterlaß" entsprechen. Ferner zeigt der Titel, daß man die Zahl der Lieder nicht bloß vermehrt, sondern daß man den Text der bereits vorhandenen geändert hat. Und zwar bezieht sich das nicht nur auf das sprachliche Gebiet, sofern man an der Übertragung der Lieder in die niedersächsische Sprache besserte, sondern auch auf den Inhalt: einen anderen Sinn kann das „Corrigert" in dem dortigen Zusammenhang nicht haben. Unser Fall könnte ebensogut unter „gemert" wie unter „Corrigert" gesetzt werden. Jedenfalls hat die Annahme nicht die geringste Schwierigkeit, daß in der älteren Ausgabe unser Lied, genau seinem lateinischen Vorbild entsprechend, nur drei Strophen gehabt habe. Von hier aus gesehen, erklären sich die von uns besprochenen Verschiedenheiten des Textes ganz leicht: Zuerst fügte man dem mit „Amen" schließenden Liede einfach eine Strophe über den heiligen Geist hinzu. Dann empfand man das „Amen" störend und änderte es in „Armen" oder „aller", obwohl das lateinische Original dreimal nur „miserere nobis, erbarm dich unser", nicht „erbarm dich unser Armen, bezw. aller" liest.

Aber was sollen wir nun thun? Sollen wir in unsern Gesangbüchern die vierte Strophe streichen und die dritte mit „Amen" schließen lassen? Das wäre sehr thöricht. Wie viele

---

13) Vgl. M. Schr. III, 139; Albrecht, Luthers deutsches Gloria: S. 220, Geyer, Ist das Lied „All Ehr und Lob soll Gottes sein" von Luther gedichtet; S. 333, Albrecht, Noch ein Wort zu Luthers deutschem Glorialied.

14) Vgl. Wackernagel a. a. O. S. 566.

Zusatzstrophen sind in unsre Gesangbücher aufgenommen, die keinen Vorzug vor der hier in Frage kommenden haben. Läßt man sie aber stehen, so gehört es sich auch, daß man das Schlußamen in der dritten Strophe beseitigt. An sich bleibt es gleich, ob man statt dessen „Armen“ oder „aller“ setzt. Beides sind Korrekturen, und daß die erste früher in Gebrauch gekommen ist, giebt jener doch keinen besonderen Vorzug. Im Gegenteil, da „aller“ jetzt fast allgemein in Gebrauch genommen ist, so wäre es widersinnig, wollte man Wackernagel folgend es durch „Armen“ ersetzen. Das Einzige, was man thun könnte, wäre, daß man zwischen Strophe 3 und 4 einen Strich machte, um anzudeuten, daß letztere ursprünglich nicht dem Liede angehört habe. Dagegen ergiebt sich für den liturgischen Gebrauch aus unsrer Untersuchung eine wichtigere Folgerung. Verwendet man unser Lied nicht als allgemeines Dank- und Bittlied oder als Trinitätslied, sondern an Stelle des „Ehre sei Gott in der Höhe“ mit folgendem „Wir loben dich“, so sollten nur die drei ersten Strophen gesungen werden. Die dritte aber dürfte meiner Meinung nach nicht mit schwachen Registern aufgeführt werden (vgl. die gegenteilige Ansicht in der Anmerkung zur 2. Notenbeigabe), sondern, den majestätischen Worten des Anfangs und dem Gesamttenor des Hymnus entsprechend, mit voller Kraft. — —

Noch ein paar Kleinigkeiten seien erwogen, weil sie vielleicht nicht ganz ohne symptomatischen Wert sind. Die drei ältesten niederdeutschen Texte, sowie die beiden ältesten hochdeutschen lesen in Str. 1, 4 „ein Schade“, was auch in späteren Drucken, z. B. dem Marburger von 1549, dem Magdeburger von 1596, wiederkehrt. Später hat sich die Lesart „kein Schade“ verbreitet. Da diese nach unserm modernen Sprachgefühl unrichtig ist, so hat man sie, vor allem aus pädagogischen Gründen, hier und da verlassen und ist, ohne es zu wissen, damit zu der Original-Lesart zurückgekehrt. So z. B. das Gesangbuch für Jülich, Cleve, Berg und die Grafschaft Mark, der Vorgänger des neuen Gesangbuchs für Rheinland und Westfalen. Letzteres hat dann aber seltsamer Weise das archaistische und nicht ursprüngliche „kein Schade“ wieder aufgenommen. Weshalb das, da diese Lesart dort durch keine Gründe der Tradition gehalten war? Die richtige Lesart finde ich z. B. in den 150 Kernliedern der Eisenacher Konferenz, in der selbständigen, charaktervollen Erscheinung des Meininger Ackermannschen Gesangbuchs, in dem neuen für Elsaß-Lothringen, in denjenigen für Mülhausen i. E., für die deutsche reformierte Schweiz, für Württemberg, Ägypten, Bremen, Österreich. Die große Mehrheit der deutschen Kirchen gefällt sich darin, archaistischer zu sein als das Original. —

Die zweite Strophe bietet Anlaß zu einer Frage nach der Intention des Dichters, deren Beantwortung von einer verschiedenen Interpunktion abhängt. Unsere meisten neueren Gesangbücher lesen:

Wir loben, preis'n, anbeten dich	daß du Gott Vater ewiglich
für deine Ehr; wir (bezw. und) danken,	regierst ohn alles Wanken.

Nur eine kleine Minorität setzt hinter die erste Zeile ein Komma und verbindet „für deine Ehr“ mit dem folgenden „wir danken“, nämlich das Straßburger Gesangbuch für Christen Augsburgischer Konfession, das für die ev. luth. Kirche Rußlands, die für Mecklenburg, Bremen, Frankfurt, Rheinland und Westfalen, Coburg-Gotha und Elsaß-Lothringen. Die anderen befinden sich im Schlepptau von Wackernagel. Daß dessen Interpunktion falsch ist, hat mit schlagenden Gründen gegen K. Knokes Zustimmung Kawerau erwiesen.[15]) Trotzdem bleiben die neueren Gesangbücher, z. B. die für Altenburg, Österreich und der Entwurf für Braunschweig, gedankenlos in der alten Richtung. So wird es wohl nicht überflüssig sein, den Nachweis der Unrichtigkeit jener Wackernagelschen Interpunktion noch einmal zu erbringen. Die ältesten Drucke geben überhaupt die Interpunktion so lückenhaft und willkürlich, daß sie die Sache nicht entscheiden können. Jedenfalls findet sich dort nirgends hinter „Ehr“ ein Satzzeichen. Das gilt auch für die späteren Gesangbücher, von denen ich eine große Masse durchgesehen habe. Es scheint, daß die Wackernagelsche Inter-

[15]) Eine Interpunktionsfrage in dem Liede Allein Gott in der Höh sei Ehr, in: Zeitschrift für praktische Theologie XIX, S. 253.

punktion erst ein Produkt unsres Jahrhunderts ist. Daß sie nichts mehr bedeutet, als eine Hypothese in die blaue Luft des ästhetischen Gefühls hinein, kann man so erweisen, daß kein Ausweichen mehr möglich ist. Zunächst weist schon die Überschrift unsres Liedes darauf hin, daß es eine Übertragung des Meß-Stückes Gloria in excelsis zum Gebrauch im deutschen Kultus sein soll. Der lateinische Text aber: gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam, läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß die zweite Zeile unsrer Strophe nicht durch ein Satzzeichen auseinandergerissen werden darf. Dazu kommt, daß, so viel ich sehe, alle deutschen Übersetzungen sich gegen diese moderne Verbindung kehren. In Luthers Glorialiede heißt es:

Ach lieber Gott, dich loben wir
vnd preisen dich mit gantzer gir
auch kniend wir anbeten dich,
dein ehr wir rhümen stetiglich.
Wir dancken dir zu aller Zeit
vmb deine grosse herrlichkeit.

Es ist das eine genaue Wiedergabe des lateinischen Textes. Nicht anders steht es mit den Prosaübersetzungen. Nirgends, weder in Nieder-, noch in Mittel- und Oberdeutschland oder in der Schweiz, findet sich eine Verbindung des „für deine Ehr" mit „anbeten" statt mit „danken," übersetzte man nun „Wy seggen dy danck vmme dyner groten ehren willen" oder „Wir sagen dir Dank von wegen deiner großen Ehre" oder „Wir danken dir um deiner großen Herrlichkeit wegen" oder „Wir sagen dir Dank, o Herre, um deines großen Preises willen" oder „Wir sagen dir dank umb deiner großen eeren und guthät willen". Wer diese Thatsache im Gedächtnis hat, kann gar nicht auf den Gedanken kommen, in unserm Liede heiße es: „(wir) anbeten dich für deine Ehr". Aber damit ist auch schon der letzte Ausweg verlegt, den Knoke betreten hat: der Dichter unsres Liedes habe sich an das griechische Original angelehnt. Wie sollte er allein von allen seinen Zeitgenossen den griechischen Text benutzt haben, dessen hier in Frage kommende Form aus den apostolischen Konstitutionen ganz wesentlich von dem Text der Messe abweicht, den er doch ausdrücklich verdeutschen wollte? Und überdies zeigt ja ein weiterer Vergleich unsres Liedes mit dem griechischen Texte der apostolischen Konstitutionen, daß es diesen nicht in Verse gesetzt hat, während der Text aus dem codex Alexandrinus der Hauptsache nach mit dem lateinischen der Messe zusammenstimmt.[16] — Alles in allem genommen sollte man sagen, es sei unmöglich, daß sich jene moderne Interpunktion hielte. Aber die Gedankenlosigkeit ist oft größer, als es selbst bei fehlsamen Menschen erlaubt ist: Das bayerische Gesangbuch, das für das deutsche Heer und die Marine lesen in unserm Liede „(wir) anbeten dich für deine Ehr", in der beigedruckten Liturgie dagegen „wir sagen dir Dank um deiner großen Ehre willen". Ob man wohl auf eine Abstellung dieses Zwiespaltes hoffen darf? —

Auch die dritte Strophe unsres Liedes giebt noch Anlaß zu einer kleinen interessanten textkritischen Erwägung. In der fünften Zeile lesen die beiden ältesten niederdeutschen Drucke von 1525 und 1526: „Lam Gades hyllighe here und g r o e t h", während alle hochdeutschen, aber auch die späteren niederdeutschen „Herr und Gott" haben. Bachmann und Wackernagel erklären „groeth" ohne weiteres für einen Druckfehler. Das ist von vornherein unwahrscheinlich, da die zwei besten Zeugen dafür sind, da sich „Gott" als Korrektur des „groeth" sehr viel leichter erklärt als das Umgekehrte, und da endlich das lateinische Original für „groeth" spricht. Vergleicht man dieses (siehe S. 160), so erkennt man: die Worte „hyllighe her vnd groeth" entsprechen den lateinischen tu solus s a n c t u s, tu solus d o m i n u s, tu solus a l t i s s i m u s („Du allein bist h e i l i g, du allein bist der H e r r, du allein bist der H ö c h s t e"), und nicht den am Anfang des auf Christus sich beziehenden Abschnittes stehenden: Domine fili unigenite Jesu Christe, d o m i n e d e u s, denen die Anfangszeilen unsrer Strophe entsprechen, und denen das charakteristische „heilig" fehlt, sowie ein „und" zwischen „Herr Gott". Die Wendung „hyllighe here und groeth", bei denen das erste Attribut

---

[16]) Der Text aus den apost. Konstitutionen lautet in dem hier in Betracht kommenden Abschnitt: αἰνοῦμέν σε, εὐλογοῦμέν σε, (εὐχαριστοῦμέν σε,) δοξολογοῦμέν σε, προσκυνοῦμέν σε διὰ τοῦ μεγάλου ἀρχιερέως, σὲ τὸν ὄντα θεὸν ἀγέννητον ἕνα, ἀπρόσιτον μόνον διὰ τὴν μεγάλην σου δόξαν, der aus cod. A dagegen: αἰνοῦμέν σε, εὐλογοῦμέν σε, προσκυνοῦμέν σε, δοξολογοῦμέν σε, εὐχαριστοῦμέν σε διὰ τὴν μεγάλην σου δόξαν.

flektiert dem Namen vorangestellt ist und das andere unflektiert ihm folgt, ist sprachlich tadellos. „Groeth“ = groß im Sinne von hoch, altus, findet sich oft in Verbindung mit Herr; vgl. die vielfach an unser Lied anklingenden Verse:[17])

Christus drecht onse missedath,
toech an ein knechtes liff gerat
vor ons de grote Herr onde Godt.

Je häufiger nun aber die Worte Herr und Gott nebeneinder vorkommen, um so begreiflicher ist es, daß man in Nichtbeachtung des lateinischen Originals den Text änderte, zumal da bei der Übertragung ins Hochdeutsche „groß“ und „Not“ sich nicht mit einander gereimt hätten. Andererseits reimen sich im Niederdeutschen „groeth“ und „noeth“ besser als „godt“ und „noeth“. Für unsre Praxis hat die als ursprünglich herausgestellte Lesart „groeth“ keine Bedeutung. Immerhin trägt die richtige Beurteilung dieser Zeile zum Verständnis des alten Gloria-Liedes nicht unwesentlich bei.

Die neue evangelische Kirche in Werden a. R.

von Regierungs-Baumeister **Senz** in Köln.

Am 24. Juni 1900 wurde in Werden a. d. Ruhr eine neue evangelische Kirche durch den General-Superintendenten der Rheinprovinz, Herrn Umbeck, in Gegenwart vieler Geistlichen der Umgegend eingeweiht.

Obschon die evangelische Gemeinde Werden ihre Entstehung bis auf den Michaelistag des Jahres 1550 zurückführt, hatte sie doch in der Zeit unter der Herrschaft der katholischen Äbte viele Anfechtungen und Bedrückungen durchzumachen. Erst nachdem die Abtei Werden dem Königreich Preußen einverleibt war, konnten die bisher nur geduldeten Protestanten daran denken, sich eine Kirche mit Turm zu erbauen. Den beschränkten Mitteln entsprechend, fiel das Gebäude jedoch nur sehr bescheiden aus und war eigentlich nichts Anderes als ein großer Betsaal mit flacher Decke.

Durch die glückliche finanzielle Entwickelung der Gemeinde war es aber in den letzten Jahren möglich, auch einen ihrer Bedeutung entsprechenden würdigen Kirchbau zu errichten. Das neue Gebäude erhebt sich auf dem leicht gegen die Straße ansteigenden Gartenlande des sogenannten Gast- und Armenhauses, einem alten früher vor den Thoren der Stadt Werden belegenem Hofe, dessen Geschichte bis auf das Jahr 1588 zurückreicht.

Seit dem Jahre 1851 wurden die alten Baulichkeiten von der evangelischen Gemeinde als Waisen-, Armen- und Krankenhaus benutzt, bis für diese Zwecke nach und nach durch mildherzige Stifter schönere Neubauten entstanden waren.

An der Stätte dieser alten Gebäude, die jetzt abgebrochen werden konnten, wurde die neue Kirche nach den Plänen des Verfassers dieser Zeilen unter dessen Leitung in den Jahren 1897–1900 errichtet.

Wie die Abbildung zeigt, ist das Gotteshaus mit einem nach der Heckstraße belegenen Turm in Form einer Zentralkirche in modernen Stilformen, die sich an die deutsche Renaissance der Reformationszeit anlehnen, erbaut. Das Äußere ist in roten Ziegeln verblendet; weiße Hausteine bilden die Schmuckglieder. Ein griechisches Kreuz, dessen Querarme durch polygonale Konchen erweitert wurden, bildet das Hauptschiff, in dessen Ecken niedrigere Anbauten den Raum vergrößern.

Kanzel und Altar liegen in der Hauptachse dem Haupteingange im Turm gegenüber, über letzteren befindet sich die einzige Empore der Kirche mit der Orgel.

Das Innere faßt jetzt 1000 Sitzplätze, jedoch können durch späteren Ausbau der seitlichen Emporen noch weitere 300 Plätze beschafft werden.

---

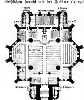
17) Vgl. Wackernagel III, Nr. 1082, Strophe 2.



Im Hauptschiff mißt die Kirche der Länge nach 24,4 m, im Querschiff der Breite nach 26,1 m, die Tiefe beider ist 11 m. Die Vierungskuppel erhebt sich 15,5 m über dem Fußboden. Das Gewölbe ruht auf vier Sandsteinsäulen, welche das Innere architektonisch gliedern und auch in akustischer Hinsicht eine nicht unwesentliche Rolle spielen.

Hinter der Kirche schließen sich ein Konfirmandensaal für 90 Kinder, eine Sakristei und mehrere Nebenräume an.

Schon am Tage der Einweihung erwies sich die Akustik des Raumes nach Urteil der Geistlichen sowohl wie der Zuhörer als vollständig geglückt. Es ist dies dadurch erreicht, daß ringsum an den Wänden, an der Decke und im Gewölbe alle schädlichen Echos durch Kantprofile und Quaderung abgelötet wurden, wogegen die Schallquelle, die Kanzel und der Raum vor dem Altar durch Anbringung eines besonders geformten Schalldeckels über der ersteren und parabolisch gekrümmter Wände hinter dem Redner eine kräftige Verstärkung erfahren, sodaß das Sprechen sowohl vor dem Altar wie auf der Kanzel leicht und ohne Anstrengung möglich ist. Erhöht wird diese Wirkung der Akustik noch durch die vier großen Sandsteinsäulen, welche als kräftige Schallreflektoren wirken. Eine Anordnung, welche der Erbauer in einer Moschee Konstantinopels kennen und schätzen gelernt hatte und die auch hier für die Gesamtwirkung der Akustik von günstigem Einflusse wurde.



Wenn somit, wie soeben entwickelt, großes Gewicht darauf gelegt worden ist, daß die Ton- und Schallwirkung eine gute und zweckmäßige wurde, so war das weitere Augenmerk des Erbauers dahin gerichtet, die Durchführung der Einzelformen und Schmuckglieder im Rahmen der Gesamtarchitektur ebenso wie die Wirkung der Beleuchtung des Rauminnern nach Möglichkeit ansprechend zu gestalten. Beides zwei Faktoren, welche sehr bedeutungsvoll für ein Bauwerk wie das vorliegende sind, denn sie sind vor allem die vornehmsten Werkzeuge, mit denen ein Baumeister seinen Raum belebt. Erst sie bringen in denselben die gewünschten Verhältnisse der Massen durch die richtige Verteilung von Licht und Schatten, durch ansprechende Tönung in den Farben untermischt mit Formen und Gebilden, die nicht nur das Auge erfreuen, sondern auch dem Geiste Anregung bieten, sodaß dadurch erst die Raummassen beginnen mächtig zu werden und jenen tiefgehenden Eindruck auf den Kirchgänger auszuüben, welcher beitragen soll, sein Gemüt vorzubereiten und seine Gedanken in weihevolle Stimmung zu versetzen, damit er das Äußerliche vergesse und sich ganz der Andacht hingebe.

Bei Tage wird das Kircheninnere durch 6 große und 6 kleinere Fenster im oberen Teile der Wand und 26 Fenster unten herum erleuchtet, wogegen abends 128 Gasglühlampen den Raum voll und ganz mit mildem, gleichmäßig verteiltem Glanz durchfluten.

Grüßt über dem Thor den Eintretenden schon das Wort: „Der Herr segne Deinen Eingang", so wird man gleich darauf durch den Schmuck der Vorhalle, die unsere Abbildung zeigt, innerlich weihevoll für den Eintritt in die Kirche gestimmt.

Über dem inneren Portale zeigt die Bogenfläche der Wand die am Kreuze in der Wüste erhöhte eherne Schlange (4. Mos. 21,9) überstrahlt vom Stern der Verheißung, dessen Licht über den Eintretenden sich ergießen soll reichlich und unermeßlich wie die Gnade Gottes. Umrahmt ist das Symbol von einer Rosenranke und von Palmwedeln. Gott gab den

Menschen seine Gebote, dieselben zu befolgen. Diese letzteren sind der Rose vergleichbar. Wer die Gebote erfüllt, den erfreuen sie, wie jene den Menschen durch ihren Duft und ihre Farbe, wer diese aber verletzt, empfindet die Strafe wie den Dorn der Rose. Desgleichen wird derjenige, der Gottes Gebote erfüllt, fruchtbar sein und über die Sünde triumphieren und so das ewige Leben erlangen und Gottes Herrlichkeit schauen (Palme).

Oben am Gewölbe umschließt den Kranz im Scheitel eine Rosenranke. Das ist das Sinnbild der Liebe Gottes, die das Gebäude innen und außen umgeben und durchziehen soll. Endlich schießen Ähren an den Zwickeln, aus welchen das Gewölbe an den Wänden sich entwickelt, empor als ein Zeichen für das ewige Lebensbrot, das Wort Gottes, das hier lauter und rein gelehrt werden soll.



Wir betreten nun das Innere.

Die Gewölbe sind von Sandsteinrippen folgend dem Streifen eingefaßt, welche Blumen und Früchte zeigen. Die gleichen Sinnbilder kehren in den Leibungen der Fenster wieder: Der Rose, d. i. die Liebe Gottes, welcher seinen eingeborenen Sohn für die sündige Menschheit opferte, so daß er seinen Leib, die Ähre, und sein Blut, die Traube und Rebe, am Kreuze opferte, um der Welt das ewige Leben zu geben.

Entsprechend dem Schmuck der Gewölbe zeigen die Hauptkapitäle der Rundsäulen zwischen Engelsköpfen die Ähre und die Traube, wogegen die Wandpfeiler abwechselnd die Passionsblume und die Rose aufweisen.

Der ganze Raum soll dem ewigen Gott geweiht sein. Von seinem Geiste soll Alles hier durchzogen und durchflutet sein. Das äußere Leben mit seinen kleinlichen Sorgen soll hier aufhören. Zum Sinnbild dessen schmückt jedes der sechs großen Fenster ein Kranz der biblischen Blumen, der also zu deuten ist:

Wer die Schickungen und Prüfungen fromm und geduldig erträgt, die Gott uns zur

Läuterung im Diesseits auferlegt, Passionsblume, wer da ist wie die „Lilien“ auf dem Felde und Gott kindliches Vertrauen entgegenbringt, den wird Gott in seiner unendlichen Liebe, „Rose“, segnen, und denselben nicht nur das tägliche Brot, „Ähre“, geben, sondern ihn auch durch die süße Frucht erquicken, „Traube und Granate“, und ihm den wahren Lebensfrieden geben. „Werfet alle Sorgen auf ihn, denn er sorget für Euch.“

Außer diesem gemeinsamen Schmuck durchzieht die Fenster noch ein zweiter, sie innerlich verbindender Gedanke. Dem Eintretenden gegenüber hoch über der Kanzel prangt das Kreuz mit dem Auge Gottes in der Mitte, umrankt von weißen Rosen. „Gott Vater“ weilt hier über der Stätte, wo sein Wort gepredigt wird und wacht, daß es lauter und rein verkündet werde. Zu seiner Rechten im mittleren Fenster „Gott Sohn“, das Lamm, unschuldig das der Welt Sünde trägt. Diesem gegenüber die Taube, „der heilige Geist“, der diesen Tempel stets ganz erfüllen soll.

In den vier übrig bleibenden Fenstern sind schließlich in den Randungen die Symbole der vier Evangelisten meisterhaft angebracht, Schöpfungen von der Hand Hans Müller-Hickler's in Aachen, der auch die übrigen Glasmalereien ausführte.

Den Fenstern reihen sich wirkungsvoll die übrigen Wandmalereien an, die von Henning und Witte in Düsseldorf hergestellt sind.

Die große Wand hinter Altar und Kanzel, welche, wie oben angedeutet, die Glasrose mit dem Auge Gottes ziert, hat im unteren Teil einen teppichartigen Grund, den Ähre und Traube durchwirken. In der Mitte befinden sich in einfachen architektonisch gegliederten Umrahmungen vier Hauptfelder, über die sich frei den Rest des Feldes beherrschend, und das Rosenfenster umrahmend ein Dornenzweig auf blauem Felde hinzieht.

Die vier Felder seitlich der Kanzel zeigen zunächst am äußersten die heiligen Hauptstücke, aus denen Gott uns sein Wort offenbart: Gesetz und Evangelium. Das Gesetz, wie

schon früher von Rosen umrankt, zu denen hier noch der Ölzweig tritt, denn wer das Gesetz erfüllt, hat dadurch ewigen Frieden. Rechts gegenüber das aufgeschlagene Evangelienbuch, überragt vom Kelch und Ähren, umrankt von der Rebe. Das Evangelium verkündigt uns die Erlösung, allein durch die Gnade Gottes, durch die Liebe Jesu Christi, der seinen Leib und sein Blut in kindlichem Gehorsam opferte, um die sündige Welt vor Gott gerecht zu machen.

In der Mitte rechts von der Kanzel sehen wir das Kreuz, umgeben von der Passionsblume, auf der anderen die goldene Krone des ewigen Lebens, welche die Palme überstrahlt und vom Lorbeer des Siegers umrankt ist: Weg und Ziel des frommen Christen hier und im Jenseits, sowie der Heiland es uns verkündet.

Die Kanzel selbst ist schlicht in Eichenholz gehalten, und zeigt als einzigen Schmuck eine geschnitzte Kuppel über dem Schalldeckel und einen reich verzierten Fuß. Ebenso ist der Altartisch in Eichenholz und durch kräftige Säulen gegliedert, zwischen denen wie bei der Kanzelnische helle Ahornfüllungen mit geschnitzten Cherubimköpfen liegen.

Den Festtagsschmuck des Altars bildet eine reich gestickte rote Decke, in der wiederum einige der biblischen Blumen vorkommen. Auf derselben liegt die Bibel, von der Hand der Kaiserin gestiftet, mit dem 1. Verse des Psalm 106: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich." Dahinter erhebt sich ein Ebenholzkreuz mit silberner Mitte, die das Monogramm Christi umstrahlt. Cherubim schließen in Silber getrieben, die Kreuzesarme ab. Zu Füßen des Kreuzesstammes über dem reich getriebenen Sockel windet sich eine silberne Schlange, das ist die Erbfeindin, die Versuchung, die zum letzten Male ihr Haupt züngelnd erhebt, um ihren Überwinder zu verletzen. 1. Mos. 3, 15.

Vervollständigt wird der Altarschmuck schließlich durch die beiden silbernen Leuchter, welche die Gruppe zu einem Ganzen abschließen.

Links neben dem Altar steht noch, in Carraramarmor ausgeführt, der Taufstein. Über einem antiken Torus, welcher den neuen Bund der Taufe versinnbildlichen soll, erhebt sich der Fels der Kirche, Matth. 16, 18, darüber liegt das Fischernetz der Petrus, deutend auf die Worte des Herrn Luk. 5, 10: „Fürchte Dich nicht, denn von nun an wirst Du Menschen fangen." Auf diesem Untergrunde lagern, um das Element des Wassers zu charakterisieren, drei Delphine, welche mit ihren Leibern verschlungen das eigentliche Becken tragen. An dem letzteren sehen wir die Symbole der Dreieinigkeit, in deren Namen die Taufe erteilt werden soll, Matth. 28, 19, abwechselnd mit einer von Schilf umwogten Muschel, die ebenso wie die antike Wasserwelle am Rande des Steindeckels auf den Inhalt der silbernen Schale deuten soll.



Alle silbernen Schmuckgegenstände wurden von A. Rühne in Altona hergestellt. Der Taufstein wurde vom Bildhauer Färber in Köln modelliert und in Carrara ausgeführt.

Zum Schlusse soll aber noch kurz des gewaltigsten Schmuckgliedes der Kirche rühmend gedacht werden. Wie schon oben angedeutet, erhebt sich auf der Empore der Kanzel gegenüber das stattliche Orgelwerk, von der Firma Walcker in Ludwigsburg erbaut. Hinter dem schön in Eichenholz geschnitzten Prospekt, der nur klingende Stimmen enthält, liegen 32 Register, die im Spieltisch mit seinen sinnreichen Koppelungen auf drei Manuale und ein Pedal verteilt sind. Mit allen Vorrichtungen der Neuzeit versehen, vermag sie vom zartesten Piano bis zum stärksten Fortissimo, von der lieblichen Gemshorn und Gambe beginnend und bis zur mächtigen Posaune sich verstärkend, den Raum zu durchhallen und den andächtigen Zuhörer fortzureißen und in seelenvoller Weise durch ihre Klänge in die poetischen Gefilde des Tonhimmels zu versetzen.

Rudolf Hartter †.

Es ist uns eine schmerzliche Pflicht, mit wenigen Worten eines Vollendeten zu gedenken, der von Anbeginn an zu den treuesten Freunden und Mitarbeitern unsrer Monatschrift gehört hat, des am 3. April nach längerem Leiden entschlafenen Stadtpfarrers Rudolf Hartter in Herrenalb. Mit ihm ist eine überaus charaktervolle, markante Persönlichkeit hingegangen, die auf das kirchenmusikalische Leben der württembergischen Landeskirche einen tiefgehenden und bedeutsamen Einfluß geübt hat. Seine Wiege stand in einem Schulhause in Tübingen im Jahre 1840 als Sohn eines Lehrers geboren, hat er zeitlebens ein warmes Herz für die Freuden und Leiden des Lehrerstandes gehabt. „Ich müßte ja mein eigen Blut verleugnen", schrieb er uns einmal, „wenn ich dem Schullehrerstand nicht alles Gute von Herzen wünschen und gönnen würde." Wie er für die berechtigten Forderungen des Lehrerstandes ohne Opportunitätsrücksichten mannhaft eingetreten ist, das hat er noch zuletzt in seinem Referat auf dem Straßburger Kirchengesangstag über die Regelung der materiellen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Kantoren und Organisten gezeigt. Wenn unsere württembergischen Organisten jetzt das haben, was ihnen gebührt, so ist das doch auch mit ein Verdienst des Mannes, der damals unter Hinweis auf 1. Tim. 5, 8 die Versorgung auch dieser ihrer Hausgenossen als eine unabweisbare Pflicht der Kirche bezeichnete und dessen maßvollen und überzeugenden Ausführungen der XV. deutsch-evangelische Kirchengesangvereinstag einhellig beipflichtete. In seiner langjährigen Stellung als Leiter von Lehrerkonferenzen ist es ihm denn auch gelungen, sich das Vertrauen der Lehrerwelt in besonderem Maße zu erwerben, und — um dies gleich hier vorwegzunehmen — die reichsten und tiefsten Anregungen für das kirchenmusikalische Leben unsrer Landeskirche sind bei diesen Lehrerkonferenzen von ihm ausgegangen, wo er nicht bloß auf Veränderung der technischen Fertigkeit im Orgelspiel, sondern vor allem auf Bildung des Geschmackes und des Sinnes für das künstlerisch Schöne und kirchlich Würdige sein Absehen gerichtet hielt. Schreiber dieser Zeilen weiß aus eigener Erfahrung, wie Hartter es verstand, einem das Verständnis für den Tiefsinn Bach'scher Orgelmusik, zumal seiner Choräle und Choralvorspiele, zu erschließen, und eine köstliche Probe der sokratischen Methode, deren er sich bei den Orgelspielübungen mit seinen Lehrern bediente, hat er in dieser Zeitschrift (I 281) gegeben in der Plauderei „Profanmusik zum Gottesdienst?"

Hartter selbst verdankte seine künstlerische Bildung im Wesentlichen dem Tübinger Universitätsmusikdirektor Dr. Otto Scherzer. In der Schule dieses Meisters, dem er wie alle seine Schüler (z. B. Seyerlen vgl. II 290 ff. dieser Zeitschrift) zeitlebens die wärmste Verehrung bewahrt hat, hat er sich nicht bloß die solide Technik im Orgelspiel angeeignet, sondern auch seinen Geschmack gebildet. Kenner Scherzers werden in der letzten Gabe Hartters an unsre Monatschrift, den schönen Bearbeitungen des Chorals „Christus der ist mein Leben" (im Januarheft des vorigen Jahrgangs) auch den Scherzers Einfluß bemerken. Auch darin ist Hartter Scherzers Schüler geblieben, daß er, ohne irgendwie moderne Orgelmusik abzulehnen, doch immer am liebsten zu seinem Bach zurückkehrte. J. S. Bach blieb sein Studium bis in seine letzten Jahre. Ist es nicht rührend, wenn der Sechzigjährige die freie Zeit, die sein Amt ihm läßt, verwendet, um mit heißem Bemühen das wohltemperierte Klavier, das er von Seyerlen geerbt hat, „freilich arg verspätet, aber recht pflichtgetreu", wie er mir damals schrieb, durchzunehmen?

Litterarisch ist Hartter auf kirchenmusikalischem Gebiet verhältnismäßig spät und selten hervorgetreten. Schade! Daß er in seltenem Maße das Zeug dazu hatte, das hat er durch seine Veröffentlichungen in der Monatschrift bewiesen. Er verfügte nicht bloß über eine gründliche Bildung, sondern auch über eine gewandte Feder. Die verschiedensten Töne standen ihm zu Gebote, vom liebenswürdigen, harmlosen Plaudertone bis zur beißenden Ironie und zum bitteren Sarkasmus. Aber auch wo er eine scharfe Klinge führte, war es ihm doch immer um die Sache zu thun, und wer ihn kannte, konnte ihm nicht böse sein. Wie bezeichnend ist es für seinen Eifer um die Sache, daß er zur selben Zeit seine scharfe Kritik an dem vom württembergischen Schullehrerunterstützungsverein herausgegebenen

Orgelalbum veröffentlicht und zugleich sich in seiner Suite über die Wahl der Choralmelodien aufs nachdrücklichste der natürlichen Rechte der Organisten gegenüber geistlichen Vergewaltigungsversuchen annimmt! Was übrigens Haetters prinzipielles Urteil über das Verhältnis von Präludium und Choralvorspiel betrifft, so ist es mir jetzt eine wehmütige Freude, daß es mir vergönnt war, durch eine geschichtliche Untersuchung über die Entstehung der Choralfigurationen (im Christlichen Kunstblatt 1900, Seite 75 ff.) die Richtigkeit seiner Ansicht zu erweisen.

Der Tod hat ihn uns entrissen. Aber die ihn kannten, bewahren ihm ein treues Gedenken. Möge es unserer Kirche und zumal auch dem geistlichen Stande nie fehlen an Männern von solch reiner Begeisterung für die heilige Tonkunst, solch lauterer Gesinnung, gründlicher musikalischer Bildung, feinsinnigem Verständnis, furchtlosem Wahrheitsmut, glänzender Darstellungsgabe, wie Rudolf Haetter es war! Beutter

Alfred Erichson †.

Auf der Heimreise aus dem Süden begriffen, den er zur Erholung von schwerer Operation aufgesucht hatte, ist der Studiendirektor D. Alfred Erichson am 12. April in Genua plötzlich vom Tode ereilt worden. Aus mehr als einem Grunde hat die Monatschrift Ursache, von diesem Ereignis Vermerk zu nehmen und des Entschlafenen dankbar zu gedenken.

Erichson war 1843 zu Münster im Oberelsaß geboren, besuchte nach Vollendung seiner Studien in Straßburg mehrere deutsche Universitäten und wirkte dann als Geistlicher in Schiltigheim, Kaysersberg und Lingolsheim. Dreißigjährig wurde er mit der Leitung des Studienstifts St. Wilhelm (Thomasstift) beauftragt, dem er beinahe 28 Jahre vorgestanden hat. Von der Züricher Fakultät erhielt er 1885 den Lizentiatengrad, von der Straßburger 1896 den Doktorhut. Mit Recht heben die öffentlichen Blätter wie die aus Anlaß der Bestattung gehaltenen Reden neben Erichsons außerordentlicher Gelehrsamkeit und seinen litterarischen Verdiensten die seltene Dienstwilligkeit und Hilfsbereitschaft hervor, die der Verstorbene jederzeit Vielen und zumal den Anfängern in gelehrter Arbeit erwiesen hat: ein „Nothelfer" für Jung und Alt.

Seinen Vorvätern nach aus Schweden stammend, wurzelte er doch ganz und gar in dem Boden des Elsaß und Straßburgs. Sein wissenschaftliches Interesse gehörte, wie Holtzmann treffend darlegte, derjenigen Zeit, „da Luthers schöpferische Gedanken von den Straßburgern in ursprünglicher Reinheit, ohne fromme Velleitäten und tiefsinnige Marotten erfaßt wurden, den Zeiten Zells, Butzers, Hedios." Außer den auf diese und andere Reformatoren bezüglichen volkstümlichen Schriften, den die Geschichte der alten Universität und des Thomasstifts behandelnden Werken, endlich seiner letzten Arbeit, der Vollendung der großen Calvin-Ausgabe, — bezogen sich seine litterarischen Studien hauptsächlich auf den Gottesdienst des altstraßburgischen Protestantismus. Besonders anregend wirkte seine Schrift „Die Calvinische und Altstraßburgische Gottesdienstordnung" (1894) und daneben L'origine de la confession des péchés dite de Calvin (1896). In unsrer Monatschrift veröffentlichte er einen feinen Aufsatz über Wolfgang Musculus und Katharina Zell (II, 236—242) und eine umfassende Untersuchung über die altstraßburgische evangelische Trauordnung (V, 134—140, 163—174).

Erichson befand sich fast ein Menschenalter hindurch in der beneidenswerten Lage, über die allermeist noch ungehobenen Kostbarkeiten unsres Thomasarchivs buchstäblich an der Quelle frei verfügen zu können. Er allein wußte in diesen noch nicht annähernd geordneten oder ergründeten Schatzkammern einigermaßen Bescheid. Läßt sich der Reichtum der hier aufgespeicherten Urkunden erst überschauen, so dürfen wir auf manchen Fund gefaßt sein, der auch die Geschichte des evangelischen Gottesdienstes weiter erhellen und viele Leser der Monatschrift erfreuen wird. Für das, was der Entschlafene in dieser Hinsicht bereits geleistet hat, gebührt ihm, nicht nur in dem engsten Kreise der Fachgenossen, Ehre und Dank.

J. Smend.

Kleine Mitteilungen.

Der Protestant, V Nr. 7 S 132 schreibt „Der evangelische Kirchenbauverein hielt am 21 Januar seine Generalversammlung Am 1 Mai war ein Gesamtbestand von 441 262 M vorhanden, von dem für allgemeine kirchliche Zwecke 15 463 M, für die Verwaltung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche 278 256 M (!!!) für deren weiteren Ausbau 142 746 M (!!!) für deren Musikfonds 5000 M bestimmt waren Für den weiteren Ausbau der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche sind noch vorhanden 162 000 M (!) Die geplanten bereits in Bestellung gegebenen Arbeiten an der Kirche werden noch 3—400 000 M (!!) kosten Die Kosten für die Kapernaumkirche (im Norden Berlins) sind auf 355 000 M, woran noch 78 000 M fehlen, die der Bethanienkirche (in Neuweißensee) auf 215 000 M woran noch 45 000 M fehlen veranschlagt" Man vergleiche hiermit was Sulze Dalton u a über die Grundsätzen in Betreff des evangelischen Kirchenbaus ausgeführt haben Sp

Die Tägliche Rundschau erzählt „Wer am Mittwoch Mittag am Neuen Markt dem Standplatz des Luther Denkmals vorübergeht dem werden die zahlreichen Leute auffallen, die in die Marienkirche eilen — eine eigenartige Erscheinung inmitten des erwerbsthätigen Teiles Berlins. kein Festkleid ziert diese Kirchengänger kein Glockengeläut ruft sie und Mancher blickt ihnen verwundert nach und tritt schließlich mit ein nachdem er an der Kirchentür darüber belehrt worden ist daß in der Kirche ein Konzert stattfindet Die weiten Schiffe der altehrwürdigen Marienkirche sind bis an den Altar hin von Zuhörern dicht besetzt Alle Stände sind hier vertreten und neben der Dame in farbenfrohem Kleide sitzt die schlichte Arbeiterfrau Viele der in Kontor und Laden Beschäftigten aus Berlin „City" verwenden am Mittwoch einen Teil ihrer Mittagspause zum Besuch dieser Konzerte Tiefe Ruhe lagert über der andächtig lauschenden Menge, nur wenn ein Vortrag die Gemüter recht ergriffen hat, geht gedämpft eine Bewegung durch die Reihen, ein Flüstern von Mund zu Mund — das ist der Beifall in diesem Konzert Still verfliegt allzu rasch diese Stunde bis der letzte Orgelton verhallt ist Aber im Herzen klingt es fort wenn die Zuhörer längst nach allen Windrichtungen zerstreut sich wieder ins Alltagsgetümmel gestürzt haben Ein ganz besonderes Verdienst um die kirchlichen Musikaufführungen hat sich durch die Einführung seiner jeden Mittwoch stattfindenden Orgelvorträge die durch namhafte Gesangskräfte unterstützt werden der Nestor der Berliner Organisten, Herr Musikdirektor Otto Dienel von der Marienkirche erworben der neben eigenen Compositionen auch die Kompositionen der älteren Meister wie der neuzeitlichen geistlichen Tonsetzer zu Gehör bringt Dem rühmlichen Beispiel der Marienkirche sind auch die Organisten der Heilig Kreuz Luther- Heilands und der Zionskirche mit regelmäßigen unentgeltlichen Konzerten gefolgt, so daß auch den Bewohnern anderer Stadtteile die Gelegenheit geboten wird sich dieses Genusses zu erfreuen Während die Letztgenannten aber zur Ferienzeit eine Unterbrechung eintreten lassen dauern die Konzerte in der Marienkirche fort"

Ein Bild aus vergangenen Tagen und zur Ermunterung giebt W H Riehl in seinen „Religiösen Studien eines Weltkindes" 4 Aufl S 328 f „Vergegenwärtigen wir uns heute einen lutherischen Gottesdienst in Bachs Thomaskirche so staunen wir über die Fülle freier und gebundener geistlicher Musik welche damals von einer Gemeinde genossen und ertragen wurde Denn ohne Zweifel setzten solche überreich mit Musik geschmückten Gottesdienste eine freudige Ausdauer der gläubigen Zuhörer voraus wie sie in solchem Maße heutzutage kaum mehr denkbar ist Und andrerseits waren diese kunstgetreuen Kompositionen so schwierig auszuführen und heischten für fast jede Einzelnummer des Gesanges wie der Instrumente so treffliche Künstler über welche Bach doch keineswegs immer verfügte daß wir uns eigentlich die Zuhörerschaft selber als künstlerisch im höchsten Sinne denken müßten, welche aus den nur andeutend und mangelhaft zur Geltung gebrachten Schönheiten des Werkes doch im Geiste die innere Vollkommenheit herauszuhören vermocht hätte Dies war jedoch bei der Thomasgemeinde gewiß nicht der Fall. Aber ich denke mir der gewaltige Meister hat an seiner Orgel das Ganze zusammengehalten die einzelnen Schwächen zu verdecken und so das hohe Werk dennoch mit seinem erhabenen Geiste zu erfüllen gewußt Ein anderer hätte das freilich nicht vermocht und so begreifen wir daß mit dem Tode des Schöpfers auch seine Werke wieder aus den Gotteshäusern verschwanden"

Wie steht's heute? Riehl fährt kurz darauf fort „Viele Geistliche wollen heute den evangelischen Gottesdienst möglichst rein und fein machen auch wenn er dadurch klein wird, mager und nüchtern Sie wollen allein herrschen in ihrer Kirche und diese Herrschaft nicht mit dem Künstler teilen" Aber haben wir überhaupt die rechten Künstler? „Bei einem Blick auf die moderne Malerei, Musik und Poesie beklagen wir daß die religiöse Kunst nicht mehr in so bedeutenden Werken hervortritt daß sie nicht mehr so kraftvoll epochemachend ist wie zu anderen Zeiten Wurden die Künstler ungläubiger oder wurden die Gläubigen unkünstlerischer? Ich glaube beides, und eines bedingt das andere Wenn aber große Impulse von einer neuen religiösen Kunst wieder ausgehen sollen dann muß die Kunst vorerst wieder breiter in die Kirchen einziehen" Hanebeck

Unser Hinweis auf den in Heft VI S. 21 ff. veröffentlichten Aufsatz „Der Leipziger Thomaskantor Johann Hermann Schein und seine Bedeutung für die kirchliche Tonkunst des 17. Jahrhunderts" von Dr. A. Prüfer machen wir die Mitteilung, daß unter der Redaktion dieses Gelehrten im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig eine erste kritische Gesamtausgabe der Werke Scheins zu erscheinen begonnen hat. Sie wird acht Bände umfassen, deren fünf letztere die geistlichen Kompositionen enthalten werden, nämlich Bd. IV Cymbalum Sionium (Motetten), Bd. V Opella nova (Geistliche Konzerte), Bd. VI Fontana d'Israel (Geistliche Madrigale), Bd. VII Cantional (Gesangbuch), Bd. VIII Größere Gelegenheitskompositionen. Jeder Band kostet broschiert M. 15, gebunden M. 17. Sp.

Aus München geht uns folgende Mitteilung zu, die für unsere Leser gewiß von Interesse sein wird: „Einen großen künstlerischen Erfolg trug der Organist des Willibrordi-Domes in Wesel, Karl Straube, in einem in München am 5. März veranstalteten Orgelkonzerte davon. Er spielte auf der im Kaimsaal befindlichen, von Walcker in Ludwigsburg gebauten großen Konzertorgel ausschließlich Werke von dem in Ihrer Zeitschrift des öfteren mit Anerkennung genannten Komponisten Max Reger. Zur Aufführung gelangten: die Sonate in fis-moll (op. 33), die Choralphantasien über „Ein feste Burg ist unser Gott", „Straf mich nicht in deinem Zorn" und „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" sowie Phantasie und Fuge über B A C H. Das Schaffen Regers charakterisiert sich als eine Verbindung bewundernswerter, durch ein tief gehendes Studium Bachs gezeitigter kontrapunktischer Kunst mit einem von kraft- und phantasievoller Empfindung zeugenden Ausdrucksvermögen. Einen glänzenden Beweis dieser Vorzüge bildet die große Passacaglio, mit welcher die Orgelsonate abschließt. In den Choralphantasien weiß Reger den Melodien durch eine hochinteressante kontrapunktische Umkleidung, die oft durch den poetischen Inhalt der einzelnen Verse bedingt erscheint, stets neue Reize abzugewinnen und erzielt durch die Kunst der Steigerung gewaltige Wirkungen. Durch seine Phantasie und Fuge hat der Komponist dem Namen des Leipziger Meisters in großartiger Weise eine Huldigung dargebracht. Straube hatte sein ganzes hochbedeutendes Können in den Dienst der von ihm gewählten Aufgabe gestellt und löste dieselbe mit vollstem künstlerischen Gelingen. Die Orgelkompositionen Regers gehören wohl zu den schwierigsten Werken der einschlägigen Litteratur, und nur Künstler allerersten Ranges, wie Straube, werden diesen bedeutungsvollen Aufgaben voll gerecht werden können. In seinem Spiele vereinigt er eine unfehlbare, ungemein klare und sichere Technik mit einer feinsinnigen und wirkungsvollen Kunst der Registrierung. Das von Straube veranstaltete Konzert war ein wahrhaft künstlerisches Ereignis der Musiksaison."

In der evang. Kirche zu Oberdrischdorf im Elsaß fand letzthin am 1. Sonntag n. Ostern die Übergabe einer neuen Orgel statt. Den in der „Monatschrift" vielfach zum Ausdruck gebrachten Anschauungen entsprechend, ist das Werk im Angesicht der Gemeinde aufgestellt worden und nicht in deren Rücken. Auch ist dafür Sorge getragen, daß die Sänger auf der Orgelempore ihre Stelle haben. Über die Zweckmäßigkeit der Anlage herrscht nur eine Stimme freudiger Anerkennung. Die Orgel stammt aus der Werkstatt der Orgelbaumeister Dalstein & Haerpfer zu Bolchen in Lothringen. Musikdirektor Münch-Straßburg unterzog das Werk einer eingehenden Prüfung und sprach sich durchaus befriedigt über dessen schöne, in allen Teilen kunstgerechte Ausführung aus: „es ist zum Lobe des Meisters geworden."

Pfr. Schneider.

Bücherschau.

Geistliche Gedichte des Grafen von Zinzendorf. Eine Auswahl zur Erinnerung an den Tag seiner Geburt vor 200 Jahren. Herausgegeben von H. Bauer und G. Burkhardt. XXXI u. 287 S. Leipzig, Jansa 1900. M.

Diese Jubiläumsausgabe verdient die wärmste Empfehlung. Über den Charakter der Sammlung drückt das Vorwort: „Wir wollen nicht eine Probe geben von dem, was er überhaupt gedichtet hat, sondern wir schälen das Edelste und Beste heraus aus einer — das sagen wir ganz offen — Unmasse von Unbedeutendem, ja oft Abstoßendem und Verzerrtem. Diese Perlen, die wir hier bieten, sind es wert, in der evangelischen Christenheit gekannt, von ihr geschätzt und geliebt zu werden." Die eigentümlichen Schwierigkeiten, welche die Feststellung der Textgestalt gerade bei den Gedichten Zinzendorfs mit sich bringt, sind glücklicher überwunden, als in den Bearbeitungen Gerzoks und Knapps. Dazu bieten historisch-kritische Anmerkungen zu verschiedenen der 120 ausgewählten Lieder — ich nenne z. B. „Jesu, geh voran", „Herr, dein Wort, die edle Gabe", „Herz und Herz vereint zusammen" — auch dem Hymnologen manche erwünschte Hilfe. Einer kritischen Ausgabe der Zinzendorfschen Gedichte, wie Ebeling eine solche von denen P. Gerhardts, Nelle von denen G. Tersteegens gegeben, würden bei uns die Leser fehlen. Somit darf man sagen,

die beiden Herausgeber haben für ihren Zweck den einzig möglichen Weg eingeschlagen. Es wird ihnen dafür an Dank nicht fehlen. Fr. Spitta.

Christian, Pfarrer in Dillenburg. Über die Bedeutung und beste Art der Einrichtung des Kindergottesdienstes. Vortrag (20. Sept. 1899). Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins in Herborn. 20 S. — 0.25 Mk.

Die verständigen und begeisterten Ausführungen Christians seien besonders denen empfohlen, die mit der Einrichtung von Kindergottesdiensten noch im Rückstande sind; sie werden hier geschichtlich und praktisch schnell und gut orientiert werden. Besonders erfreulich ist des Referenten Stellung zu unserem Lehrerstande, den er durchaus an der Sache beteiligt sehen will, so wenig es ihm um eigentlichen Schulbetrieb zu thun ist. Die liturgische Bedeutung der Kindergottesdienste tritt allerdings gegenüber der rein pastoralen zu sehr in den Hintergrund, und über das Gruppensystem, dessen Schattenseiten nicht übersehen werden, kann man anderer Meinung sein. Dafür tritt aber dem Redner das ganze Institut unter den fruchtbaren Gesichtspunkt der Gemeindepflege, der Stärkung des kirchlichen Pflichtgefühls unter den Erwachsenen und der Wiedergewinnung der Gleichgültigen. Die praktischen Ratschläge sind durchweg beherzigenswert. J. Smend.

Otto Richter, Musikalische Programme mit Erläuterungen für die Mitglieder und befreundeten Freunde des städt. Singvereins und des freiwilligen Kirchenchores zu St. Andreas in Eisleben. Eisleben 1898. Nur direkt durch die Verlagshandlung (G. Reichardt) zu beziehen. 113 S. — 0.50 Mk.

Infolge einer unglücklichen Verkettung von Zufälligkeiten gelangen diese Programme erst heute zur Anzeige. Sie sind es wert, von allen Pflegern evangelischer Kirchenmusik gekannt zu sein, ja ich glaube nicht, daß der Eislebener Organist und Kantor Otto Richter auf diesem Gebiete an Sachkunde und Geschmack, an Urteilskraft und Idealismus von irgend einem seiner Fachgenossen übertroffen wird. Zu den 24 kirchlichen Musikprogrammen, die uns hier (verbunden mit solchen weltlichen und geistlichen Charakters) geboten werden, treten geschichtliche und technische Erläuterungen, beide gleich lehrreich und musterhaft. Die Grundsätze aber, die Richter befolgt und die er in einer mir vorliegenden autographierten Abhandlung niedergelegt hat, sind ohne Übertreibung das Beste, Gesündeste, Treffendste, was man in dieser Hinsicht anstreben kann, und es ist für die Leser der Monatschrift keine geringe Ermutigung, daß der Verfasser sich mit Bewußtsein auf den Boden der wahrhaft kirchlichen und im besten Sinn modernen Bestrebungen stellt, der er bei uns vertreten findet. Seit elf Jahren ist er am Werk, durch unentgeltliche „Volkskirchenkonzerte" unser kirchenmusikalisches Erbe dem geringen Volke zugänglich zu machen. Er pflegt zu dem Ende die Arbeiter, Handwerker, kleinen Leute vermittelst jedesmaliger Einladungsscheine, die durch Schulkinder besorgt werden, auf die bevorstehenden Aufführungen aufmerksam zu machen. Der Eintritt ist frei, und selbst die Texte mit Erläuterungen werden, wenn möglich, umsonst verabreicht. Ausgeschlossen ist von Richters Kirchenkonzerten alles eitle Virtuosentum, „weltliche Instrumentalsoli, Arrangements von Professionskompositionen, Träumereien für Harfe und Violine, Adagios für Cello oder Violine, Tempeltänze, Arrangements von Klaviersonaten", kurz Alles, was keinen unmittelbaren und deutlichen Bezug hat auf das Erlebnis der Frommen im Kirchenraum. Die Programm-Nummern werden planmäßig einem bestimmten christlichen Heilsgedanken untergeordnet. Die Meister des 16. und 17. Jahrhunderts erhalten ihr Recht, in erster Linie die evangelischen; aber Bach fehlt nie. „Ein kirchliches Konzertprogramm ohne Bach sollte nirgends existieren." „Durch die Werke Bachs wird Mancher unter das Kreuz gezogen, den die Predigt nicht dazu bewegt." Bach ist nach Richters Erfahrung ein durchaus populärer Komponist! Er soll die Entfremdeten wieder singen machen in den Toren der Kirche; kein Kirchenkonzert ohne Gemeindegesang! Die liturgische Andacht muß daneben fortbestehen, ob sie auch von den Leuten vorläufig gemieden wird, die sich zu einer freieren Art von Feier noch leichter holen lassen. Um der Geringen willen sind die Stunden des Feierabends (8 bis 9 Uhr) einzuhalten, zu große Ausdehnung des Konzerts (Maximum 1 Stunde) ist zu vermeiden. — Weil sich bei Richter mit diesen Gedanken und Absichten die ernüchternste Erkenntnis verbindet, die keineswegs in der Kirchenmusikpflege das Allheilmittel für die kranke Zeit gefunden zu haben meint, die aber doch mit Luther von der Frau Musika auf Grund eigenster Beobachtung zuversichtlich bekennt: „Zum göttlichen Wort und Wahrheit macht sie das Herz still und bereit" — so wüßte ich nicht, was einer allgemeinen Nachfolge seitens unserer kirchlich interessierten Künstler und Dirigenten und einer dankbaren Kenntnisnahme von seiten der evangelischen Geistlichen und Gemeinden im Wege stehen sollte. Gern wiederholen wir den Ausdruck des Bedauerns darüber, daß wir unseren Lesern den Hinweis auf Otto Richters verdienstliche Thätigkeit so lange vorenthalten haben. J. Smend.

Joh. Biehle, Motette auf das Fest der Himmelfahrt. op. 5. Hameln, Oppenheimer. Part. Mk. 1, Stimmen je Mk. —.15.

Vielfach haben unsere Bestrebungen für Chorgesang im Gottesdienste ein Hindernis an der Beschaffung von Männerstimmen. Dieses pflegt sich im Frühling und Sommer noch zu steigern. Somit ist es besonders dankenswert, wenn die Komponisten uns für jene

Fest Motetten für Frauen- bezw. Kinderstimmen schaffen. Das hat Bieble mit seiner für 4stimmigen Knabenchor gesetzten Motette in erfolgreicher Weise gethan. Die Komposition des bekannten Knopp'schen Textes „Es grünt die Siegespalmen" ist von lebhafter, zu Anfang ein wenig weicher Empfindung und von ausdrucksvoller harmonischer Behandlung, die ihres Eindrucks sicher sein darf. Die Ausführung bietet keine besonderen Schwierigkeiten.

Fr. Spitte.

[E. A. Seemann] Kunstgeschichte in Bildern. I. Altertum 100 Taf. bearb. v. Prof. Dr. F. Winter M. 10, III. die Renaissance in Italien 110 Taf. M. 10.50. IV. die Kunst des 15. u. 16. Jahrh. außerhalb Italiens 84 Taf. M. 8.50. V. die Kunst des 17. u. 18. Jahrh. 100 Taf. M. 10.50. III—V. bearb. von G. Dehio.

Von den deutschen Verlegern hat E. A. Seemann in Leipzig das größte Verdienst um Popularisierung der Kunstgeschichte. Wie viele minder Glückliche, die fern von Galerien und Museen stehen, haben sich an den „Kunsthistorischen Bilderbogen" erbaut und gebildet. Der Einfluß dieses großen, durch mehrere Supplemente erweiterten Holzschnittwerkes auf die ästhetische Bildung unseres Volkes kann nicht hoch genug geschätzt werden. Statt einer neuen Bearbeitung derselben bietet nun der Verlag ein ganz neues Werk, die Kunstgeschichte in Bildern. Das Verdienst derselben liegt einmal in einer neuen systematischen Anordnung und Auswahl, welche von anerkannten Autoritäten, dem Berliner Franz Winter und dem Straßburger Georg Dehio, getroffen wurden, und in der weitgehenden Ersetzung des Holzschnittes durch Zinkätzungen nach Photographien. Der Fortschritt springt namentlich bei den Werken der Skulptur sofort in die Augen, zumal der Maßstab nicht zu klein gewählt ist. Der Beschauer wandelt durch einen enormen Bildersaal, welcher mit allen Reizen der Ursprünglichkeit auf ihn wirkt. Nur ganz vereinzelt, wie bei den Reproduktionen der Bilder Rembrandts, versagt auch die moderne Technik. Von dem Reichtum der Darbietungen einen Begriff zu geben, ist unmöglich. Man kann nur jedem, dem es seine Glücksgüter gestatten, den wohlgemeinten Rat geben, das Werk als ein köstliches Hausmuseum zur Belehrung und Erbauung für sich und die Seinen anzuschaffen. Band II (Mittelalter) wird im Lauf dieses Jahres erscheinen.

Dr. Bergner.

Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker I. Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker. 697 S. gr. 8 m. 615 Abb. i. Text u. 50 Tafeln. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut 1900. Fein geb. M. 17.

Es ist mir eine wahre Freude, dieses Werk den Kunstfreunden empfehlen zu dürfen. Denn wir empfangen hier eine allgemeine Kunstgeschichte, welche wirklich zum ersten Male auf diesen Namen Anspruch machen kann. Wir verfolgen die Regungen der Bildnerei von den ersten bescheidenen Anfängen bei den vorgeschichtlichen, bei den Natur- und Halbkulturvölkern der ganzen Erde bis zu ihrer höchsten Blüte in Griechenland und Italien. Die Darstellung ist ausgezeichnet und im edelsten Sinne volkstümlich. Wir werden glücklicherweise mit dem Ballast geschichtlicher, kulturgeschichtlicher und philosophischer Exkurse verschont, welche in ähnlichen Werken seit Schnaase einen immer breiteren Raum einnehmen. Dagegen werden die Elemente jeder Kunstübung, die Ornamente in ihrem Ursprung aus geometrischen, Pflanzen- und Tierformen, in ihrer Entwicklung und unverwüstlichen Dauer zu klarer Anschauung gebracht. Auch sonst steht dem Verf. eine plastische Ausdrucksweise zu Gebote, welche durch die große Zahl vorzüglicher Illustrationen aufs beste unterstützt wird. Sicher haben wir zur Zeit kein kunstgeschichtliches Werk, in welchem Text und Bild sich so vollkommen unterstützen. Mit sicherem pädagogischen Takte tritt überall da ein neues Bild ein, wo die Vorstellungskraft des Lesers sich zu verlieren droht. Der Verfasser, welcher durch seine Geschichte der Malerei der Lehrer Unzähliger geworden ist, stand der Kunst der alten Welt durch frühere Forschungen, der der fremden Völker durch Reisen in fernen Weltteilen und Inselmeeren nahe. Aus diesen eigenen Anschauungen hat er unter Benutzung der neuesten Funde und Forschungen ohne allen gelehrten Prunk mit Meisterhand ein Werk geschaffen, welches durch den weiten Blick, die Tiefe und Kraft der Darstellung den Kenner entzücken wird und sich ebenso zur ersten Einführung in das Studium der Kunstgeschichte empfiehlt. Auch der Theolog wird aus der Fülle des Stoffes reiche religions- und missionsgeschichtliche Belehrung schöpfen. Sicher kann man aber von der Fortsetzung, welche in 2 Bänden die Kunst des Mittelalters und der Neuzeit schildern wird, ein nicht minder interessantes Studienmittel erwarten. Wir werden seiner Zeit ausführlicher darauf zurückkommen.

Dr. Bergner.

A. v. Maltzew, Fasten- und Blumen-Triodion nebst den Sonntagsliedern des Oktoëchos der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes. Deutsch und slawisch. CXLVI, 1271 S. Berlin, K. Siegismund 1899. M. 15.

Derselbe, Menologion der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes. 1. Teil. Deutsch und slawisch. XCVI, 1060 S. Berlin, K. Siegismund 1900. M. 10.

Probst A. v. Maltzew hat seine auf neun starke Bände berechneten Übersetzungen der gottesdienstlichen Bücher der orientalischen Kirche zu Ende geführt. Ein letzter Band, die zweite Hälfte des Menologions, ist bereits unter der Presse. Es braucht nicht wieder-

heit zu werden, welche großen Verdienste sich der Verfasser mit dieser riesigen Arbeit um die liturgische Wissenschaft erworben hat (vgl. M. Schr. II 328, III 243, V 55). Ohne sein Werk wird man in der Geschichte des altkirchlichen Gottesdienstes nicht arbeiten können. Die von ihm aufs neue betonte Objektivität bei seiner Arbeit ist ohne Frage vorhanden und dankbar anzuerkennen. Daneben ist es ihm nicht zu verdenken, wenn er hofft mit seinen Veröffentlichungen beizutragen zur schnelleren und leichteren Erreichung des idealen Zweckes der Wiederherstellung der zerrissenen Einheit der Kirche, umsoweniger, als er obige Bände zwei Konvertiten seiner Kirche dedizieren konnte, der Erbprinzessin von Montenegro, geb. Herzogin Jutta von Mecklenburg-Strelitz, und der Kronprinzessin Sophie von Griechenland, geb. Prinzessin von Preußen. So beschämend für einen deutschen Protestanten jene Übertritte sind, so utopistisch die Hoffnung ist's und so aussichtslos der von ihm eingeschlagene Weg.

Fr. Spitta.

Zur Notenbeigabe I. — Das Regersche Vorspiel baut sich über der altfranzösischen Melodie „Es sind doch selig alle die" auf, welche unseren Lesern in ihrer Verwendung für A. Blaurers hinreißenden Pfingsthymnus „Jauchz Erd und Himmel juble hell" (Elf. Ges.-B. Nr. 80) durch Smends Ausführungen und Finks Tonsätze im 3. und 4. Jahrgange der Monatschrift vertraut geworden ist. In Passionsbeleuchtung erscheint die Melodie in J. S. Bachs Schlußchor des I. Teiles der Matthäuspassion sowie in dessen Praeludium „O Mensch bewein". Regers Bearbeitung entspricht nicht bloß dem begeisterten frohen Tone der Blaurerschen Dichtung, sondern auch dem ursprünglichen Charakter der Melodie, in welcher der französische Protestantismus ein Gegenstück zu dem deutschen „Ein feste Burg" fand.

Fr. Spitta.

Zur Notenbeigabe II. Beifolgendes Gloria wurde in der vorliegenden Fassung zum ersten Male in den beiden diesjährigen Pfingstfestgottesdiensten der Johanniskirche zu Zittau ausgeführt und am Sedantage daselbst wiederholt. Die Gottesdienstordnung für das Königreich Sachsen stellt für das an den Festen des Kirchenjahres zu singende Gloria in excelsis als Responsorium der Gemeinde „Und Friede auf Erden" oder den ersten Vers des Liedes „Allein Gott in der Höh sei Ehr" zur Wahl. Wird letzterer — und dies ist im allgemeinen üblich — an dieser Stelle (nämlich ohne Vorspiel) gesungen, so pflegen die Strophen 2—4 desselben Liedes an Stelle des nach der Epistel zu singenden Glaubensliedes zu treten und sich an das Halleluja der Gemeinde (ebenfalls ohne Vorspiel) anzuschließen. — Der Inhalt des Liedes und seine Stellung im Festgottesdienste giebt an sich Anlaß, das Gloria in excelsis in besonders festlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Aus diesem Grunde habe ich auf Anregung meines Kollegen Kantor Stöde und mit Bezug auf dessen Veröffentlichung in Nr. 5 Jhrg. V der Monatschrift über seinen Versuch (den ich seiner Zeit an der Orgel selbst unterstützt hatte), den Choral „Meinen Jesum laß ich nicht" in Bachs Weise mit obligater Orgel auszuführen, die Bearbeitung vorliegenden Chorales mit obligatem Orgelsatze unternommen. Der Erfolg übertraf unsere Erwartungen; die Wirkung war gewaltig, und die fast vollzählig versammelte Gemeinde sang sicher und freudig mit, ohne im geringsten in Verwirrung zu geraten. Die Wiederholung des Gloria am Sedantage hat solches bestätigt und zu neuen Versuchen auf diesem Gebiete ermutigt. In Zukunft soll im Festgottesdienste der Johanniskirche die Ausführung des „Allein Gott" mit obligater Orgel beibehalten werden und zwar für die 1. 2. und 4. Strophe, die dritte spiele ich des Textes wegen ohne Begleitung nach dem Landeschoralbuche bei schwächerer Registrierung mit obligatem cantus firmus. (Vgl. dagegen das andere Beispiel auf S. 162).

Vorliegende Fassung überträgt der Gemeinde den cantus firmus, der nach Umständen durch Solotrompeten gestützt werden mag. Der Sängerchor singt genau nach dem Tonsatze des Landeschoralbuches, der nur im zweiten Takte eine geringfügige Veränderung des Basses (G statt c) erfahren hat, und wird vom Bläserchor begleitet (2 Trompeten für Sopran, 2 desgl. für Alt, 2 Tenorposaunen, 2 Bässe [Helikon], Pauken). Der Orgelsatz erfordert volles, in der 2. Strophe volles Werk. Von besonderer Wirkung ist das ritardando im Schlußtakte.

Zittau, im September 1900. Hans Menzel.

Notenbeigabe 1.

Vorspiel für Orgel: „Jauchz, Erd, und Himmel, juble.“

Vivace assai (ma maestoso!) Max Reger.


(+ 10)
marcato.
(— 10)
(+ 10)

tr

(— 10?)

f sempre ff

(+ 10?)

espr.

(+ 10?)

(— 10?)

(+ 10)

(— 10)

(— 16) non sempre ff

(+ 10)

(— 10)

(+ 16)

marc.


sempre poco a poco cresc
cen
do.
(— III)
(+ III)
III
III (+ SP) morendo.
poco a poco rit.
Org. Fl
(Org. Fl.)

Notenbeigabe 2.

„Allein Gott in der Höh sei Ehr."

Gloria in excelsis. Orgelsatz von H. Menzel 1900.

Gemeinde bez. Trompete

Al - lein Gott in der Höh sei Ehr und
da - rum daß nun und nim - mer - mehr uns

Sänger- und Bläserchor

*) fallt - e im Original.

Tonsatz des Landeschoralbuches für das Königreich Sachsen.

Orgel.

Dank für sei - ner Gna - - de, } Ein
rüh - ren kann kein Scha - - de }

Wohl - ge - falln Gott an uns hat, nun ist groß Fried ohn

breit

Un - ter - laß all Fehd hat nun ein En - - de

breit

6. Jahrgang | Nr. 6 | Juni 1901.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.
Anzeigenpreis: Für die gespaltene Petitzeile 30 Pf. für 1 ganze Seite 24 M., ½ S. 13,50, ¼ S. 7,60 M.

Der Gottesdienst des Urchristentums
und seine Bedeutung
für die liturgische Praxis der Gegenwart.

Rede beim Antritt des Rektorats an der Kaiser Wilhelms-Universität zu Straßburg
gehalten von **Friedrich Spitta**.

Hochansehnliche Versammlung!

Beim Antritt seines Amtsjahres pflegt der neue Rektor zu einem Gange einzuladen durch das Gebiet, auf das sein Lehrauftrag sich bezieht. Ich bin seiner Zeit hierher berufen worden für die neutestamentlichen Disziplinen und die Mehrzahl der praktisch-theologischen; kurz nach Beginn meiner Thätigkeit wurde dazu noch ein Teil der auf den christlichen Kultus angewandten Kunst gefügt. Es war nun meine Aufgabe, jene scheinbar weit von einander abliegenden Gebiete zu behandeln nicht als ein durch örtliche Zufälligkeiten geschaffenes Aggregat wissenschaftlichen und künstlerischen Karakters, der richtige Tummelplatz für dilettantische Liebhabereien, sondern als eine Einheit, bei der ein Teil den andern befruchtet und begrenzt. Das Gebiet des christlichen Gottesdienstes soll es sein, auf dem ich mit ein paar großen Zügen jene Auffassung meiner Thätigkeit zu karakterisieren versuchen werde.

Es ist eine bunte Fülle von Erscheinungen, die auf den Titel „christlicher Gottesdienst“ Anspruch erheben, zum Teil so sehr von einander verschieden, daß man auf den ersten Blick nur schwer zu erkennen vermag, wo sie sich in Geist und Form miteinander berühren. Und doch berufen sie sich alle mehr oder weniger entschieden auf ihre Autorisierung durch den Gründer des Christentums und seine ersten Jünger. Anstatt nun den voreiligen Versuch zu machen, mit diesem selbstgewählten Maßstabe die einen oder die andern christlichen Denominationen ins Unrecht zu setzen, kann uns jene Mannigfaltigkeit der Erscheinungen von vornherein darauf aufmerksam machen, daß die Vorstellung eines urchristlichen Gottesdienstes keinesfalls leicht zu umschreiben und auf einen einheitlichen Ausdruck zu bringen ist.

Über die Stellung, welche Jesus zu dem Gottesdienst seines Volkes einnahm, haben sich in der Durchschnittsmeinung gewisse, völlig unzutreffende Vorstellungen festgesetzt. Sie haben zu ihrer Voraussetzung jenes Schlagwort von Jesus als dem Stifter der christlichen Religion, dem großen Lehrer und fortschrittlichen Volksmann, der als ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten dasteht in seinem Protest gegen gesetzlichen Zwang und seiner starken Abneigung gegen jede sinnliche Form, mit der man unter dem naiven Volk wie bei den raffinierten Dogmatikern das Wesen des unsichtbaren, geistigen Gottes zu erfassen suchte. Dafür beruft man sich nicht bloß auf die synoptischen Äußerungen Jesu über Sabbath, Opfer, äußerliche Gesetzeserfüllung, sondern zieht vor allem jene evangelische Schrift heran, die man sonst als Quelle für das Urchristentum nur mit den größten Einschränkungen verwendet, und in der angeblich „Juden" und „Judentum" als eine Jesu völlig fremde Welt erscheinen, hier werde der Gottesdienst in Jerusalem nicht höher gewertet als der auf Garizim und das gegen jeden in sinnlicher Form auftretenden Gottesdienst sich kehrende Wort gesprochen: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten".

Wir halten uns jetzt nicht dabei auf, nachzuweisen, wie jene landläufige Deutung der Geschichte von der Samariterin am Jakobsbrunnen keineswegs der Absicht des Erzählers entspricht, denn dafür wird man auf allen Seiten Zustimmung finden, daß neben jener Reihe von negativen Äußerungen Jesu über den Gottesdienst Israels eine solche positiver Tendenz herläuft, die in den Hintergrund zu stellen für moderne Christen vielleicht bequem sein mag, ohne die man jedoch nie zu einer sicheren Anschauung über Jesu Stellung zum Kultus gelangen wird. — Auf der Grenze zwischen Jesu Kindheit und seinem Mannesleben steht eine Erzählung, deren schlichte Natürlichkeit, besonders wenn man sie mißt an den grell kolorierten Bildern aus den apokryphischen Kindheitsevangelien, immer wieder den Eindruck der Geschichtlichkeit erzwingt. Hier wird uns von dem zwölfjährigen Knaben allerdings nicht berichtet, was eine spätere, dogmatisch gebundene Frömmigkeit herauslas, daß Jesus absichtlich seine Eltern verlassen, um in den Tempelhallen seine Wohnung zu suchen und durch seine nur aus seiner Präexistenz erklärliche Weisheit die Wissenschaft der Rabbinen zu übertrumpfen, wohl aber zeigt sich hier eine Wiederholung jenes kindlich friedlichen Gefühles des Psalmisten, der sich im Tempel wie von den Fittigen der ewigen Liebe bedeckt weiß und deshalb nicht in Verwirrung gerät, wenn er von Menschenrat und Beistand entblößt wird: „Was ist's, daß ihr mich gesucht habet? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" — Es ist dasselbe Gefühl, nur in männlicher Kraft, das aus Jesu Mund hervorbrach, als er nach empfangener Weihe zu seinem Lebenswerk durch Johannes den Täufer in Jerusalem gegen den lange als Ärgernis empfundenen weltlichen Unfug im Vorhof des Tempels die Geißel erhob und das zum Kaufhaus entweihte Bethaus mit der Rücksichtslosigkeit eines der alten Propheten säuberte. An seiner Liebe zum Hause seines Vaters entzündet sich sein Zorn gegen dessen Schändung, und beim Blick auf das vor ihm liegende große Werk wird ihm der Tempel geradezu zum Sinnbild der verfallenden und immer mehr in Trümmer gelegten Religion Israels, die er mit der Kraft himmlischer Jugend in kurzer Frist, in dreien Tagen, wieder aufzurichten gewiß ist. Das melancholische Gegenbild zu dieser im Morgenglanze der eben begonnenen Thätigkeit Jesu stehenden Szene, seine Weissagung von der Zerstörung

des Tempels in den Tagen kurz vor seinem Tode, hebt jene scheinbar entgegengesetzte Stimmung nicht auf, ebenso wenig wie die Predigt der Propheten von dem Gerichte über Israel ihre Grundvoraussetzung von dem character indelebilis des erwählten Volkes. Dem entspricht Jesu ganze Lebenshaltung bis zum Schluß, und auch hier ist es das angeblich antijüdische Johannesevangelium, das Jesu Teilnahme am jüdischen Kultusleben besonders stark hervorhebt. Er zieht mit seinen Jüngern nach Jerusalem zu den großen Festen seines Volkes, nicht bloß zum Passahfest, es verlangt ihn herzlich, mit seinen Jüngern das Passahmahl zu feiern, in seiner Stellung zu den Reinigkeitsgeboten, zu den Opfern u. s. w. entfernt er sich nicht weiter von der volkstümlichen Frömmigkeit als irgend einer der großen und erleuchteten Rabbinen seines Jahrhunderts. Dieses alles sind Thatsachen, deren Gesamteindruck auch durch kritische Bedenken gegen einzelne meiner Aufstellungen nicht aufgehoben werden kann. Sie werden auch nur bestätigt durch Jesu Stellung zur Synagoge, in der sich der religiöse Geist des Volkes eine Ergänzung geschaffen zu dem in Jerusalem zentralisierten Gottesdienst. Die Formen des synagogalen Kultus, Lektion, Schriftauslegung, Gebet, Segen, werden ganz besonders die Evangelischen unter uns sowie die zuvor gezeichneten Vertreter der Anschauung von Jesus als aufklärendem Volkslehrer recht heimatlich anmuten. Nun wohl, er hat sich in jenen Formen bewegt, und es ist die Erinnerung geblieben an faszinierende Reden, die er in galiläischen Synagogen gehalten hat. Aber wie, äußerlich angesehen, die um ihn sich sammelnde Gemeinde auch in den größten Lehrhallen nicht genügenden Raum fand, so durchbrach seine Lehre die Schranken traditioneller Schulweisheit und atmete, am See oder auf freier Bergeshöhe gehalten, einen Duft wie das Land, das der Herr gesegnet hat. Jedenfalls ist es unmöglich, unter den Äußerungen Jesu solche zu finden, welche uns vermuten ließen, daß der Kultus der Schulen hin und her im Lande seinem Herzen näher gestanden als der Ort der Anbetung auf dem heiligen Berge.

Was ist es, das Jesus an den Tempelkultus seines Volkes geknüpft? Zweifellos nicht bloße Akkommodation an Hergebrachtes, das würde den Grundzügen seines Bildes, die in der evangelischen Überlieferung unverrückbar feststehen, zu grell widersprechen. Auch ist bereits bemerkt worden, daß Jesus keinen Augenblick geschwankt hat, sich gegen die gottesdienstlichen Gewohnheiten seines Volkes zu kehren, wo diese sinn- und seelenlos geworden der Erfüllung sittlicher Aufgaben im Wege standen. Vor allem werden es drei Gesichtspunkte sein, die uns einen Einblick in Jesu positive Stellung zum Tempelkultus ermöglichen. Wenn irgend etwas in Israel, so war der Tempel und die heilige Stätte, auf der er sich erhob, ein aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragendes Denkmal der Geschichte, welche Israel zum Volke Jahwes gemacht hatte. Hier redeten die Steine nicht bloß von der Kostbarkeit und künstlerischen Schönheit des Baues, worauf die Jünger Jesum gelegentlich mit begeisterten Worten aufmerksam machten, sondern von den wechselnden Geschicken einer durch die Not des Lebens religiös geförderten Nation, welche den Zweck und das Ziel ihrer Führungen in das bedeutungsvolle Wort zusammenfassen konnte: „Der Stein, den die Bauleute verworfen, ist zum Eckstein geworden. Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen.“ Deutlicher noch redeten die Psalmen, die im Wechselchor von den Tempelsängern unter rauschender Instrumentalbegleitung angestimmt wurden, von der Geschichte, in der Israel seines Gottes inne geworden. Und

wie ein Präludium auf die religiösen Erlebnisse bei den Tempelfeiern erklang dasselbe Motiv aus den Pilgerliedern, den Psalmen im höheren Chor, die von den Karawanen, welche von allen Seiten zur heiligen Stadt heranzogen, gesungen wurden. Die Glaubenserfahrungen der Väter wurden dem Geschlechte der Gegenwart zum Grunde neuer Hoffnung. „Als der Herr die Gefangenen Zions erlöste, da waren wir wie die Träumenden. Da war unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens, da sagte man unter den Heiden: der Herr hat Großes an ihnen getan. — Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewiglich bleiben, wie der Berg Zion. Um Jerusalem her sind Berge, und der Herr ist um sein Volk her von nun an bis in Ewigkeit." — Damit ist bereits der zweite Gesichtspunkt berührt, der die Tempelfeiern Jesu bedeutungsvoll machen mußte. Nennen wir ihn kurz und modern den sozialen. Wie es für den heranwachsenden Israeliten kein wirkungsvolleres Mittel zur Anfachung der religiösen Hoffnungen seines Volkes gab als jene Wallfahrten nach Jerusalem, bei denen die Jungen tief eingetaucht wurden in die Traditionen des absterbenden Geschlechts und im gemeinsamen Gesang der Lieder der Alten, deren Hoffnung ins eigene Blut überführten, so wurde ihnen hier durch einen Anschauungsunterricht ohne Gleichen klar, was es um eine große religiöse Gemeinschaft sei. Nicht bloß die kleine Heimatsgemeinde vereinigte sich hier, wie in der Synagoge, zur Andacht, sondern Leute aus allen Teilen der Welt, nach den Worten eines biblischen Schriftstellers: „Parther und Meder und Elamiter, und die da wohnen in Mesopotamien, in Indien und Kappadokien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Egypten und an den Enden der Libyen bei Kyrene, Römer, Kreter und Araber." Sie alle treibt Eine Liebe und Ein Glaube nach Jerusalem, der Stadt ihres Gottes und ihres Volkes. Wer wittert nicht noch heutzutage die eminente Kraft des sozialen Gedankens, der aus den Pilgerliedern jener Zeit hervorbricht: „Ich freute mich, als man zu mir sprach: Laßt uns zum Haus des Herrn gehen. Unsere Füße stehen in deinen Thoren, Jerusalem! Jerusalem, du wiedergebaute Stadt, wo die Stämme hinaufziehen, um dem Namen Jahwes zu danken." Man muß von dem Bilde Jesu schon eine sehr mondscheinmäßige Vorstellung haben, wenn man meint, er habe solchen starken und edeln Regungen der Seele seines Volkes verhältnismäßig indifferent gegenüber gestanden. — Übrigens findet sich gerade von hier aus sehr leicht der Weg zu dem dritten Gesichtspunkte, von partikularer Empfindung zu universalistischer Anschauung. Der Tempel, zu dem die Juden aus allen Ländern wallfahrteten, galt selbst heidnischen Schriftstellern als ein allen Völkern verehrungswürdiges Heiligtum, zu dem auch Heiden ihre Weihegeschenke schickten und in dem selbst für die Mächtigen und Könige der Welt Opfer dargebracht wurden. Bei der eigentümlichen religiösen Stimmung jener Zeit, die neben fanatischem Antisemitismus so viele überraschende Zeichen der Hinneigung zum jüdischen Monotheismus aufwies, konnte der also gefeierte Ort der Anbetung in Jerusalem leicht genug in derselben Beleuchtung erscheinen, in der ihn schon vor Jahrhunderten das Auge der jüdischen Seher gesehen, als der geistige Mittel- und Höhepunkt der Welt, zu dem alle Völker hinzuströmen als zur Quelle von Recht und Gerechtigkeit.

Diese drei kurz erläuterten Gesichtspunkte werden zum Nachweis genügen, daß eine Geschichtsforschung, die zum Maßstabe der Grundanschauung Jesu vom jüdischen Kultus nicht ein in der Hitze der Diskussion gesprochenes scharfes Wort verwendet, dem es übrigens an hundertfachen Parallelen bei den Propheten und

Rabbinen nicht fehlt, reiches Material besitzt, um die positive Stellung Jesu zum Tempelkultus zu zeichnen.

Von hier aus wird man auch ohne verwickelte Untersuchungen Jesu Stellung zur Kunst klar legen können, über die seiner Zeit David Friedrich Strauß den bekannten Ausspruch gethan von Jesu rein negativer Stellung zur Kultur, und in dessen Beurteilung noch letzthin der Göttinger Philosoph Baumann gegen den Berliner Theologen Harnack Strauß zu verteidigen gesucht hat. Fassen wir die Frage konkret unter Ausschluß aller nicht hierher gehörigen Anwendungen und Verallgemeinerungen, so handelt es sich uns gar nicht darum, ob Jesus auf dem Gebiete der Kunst schöpferisch thätig gewesen, oder ob er in die Diskussion über ästhetische Fragen eingegriffen habe, sondern ob er sich positiv oder negativ zur Kunst gestellt, wo diese ihm entgegengetreten, speziell beim Kultus in Jerusalem. Ebensowenig kommen bei der Frage der Kunst in Israel für uns Gesichtspunkte in Betracht, wie sie durch Richard Wagner in seiner bekannten Broschüre niedergelegt sind. Es handelt sich bei unserer Frage nach der jüdischen Kunst zur Zeit Jesu nicht darum, ob man es mit einem wurzelechten Gewächs des Judentums zu thun hat, sondern ob in Israel, meinetwegen mehr reproduktiv als produktiv, die Kunst wirklich gepflegt worden ist. Das bis zum Überdruß wiederholte Wort, dem Juden fehle die künstlerische Anlage, schafft doch die Thatsache nicht aus der Welt, daß der kultische Mittelpunkt des jüdischen Lebens eine Menge von Kunstbethätigungen erheischte, die uns gelegentlich eine Erinnerung an Richard Wagners Gesamtkunstwerk nahe legen. Scheiden wir immer einen Teil der bildenden Kunst als mit der religiösen Auffassung des späteren Judentums streitend aus, so bleiben neben der Baukunst die redenden Künste und die Musik, in gewissen Grenzen auch die Mimik. Nirgends finden wir die leiseste Andeutung davon, daß Jesus dieser ganzen Welt der gottesdienstlichen Kunst gegenübergestanden mit der griesgrämigen Miene eines Asketen aus einer der „höheren Zellen“ oder dem besorglichen Stirnrunzeln des Philosophen, der viel lieber als in die Gesänge armer Sterblicher in die der „vollendeteren Engel“ einstimmt:

„Uns bleibt ein Erdenrest — und wär' er von Asbest —
zu tragen peinlich, — er ist nicht reinlich.“

Daß Jesus nicht in der Gefahr stand, im Kultus das Ästhetische mit dem Religiösen zu verwechseln, bedarf keiner besonderen Versicherung, und daß seinem Leben aus der Stille der Privatandacht beim Schweigen der Nacht auf weltentrücktem Bergesgipfel immer neue Kraft zufloß, ist ebenso gewiß. Aber jenes Ereignis beim Beginn seiner Thätigkeit zeigt deutlich, daß der Geist, der in der Wüste am Jordan taubengleich auf ihn herniedergeschwebt war, ihn im Tempel nicht verließ, sondern seine Schwingen reckte wie ein Adler. Ob Jesus für seine Person der Kunst entbehren mochte, im Gottesdienst seines Volkes bejahte er sie. Oder glaubt man, daß der dessen gesamte Eigentümlichkeit durch den Begriff Heiland doch wohl richtiger umschrieben wird als durch den Lehrer, der im Gegensatz zu den hochmütigen Autoritäten seines Volkes sich der Kinder und des geringen Mannes annahm, die natürlichen Hülfsmittel diskreditiert hätte, welche auf dem Gebiete der Religion die Phantasie dem darbietet, dem eine philosophische Schulung des Verstandes nicht erreichbar ist? Jesus war in seinem ganzen Leben das absolute Gegenteil von einem schulmeisterlichen Doktrinär, und so war ihm alles, was den Charakter des Unreflektierten, Anschaulichen, Volkstümlichen an sich trug, sympathisch. Dadurch ist auch seine positive Stellung zur Natur und zur

Kunst bedingt. Sucht man dem entgegen zu treten mit dem Hinweis auf Jesu Armut und die eschatologische Richtung seiner religiösen Gedanken, so ist ersteres eine Übertreibung (davon zu geschweigen, daß Armut und Kunstbefähigung bezw. -trieb, einander nicht ausschließen), das Zweite ein Mißverständnis, da das Zukunftsbild Jesu keineswegs eine Zeichnung aufweist, bei der die sinnlichen Farben und Formen überhaupt nicht mehr erkennbar sind.

Daß in der Stellung zum Kultusleben die Praxis der unmittelbaren Jünger Jesu, der Söhne desselben Volkes, sich nicht wesentlich von der des Meisters unterschied, am wenigsten nach Seite einer spiritualistischen Auffassung, läßt sich von vorne herein erwarten und wird thatsächlich durch die Quellen bestätigt. Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß sich die selbständige Thätigkeit der Apostel nicht, wie man im Interesse gewisser Hypothesen über die Auferstehung Jesu behauptet, von Galiläa aus bemerkbar gemacht hat, lediglich angeregt durch lebendige Vergegenwärtigung des gestorbenen Jesus, sondern in Jerusalem, dem Mittelpunkt der jüdischen Religion, in den Hallen des Tempels, an dem Hochfeste, wo man der Erntegaben Gottes sowie der himmlischen Speise im Gesetze Sinais gedachte. In Jerusalem hat das Judenchristentum lange sein eigentliches Zentrum behalten, im Tempel berührte sich die junge Christengemeinde immer aufs neue mit dem Volke der Verheißung, mit dem sie sich trotz der Differenz bezüglich der Person Jesu in den großen Hauptsachen eins fühlte. Dahin sieht man selbst einen Paulus ziehen, um seine Gelübde zu erfüllen, ihn, der es nicht unterläßt, unter den Vorzügen seines Volkes den „Gottesdienst" ausdrücklich namhaft zu machen. Der erste energische Zusammenstoß der Christusjuden mit den anders gerichteten Volksgenossen, wie er sich an den Namen **Stephanus** knüpft, ist nicht veranlaßt durch pietätslose Äußerungen gegen den jüdischen Kultus überhaupt, sondern durch einen in geistreicher Apologie formulierten Protest gegen eine Entartung des Gottesdienstes und eine Überschätzung des Kultusortes, welche Israel in direkte Nachbarschaft zum Heidentum bringt, wie solches vorher oft genug schon durch Psalmisten und Propheten zu einer Schärfe des Ausdrucks gebracht war, an die keine Äußerung Jesu und der judenchristlichen Gemeinde hinanreicht.

Daß die gekennzeichnete Stellung der Urapostel im Vergleich mit der Jesu die Tendenz auf eine stärkere Hervorhebung der **konservativen** Seite zeigt, erklärt sich einerseits aus dem tiefgreifenden Einfluß einer Persönlichkeit, die ebenso wie Paulus auf der andern Seite, bei Jesu Lebzeiten zu dem Jüngerkreise nicht gehört hatte, **Jakobus**, des Bruders des Herrn, andererseits durch die wahnsinnigen Angriffe, welche der jüdische Kultus durch den römischen Kaiser Caligula erfuhr. Mit diesem schienen die Zeiten des Antiochus Epiphanes wiedergekommen, welche die letzte große religiöse, auch für den Kultus bedeutungsvolle Erhebung in Israel einleiteten. Der Feindschaft des geisteskranken Monarchen gegenüber, der seinem eigenen Bilde im Tempel zu Jerusalem Anbetung erzwingen wollte, erwachte bei Christen und Juden das Solidaritätsgefühl, dessen Spuren man lange nachher noch selbst in der heidenchristlichen Litteratur begegnet. Thatsächlich waren die Christen der Ansicht, daß sie, eben so wenig wie Jesus selbst, von der väterlichen Religion abgefallen seien, vielmehr den Sinn der heiligen Schriften und gottesdienstlichen Institutionen viel richtiger verständen, als die Jesu feindlichen Juden.

Daß ihr gottesdienstliches Leben nicht stagnierte, versteht sich bei dem sie belebenden Geist von selbst, stellt sie aber keineswegs in einen absoluten Gegen-

satz zu dem orthodoxen Judentum, das je lebendiger religiös es war, die Formen der Vergangenheit nicht gedankenlos übernahm, sondern weiterbildete und neben den so zu sagen offiziellen Kultusformen immer auch wieder inoffizielle schuf, wie sie aus den Bedürfnissen der Zeit herausgewachsen oder durch die elementare Wirkung bedeutender Persönlichkeiten geschaffen waren. Die urchristliche Schriftauslegung und Predigt steht der des orthodoxen Judentums zur Zeit Jesu näher als der Deutung der heiligen Schriften einige Jahrhunderte vorher, und wenn in den Liedern offenbar jüdischen Ursprunges, die uns in den Eingangskapiteln des Lukasevangeliums aufbewahrt sind, bald nur durch den Rahmen, welchen ihnen der Schriftsteller gegeben, bald durch offenbare Umgestaltung des Originaltextes der spezifisch christliche Gedanke sich spürbar macht, so bietet das alttestamentliche Psalmbuch in noch ganz anderm Umfang und größerer Bedeutung Veränderungen der alten Lieder, die sich als Vorgänger für die in unserm Jahrhundert so viel besprochenen und verurteilten Änderungen der Kirchenlieder seltsam genug ausnehmen. Wenn bei dem ersten Pfingstfest der christlichen Gemeinde jene ekstatische Erscheinung ausbricht, die als Glossolalie später in den heidenchristlichen Gemeinden eine so bedeutsame Rolle spielt, so ist jenes Ereignis in dem Zusammenhang der eigentümlich gespannten Situation von geradezu einzigartiger weltgeschichtlicher Bedeutung geworden. An sich ist es gegenüber dem, wovon die Geschichte des jüdischen Prophetismus zu berichten weiß, keineswegs ein Novum. Auch die Taufe, in der man so gerne eine Neuschöpfung des Christentums im Gegensatz zum Judentume sieht, ist, wenigstens der äußeren Form nach, nichts als ein Reinigungsbad, das Johannes der Täufer in Beziehung zur Messiaspredigt gesetzt hatte, und das durch Jesus und seine Jünger von diesem her übernommen war. Endlich ist auch die so oft wiederkehrende gemeinsame Mahlzeit, nennen wir sie nun Agape oder Abendmahl, wie unsagbar Großes und Neues sie den Christen auch darstellte und bot, formell betrachtet keineswegs eine liturgische Neuschöpfung. Alle diese Erscheinungen liefen neben dem allgemeinen Kultusleben her, hatten aber nicht die Tendenz, dieses auszuschließen. Die, der populär-christlichen Anschauung unserer Zeit sehr geläufige Formel: An Stelle der Beschneidung tritt im Christentum die Taufe, an Stelle des Passahmahls das Abendmahl, an Stelle der Priester und Opfer Christus, Hoherpriester und Opferlamm zugleich, an Stelle des Tempels mit Händen gemacht der geistige Bau der Gemeinde oder der Kirche — hat in diesem Stadium des Urchristentums noch nichts zu sagen. (Schluß folgt.)

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst*)

von Stadtpfarrer Dr. **Hasenclever** in Freiburg i. Br.

Im deutschen Katholizismus ist in der neueren Zeit unleugbar ein reger Eifer für die Pflege der kirchlichen Kunst erwacht. Nachdem im Jahre 1887 eine Vereinigung für

*) Jahresmappe für 1899. Mit 12 Foliotafeln in Kupferdruck, Phototypie und Farbendruck nebst 19 Abbildungen im Texte und einem Titelmedaillon. Ausgewählt durch die Juroren. Erläuternder Text von Oskar Freiherrn Lochner von Hüttenbach. — Desgleichen für 1900. Mit 12 Foliotafeln, 25 Abbildungen im Text und einem Titelmedaillon. Ausgewählt durch die Juroren. Erläuternder Text von Julius Popp. München, Verlag der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. In Kommission der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg i. Breisg.

diesen Zweig der Kunstpflege am Rhein gebildet werden war — ihr Organ ist die von Schnütgen vortrefflich wenn auch etwas zu einseitig im Sinne der mittelalterlichen Kunstarchäologie geleitete „Zeitschrift für christliche Kunst“ — hat sich vor einigen Jahren in München ein ähnlicher Verein aufgethan die „deutsche Gesellschaft für christliche Kunst“. Dieselbe hat in der bayerischen Residenz ein eigenes Geschäftslokal mit ständiger Ausstellung, deren Besuch wohl zu empfehlen ist. Auch in der letztjährigen Ausstellung im Glaspalast



Äußeres der Kirche in Grünmonsbach.

war der Gesellschaft ein eigener Saal eingeräumt, der, wie Referent aus eigener Anschauung sagen kann mit großem Geschick arrangiert war. Ist nun hier wie dort lediglich das Bedürfnis der römischen Gotteshäuser maßgebend und war auch in der Ausstellung kaum etwas zu finden was in evangelischen Kirchen brauchbar wäre, so war es immerhin erfreulich wahrzunehmen daß die älteste Quelle aller bildenden Kunst die Religion, doch auch noch fließt und befruchtend wirkt. Die genannte Gesellschaft giebt nun auch alljährlich eine „Jahresmappe“ heraus, mit zahlreichen Abbildungen und kurzem Text, der über die Künstler



Inneres der Kirche in Grünmoosbach

Nachricht giebt und zur Erläuterung der Bildwerke dient. Die zwei letztjährigen Mappen liegen uns vor. Sie enthalten Abbildungen von Kunstwerken und Nachrichten über dieselben aus allen Gebieten der bildenden Kunst. Wie man auch über das Einzelne urteilen möge, die beiden Mappen zeugen doch unzweifelhaft von hohen Kunstbestrebungen in der römischen Kirche und von tüchtigen Künstlern, welche ihre besten Kräfte in den Dienst der Kirche stellen. Bei den Kirchenbauten zeigt sich durchweg, daß lediglich die Liturgie die Bauherrin ist, welche die Formen schafft und vor allem den Grundriß des Gebäudes gestaltet. Das ist gewiß ein richtiges Prinzip. Würden wir Protestanten es nur mit der gleichen Entschiedenheit anwenden, so wäre die Grundgestalt des evang. Gotteshauses bald von selbst



Darstellung im Tempel, von Waderé

gefunden. Was den Stil betrifft, so sind romanische und gotische Kirchen fast gleichmäßig vertreten. Unter den ersteren heben wir die Gotteshäuser in Ebolberg von Architekt Schott und die in Grünmoosbach von J. Schmitz hervor. Beide sind kleine interessante Dorfkirchen, die in ihren einfachen massigen frühromanischen Formen den rauhen Gegenden, wo sie stehen, vortrefflich angepaßt sind und wie feste Burgen des Glaubens erscheinen. Sie wären ohne Weiteres für den evang. Kultus brauchbar, dürften aber dann auch nicht in einem freundlich zwischen Obstgärten gelegenen Dörfchen stehen, weil sie sich da zu düster ausnehmen würden. Eine üppige romanische Kirche ist die für die Sanderau bei Würzburg, besonders das Portal etwas sehr überladen. Unter den gotischen Kirchen befindet sich eine reizende Leistung, die frühgotische Pfarrkirche in Wolznach von Architekt Schnee. Von Barockbauten ist die Wiederherstellung des Domes zu Passau von Professor Heinrich von Schmidt erwähnenswert und eine große für Chicago geplante Kirche des Architekten Dreuberg. — Am wenigsten mögen wohl im Großen und Ganzen die mitgeteilten Werke der Skulptur unseren Geschmack befriedigen, denn sie sind für denselben fast durchweg zu archaistisch gehalten. Ihr Gegenstand ist meist plastischer Schmuck für Altäre, die Restaurierungen — wie die Ergänzung eines Schnitzwerkes von Tilmann Riemenschneider in Gamburg im Tauberthal — wohl mit

gutem Verständnis für die alten Vorbilder aber im Ganzen uns doch sehr fernliegend Anziehendes sind Einzelarbeiten wie eine heilige Familie, eine sehr anmutige und harmonische Gruppe in Schnitzarbeit von Josef Scherl, oder das reizende Tympanonrelief in



Die Apostel, von Seitz.

Renaissance, die Darstellung im Tempel für die Ursulakirche in München von Prof Waderé Auch dessen heiliger Georg zeichnet sich vorteilhaft vor den übrigen plastischen Darstellungen einzelner Heiliger aus Dagegen ist das von ihm mitgeteilte Grabdenkmal „Hoffnung und



Die Apostel, von Seitz.

Liebe" bei aller Innigkeit der Empfindung doch etwas konventionell. — Wie begreiflich gehört der größte Teil der mitgeteilten Kunstwerke der Malerei an. Hier finden sich wohl auch die meisten Berührungspunkte mit unserem kirchlichen Kunstbedürfnis. Damit ist nicht gesagt, daß alle hier bekannt gegebenen Werke ohne Weiteres für evangelische Kirchen geeignet wären, aber es ist doch in größerem Maße der Fall als bei Werken der anderen Gebiete. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die hier genannten Maler, die sich in den Dienst kirchlicher Kunst gestellt haben, von Einseitigkeiten sich wohl frei halten. Man sieht, daß sie eben auch von den modernen Ideen ergriffen sind, daß sie aber auch wohl wissen, wie weit die Zugeständnisse an dieselben zu gehen haben. So bildet sich eine im Ganzen wohlgelungene Vermittlung zwischen den kirchlichen Anforderungen und dem modernen Empfinden heraus. Die Vermittlung wird wohl auch dadurch hergestellt, daß die Heiligenfiguren traditionell und konventionell gehalten sind, während die Begleitfiguren mehr oder weniger modern sich darstellen. So ists bei dem Glötzle'schen Altarbild des heiligen Joseph, wo sich dem ziemlich nichtssagenden Heiligen ein prächtiger moderner Arbeiter naht, oder auch bei der Zuhörerschaft auf den Bildern für den Albertus Magnus Altar in der Dominikanerkirche in Regensburg von Aichinger. Selbst bei den im Übrigen sehr archaistisch gehaltenen Malereien von Rudolph Seitz, dem freilich durch die Aufgaben der Ausmalung von Wandflächen enge Grenzen gesteckt sind, merkt man in der freier gehaltenen Bewegung der Apostel (Wandgemälde der Chorapsis in der St. Annenkirche in München) den modernen Einfluß. Ganz aus dem Rahmen der kirchlichen Überlieferung fallen die Bilder Fugels, seine Pfingstpredigt — Deckengemälde in der Kirche zu Dragfried — und die Tafelbilder „Weint nicht über mich" und „Christus vor dem Hohenpriester". Diese Bilder erinnern an ähnliche Kompositionen von Kirchbach, Piglhein und Munkacsy, besonders des letzteren Christus vor Pilatus. Aber auch glückliche Anlehnungen an die alten Italiener fehlen nicht, wie die Bilder von Müller-Warth zeigen: eine Madonna mit Engeln und die Flucht nach Ägypten. Über eine Anbetung der Hirten von Professor Zimmermann, bei welcher in bekannter Manier und Rembrandt'scher Beleuchtungsart das Licht von dem Kinde ausgeht, läßt sich nach der vorliegenden Skizze schwer urteilen, da es hier doch vor allem auf Farbe und Licht ankommt. Von bekannten Namen sei noch Leo Samberger mit einem Portrait des heiligen Canisius erwähnt, dessen asketischer Kopf zu der Darstellungsart des Meisters sich wohl fügt. Erfreulich ist es, daß die süßliche geleckte Richtung, welche in der Malerschule des Klosters Beuron Raum gewonnen hat, hier kaum vertreten ist. Nur zwei Bilder von Sigmund Rudel erinnern daran. Interessant als moderne Darstellung eines mittelalterlichen Vorwurfs ist das von Delug ausgeführte Voto-Bild für einen Saal im Schloß der Familie Schorlemer, ein Triptychon, welches die Huldigung der Familie vor Maria mit dem Kinde darstellt. Wohl mutet uns auf einem solchen Bilde die moderne Kleidung und Haltung der in voller Portraitähnlichkeit dargestellten Ehegatten und Kinder etwas sonderbar an, aber man muß sagen, wenn man einmal auf dem Standpunkt der Marienverehrung steht, so ist sie hier in ihrer ganzen Poesie und familiären Innigkeit würdig dargestellt. Endlich sei noch auf einige Entwürfe zu Glasgemälden hingewiesen. Unter ihnen scheinen mir die Entwürfe von Bradl — die Magier vor dem Jesuskind — und von Professor Geiges in Freiburg i. B. eine heilige Elisabeth für das Münster in Konstanz, besonders erwähnenswert. Die Mappen verdienen jedenfalls auch für das Kunstschaffen in der evangelischen Kirche alle Beachtung. Die Ausstattung von dem bekannten Bruckmann'schen Verlag in München ist des Inhalts und der Aufgabe dieser Publikation durchaus würdig.[1])

[1]) Die Jahresmappe wird an die Mitglieder der Ges. für christl. Kunst gegen den Jahresbeitrag von Mk. 10 gegeben. Anmeldungen zur Gesellschaft nimmt die Geschäftsstelle München, Karlstraße 6, entgegen.

Kleine Beiträge zur Geschichte des Gottesdienstes

von Konsistorialrat Prof. D. K. Knoke in Göttingen.

I.

Deutung der Losung „Nicht gen Emaus!“ in der Nürnberger Abendmahlsvermahnung von 1607.

In den Begleitworten, mit welchen ich den Abdruck einer Abendmahlsvermahnung aus dem Jahre 1601, Bd. V, S. 293 ff. dieser Zeitschrift eingeleitet habe, wies ich auf den in jener Vermahnung vorkommenden Ausdruck „gen Emaus“ in dem Satze „Lauf nicht gen Emaus bald hernach“ hin, dessen Sinn ja nicht zweifelhaft ist, dessen Herleitung aber einige Unsicherheit verursacht. Ich sprach damals die Vermutung aus, es liege in dem Ausdrucke „gen Emaus“ vielleicht ein Korruptel vor und die ältere Fassung begegne uns vielleicht in dem „gen Nebenaus“, welches wir bei Melissander in einem ganz ähnlichen Zusammenhange lesen. Ich habe mich inzwischen davon überzeugt, daß diese Vermutung das Richtige nicht treffe. Ich fand nämlich denselben Ausdruck „gen Emaus“ nämlich in dem „Christlich Teutschen Spil, wie ein Sünder zur Buß bekert wirdt“, welches von Leonhard Culmann von Crailsheim gedichtet und 1544 in Nürnberg gedruckt ist. Dort sagt der „Sünder“ noch vor seiner Bekehrung (Bogen A 4): „Mein Vater hat es auch gethan In seiner Jugend, dör ich wol! Das er auch ist stets gewesen voll Wild eines wüsten Lebens wie ich In seiner Ehe, als man berichtet mich, hat oft Häfelein gebrochen Und ist gen Emaus gekrochen.“ Danach mußte der Ausdruck im 16. Jahrhundert offenbar im Gebrauche gestanden haben. Dies wird bestätigt durch eine Stelle in Sebastian Brants Narrenschiff, auf welche mich mein Herr Kollege Moritz Heyne aufmerksam gemacht hat, wie ich hier mit verbindlichem Dank bezeuge. Die Stelle findet sich in der Ausgabe von Fried. Zarncke, Leipzig 1854, S. 112, 90. Sie lautet in ihrem Zusammenhange, wo von den „Fastnachtsnarren“ die Rede ist: „So tumbe man zu der Zeit zu zyt, Wann man die Kätzen (?) klaffen lät' (was am Grünen Donnerstag, Stillen Freitage und dem Sonnabend vor Ostern geschah, wo man nicht mit Glockengeläut, sondern auf diese Weise zur Kirche einlud). So sucht man dann den rawen an. Das man wol moettes wider dran Dem narren feyl nie bangen noch. Gen Emauß ist auß allen gach. Die gewychten fladen muß all schmecken. Das honde das dul man bald entdecken“ etc. Zarncke bemerkt in seinem Kommentar S. 467 zu dem Ausdrucke „gen Emaus“ etc. „war sprichwörtlich.“ Zum Beweise dafür zitiert er mehrere Stellen aus Schriftstellern des 16. Jahrh., auch die bereits erwähnte von Leonh. Culmann (Zarncke schreibt Lienhart Kolmann). Den besten Kommentar zu der Stelle aus dem Narrenschiff bietet das von Zarncke angeführte Zitat aus Sebast. Francks Weltbuch: „Wer dann diß drei tag vor Ostern zum sacrament gehet, der schickt sich gar heuchlerisch und mit eyner gemalten angenommenen andacht darzu, leicht . . . und gehet dahin zu unserem herrgot (d. h. zum Abendmahle). Den nechsten tag darnach gehet man gen Emaus, daran ist fast all andacht aus.“ Wenn Zarncke am Schlusse der angeführten Zitate sagt: „Der Volkswitz scheint das Mahl, zu welchem sich die Jünger in Emaus versammelten (vgl. Luk. 24) zu gunsten des Ostermontags Belustigungen angezogen zu haben“, so trifft er mit seinem Hinweis auf Luk. 24 das Richtige. Aber es ist unberechtigt, die Osterbelustigungen nicht von jenem Mahle abzuleiten, sondern von den Spässen, welche sich die Prediger am Ausgange des Mittelalters in ihren Osterpredigten gestatteten, wozu sie das Recht aus dem Ausdrucke „dum fabularentur“ herleiteten, den der Erzähler von den Emmausjüngern Luk. 24, 15 in der lateinischen Übersetzung der Bibel gebraucht. In diesen Späßen sowie in den damit eingeleiteten Osterbelustigungen sahen offenbar die ernster gerichteten Christen eine den Segen der vorausgegangenen Abendmahlsfeier vernichtende Zerstreuung, die sie vielleicht auch schon wegen des angeführten Ausdruckes der Vulgata bei den Emmausjüngern voraussetzten. Daher erklärt sich die Losung: „Nicht gen Emaus!“, welche gerade den Abendmahlsgästen zugerufen wurde.

II.

Von dem „Auserwählten Büchlein“ des Nicolaus Krumpach,

welches Jul. Smend: die evangelischen deutschen Messen z. Göttingen 1896 unbedingt erwähnt, giebt es noch eine andre Ausgabe als die S. 39 Anmerkung 4 jenes Werkes erwähnte. Ihr Titel lautet folgendermaßen: Ein außerwelt buchlein // wie ein Christenmensche // zum ersten sol lernen erkennen vnd // wissen, was er von natur sey / was // in ihm sey, wie er geschoffen sey / zu was wercken er geschoffen sey // etc. Mit schönen gebethen / so ein / mensch das Sacrament empfahen / wil, oder sunst bey der Meß ist / Item von der Evangelischen Meß. Item wie man ein sterbenden men // schen ermanen vnd trösten sol. // M. D. xxiiij. // — Am Ende: Gedruckt zu Leyptzigk durch Wolf / gang Stöckel. 1½ Bogen 8°. — Das Titelblatt ist ohne Einfassung. Der Text beginnt auf der Rückseite desselben; die letzten 1½ Seiten sind leer.

Die Orthographie dieser Ausgabe weicht von der von Smend benutzten in der Weise ab, wie es auch sonst bei Drucken desselben Werkes beobachtet wird, die in Süddeutschland oder Mitteldeutschland angefertigt sind. Der Text stimmt im allgemeinen mit jener überein, doch kommen einige charakteristische Abweichungen vor. Im Texte bei Smend heißt es S. 20 Z. 7 v. u. „welche in Psalm und heyligen geschrift gemelde sein“, in der Leipziger Ausgabe: „welche in Psalmen vnd heiliger schrifft vnleibe sein“. Bei Smend S. 21 Z. 6 v. u. „das du deine deinem himlischen vater obrist dein heylige marter“, Leipzig: das du bewre deinem himlischen vatter opferst dein heiliges leiden, deine heilige marter. Smend S. 21 Z. 13 v. u. „wie gar mich alle meyne feynde umbgeben haben“, Leipzig: „wie gar mich alle meine feinde allenthalben umbgeben haben.“ Smend Z. 14 v. u. „wenn sye auf mich one unterlaß imweg lagen“, Leipzig: „wenn sie auff mich one vnderlaß wege lagen“ d. h. wegelagern. Smend Z. 4 u. 3 v. u. „kumpt mit freuden zu mir wollgebaene aller genaden“ und „wenn der geboen meiner gütte“, Leipzig: „kompt mit freuden zu mir, sollen born aller gnaden“ und „wen der born meiner güte“. Dieselbe Differenz wiederholt sich noch einige mal. Smend S. 22 Z. 15 v. o. „wenn ich darf fordern“, Leipzig: „wen ich dar (= wage) fordern“. Smend Z. 29 v. o. „du müssest mit solcher Liebe alle Sünder bekehren, „das sie lieberen nach allem deinem willen alle betriebte und alle glaubige seelen erlosen“, Leipzig: „das sie lebiten nach alle deinem willen und alle arme leute ersreenen, alle betrubte und alle gleubige seelen erlösten.“ — Die angeführten Abweichungen lassen wohl keinen Zweifel darüber, daß der Text in der Leipziger Ausgabe der sorgfältigere ist. Der andere Text ist offenbar ein verschlechterter Nachdruck des Originals, das in der Leipziger Ausgabe vorliegen dürfte. (Exempl. in Helmstedt.)

III.

Des Joh. Mathesius Vermahnung zum heiligen Catechismo.

Wackernagel giebt in seinem deutschen Kirchenliede III. 1159 den Text des in der Überschrift genannten Liedes nach der Cithara Christiana von Joh. Lauterbach, Leipzig 1585. Danach umfaßt das Lied sechs Strophen zu je sechs Zeilen. Eine andre Redaktion dieser Vermahnung findet sich abgedruckt in dem Enchiridion: Der kleine Catechismus Doct. Mart. Luthers / … für die Jugend … in S. Joachims thal / Gestellt durch ire Lehrer vnd Kirchendiener. Nürnberg 1589. In diesem Buche steht 1. Bogen G VI abgedruckt. Es bildet dort das erste Lied unter der Rubrik: „Der Catechismus Gesangsweise gestellet / durch Doctor Martin Luther.“ Dieser Abschnitt enthält Luthers Katechismuslieder. Wenn als erstes Lied in diesem Teil des Buches die „Vermanung zum heiligen Catechismo“ auftritt, so kann der Schein erweckt werden, als gehöre es ebenfalls zu Luthers Liedern. Das ist aber nicht der Fall. Es unterliegt vielmehr keinem Zweifel, daß Lauterbach mit seiner Notiz, wonach Mathesius Verfasser ist, das Rechte sagt. Der ganze Tenor des Liedes weist auf ihn als Dichter. Dazu kommt ein anderes. Das Joachimsthaler Enchiridion ist allerdings von dem Pastor Caspar Franck und den Lehrern Berthol Schönbach und Felix Zimmermann verfaßt, aber Anlage und Ausführung des Buches weisen darauf hin, daß die Verfasser direkt an das anknüpfen, was Mathesius († 1565) in Joachimsthal gewirkt, schließt

dies Enchiridion doch mit dem „täglichen Spruche“ des Mathesius: Befiehl dem Herrn dein Weg x. in der Reimform:

> „Befilh dem HERRN deine sach /
> Schweig / leid / bet / wort / brauch glimpff / thu gmach
> Bewar glauben vnd gewissen rein /
> Gott will dein schutz vnd Vater sein.“

Innere Gründe bestätigen also Lauterbachs Angabe über die Autorschaft des Liedes. Was nun den Text desselben in dem Joachimsthaler Enchiridion betrifft, so kommen, abgesehen von der Orthographie und einigen hinzugefügten Silben, zwei größere Abweichungen vor: 1) das Lied ist hier nicht in sechs Strophen von sechs Zeilen abgedruckt, sondern in neun Strophen zu vier Zeilen, entsprechend der in der Überschrift stehenden Angabe: „Im thon / Wo Gott zum Hauß nit gibt sein gunst“. 2) Bei Wackernagel heißen die beiden letzten Zeilen: „das darinne (bezw. darinn das) selig sterben wir, mit frewden endlich faren zu dir.“ Im Enchiridion steht dafür: „Daß wir dich preysen hie und dort / Denn du bist unser trost und hort / Amen.“ Ich halte die Form des Enchiridions nach beiden Seiten hin für die ältere. Bezüglich des Anfanges der zweitletzten Zeile, die bei Lauterbach so beginnt: „Darin das“, hat bereits Wackernagel darauf aufmerksam gemacht, daß hier eine Konstruktion angewandt sei, „welche J. Lauterbach liebt.“ Ich gehe weiter und sage: die veränderte Gestalt der beiden letzten Zeilen des Liedes bei Lauterbach stammt von diesem her. Die ursprüngliche Gestalt haben wir dagegen im Enchiridion. Ich halte mich dazu aus folgendem Grunde berechtigt: Die oben genannten Verfasser des Joachimsthaler Enchiridions von 1589 datieren die Vorrede dieser Ausgabe vom 5. Juli 1576. Die erste Ausgabe wird also aus dem Jahre 1576 stammen. Dann darf man annehmen, daß in ihr auch bereits die „Katechismusgesänge“ gestanden haben, und es liegt die Vermutung nahe, daß dann auch das Lied von Mathesius in ihr so gestanden hat, wie wir es in der Ausgabe von 1589 lesen. Mehr als das Recht einer Vermutung ergiebt sich freilich auf diese Weise nicht.

IV.

Das Passionslied „Wir danken dir Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist“ von Christoph Vischer ist, so viel ich sehe, bisher nur in der hochdeutschen Redaktion des Textes bekannt gewesen. Wackernagel bringt diese Form des Textes in dem deutschen Kirchenliede V. 377 nach dem Dresdener Gesangbuche von 1597. Das Lied ist schon einige Jahre früher in niederdeutscher Redaktion gedruckt. Es findet sich nämlich auf dem 10. und 11. Blatte der folgenden Schrift abgedruckt: **Christlicke // Fragestücke / vor einfoldige Christen // Gestellet dorch // M. Christofferum // Fischer Lüneborgischen / Superintendenten // tho Zell // Vlssen (= Ülzen) // 1593.** Die „Fragstücke“ sollen zur Vorbereitung auf das Beichtverhör und eine würdige Feier des Heiligen Abendmahles dienen. Für denselben Zweck ist auch das Vischersche Lied abgedruckt. Ich gebe den Text hier nach diesem Abdrucke wieder.

Eine Christlicke dancksegginge vor dat bittere Lident vnde Steruent vnses leuen Heren Jesu Christi / tho singende / im thon / Erholt vns Here bi dinem Worde / 2c.

M.(agister) **C.**(hristofferus) **F.**(ischer)

Wy danken dy Herr Jesu Christ	**Behödt vns ock vor Sünd vnd schand/**
Dat du vor vns gestoruen bist/	**Reck vns din almechtige hand/**
Vnd heffst vns dorch din düres Blodt/	**Dat wy im Crütz gedüldig syn**
Gemaket vor Godt gerecht vnd gudt/	**Vns trösten diner swaren pin**
Vnd bidden dy wor Minsch vnd Godt/	**Vnd geuen darup de thouersicht/**
Dorch dyn hilig viff Wunden rot,	**Dat du vns werdest verlaten nicht**
Erlös vns van dem ewigen Dodt/	**Sundern gantz truwlick dy vns ston**
Vnd tröst vns in der lesten not	**Dat wy dorch Crütz int leuend gon**

Inhaltlich unterscheidet sich die niederdeutsche Fassung des Liedes nicht von der hochdeutschen. Ob sie die ursprüngliche ist, wird sich schwer entscheiden lassen, da der Verfasser

aus Joachimsthal stammt, seine Muttersprache also die hochdeutsche war, da er aber seit 1575 als Generalsuperintendent in Celle wirkte und sich auch der niederdeutschen Mundart bediente, wie seine „Fragestücke" zeigen. Ebensowenig läßt sich entscheiden, ob der Verfasser sich selbst 1595 mit F oder mit V geschrieben, denn die Schreibweise Fischer kann auch auf den Drucker der „Fragestücke" zurückzuführen sein.

Simson.

Oratorium

nach Worten des Alten Testamentes

von

Hermann Wette[1])

Simson in der Wüste.

Es ist Nacht. Simson sitzt in düsterer Betrachtung am Eingang einer Höhle.

Simson.

Der Mensch, vom Weibe geboren,
lebt kurze Zeit,
voller Unruh, Sorg und Müh.
Wie eine Blume blühet er auf und welket,
schwindet wie Schatten in's Nichts der Nacht.
Der Tod tut ihn hinweg —
man weiß nicht, wohin —
Worauf denn hofft und harrt nur der Mensch?
Ach mein Gott, was bin ich dir,
daß du nicht lässest ab von mir?
Was denn bin ich, daß hoch du mich hältst
und setzest dein Herz gegen das meine?
Was denn stellst du dich mir zum Ansturm,
der du mich prüfest bei Tag und Nacht,
mich versuchest am Morgen und Abend,
dir zur Lust und mir zum Leid,
daß meine Seele den Tod sich ersehnet?!

Die Stimme des Herrn aus der Höhe.

Simson!

Simson.

Weh mir!

Die Stimme des Herrn.

Simson!

Simson.

Herr!

Der Herr.

Einsam weilest du hier in der Wüste?

Simson.

Ekel füllt mir das Herz vor der Welt!

Der Herr.

Lässest mein Volk allein ohne Führer?

Simson.

Müde bin ich worden der Menschen,
einzig begehrt mein Geist nach Gott.

Der Herr.

Streite Simson, streite!

---

[1]) Wenn die Redaktion ausnahmsweise, wie sie dieses hier betont, ein größeres Gedicht ihren Lesern darbietet, so geschieht es zunächst auf Wunsch von Freunden der Männerschaft, denen das Manuskript bekannt geworden war. Zur kirchlichen Kunst steht es nur in entfernter Beziehung, da weder die Bearbeitung eines biblischen Stoffes, noch die Form des Oratoriums dem kirchlichen Karakter eines Kunstwerkes näher stellt. Dagegen erschien es der Redaktion erwünscht, im Gegensatz zu vielen schablonenhaften Nachahmungen von Texten Händelscher, Bachscher und Mendelssohnscher Werke, wie solche oft an ihre Adresse gesandt worden sind, die eigenartige Dichtung eines gedanken- und empfindungsreichen Schriftstellers darzubieten, die auf die Textgestaltung kirchenmusikalischer Werke von gutem Einfluß sein kann. Eine weitere Beurteilung des Wetteschen Oratoriums beabsichtigt die Redaktion ihren Grundsätzen gemäß mit diesen aufklärenden Worten nicht zu geben. Sp.

Simson
Herr, was nützet alles Streiten
da die Feinde triumphieren?

Der Herr
Schlägst du sie nicht wieder und wieder?

Simson
Schlag ich sie auch wieder und wieder
stolzer und stärker stehen sie auf,
brüsten sich mit dreister Brust,
daß satt und gesund sie mit feisten Wangen
fett sich mästen vom Hunger der Armen
Starr und steif in Sammt und Seide
schmücken sie sich mit Purpur und Perlen
blutigen Thränen des darbenden Elends
Was denn soll ich wieder streiten
da du die Frommen den Frechen zum Hohn
die Guten dennst dem Kummer zur Beute?
Indessen das Unrecht strotzt von Geld
dierbst du taub dem Schrei der Gerechten
lassest die Bösen wachsen an Macht
siehst sie sich mehren wie Sand am Meere
Und kein Todesnetz ist für sie da!

Der Herr
Streite, Simson streite!

Simson.
Soll ich fürder dein Streiter sein
Herr! so zeig mir des Streites Ende!

Der Herr
So sei dir dieses Lenk- und Leitstern
wenn Nachtgesichte dich ängsten und schrecken!
Dieses spricht der Herr dein Gott
Du sollst meinen Feinden werden zum Fallstrick
dem sie sich fangen und fallen!
Du sollst meinen Feinden werden zum Felsblock,
dran sie sich stoßen und straucheln
daß sie zerschmettert an Haupt und Gliedern
meinen Acker düngen mit ihrem Gedärm!
Denn wisse, ich habe dich mir erzeugt
wie den Thau vom Schoß der Morgenröte
daß leuchtend lohe Jahwes Tag!

Simson.
Herr! ich will dein Streiter sein!

Er fällt verzückt zum Gebete nieder und schaut in seiner Verzückung Gottes Herrlichkeit auf Himmelsthron umgeben von den Elohim

Chor der Elohim

Groß ist Gott in seiner Macht!
Der Himmel ist sein Thron
die Erde seiner Füße Schemel
sein Reich ist die Unendlichkeit

Groß ist Gott in seiner Macht!
Der Herr erhebe sich von seinem Thron
und seine Feinde zerstieben,
es fliehn die ihn hassen
vor Gottes Blick

Wie Rauch verweht verwehen sie
wie Wachs zerschmilzt vor Feuers Glut
so müssen vergehn die Bösen
vor Gottes Blick

Die Gerechten aber freuen sich
sie hüpfen auf, sie freuen sich hoch
vor Gottes Blick!

* *

Simsons Kampf mit den Philistern

Orchesterstück mit Siegeschor am Schluß

Siegeschor der Israeliten

Heil vor allen Helden Simson
Manoahs Sohn des Daniten!
Simson Heil vor allen Helden in Israel!
Wie Meereswogen tosten die Völker der Feinde
wie Brausen gewaltiger Wasser brauste das
Heer der Philister
Jahwe drohet! Da fliehn sie dahin in die
Weite
dahingejagt wie Spreu vor dem Sturme
gejagt wie wirbelnder Staub vor der
Windsbraut
Und still ist's worden im Thale einsam

Heil vor allen Helden Simson
Manoahs Sohn, des Daniten!
Simson Heil vor allen Helden in Israel!
Schon banden Hände und Arme Stricke dem
Starken
so stand der Löwenbezwinger gefesselt dem
Hohn der Philister
Jahwes Kraft überkam ihn. Die Stricke
zerflossen
wie feuerversengt. Weh euch Philister!
Zur Abendzeit da waltet Bestürzung,
vor Anbruch des Morgens war ihr dahin!
So ist das Schicksal unsrer Bedränger,
das ist das Los der Feinde des Herrn!

Die Israeliten und die Philister.

Die Israeliten

Nun freuet euch hoher Freuden in Gott
im Glückskleide kleidet euch wieder,
Purpurmantel leget euch um!
Denn wie die Erde schenkt ihr Gewächs,
so wie der Garten giebt seine Frucht
So läßt Gott uns Gerechtigkeit sprießen
und Volksruhm vor aller Welt.
Preiset Jahwe! Jauchzet dem Herrn!

Die Philister

Knechte seid ihr, feige Knechte,
elende Sklaven eines Herrn
Liegt ihr nicht vor ihm im Staube
winselnd wie die Hündlein am Erbarmen,
gebt ihr gar zu fremden Göttern,
Jahwe verbrennt eure Opfer
flugs verbannt er gleich Schafen
euch zur Hürde fremder Herren,
läßt euch fremder Treiber Händen
die ins Joch euch spannen gleich dem Zugvieh.
Also schnaubet Zorn Herr Jahwe!

Die Israeliten

Streng ist Jahwe doch gerecht,
gut dem Volke, das er liebt
Prüft er uns mit fremder Knechtschaft,
Retter stellt er, uns zu retten.
Willig folgt das Volk dem Führer
Aber wo sind eure Führer?
Wo sind eure Fürsten blieben?
Eure Götter sagt wo sind sie?
Eure Götzen von Silber und Gold
in Trümmer schlug sie Held Simson!
Eure Fürsten in Perlen und Purpur
in Staub zertrat sie Held Simson!

Die Philister

Wahr ist's stark ist euer Held
stärker als der Stärksten einer
Zerriß er doch lebendigen Leuen
wie ein Böcklein man zerreißt,
hob das Stadtthor aus den Angeln
trugs hinauf zum Berge Hebron,
band sogar dreihundert Füchsen
Zunderfackeln an die Schwänze
daß sie unsre Ernte sengten!
Doch der Fuchs, der ränkeschlaue,
ach der löwenstarke Simson,
wie so dumm und wie so schwach
wird der Held bei schwachem Weibe,
schwächer als der Schwächsten einer!

Die Israeliten.

(Simsons Mutter mit Frauen.)

Ein Weib voll Tugendkraft wie herrlich ist's zu schauen
der Perlen Kostbarkeit reicht nicht an ihren Wert
auf sie kann fest des Mannes Herz vertrauen
daß nimmer er nach anderm Gut begehrt
Die Würde ist ihr schmuck Gewand,
der Liebe leitet ihre Hand
Sie lachet heiter jedem Tag
trägt weise Freud und Ungemach
Auf ihrer Zung wohnt sanft Gebot,
sie lindert gern der Armut Not
doch Trägheit ißt bei ihr kein Brod.
Weiß was geschieht im ganzen Haus,
sie zündet Licht, sie löscht es aus
Sie schaffet früh, sie schaffet spat
bis späte Nacht zur Ruh sie tritt

Nur Liebes thut sie allen erweisen,
Kein Übles thut sie jemand an,
die Söhne laut die Mutter preisen,
mit Stolz die Gattin preist der Mann

Anmut ist trügerisch, Schönheit vergeht —
die schönste Blume verdorret zu Spreu —
ein tugendsam Weib voll Liebestreu
vor Gott und der Welt ewig besteht!

Die Philister

Kann man wohl Feuer im Busen halten,
ohne das Herz zu versengen?
Kann man auf glühenden Kohlen gehen
ohne den Fuß zu verbrennen?
Liebliche Hinde anmutge Gazelle
wie schaffst du den Weisen zum Thoren!

Du lockst und berauschst ihn mit wogenden Brüsten,
du reißt ihn fort durch lachende Lippen,
du ziehst ihn wieder durch gleißende Wimpern,
du machst ihn taumeln durch kosende Worte
Er folgt dir nach wie der Stier zur Schlachtbank
wie der Vogel zur Schlinge fliegt er dir nach
und weiß nicht, er stürzt in's Verderben!

Simson, den stärksten der Starken,
den Löwenbezwinger bezwang
also die Schönste der Schönen
Delila, die Blume von Soreck!

Simson

Thoren ihr, was wißt denn ihr?
Was Gott thut das ist wohl gethan
Ruhen soll nun das Schwert und rasten
denn Wohnung hab ich Jahwe bereitet
daß neu seine Priester sich schmücken
und all seine Treuen jauchzen dem Herrn!
Also aber spricht der Herr

Siehe, lieblich ist's und schön
wenn Brüder friedlich mit einander wohnen
So duftet Wohlgeruch zur Frühlingszeit
wenn Blume sich zu Blume neigt
wenn Westwind über Rosen streift,
so steigt Himmelstau hernieder,
befruchtend Thal und Aue
Denn dort gebot der Herr
dort wohne ewig Glück und Friede!

* * *

Simson und Delila

Delila mit ihren Jungfrauen

Er küsse mich
mit seines Mundes Küssen
Denn seine Liebe ist lieblicher als Wein!
Wie süßer Salben Duft
so ist zerfließender Balsam
Simsons Name
Drum lieben die Jungfrau'n ihn alle!

„Zieh mich dir nach —
„Küsse mich!" — „Küsse mich!"
Wir folgen ihm nach
wir alle von eilen!

Delila

Mich aber — jauchzet! —
mich aber — freuet euch mit! —
mich zog er ans Herz!
Jauchzt und freuet euch mein!

Die Jungfrauen

Wir jauchzen, wir freuen uns dein
gedenken froh deiner Liebe
mehr als des Weines
von Herzen lieben wir dich
du Schönste der Frauen,
du Blume von Sorek!

Tanz

Delila

Ach, den meine Seele ersehnet
wo nur weilst du Geliebter?

Die Jungfrauen

Er weilt wohl im Weinberg,
bis der Tag sich kühlt
und die Schatten fliehn

Delila

Kehr um denn Geliebter!
sei wie das Reh
wie der flüchtige Hirsch
über die Berge
die uns trennen!

Die Jungfrauen

Dein Liebster ist dein
und du bist sein
du Schönste der Frauen!
Doch sag uns, wie ist denn dein Liebster?

Delila

Wie ein Apfelbaum unter den Bäumen im Walde,
so unter den Söhnen des Volkes ist mein Geliebter
In seinem Schatten erquick ich mich
und sitz nieder
und seine Frucht
ist süß meinem Munde

Er hat mich geführt
in ein Weinhaus
und sein Panier
über mir droben
ist Liebe

O stärket mich mit dem Weine
o labet mich mit den Äpfeln
denn ich bin krank vor Liebe!

Die Jungfrauen

Seine Linke
umfaßt das Haupt dir!
Seine Rechte
soll süß dich kosen!

Delila

In meiner Kammer wachte ich
die lange Nacht
Den meine Seele liebet,
ich suchte ihn und fand ihn nicht!

Thor aufstehn nun,
der Stadt umgehn
in den Straßen,

in den Gassen
und suchen ihn
Den meine Seele liebt
ich suchte ihn und fand ihn nicht!

Mich fanden die Wächter,
die die Stadt umziehn
Sie schlugen mich
sie verwundeten mich
sie raubten mir den Schleier

Ach den meine Seele ersehnt
wo nur weißt du Geliebter?

Die Jungfrauen

Was denn ist dein Geliebter vor andern,
daß du, Schönste, ihn also ersehnst?

Delila

Mein Geliebter ist weiß und rot
ragend aus tausend mal tausend
Sein Haupt ist das feinste Elfenbein
seine Locken kraus
und schwarz wie ein Rabe

Seine Augen wie Täubchen am Wasserquell
schwimmend in Milch
herrlichster Fassung.

Seine Wangen sind Blumenbeete
Beete voll Würzen.

Seine Lippen sind Rosen
triefend von Myrrhen

Sein Ansehn ist wie der Libanon,
erhaben und schlank wie die Ceder

Mein Liebster ist wie süßer Wein
ganz nur Lieblichkeit ist er.

Ach den meine Seele ersehnt
Wo nur weißt du, Geliebter?

Die Jungfrauen

Dein Liebster weilt wohl im Garten,
Rosen zu pflücken für dich

Delila

Horch! Ich hör seine Stimme!
Simson! Sehet er kommt!
Springt über die Berge
hüpft über die Hügel
wie ein Reh ist mein Liebster,
wie der flüchtige Hirsch

Die Jungfrauen

Da stehet er schon,
da hinter der Wand,
schaut durchs Geländer,
blicket durchs Gitter!

Simson

Steh auf meine Liebe
steh auf meine Schöne
Delila, komm!

Der Winter ist über
der Regen vorüber
man siehet schon Blumen im Feld
Die Zeit der Liebe ist da
Turteltäubchens Stimme
man hört sie in unserer Flur

Der Feigenbaum schon hat seine Feigen
mit Süße gewürzt
Des Weinstocks junge Trauben
schon blühn sie und duften
Steh auf meine Liebe
steh auf meine Schöne
Delila komm!

Mein Täubchen hinter dem Gartengitter
laß sehn mich deine Gestalt
laß deine Stimme mich hören!
Lieblich ist deine Stimme
schön ist deine Gestalt!

Delila

Ach, daß ich dich habe!
Nimmer nun will ich dich lassen!

Simson

Wie süß ist dein Kuß
du meine Liebe, wie süß
Wie süßer ist deine Liebe denn Wein
der Duft deiner Salben
wie süßer als aller Duft!
Honig triefen deine Lippen, Geliebte!
Milch und Manna spendet dein Mund!
Der Duft deiner Kleider
er duftet wie Libanons Duft!

Ein heiliger Garten bist du mir, Braut!
ein heiliger Quell ein versiegelter Brunnen,
ein herrlich Paradies
mit köstlicher Frucht!

Delila

So komm mein Geliebter
komm in den Garten
und iß von der Frucht!

Simsons Mutter

Ach Auserwählter, meines Herzens Sohn
du meiner Wünsche einziger Sohn!
gieb nicht den Weibern deine Kraft
geh nicht den Weg drin Große verderben

Von Honigseim triefen die Lippen der Weiber
und glätter als Öl ist ihr Gaumen
Aber zuletzt ist er bitter wie Wermut
scharf wie ein zweischneidig Schwert
Ihre Füße ziehen zum Tode hinab,
zur Unterwelt strebet ihr Schritt!

Simson

Stark wie der Tod ist meine Liebe!
Ihre Gluten sind Sonnengluten,
sind Flammen Gottes!
All Wolkenwasser können nicht löschen meine Liebe,
all Meeresströme nicht weg sie fluten!
Und böt die Welt mir all ihr Gut um meine Liebe
ich müßte ihrer spotten!

Delila

Komm mein Geliebter!
komm in den Garten,
da will ich dein
mit all meiner Liebe sein!

Die Philister

aus dem Hinterhalt hervorbrechend

Nun lache Baal!
dein Sonnenauge siegt!
Liebesgöttin juble
jauchz auf, Astarte!
Jahwes Held ist bald dahin!
Liebe löste ihm die Zunge,
sein Geheimnis gab er preis
Gott geweihte Heldenkraft,
wallend Haar des Hauptes
euch zum Opfer hehre Götter
muß es fallen!

Sie dringen vor.

Die Philister

Seht sie ruhn in süßem Schlafe!
Schnell ans Werk! Schert ihm die Glatze

Man schneidet Simson die Locken ab

Die Philister

Simson! Philister über dir!

Die Philister überwinden Simson
und blenden ihn

Simson

Verflucht sei Tag, an dem ich geboren!
Verflucht sei, Nacht, in der ich empfangen!

Sei Finsternis, Tag! Bleib ewig verschollen!
Nie frage Gott nach dir in der Höhe!
Das Dunkel umhüll dich und mache dich furchtbar!
All Schrecken des Erdes mög dich umklammern!
Und fluchen soll dir alles was lebet!

Sei Einsamkeit Nacht! Bleib ewig im Dunkel!
Nicht Jahr noch Mond soll sich dir nahen
Kein Stern dich erhellen, kein Lied in dir hallen!
Sollst unfruchtbar stets hoffen des Lichtes
doch niemals schauen die Wimper des Morgens
Daß du nicht zuschlossest meiner Mutter Schoß
und meiner Seele verbargst dies furchtbare Elend!

Die Philister

Nun lache Baal!
dein Sonnenauge siegte!
Liebesgöttin juble
Jauchz auf, Astarte!
Jahwes Held ist nun dahin!
Er der Völker zwang im Frone
er der Fürsten trat in Staub
er der Starken stärkster Held
aller Weisheit Krone
Simson, euch zu Ehren Götter
liegt am Boden!

* * *

Simson im Kerker

Die Dämonen

Hinabgebeugt zu den Toten ist nun dein Herz
hinunter deiner Harfen Ton
Wie bist du gefallen vom Himmel, du Morgenstern
bist hin zur Erde geworfen,
du, der Völker niederwarf!
Zur Hölle nieder bist du gestürzt
ins tiefe Grab! —
Ist das nun der Mann
der zittern machte die Erde,
der Königreiche erschütterte?

Simson.

Ich bin der Mann!
Mich traf die Rute des Herrn
daß meine Seele nur Unheil schaut
Er zwang mich, er trieb mich geh'n
in Finsternisse statt ins Licht
Er ließ mich berauben des Lichtes der Augen
daß ewig ich bleibe im Dunkel
wie die, so tot sind auf immer
Er schlug mich in eiserne Ketten
und legt mich schwer arbeiten

Leichen liegen rings um mich
ich atme den Odem des Todes
Ummauert bin ich von allen Seiten,
entkommen kann ich nicht
Und wenn ich ruf und schreie
ohnmächtig hallt's von den Steinen zurück!

Die Dämonen

Du Prahler, wo ist nun dein Stolz?
Du Starker, wo blieb deine Kraft?
Dein Herz erhob sich ob deiner Ehre
ob deinem Glanz verlorst du die Weisheit
Du warst der Ruhm deines Volkes
und bist es in Ewigkeit nicht mehr!

Simson

O wär mir's wie in früheren Tagen,
da noch Gott mein Schutzgeist war,
da sein Licht mir erhellte das Haupt,
sein Strahl mich führte durchs Dunkel

Da standen Sklaven um mich her
breiteten Teppiche vor mir aus,
wollt ich zum Markt gehn in die Versammlung
Die Jungen sahen mich und versteckten sich,
die Alten standen auf und blieben stehn
die Fürsten hielten ein in ihrer Rede,
sie legten die Hand auf den Mund
und alle schwiegen in Ehrfurcht
Doch wessen Ohr mich hörte, pries sich glücklich,
und wessen Aug mich sah, ward stolz vor Freude!

Der Chor

Denn du errettetest den Armen, der da schrie
das Waisenkind, das keinen Helfer fand
der Witwen Herz schufst du Gesanges voll,
Gerechtigkeit, sie zierte dich als Kleid
als Turban trug dein Haupt die Weisheit!

Du warst der Blinden Auge
der Lahmen Fuß warst du
du warst der Armen Vater,
der Fremden Schutz warst du
Dem Ungerechten brachst du aus die Zähne,
und rissest aus dem Rachen ihm den Raub!

Simson

Wie auf den Regen harrten sie mein,
eröffneten den Mund wie auf den Maienregen
Ich ratete für sie und saß als Haupt
als König wohnt ich unter meinem Volk
wie unter Traurigen der Tröster wohnt!

Die Dämonen.

Nun aber tritt sie Trauer und Trübsal
doch kein Tröster ist ihnen nah
Den Nacken der Deinen trägt Feindesjoch
die Geißel schwingt über sie der Philister
sie beugen den Heidengöttern ihr Knie
und haben Jahwe schnöde verlassen!

Die Geister früherer Richter

Richter! wer nun richtet dem Volk?
Denke Deborahs, denke Baraks,
denk an Jaëls Heldentat
denk an Gideon, denk an Jephtha
Nicht des eignen Kindes schonte Jephtha
Jahwes Willen zu erfüllen
Israels Führer ruhen in Ruhm
jeder schläft im eigenen Grabhaus

Die Dämonen.

Du aber liegst inmitten von Leichen
selber bald Leichnam, doch ohne Grabmal
Dein Bett unter dir ist der Wurm
als Decke decket dich Moder!

Die Geister der erschlagenen Israeliten

Weh! wir finden nicht Ruh noch Rast
wie fuhren zur Grube, von Feinde erwürgt!
Weh! kein Grab birgt unser Gebein,
wir finden nimmer das Haus unsrer Väter!
Manoahs Sohn! was tatst du uns an?

Erscheinung von Simsons Mutter

Ach Auserwählter meines Herzens Sohn
du meiner Wünsche einziger Sohn
Weit hab ich mich geseufzet um dich,
mein Lager fließt in Tränen um dich,
mein Auge dunkelt vor Gram um dich
ich möchte zu Grabe aus Leid um dich!
Manoahs Sohn, mög Gott dich erretten!

Die Erscheinung der Delila.

Ach, den meine Seele ersehnet,
wo nur weilst du, Geliebter?
Komm, mein Geliebter,
komm in den Garten,
da will ich dein
mit all meiner Liebe sein!

Die Schatten des Todes.

Die Fluten des Todes umgeben dich,
die Stricke des Grabes umfangen dich,
des Todes Netze umspannen dich
Asche wirst du sein!
Israels Führer ruhen in Ruhm,
jeder schläft im eigenen Grabhaus!
Du aber sollst faulen hier in der Gruft
wie ein zertretenes Aas ohne Grabmal!
Denn du warst der Stolz der Erde,
und bist es in Ewigkeit nicht mehr!

Simson

Der Rede bin ich voll!
Mich ängstigt der Odem meiner Brust,
es gährt in mir wie zugestopfter Most,
als wollt' er den Schlauch zerreißen
Reden will ich und Luft mir machen
die Lippen will ich aufreißen zur Antwort
daß die Qual meiner Seele sich löse
Gott mich höre zum Trotze der Bösen

Jahwe! du bist mir vor Augen
bist mein Schutz, drum wank ich nicht!
Drum ist mein Herz auch siegesfroh,
mein Innerstes jauchzt auf in mir
Mein Leichnam wird einst sicher wohnen
denn meine Seele lässest du
dem Schattenreiche nicht!
Du lässest deinen treuen Diener nicht
die Grube der Verwesung schauen!
Du weist mir Weg zum Leben weisen,
giebst Freuden viel vor deinem Angesicht
gönnst Wonnen viel bei dir in Ewigkeit!

* * *

Simsons Tod

Im Tempel des Baal und der Astarte Die Philister und die von Jahwe abgefallenen Israeliten feiern das Baalsfest Simson steht am Eingang des Tempels Ihn hält ein Knabe am Stricke

Chor

Baal! Baal! hör uns!
Dein Sonnenaug laß leuchten,
laß uns süße Trauben reifen
daß wir uns Begeistrung trinken,
die im Rausch zu leben,
die im Rausch zu sterben!
Trinkt, raset, trinkt!
Schwingt die goldenen Becher!
Cymbeln klingt
Dröhnet Drommeten!
Süß ist das Leben der Liebe
süßer zu sterben im Rausche!
Liebet, raset, trinkt!
Tod den nüchternen Schelmen!
Besser, daß ihr im Rausch hinsinkt
besser, daß ihr im Lied ertrinkt
als daß auf's Lager euch strecket der Tod

Liebesgöttin! hör uns!
Astarte schenk uns Mädchen!
Laß uns ihre Busen schwellen,
daß wir liebestoll uns trinken
die im Rausch zu leben,
die im Rausch zu sterben!
Trinkt, raset, trinkt!
Schwingt euch, Mädchen, im Tanze!
Cymbeln klingt
Dröhnet, Drommeten!
Lasset uns rasen im Rausche
Lasset uns rasen in Liebe!
Liebet, raset, trinkt!
Tod den nüchternen Schelmen!
Besser, daß ihr im Rausch hinsinkt
besser, daß ihr im Lied ertrinkt
als daß auf's Lager euch strecket der Tod!

Simson

Weh euch Götzendiener, weh euch!
Der euren Anfang sah, der Herr
er sieht auch nun eure Erbe!
Denn ein verkehrt Geschlecht seid ihr,
Kinder seid ihr der Bösen!
Vom Sodoms Weinstock ist euer Wein,
vom Felde Gomorrhas sind eure Trauben
Jahwes aber ist die Rache,
Jahwes ist das Recht der Vergeltung!
Weh euch Götzendiener weh euch!

Die Fürsten der Philister

Wer ist der Narr? Wer stört unser Fest?

Die Philister unter Hohnlachen

Simson, der Löwe von Dan!
Seht, ein Knäblein hält ihn am Stricke!
Heil dir Simson! Heil!
Tausendtöter! Löwenbezwinger!
Rätselverkünder! Jahweheld!
Weiberknecht! Heil Simson Heil!

Die Fürsten der Philister

Auf Simson ergreife die Harfe
deinem Gott zu Lobe und Spott
sing unsern Göttern ein Loblied!
Jahwe hat dich ja doch verlassen!

Simson

Gut ist Gott dem Mann, der auf ihn hofft
der Seele, die ihn suchet,
gut ist er dem, der schweigt und harret
der Hülfe von Jahwe!

Die Philister

Wahrhaftig! er hofft noch immer auf Jahwe!
Simson! Jahwe gab dir die Ruthe!
Simson! Jahwe ließ dich blenden!

Simson! Jahwe nahm dir die Augen!
Alles alles nahm er dir fort,
ließ dir nichts als das nackte Leben.
Pfui, Simson! schilt doch auf Jahwe!

Simson

Voll Erbarmen wohnet der Gott,
er ängstet nicht von Herzen,
nah ist er dem, der trägt sein Joch
und harret auf Jahwe!

Die Philister

Du harrst da freilich schon lange vergebens.
Jahwe ist taub! Jahwe ist blind!
Er läßt sich nicht hören noch sehen!
Er schläft wohl gar in einem Rad,
verkroch sich hinter den Wolken!

Die Fürsten der Philister

Wir hoffen, du singest uns jetzt von Baal!
Sonst sollst du die Geißel verspüren!

Simson

Wenn man mit Füßen Gefangene tritt,
wenn man der Unschuld heiliges Recht
im Angesichte des Höchsten beugt,
das sollte nicht sehen Jahwe?

Die Philister

Das wollen wir wissen, ob's Jahwe sieht!
Gebt ihm die Geißel! Streicht ihn mit Ruten!
Nehmt euch in Acht! das Haar wächst ihm wieder!
Haut ihm die Backen! Ich spucke dich an!
Seht, er schüttelt die Mähne!
Da hast du den Fußtritt!
Nun brülle Löwe von Dan!

Die Fürstin der Philister

Wo ist nun dein Gott, du Jahweheld?

Simson

Der Alte der Tage thronet
auf Thronen der Ewigkeit.
Sein Kleid ist weiß wie Schnee,
wie weiße Wolle wallt sein Haar.
Sein Thron ist Feuerflammen,
glühender Feuerstrom
geht aus von seinem Angesicht.
Tausend mal tausend dienen ihm,
zehntausend mal tausend stehen um ihn her.
Die Bücher werden vor ihm aufgetan.
Jahwe hält Gericht!

Die Philister

Da wird's uns sicher schlecht ergehn,
denn die Philister kann Jahwe nicht leiden!
Doch sag uns, gottgeweihter Held,
ißt auch Jahwe? Trinkt er auch Wein?

Simson

Er macht zu Schanden der Listigen Ränke,
kurz an Zeit nur sind ihre Werke.
Er fängt in der eigenen Weisheit die Weisen,
die Klugen in selbstgemachten Schlingen,
daß sie am Tage tappen im Dunkeln,
Mitternacht halten sie für hellichten Mittag.

Die Philister

In Rätseln redest du, Rätseldunkler,
zu hoch für uns dumme Philister.
Doch sag uns, du Jahwevertrauter,
Wo wohnt denn Jahwe? Wo hat er sein Haus?

Simson

Im Himmel wohnt der Herr unser Gott,
und was er will, das geschieht,
und was er gebeut, das ist da!
Doch eure Götzen aus Silber und Gold
und Menschenwerk von Menschenhand.
Sie haben Augen und sehen nicht,
sie haben Ohren und hören nicht,
sie haben Hände und greifen nicht,
sie können nicht murmeln in eigener Kehle.
Denn ohne Geist sind sie und tot,
wie ihr, die ihr sie gemacht,
wie jeder, der auf sie baut!

Die Philister

In den Staub mit dir, du Jahwehund!
Flugs opfre unseren Göttern,
oder du wirst zu Tode gesteinigt!

Simson

Jahwe! Jahwe! höre mich!
Jahwe! Jahwe! rette mich!
Du mein Retter, räche mich!
Sieh, ich wich und wankte nicht,
bot meinen Leib dem tiefsten Leid,
bot meine Wang der schnödesten Schmach.
Schamrot ward ich dennoch nicht,
machten bunt mein Angesicht.
Denn ich weiß, du bist mir nah,
du verschmähst den Treuen nicht.
Jahwe! Jahwe! höre mich!
Jahwe! Jahwe! rette mich!
Du mein Retter, räche mich!
Barmherziger, erbarme dich,
laß deinen treuen Diener nicht
durch Feindeshände untergehn!

Es donnert.

Die Israeliten.

Weh uns! Wehe!
Jahwe zürnet!

Die Philister

Heisa, hört ihr's?
Jahwe wettert!

Simson jubelnd

Herr! ich höre dich! —
Kriegswagen seh ich
tausend mal tausend
Der Herr in ihrer Mitte
bricht auf vom strahlenden Sinai!

Die Philister

Da müssen wir uns schnell verkriechen,
Donner und Wetter! sonst wird es uns treffen!

Blitz und Donner

Simson

Zittert ihr Götzendiener!
Beim Glanzlicht seiner Pfeile,
beim Blitzglanz seiner Speere
bebet ihr Baalsanbeter!
Schon wankt euer Fuß
Schon naht euer Unheil
euer Schicksal ist da

Gewitter

Die Israeliten

Weh uns! wehe! Jahwe zürnet!
Es zittert das Herz mir! Es bebt mein Gebein!
Weh uns! wehe! Gott hält Gericht!
Herr erbarm dich, straf uns nicht!
Tilge unsere Sündenschuld!

Neu zerknirscht ist unser Herz,
ganz zerschlagen unser Geist!
Jahwe! Gott! verschmäh uns nicht!
Herr, erbarm dich, straf uns nicht!

Die Philister

Trinkt, rasei trinkt!
Schwinget die goldenen Becher!
Cymbeln, klingt!
Drommel, Drommeten!
Süß ist das Leben der Liebe,
süßer zu sterben im Rausche!
Liebet, rasei trinkt!
Tod den nüchternen Schelmen!
Besser, daß ihr im Rausch hinsinkt,
besser daß ihr in Lieb ertrinkt
als daß euch's Leger euch streckt der Tod!

Simson.

Herr! Gott! Ich lobe dich!
Du furchtbar Schöner du,
wie herrlich bist du anzuschaun,
wenn dein mächtiger Zornhauch schnaubt!
Auf glühenden Wolken fährst du einher,
strahlend im Siegesgewand,
sendest als Boten feurige Blitze
daß sie künden deinen Willen,
donnerst vom Himmel dein Strafgericht
daß die Erde zittert und bebet.
Auf nun stehst du zu richten, Gott
die Feinde die dich hassen,
auf nun stehst du zu retten, Gott!
die Freunde die dich lieben!
Herr! Gott! Ich lobe dich!

Er stürzt die Säulen des Tempels ein mit den Worten: Stirb meine Seele, mit den Philistern! und begräbt unter den Trümmern desselben sich mit samt seinen Feinden.

Die Philister und Israeliten

Weh uns! Er reißt den Tempel ein!
Weh uns! Wir gehen zu Grunde! — —

Die Stimme des Herrn

Simson ich liebe dich!

Max Regers Orgelkompositionen und Bearbeitungen.

Eine zukünftige, musikalische Betrachtung wird das bezeichnende Merkmal für die musikalische Entwicklung des vergangenen neunzehnten Jahrhunderts vielleicht in dem wachsenden Verständnis für Johann Sebastian Bachs Kunst finden. Seit jenen Tagen, da Mendelssohn „die Passion" zu neuem Leben wiedererweckte, da Schumann über den „unkommensurablen Bach" schrieb, hat die Erkenntnis der Größe des Meisters auch in weiteren Kreisen unseres Volkes zugenommen. Allerdings bei Vielen ist diese mehr durch die Ehrfurcht vor einer historischen Persönlichkeit erweckt worden als durch jene Liebe, welche in der Tonsprache dieses großen Genius die reiche Empfindungswelt des deutschen Volksgemütes wiederfindet. Jeder Versuch, einzelne Werke aus der reichen Fülle der Tonschöpfungen

Bachs dem Verständnisse unserer Tage näher zu rücken, ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, nicht zum wenigsten ein solcher, der gleichzeitig die Einsicht in das Stilprinzip dieser Kunst fördern kann.

Philipp Spitta weist in seinem bewundernswerten „Johann Sebastian Bach“ immer wieder auf die besondere Bedeutung der Orgelkompositionen in dem Lebenswerke Bachs hin und ist der Erste, welcher auf kritisch-analytischem Wege den Einfluß des Orgelstils auf alle übrigen Schaffensgebiete des Meisters klar darlegt. Schon vor ihm hatte Franz Liszt mit dem sicheren Instinkte eines kongenialen Geistes diese Bedeutung erkannt und seine bekannte Übertragung von Orgelpräludien und Fugen des Thomaskantors veröffentlicht. Er beschritt damit einen Weg, den eine Reihe seiner eigenen Schüler, ich nenne Karl Tausig, Eugen d'Albert und vor allem Ferruccio Busoni weiterzingen. Namentlich des Zuletztgenannten Bearbeitungen gehören zu dem Geistvollsten, was auf diesem Gebiete bisher geboten ist. Unter den von diesem veröffentlichten Heften finden wir zwei, deren Inhalt Choralvorspiele bilden, und so ist Busoni der Erste, welcher auch die fernerstehende Laienwelt mit diesen Blüten musikalischer Kunst vertraut macht. Diesen Vorgängern schließt sich Max Reger, den Lesern der Monatsschrift wohlbekannt, mit einer großen Zahl von Klavierübertragungen aus den Orgelwerken Joh. Seb. Bachs an.¹) Einzelne davon, zweihändig gesetzt, verlangen für ihre Wiedergabe Virtuosen allerersten Ranges, die Mehrzahl, für zwei Spieler zu vier Händen bearbeitet, ist jedoch besonders für den Gebrauch im häuslichen Kreise bestimmt. Ganz leicht sind freilich auch diese nicht, aber für einigermaßen gute Dilettanten wohl spielbar. Was Regers Arbeiten vor allen anderen auszeichnet, ist die vollendete Art, mit welcher er es verstanden hat, den Klangcharakter der Orgel auf dem Klaviere wiederzugeben. Einfach verblüffend sind die Wirkungen, welche er mit der Kunst seines Satzes aus unserem modernen Hausinstrumente hervorzaubert. Dann aber sind die Tempoangaben und Vortragsbezeichnungen innerhalb eines Stückes mit solch genialem Verständnis für Bach'sche Art hineingesetzt, daß aus diesem Grunde allein die Beschäftigung mit den Reger'schen Bearbeitungen dringendst zu empfehlen ist. Nun hat er vor kurzem noch ein Heft „ausgewählter Choralvorspiele von Joh. Seb. Bach“ für Klavier übertragen und in dem Verlage von Jos. Aibl-München herausgegeben. Er hat in einem kurzen Vorworte die Veranlassung zu seiner Übertragung die Bedeutung der Choralvorspiele so treffend gekennzeichnet, daß ich nichts besseres thun kann, als die Leser der Mitsche mit dieser Vorrede bekannt zu machen. „Was den Herausgeber veranlaßte, diese Sammlung Bach'scher Orgelchoralvorspiele „in 2hd. Bearbeitung für Pianoforte der Öffentlichkeit zu übergeben, ist die nicht tief genug „zu beklagende Thatsache, daß man im Gros des musiktreibenden Publikums von der bloßen „Existenz dieser symphonischen Dichtungen en miniature herzlich wenig weiß. Der Klavier„unterricht bewegt sich gewöhnlich in solch engen, hergebrachten Grenzen, daß Klavierspieler, „die nicht zugleich Orgel spielen, in den seltensten Fällen dazu kommen werden, auch diese „Seite der unerschöpflichen Kunst eines J. S. Bach kennen und bewundern zu lernen. Und „gerade das Studium dieser Choralvorspiele, die ich als „Extrakt“ Bach'scher Kunst bezeichnen möchte, kann für Lehrer und Schüler nur von größtem Nutzen sein. Bach zeigt „sich hier von einer Tiefe, Genialität der Textauffassung, die geradezu an R. Wagner's „grandiosen Styl erinnert — und dürfte demnach schon aus Gründen der Geschmacksbildung „das genaueste Vertrautsein mit Bach'schen Choralvorspielen unumgänglich sein.“ Dem größten der vorangegangenen Meister bringt mit dieser Auswahl der Schöpfer der modernen Choralphantasie seine Huldigung. Alle jene, welche mit Regers Schaffen vertraut sind, wissen, wie gerade er unter den Tondichtern unserer Tage derjenige ist, welcher zielbewußt die Traditionen Bach'scher Kunstart aufnimmt. Allerdings bleibt Reger dabei durchaus ein Kind seiner Zeit, nicht als Formalist, „im Geist und in der Wahrheit“ ist er ein Jünger des großen Kantors. Nirgends tritt dieses klarer zu Tage als in seinem neuesten Orgelwerke einer Phantasie und Fuge über BACH (Verlag Jos. Aibl-München). Mit vollem Bewußtsein dessen, was ich niederschreibe, stehe ich nicht an, zu erklären, daß meinem Urteil nach, mit Ausnahme von Franz Liszt's der Zahl nach geringen, dem Inhalte nach um so gewichtigeren Orgelkompositionen, seit den Tagen Joh. Seb. Bach's kein gewaltigeres Werk für das königliche Instrument geschrieben worden ist, als dieses Op. 46 des noch jugendlichen Max Reger! — Von der Größe der Komposition, ich möchte es eine Orgelsymphonie in zwei Sätzen nennen, in Worten ein klares Bild zu geben, ist unmöglich. Architektonisch angesehen gliedern Phantasie wie Fuge sich in je drei Abschnitte. Die drei Teile des ersten Satzes bilden ein „Grave“, ein „Più andante“ und ein „Vivace“. Die Fuge ist eine Doppelfuge, nach den Gesetzen der Form bilden die Durchführung des ersten Themas, die Einführung des zweiten und endlich die Kombination beider Themen die einzelnen Gruppen. Dem Inhalte nach sind Phantasie und Fuge Gegensätze. In der ersteren bildet eine prometheische Stimmung den Grundzug. Das zerrissene Empfinden des tragischen Genius, der eine Welt schaffen und erhalten möchte, um doch endlich im Kampf um das Ziel zusammenzubrechen, klingt uns aus diesem wogenden Tonmeere entgegen! Ganz

¹) Verlag Augener & Co. London.

anders die Fuge — zwar hebt das wundervoll geformte erste Thema eine elegische Klage an, aber mit dem rüstig treibenden zweiten Motive giebt ein männlich energischer Zug dem Ganzen neuen Charakter, der auch bei der Vereinigung beider Themen herrschend bleibt. Ins Unendliche scheint der gewaltige Flug dieser Töne führen zu wollen, da zerbricht der Meister die Form und triumphierend erklingen gegen Schluß des Satzes die Anfangsakkorde der Phantasie hinein. Der Reichtum an Erfindung in dieser Fuge ist bewundernswert und hebt sie an Bedeutung weit über die themaverwandten Orgelfugen eines Robert Schumann hinaus, nur Franz Liszt's B-A-C-H-Phantasie kann hier den Vergleich ertragen.

Das Widerspiel zu diesem Riesenwerke bildet Max Regers op. 47, dessen erstes Blatt den Titel „Sechs Trios für Orgel" trägt. Es sind dies sechs Meisterstücke an Feinheit und Grazie, in welchen sogar der Humor, soweit er auf der Orgel zulässig ist, zu seinem Rechte kommt. Die intime Stimmung, welche über diese Sätzchen ausgebreitet liegt, zeigt uns den Komponisten von einer ganz neuen Seite. Der Polterer Max Reger ist hier nicht zu finden; wir atmen fast die Luft der Rokokozeit. Zierlich, niedlich, wenn es sein muß, auch drollig ist diese Musik, jeder scharfe Akzent ist vermieden, und will es einmal fast ernst werden, so erscheint jene Sentimentalität, die auch dem Ernsten das Herbe nimmt. Diese „Sechs Trios" bieten weit mehr, als was allein Studienzwecken dienlich wäre; der ganze Satz, die Behandlung der Orgel ist derart ausgesprochen „Regerisch", daß das Heft als erste Einführung in den Orgelstil unseres Meisters vortrefflich geeignet ist.

Und zum Schluß möchte ich auf zwei Gaben, „Sieben geistliche Volkslieder für vierstimmigen Chor" und „Zwölf deutsche geistliche Gesänge für gemischten Chor" (vier- bis achtstimmig) hinweisen, die Reger unseren Kirchenchören dargeboten hat, beide bei Jos. Aibl in München erschienen. Die „Sieben Volkslieder" sind im schlichtesten Satze harmonisiert und dürften auch für die kleinsten unserer Chöre zur Aufführung geeignet sein. In den „12 deutschen geistlichen Gesängen" haben wir es dagegen mit dem Aufleben mittelalterlicher Kunst zu thun. Wie die alten Meister Johann Ott, Heinrich Fink, Forster u. A., wie in unseren Tagen Brahms und Herzogenberg die schlichten Weisen des Volksgesangs nahmen und in der edlen Fassung eines wundervoll polyphonen Satzes zum Kunstwerke erhoben, sie der Nation wiedergaben, so hat auch Reger eine Reihe herrlicher z. Th. vergessener Melodieen aus dem reichen Schatze unseres Kirchenliedes herausgenommen und deren Schönheiten durch die vollendete Art seiner Satzkunst in neuer Pracht erstehen lassen. Die Wirkung des Chorsatzes ist, wie der Schreiber dieser Zeilen es durch eigene Erfahrung erprobt hat, von oft überraschender Schönheit und Klangpracht. Allerdings leicht zu singen sind diese Gesänge nicht; sie verlangen einen großen, rein und sicher singenden Chor. Die Auswahl der „12 Gesänge" berücksichtigt textlich fast die ganze Folge des Kirchenjahres, Himmelfahrt und Pfingsten sind allein unberücksichtigt geblieben, für das Reformationsfest ist der Gesang der böhmischen Brüder „Nun sehet und merket lieben Leut" geeignet. So können auch aus Gründen der praktischen Nutzbarkeit die Leiter unserer Kirchenchöre auf diese Sammlung nicht dringend genug hingewiesen werden. Karl Straube-Wesel

Kleine Mitteilungen.

Als erfreuliches Zeichen des immer stärker sich durchsetzenden geschichtlichen Sinnes unserer Zeit ist die nunmehr in Angriff genommene Restauration der evangelischen Salvatorkirche in Duisburg zu begrüßen. Schon sind die Bauhütten errichtet, und mächtige Gerüste ragen gen Himmel, ein ehrwürdiges Denkmal aus vergangenen Tagen in seiner ganzen Herrlichkeit wiederherzustellen. Nach langer Zeit ist für den Zweck der Restauration die Westfront am Turm wieder sichtbar geworden mit ihrem Doppeleingang, an dem noch das Weihwasserbecken steht, aber auch mit ihren roh durch Ziegelsteine vermauerten gotischen Fenstern. Diese wie alle Spuren einer zierlosen und ohne Sinn für Geschichte lebenden Vergangenheit werden schwinden, ja auch der Turm wird ausgebaut werden, daß die Kirche wie aus langem Winterschlaf erwache, erstehe zu neuer Schönheit und neuer lebenkündender Pracht. Und das Schönste dürfte sein, daß die Gemeinde Duisburg die erforderlichen 300 000 Mk. (vergl. Ev. Gemeindeblatt für Rheinl. und Westfalen 1900, Spalte 296) aus eigenen Mitteln ohne Erhöhung der Kirchensteuer aufbringt. Haarbeck

Am 30. Juni beging der Schweizerische Kirchengesangverein sein 3. allgemeines Gesangsfest in Zürich. Das Programm des Festgottesdienstes in der Fraumünsterkirche zeichnet sich durch mustergültigen Aufbau aus: reich und dabei doch klar und einfach. Dreimal treten die versammelten Chöre in Wirkung, zum 1. Mal mit Pachelbels „Singet dem Herrn ein neues Lied", sodann mit dem Zwinglilied „Herr, nun selbst den Wagen halt" in Text und Musiksatz nach unserer Monatschrift (II 232), endlich mit Schützens „Lobe den Herrn meine Seele" (Gesamtausgabe Band III Nr. 5, Seite 70).

So viel ich weiß ist dieses Psalmkonzert in neuerer Zeit überhaupt noch nicht zur Aufführung gekommen. Unseren lieben Schweizer Freunden wünschen wir gutes Gelingen und einen Erfolg, die sich im Äußeren und Innern spürbar macht. Sp

Bücherschau.

K. Klingemann. Welche Wege sind einzuschlagen, um die Gemeinden mit dem Lieder- und Melodieenschatz des neuen Gesangbuchs vertrauter zu machen? 15 S. Essen, Baedeker. M. 1.—

Ein Vortrag, der sich zunächst auf das Gebiet bezieht, in dem das neue Gesangbuch für Rheinland und Westfalen gebraucht wird, dessen Vorschläge aber überall da beherzigt werden sollen, wo neue Gesangbücher eingeführt worden sind. Der Verfasser, Superintendent in Essen und Präses des rheinischen Kirchengesangvereins, ist auch unseren Lesern kein Fremder. Die beiden Aufsätze aus seiner Feder M. Sch. II, 75 ff., 182 bezeichnen deutlich die gesunde Richtung, die er in hymnologischen Fragen vertritt, und der auch die Vorschläge obigen Vortrages entsprechen. Fr. Spitta

J. G. Herzog. 170 Kirchengesänge für gemischten Chor. Opus 78. 266 S. Baedeker, Essen. Part. M. 4, geb. M. 7.50. Einzelstimmen in 5 Serien. Jedes Stimmheft M. —.40.

Als diese bereits 1898 erschienene Sammlung in der M. Sch. III, 273 die wärmste Empfehlung fand, bemerkte der Referent: „Eine Ausgabe in Stimmen wäre der wünschenswerten Verbreitung des Werkes förderlich.“ Zu unserer großen Freude hat sich dazu der Verleger jetzt entschlossen und Stimmhefte erscheinen lassen, deren nobele und solide Ausstattung seiner Firma zu neuer Ehre gereicht. Hoffentlich kommen die Schätze, die in diesem Werke aufgespeichert sind, nun in kleinerer Münze umgewechselt unter die Leute. Den Chorleitern sendet der Verleger gern ein Exemplar dieser wie der anderen in seinem Verlage erschienenen herzogischen Werke zur Ansicht zu. Man benutze die Gelegenheit.

Fr. Spitta

Erich Hänel, Spätgotik und Renaissance, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architektur vornehmlich im 15. Jahrh. 116 S., gr. 8 m. 60 Abb. im Text. Stuttgart, Paul Neff 1899. 4 Mk.

Der Verfasser versucht eine Abgrenzung der Spätgotik. Die längst erkannte Entwicklung des organischen Stils zum Raumstil, welche sich in der Hallenform, der Vereinheitlichung von Schiff und Chor, der Steigerung der Breitendimensionen, der Unterdrückung des struktiven Apparates ausspricht, verfolgt er auf 4 räumlich getrennten Gebieten, in Schwaben, Baiern, Westfalen und Sachsen. In Schwaben eröffnet Heinrich Parler mit der Kreuzkirche zu Gmünd 1351 den neuen Stil, dem die Michaeliskirche in Schwäbisch-Hall, die Georgskirchen in Nördlingen und Dinkelsbühl, das Münster in Ulm, die Frauenkirche in Eßlingen, das Münster in Überlingen und in Franken mit „Intentionen des malerischen Gegensatzes“ der Lorenzchor und die Frauenkirche zu Nürnberg folgten. In Niederbaiern erzeugte der Backsteinbau die freien Hallen in Landshut, Ingolstadt und München. Auch in Westfalen triumphiert seit der Domerkammer und Petrikirche in Dortmund der Raumstil über den Wagenstil, und seine volle Entfaltung findet er in mehreren Reihen geteilt in den Erzgebirgischen Bauten zu Annaberg, Pirna, Schneeberg, Zwickau u. a. m., deren reformatorischer Charakter schon von Steche und Gurlitt betont wurde. Dieser Stil ist seinem Wesen nach Renaissance und verdient auch diesen Namen. — Man kann nicht sagen, daß die Beweisführung überzeugt, ja daß auch nur das Gemeinsame der Gruppen und Glieder klar erkannt und die bildenden Faktoren bloßgelegt und bis an das Ziel verfolgt wären. Dazu kommt, daß die richtigen Beobachtungen durch eine wahre Flut von allgemeinen Betrachtungen, Schlagworten und Stimmungsausdrücken begraben und in einen gräßlichen Jargon eingehüllt sind, der an die Geduld des Lesers die höchsten Anforderungen stellt. S. 33 lesen wir: „Denn man empfindet sie (die Kapellen) körperlich als Basis, indem man seinen Fuß auf ihren Rücken setzt und sie so im Vorwärtsschreiten zum Äquivalent des Erdbodens macht.“ S. 101 wird „der ideale, bewegliche und dabei doch wieder in konsequentester Vorwärtsgehen auf eine sinnverwirrende, die Momente fast übernatürlichen Schaffens an sich tragende architektonische Wirkung gerichtete Zug der reifen Gotik“ genannt. Daß die systematische Erforschung der deutschen Gotik noch viele Lücken aufweist, habe ich hier öfters ausgesprochen. Sie können aber nicht durch philosophische Konstruktionen aus der blauen Luft geschlossen werden. Für die Spätgotik ist unbedingt erforderlich, daß ihre verschiedenen konstitutiven Elemente, die Umbildungen des Grundrisses, die Hallenform, der Wandel der Konstruktionen, die Modifikationen des Beteleodens und Pfarrkirchen getrennt nach Ursprung und Wirkung, aber in wirklicher Kenntnis der Liturgie und des religiösen Lebens betrachtet werden. Die Resultate werden dann von denen Hänels wesentlich abweichen.

Das angeblich reformatorische Element der sächsischen Bauten mit dem schon so viel Unfug getrieben worden, wird in nichts zerfallen. Wie verführend ist es allein den Umgang zwischen den Streben der der märkischen Backsteingotik des 14. Jahrhunderts ganz geläufig ist, mit „Empore“ zu bezeichnen. Vollends die Spätgotik in Renaissance umzutaufen, liegt gar kein Grund vor. Mit dem Ausdruck einer „Nachblüte“ wird ihr Wesen viel besser bezeichnet. Von sinnstörenden Druckfehlern notiere ich S. 16 Art statt Arc. S. 46 Z. 10 v. u. fehlt Dom, Z. 5 v. u. Grenz- statt Kreuzgewölbe. S. 62 liturgisch. Dr. Bergner.

Neu-Ausgaben älterer Kompositionen sind durch die Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig veranstaltet worden und können sämtlich unseren Chören warm empfohlen werden. Der unsern Lesern als Neuentdecker der Werke des Ph. Dulichius bekannte Dr. R. Schwartz (vgl. M. Sch. I. 50, „Ein pommersche Lassus“, V, 117. 118) hat vier achtstimmige Chöre aus dem „Centuriem“ herausgegeben und sorgfältig mit Vortragszeichen versehen. Da der Text lateinisch ist, so kann man an eine Aufführung im Gottesdienste leider nicht denken, um so mehr an Kirchenkonzerte. Der geniale Orgelmeister J. P. Sweelinck wird mehr und mehr in den Gesichtskreis unseres Geschlechtes gerückt. Max Seiffert hat die beiden Psalmen 72 und 136 für fünfstimmigen gemischten Chor herausgegeben und auch den verdienstlichen Versuch gemacht, dem französischen Original eine deutsche Übersetzung unterzulegen. Wer je die Mühe solcher Arbeit auf sich genommen, wird dem Herausgeber dafür dankbar sein, auch wenn er gewisse Mängel erkennt, die dem Übersetzer wahrscheinlich noch viel deutlicher bewußt sind als seinem Kritiker. — Auf den Zwickauer Kantor D. Köler aufmerksam gemacht zu haben, ist G. Göhlers Verdienst. Er hat auch den sehr ausdrucksvollen Psalm 3 für 4stimmigen gemischten Chor herausgegeben und dabei die Vortragszeichen nicht gespart. — Einen von mir wiederholt ausgesprochenen Wunsch, Schützens vierstimmige Kompositionen zu den Psalmenliedern von C. Becker dem praktischen Gebrauch der Gegenwart zugänglich zu machen, hat Th. Goldschmidt erfüllt durch Herausgabe von 20 dieser Psalmen. Die Auswahl ist glücklich, irgendwo muß man schließlich doch innehalten, wenn man die „schönsten“ Stücke bieten will. Des höchsten Lobes ist es wert, daß G. den nicht immer vollkommenen Beckerschen Dichtungen passende Paralleltexte unserer besten Dichter wie Weiße, Zwick, Gerhardt, Tersteegen u. a. hinzugefügt und auch Sorge getragen hat, daß dabei das Kirchenjahr zu seinem Rechte komme. So kann Schütz bei unseren Chören wieder ganz heimisch werden. Für die geselligen Feiern unsrer Chöre können die entzückenden zwanzig weltlichen Lieder für 2 und mehr Singstimmen von Joh. Herm. Schein dienen, deren Herausgeber A. Prüfer unseren Lesern die Bedeutung dieses Meisters auf das anziehendste dargelegt hat (M. Sch. IV, 31). — Endlich ist der neuen Ausgabe der sämtlichen Gesangwerke des Thomaskantors M. Hauptmann zu gedenken. Der geistlichen Musik gehören davon 4 Hefte zu je M. 1.50 (Stimmen je 30 Pf.) an, welche enthalten: Geistliche Lieder für gemischten Chor, Kleinere geistliche Chorwerke, Größere geistliche Chorwerke (Psalmen), dreistimmige geistliche Lieder. Von ihnen sagt der Herausgeber B. F. Richter: „So lange das kirchliche Volkslied, der evang. Choral, im Gottesdienste seine wohlverdiente Rolle spielen wird, so lange werden auch Hauptmanns geistliche Gesänge mit ihrem echt kirchlichen Charakter, ihrer feinen Klangschönheit und tiefen Innigkeit ihre Stelle behaupten.“

Fr. Spitta.

Zur Notenbeigabe. Felix Woyrsch ist unseren Lesern kein Fremder (vgl. [illegible] 78, IV, 149. 278. V, 116), besonders seit Köstlins beredter Empfehlung seines Passionsoratoriums. Den dort (IV, 279) gegebenen biographischen Notizen fügen wir einige ergänzende hinzu, die wir teils Riemanns Musiklexikon, teils einem Artikel von Prof. Emil Krause aus der „Sängerhalle“ 40. Jahrg. Nr. 17. S. 185 (hier auch Bild des Komponisten), teils einem Briefe des Herrn Professor Woyrsch selbst entnehmen. W. ist geboren am 8. Oktober 1860 in Troppau, österreichisch Schlesien, kam aber schon im zartesten Alter nach Hamburg. Nur unter Überwindung großer äußerer Schwierigkeiten konnte er seine Neigung, sich ganz der Musik zu widmen, durchsetzen. Am meisten musikalische Förderung erfuhr er durch Heinrich Chevallier, bildete sich aber nach eigenem Zeugnis hauptsächlich durch Selbststudium der großen Meister alter und neuer Zeit. Seine Kompositionen, die sofort durch ihren frischen Schwung anzogen, erstrecken sich einerseits auf das Gebiet der lyrisch heiteren Oper, andererseits auf das der Instrumentalmusik, endlich auf das der begleiteten Chormusik. Hier liegen auch die beiden größeren Werke, welche an das Gebiet der kirchlichen Kunst angrenzen: seine „Weihnachtsmusik“ Op. 18 und das Passionsoratorium Op. 45, das in Frankfurt a. M., Augsburg, Zürich und Köln mit zum Teil großem Erfolg aufgeführt worden ist. W. leitet seit 1895 die Singakademie in Altona und hat dort einen Kirchenchor gegründet, der jeden Freitag eine jedermann unentgeltlich zugängliche Motettenaufführung nach Art des Thomanerchores in Leipzig veranstaltet.

Fr. Spitta.

Canonisches Trio

für Orgel über den Choral: „Nun ruhen alle Wälder"*)

Felix Woyrsch

Langsam.

1. Manual. *pp*

2. Manual. *pp*

Pedal *mf* (nur 8')

*) Der Komponist hat sich das Eigentumsrecht vorbehalten.

rit.
dim.
pp

6. Jahrgang. Nr. 7 Juli 1901.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzelheft 60 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.
Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 25 Pf., für 1 ganze Seite 24 M., ½ S. 12,60, ¼ S. 7,60 M.

Der Gottesdienst des Urchristentums
und seine Bedeutung
für die liturgische Praxis der Gegenwart.

Rede beim Antritt des Rektorats an der Kaiser Wilhelms-Universität zu Straßburg gehalten von **Friedrich Spitta**.

(Schluß.)

Ein anderes Bild zeigt sich uns beim Blick auf die aus den Heiden hervorgegangenen Christengemeinden. Zunächst freilich erscheint auch ihr gottesdienstliches Leben als an den jüdischen Kultus angelehnt. Die Synagogen in der Diaspora und die dort verkehrenden sogenannten „Gottesfürchtigen aus den Heiden" bieten den nächsten und natürlichen Anknüpfungspunkt für die Predigt von Jesus als dem Messias. Andererseits erleichterte die oben bereits erwähnte Neigung gewisser heidnischer Kreise zum jüdischen Gesetz und Gottesdienst eine oft unwillkürlich sich vollziehende Übertragung jüdischer Kultusbräuche in die neuen, ihrem Wesen nach vielfach noch undefinierbaren Gemeinden. Dann aber entwickelte sich die, einem jeden Leser des Neuen Testamentes wohl bekannte Auseinandersetzung zwischen Judenchristen und Heidenchristen. Bei der eigentümlichen Einseitigkeit der uns über diese Ereignisse berichtenden Litteratur erscheint uns in deutlich erkennbarer Begrenzung nur der Apostel Paulus und der Paulinismus, während die Schriften der nachapostolischen Zeit, in der eine unlebendige Anschauung von der Entwickelung der christlichen Religion einen Abfall vom Paulinismus fand, einen Rückschluß gestatten auf eine Vergangenheit, wo auch andere Einflüsse maßgebend waren als die des großen Heidenapostels. Die Kürze der uns zu Gebote stehenden Zeit verbietet es, diesen Spuren weiter nachzugehen; auch nachpaulinische Entwickelungen des apostolischen Zeitalters können, als von untergeordneter Bedeutung für dieses Mal unberücksichtigt bleiben. Für unsere Zwecke genügt es völlig, dem Gottesdienst des Judenchristentums den des paulinischen Heidenchristentums gegenüber zu stellen.

Nr. 2.

Fassen wir die ungemein komplizierte Natur des Paulus genauer ins Auge, so treten uns sofort einige Gesichtspunkte entgegen, die nicht ohne tiefgehende Bedeutung sein konnten für die von ihm ausgegangene Gestaltung des christlichen Gottesdienstes. Er zeigt sich uns bei aller Vorliebe ja Begeisterung für sein Volk als eine bis zu gewissem Grade aus der Muttererde Israels entwurzelte Existenz. In gewissen Epochen seines Lebens stellt er sich dar als einer, der aus dem hinter ihm zusammengebrochenen Vaterhause nur das nackte Leben gerettet hat. Eine genauere Durchforschung der in Frage kommenden Quellen führt uns nicht zu dem anscheinend nahe liegenden Resultat, daß des Apostels Bekehrung zum Christentum mit der Ablegung seines Judentums zusammengefallen und daß er in jahrelangem, einsamem Sinnen ein religionsphilosophisches System ausgestaltet habe, das dann in der Mission unter den Heiden praktisch realisiert worden sei, sondern daß er in mühseliger, erfolgloser Arbeit an seinem Volke für Zeiten die Unmöglichkeit eingesehen habe, dieses mit seinem Gesetz und Gottesdienst, mit Beschneidung und Opfern zu Jesus zu führen, und daß er in Folge davon bei jenen zwischen Heidentum und Judentum in der Mitte stehenden frommen Kreisen Anknüpfung gesucht habe für seine Predigt von Jesus dem Christ. So lautet seine Parole auch für die Gestaltung des gottesdienstlichen Lebens: Freiheit vom Joch jüdischer Satzungen! Es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß die ganze Schroffheit dieser Position gegen Ende des Lebens des Paulus einer milderen Beurteilung Platz machte, aber die Gründung der paulinischen Gemeinden, über deren Gottesdienst wir einiges erfahren, fällt eben in die Zeit dieses Gegensatzes, und bis zu der einen tiefen Einschnitt machenden Gefangennahme in Jerusalem ist das Leben des Apostels ausgefüllt mit Kämpfen für die Selbständigkeit seiner Gemeinden dem Judentum gegenüber.

In eine andere Beleuchtung rückt den paulinischen Gottesdienst folgende Erwägung: Paulus war Hellenist und deshalb schon von Haus aus von geringerer Ängstlichkeit in Bezug auf die Berührung mit den Heiden, sogar bezüglich gewisser heidnischer Kultussitten. Die Weitherzigkeit in der Beurteilung der Teilnahme an den Götzenopfermahlzeiten ist des Zeuge. Indes erkannte er aus der Praxis seiner Gemeinden, speziell der zu Korinth, bald genug die sittlich bedenklichen Konsequenzen eines Verhaltens, das ihn von Seiten der Judenchristen sehr verdächtig werden mußte. Und so sieht er sich veranlaßt, ebenso wie gegen den volkstümlichen Kultus Israels, auch gegen die gottesdienstlichen Eigentümlichkeiten der Völker, aus denen seine Gemeinden herausgewachsen waren, einen Damm aufzuwerfen.

Mit der hierdurch bedingten verhältnismäßig abstrakten Form des Gottesdienstes berührt sich nun auch die von jenen persönlichen Erfahrungen unabhängige Individualität des Mannes. Was man über Jesu asketische, kultur- und kunstfeindliche Richtung gesagt hat, dürfte eher, wenn auch in sehr vorsichtig gezogenen Grenzen, auf die Eigenart des Paulus passen, den die evangelische Kirche so gern als ihren Spezialheiligen betrachtet, in dessen Leben aber manche Züge hervortreten, die ihre Parallelen viel eher in dem Mönchsleben der katholischen Kirche als etwa in der Haltung eines Luther haben. Bei der praktisch-theologischen Verwendung von Äußerungen wie „In Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut, weder Mann noch Weib, weder Knecht noch Freier," übersieht man so leicht, daß darin eine gänzlich indifferente Haltung zur Ehe, zur Nationalität, zur sozialen Frage liegt, wie denn Paulus ausdrücklich dem ehelosen Stand den

Vorzug giebt und als einen der Gründe für seine erfolgreiche Wirksamkeit das hervorhebt, daß er den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche sein könne. Dazu kommt eine durch schwere Krankheit verstärkte melancholische Lebensauffassung, der nur das Unsichtbare wesenhaft und wertvoll ist, der aus der Schöpfung nicht der tausendstimmige Jubel der ihren Schöpfer lobenden Kreaturen hervorklingt, wie der Verfasser des 104. Psalmes ihn gehört, sondern die Stimme klagender Sehnsucht nach Freiheit von Sünde und Tod. Ein flüchtiger Seitenblick auf Jesus einerseits, auf Luther andererseits wird die eben charakterisierte Auffassung des Bildes des großen Heidenapostels vollends sicher stellen. Nicht wie ein in tiefem Erdreich festwurzelnder Baum steht er da, der seinen Gipfel zum Licht des Himmels emporreckt, er gleicht dem Kranich, der Heimweh in der Brust, über Flächen, über Seen über Trümmerstätten und Totenfelder nach der Heimat strebt. Wie diese Eigentümlichkeit leicht erkannt werden kann als eine besondere Stärke des Mannes auf dem Gebiete der Mission unter den Völkern, so disponiert sie ihn weniger zum Schöpfer gottesdienstlicher Formen. Unter diesen Voraussetzungen entsteht im Paulinismus ein Kultus, der leicht als geschichtlich notwendig begriffen werden kann, und der deshalb jeder schulmeisterlichen Kritik entrückt sein sollte, der aber nach keiner Seite hin das hohe Lob erklärlich macht, das ihm einer der ersten Forscher auf unserm Gebiete gespendet hat: „In der Geschichte der Religion ist mit ihm ein neuer Tag angebrochen." Der Charakter des paulinischen Gottesdienstes ist durchaus der eines Notbaues, eines Provisoriums, das ebenso leicht getragen werden kann als alle die provisorischen Zustände im Gemeinde- und Gesellschaftsleben, denen ja doch in Kürze die Parusie des Herrn ein Ende machen wird. Die natürlichen Formen, in denen auch geläutertes Kultusleben immer dahinströmen wird, die durch den Wechsel der Natur und die Erneuerung an geschichtliche Ereignisse geweihten Tage und Zeiten, die dem Zweck der gemeinsamen Anbetung entsprechend gestalteten Orte, der Rhythmus einer von der Gemeinschaft und für sie dargestellten Handlung, alles dieses fehlt hier. Es ruht alles auf der religiösen Disponiertheit der einzelnen zum Gottesdienst sich vereinigenden Personen, die je nachdem der Geist sie treibt, Wort, Gebet, Gesang herbeibringen, vielfach mit einem Egoismus der religiösen Produktion, welcher ihr Auftreten für die Gemeindeglieder unfruchtbar und für die Fremden zu einem Gegenstand von Spottreden machte, denen vergleichbar, welche heutzutage von rohen Persönlichkeiten in den Versammlungen der Heilsarmee zum Besten gegeben werden. Selbst die feste Form des heiligen Mahles ist in diesen Gemeinden in so formloser Art in Gebrauch, daß man den Eindruck erhält, Paulus habe es sich nicht besonders angelegen sein lassen, ein festes Gesetz für die heilige Feier aufzustellen. In das hier kurz angedeutete Wirrsal bei den paulinischen Gottesdiensten mit ihrer unverständigen Bevorzugung der Glossolalie, mit den Exzessen und Unordentlichkeiten beim Abendmahle, können wir, vor allem dank der Ausführungen des 1. Briefes an die Korinther, einen unverschleierten Blick thun. Der eine Versuchung zur gesetzlichen Unlebendigkeit nicht ausschließende Gottesdienst der Judenchristen fand hier das direkte Gegenstück in einem fessellosen Subjektivismus, der es unter Umständen zu einer gemeinsamen Handlung überhaupt nicht kommen ließ. So mußte denn auch Paulus anfangen, Gesetze und Ordnungen zu schaffen.

Die damit eingeschlagene Richtung wurde nun aber naturgemäß verstärkt durch die unabwendbaren Einwirkungen des jüdischen Kultus und des vaterländischen heidnischen, und aus dieser merkwürdigen Kreuzung erklären sich nicht

wenige eigentümliche Erscheinungen bereits im Gottesdienst der nachapostolischen Zeit. In den bekannten Ausführungen des Paulus über das Abendmahl erkennt man leicht den naturnotwendigen Einfluß der heidnischen Kultusmahle auf diese dem jüdischen Boden entwachsene Institution, und von hier aus eröffnet sich eine Perspektive von dem Notbau der paulinischen Gottesdienste zu den Prachttempeln der griechischen Liturgie und römischen Messe. Auch die griechische Kunst dringt schon in der ersten Zeit mit unwiderstehlicher Macht ein, wenn auch zunächst nur in den Formen der Poesie und Musik. Wie empfänglich aber das Heidenchristentum für das jüdische Kultusleben war, erkennt man am Besten aus den unaufhörlichen Kämpfen des Paulus gegen das Eindringen jüdischer Sitten und Festtage. So existiert selbst während der Lebenszeit des Paulus keineswegs jene urapostolische Einfachheit im Kultus, von der gewisse moderne Puritaner träumen und darüber jammern, daß, vermutlich durch einen besonderen Geniestreich Satans, an ihre Stelle plötzlich jüdische Gesetzlichkeit, heidnische Gnosis und Mysterienwesen getreten seien. Was an dieser Behauptung richtig ist, liegt nur in einer naturnotwendigen Entwickelung, von der Ekstase einer mächtig erregten Subjektivität zu der Form einer für das Volk bestimmten religiösen Gemeinschaftsfeier.

Bleiben wir hier einen Augenblick stehn und sammeln noch einmal die mannigfaltigen Eindrücke, die sich uns bei der Wanderung durch den Gottesdienst des Urchristentums aufgedrängt haben. Von formeller Einheit keine Spur! Und wo ist die Kirchengemeinschaft in unsern Tagen, die sich rühmen könnte, diesen Gottesdienst in seinen Gegensätzen und mannigfachen Abstufungen als den Ihrigen zu besitzen? Israels Tempel ist in Trümmer gesunken, und nie wieder wird sich eine christliche Gemeinde um dessen Priester und Sänger scharen. Die gewaltige Entwickelung des christlichen Kultuslebens kann nie wieder zu den keimhaften Anfängen des Paulinismus zurückkehren. „Kann auch Jemand wiederum geboren werden, wenn er alt ist?“ Wer von hier die verschiedenen Epochen und Gestaltungen des gottesdienstlichen Lebens betrachtet, wird zunächst vor der Vermessenheit bewahrt bleiben, irgend eine derselben als außerhalb des Zusammenhangs mit dem Urchristentum stehend zu betrachten. Er wird der bunten Symbolik des griechischen Kultus ebenso sehr Verständnis entgegen bringen wie den enthusiastischen Erscheinungen des Methodismus. Vor allem aber wird er im Stande sein, an die eigene Kirchengemeinschaft bei aller Liebe und Pietät für sie, den aus der Geschichte gewonnenen kritischen Maßstab anzulegen und ihr zur Selbstkorrektur und gesunden Weiterentwickelung dienstbar zu sein. Damit verlasse ich das Gebiet der neutestamentlichen Forschung und trete auf das der Praktischen Theologie über.

Die Reformationskirche (ich rede der Kürze wegen nur von der deutschen) verdankt ihre Existenz nicht zunächst einer Umgestaltung auf dem Gebiete des Kultus, sondern einer Neuauffassung der Religion. Ersterer wird, was seine Formen betrifft, zu den Dingen gerechnet, über die man kein Gesetz aufstellen dürfe, die vielmehr nach Glaube und Liebe zu ordnen seien. Trotzdem ist die Reformation von tiefem Einfluß auf die Gestaltung des Kultus geworden. Bei den einzelnen Führern dieser Bewegung zeigt sich das in verschiedener Weise. Bei Luther finden wir eine wesentlich konservative Haltung. Ihm scheint die Zeit noch gar nicht gekommen, wo man den Kultus aus seinem Wesen heraus neu gestalten könne. Er ist so ganz durch pädagogische Aufgaben für den großen

unwissenden Haufen in Anspruch genommen, daß er nur von ferne mit prophetischem Blick die Keimzelle für einen neuen Gottesdienst erkennt, und diese erinnert uns unwillkürlich an die einfachen Formen des heidenchristlichen Kultus. Daneben hat man aber Luther Begabungen und Talente zur Anwendung gebracht, durch welche er in bedeutungsvoller Weise einer späteren Entwickelung sich dienstbar machte. Ich denke dabei nicht an seine liturgischen Schöpfungen im engeren Sinne, hier sind ihm andere, zum Beispiel unsere Straßburger, zuvorgekommen, und andere, zum Beispiel Zwingli, haben größere Produktionskraft gezeigt. Was er für den Kultus bedeutet, ist damit angegeben, daß er Volksmann im eminenten Sinne des Wortes war und deshalb mit unfehlbarem Urteile begabt über die Bedeutung der gottesdienstlichen Kunst. Das zeigt schon das Eine oft zitierte Wort: „Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durch das Evangelium alle Künste sollten zu Boden geschlagen werden und vergehen, als etliche Abergeistliche vorgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat.“ An dieser seiner Bedeutung ändert nichts, daß blinde Verherrlicher in ihm zum Beispiel einen genialen Vorkämpfer für die richtige Gestalt des evangelischen Gotteshauses gesehn haben. Was er darüber gesagt, ist von keiner besonderen Bedeutung. Wohl aber hat er durch Lied und Musik eine lebenskräftige Entwickelung eingeleitet, in der man mit vollem Rechte bis heute ein Karakteristikum des lutherischen Gottesdienstes erkennt, der in seinen genuinen Formen sonst allerdings einem zum Teil ausgeräumten, zum Teil praktisch-verbauten mittelalterlichen Dome gleicht.

Zwingli geht viel energischer und rücksichtsloser vor. Bei ihm ist der unbedingte Gegensatz zur römischen Kirche und die Rückkehr auch zur äußeren Gestalt des Urchristentums Prinzip. Daß ihm dabei manches instinktiv glückte, ist ebenso willig anzuerkennen als der staunenswerte Idealismus, mit dem der kunstverständige und kunstübende Mann die so oft zur Versucherin gewordene Kunst vom Gottesdienst überhaupt ausschloß. Daneben bleibt bestehen, daß er ebenso wenig einen auf die Dauer genügenden Volkskultus geschaffen als die gottesdienstlichen Verhältnisse des Urchristentums neu ins Dasein gerufen hat. Bei ihm finden wir weder ein Analogon zu den religiösen Volksfeiern, welche Jesus und die Urapostel im Schoße Israels begingen, noch zu dem enthusiastischen Subjektivismus der paulinischen Gemeinden, und es ist in seiner Zeit, ja von seinen Freunden, bereits mit der nötigen Schärfe verurteilt worden, daß man in den Kreisen der reformierten Kirche dadurch meinte dem biblischen Gottesdienst nahe zu kommen, daß man nur die Lieder der Bibel selbst, die Psalmen, anstimmen wollte.

Während auf reformierter Seite nach und nach die schlimmsten Einseitigkeiten eines schroffen Doktrinarismus dahin fielen, nagte der Zahn der Zeit an dem nicht gerade neu verankerten Bau des Kultus, wie ihn Luther von der alten Kirche übernommen. Begreiflicherweise fanden wirkliche Pflege und Weitergestaltung nur diejenigen Stücke der Gemeindefeier, die aus dem Geiste des reformatorischen Christentums geboren waren, die Predigt auf der einen, Kirchenlied und Gesang auf der andern Seite. Was man daneben Liturgie nannte, bezw. nennt, ein Ausschnitt aus der Meßordnung, blieb als ein ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit von symbolartiger Bedeutung stehn. Daß es schließlich anfing zu zerbröckeln, daß man es zeitgemäß umzugestalten suchte, kann nicht auffallen in einer Zeit, in welcher sogar die römische Messe einen derartigen Um-

wandlungsprozeß erfuhr. Pietismus und Rationalismus waren fleißig an der Arbeit. Ihre eminente Bedeutung für die Geschichte der Kirche kann nur der Unverstand verkennen, daß dagegen ihre besondere Aufgabe nicht auf dem Gebiete des Gemeindegottesdienstes zu suchen ist, darf als sicher gelten.

Das neunzehnte Jahrhundert brachte einen Umschwung und leitete die Entwickelung ein, in der wir noch stehn, und in deren Werden und Wachsen wir einzugreifen haben. Der den großen politischen Umwälzungen parallel gehende Aufschwung des religiösen Geistes, der durch die Romantik geweckte Sinn für den Wert des Gewesenen, speziell des deutschen Mittelalters, und für die religiöse Mission der Künste, konnte auch an dem Kultusleben der evangelischen Kirche nicht spurlos vorübergehn. So haben wir es denn auch hier mit einer restaurierenden Richtung zu thun. Eingeleitet wurde sie durch den „Liturgiker auf dem Throne“ Friedrich Wilhelm III. und seine Agendenarbeit. Gegenüber der bunten Unordnung auf gottesdienstlichem Gebiete, die für ein militärisches Auge besonders ärgerlich sein mußte, hieß es: Zurück zu einer festen einheitlichen Form, zu Luther! Daß für ein solches Vorgehen eine wirkliche Kenntnis der Kultusgeschichte des Urchristentums nicht maßgebend war, liegt wohl auf der Hand. Von einer einzigen Form des Kultus wußte diese überhaupt nichts. Aber auch eine Rückkehr zu dem historischen Luther hätte die Lehre bringen müssen, daß diesem die Umformierung des Gottesdienstes ebenso wenig Schmerzen gemacht hatte. Waren doch von ihm selbst verschiedene Gottesdienstordnungen geschaffen worden, und hatte er doch ausdrücklich ausgesprochen, daß die an anderen Orten bereits bestehenden den seinigen keineswegs weichen sollten. Was nun aber die Formen selbst anlangte, die man in der preußischen Agende als die klassischen und maßgebenden niedergelegt hatte, so ist bei Luthers relativer Gleichgültigkeit gegen solche Dinge nicht zu verwundern, daß man spätere Gestalten und eigene Liebhabereien alles Ernstes für spezifisch lutherisch ansah, obwohl sie sich mit Wort und Geist des Reformators nicht eben deckten. Indes die hier sich bethätigende geistige Strömung wollte sich auswirken, und es wäre ihr deshalb mit nüchternen historischen Erwägungen kaum beizukommen gewesen. Der einmal angeschlagene Ton klang weiter. Man restaurierte überall, die Agenden, die Gesangbücher, die Kirchenmusik, die Kirchenbauten, indem man wesentlich auf Eine Periode der Vergangenheit als die für alle Zeiten maßgebende das Auge starr gerichtet hielt und dabei unendlich viel anderes, religiös und künstlerisch Wertvolles, vor allem aber die konkreten Bedürfnisse einer neuen Zeit, die doch mehr sein mußte als bloße Wiederholung einer bereits abgelaufenen Epoche, aus dem Auge verlor. Am Schlimmsten erging es dabei natürlich der unmittelbar vorausgegangenen Periode, dem armen Rationalismus wurde von denen, die sich als die eigentlichen Vertreter des geschichtlichen Sinnes ausgaben, überhaupt jedes Recht zur geschichtlichen Existenz und jeder Anspruch, berücksichtigt zu werden, rundweg abgeschlagen, als ob er nicht durch die in der geschichtlichen Entwickelung waltende göttliche Weisheit, sondern durch einen gänzlich unberechtigten mephistophelischen Schabernack, Gott und Menschen zum Ärgernis, ins Dasein gerufen wäre. Trotz dieser maßlosen Einseitigkeiten der Restauratoren, die sich besonders auch auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst in charakteristischer Weise äußerten durch die Proklamierung des romanischen und vor allem des gotischen Stils als der eigentlich kirchlichen, und durch die Erhebung der Musik des Katholiken Palestrina im Gegensatz zu der des Protestanten Bach zur eigentlich evangelischen, ist dankbar anzuerkennen, daß

durch diese Bewegung eine ungeahnte Fülle versunkener Schätze wieder ans Licht gebracht wurde, deren Bedeutung für die Menschheit noch lange nicht erschöpft ist und so gilt es offen anzuerkennen, daß die Arbeit der Kultusrestauratoren, trotz ihres Feldgeschreies „Zurück zu den Alten!“ uns mächtig gefördert hat.

Zu solcher Anerkennung ist man nicht eben bereit gewesen bei der Richtung, die man die konservative oder traditionelle nennen kann, deren Vertreter wir jedoch außer gewissen Gegenden Oberdeutschlands und der Schweiz wesentlich bei den dogmatisch Fortschrittlichen finden. Hier lautet die Parole: Es bleibe, wie es war seit Zwinglis oder Brenzens Tagen oder besser noch seit unsern rationalistischen Vätern. Sie sehen in der ganzen Arbeit auf dem gottesdienstlichen Gebiete nur romantischen Unfug und die ungesunde Sucht, sich mit fremden Federn zu schmücken, die man hauptsächlich im Gottesdienst der katholischen Kirche ausgetrieben. Die Stimmung dieser Leute ist, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch unschwer zu begreifen: statt der verständigen Wasserpoesie der Diterich und Cramer mit ihrem schulmeisterlich korrekten Stil finden sie in den Gesangbüchern der Restauration einen ärgerlichen Archaismus nach dem andern, in den neuen Agenden tritt ihnen eine ältere Theologie in möglichst anstößiger dogmatischer Formulierung entgegen, im Gottesdienst werden sie unliebsam überrascht durch die Neueinführung des in der evangelischen Kirche nie allgemein im Gebrauch gewesenen und mehr und mehr in Abgang gekommenen gregorianischen Priestergesangs, bei der Neuherstellung ihres Kirchengebäudes sehen sie mit Entsetzen, wie man im Interesse einer angeblichen künstlerischen Stileinheit alles verbannt, was bisher an evangelische Art erinnerte, und dagegen durch die Augen Eindrücke vermittelt, welche denen direkt entgegengesetzt sind, die das Ohr bei Predigt und Gebet aufnimmt. Es sind noch lange nicht die unverständigsten und unkünstlerischsten Menschen, denen der Gedanke kommt, die Stileinheit auf gottesdienstlichem Gebiete sei noch etwas anderes als die Stileinheit einer der für den Gottesdienst in Gebrauch genommenen Kunstschöpfungen, und die Forderungen jener höheren Stileinheit dürften aus archäologischen oder ästhetischen Gründen nicht mit Füßen getreten werden. Ein Gottesdienst, wie ihn etwa die Brüdergemeine hat, in hellem, stillem Raume, geziert lediglich durch schlichte Selbstentfaltung in Gebet, Gesang und Erklärung der heiligen Schrift, gewährt auch in ästhetischer Beziehung ein Genüge, das den protzenhaften Veranstaltungen mancher moderner Kultusleistungen weit überlegen ist.

Trotz alledem wird über die Grenzen des Rechts in der abwehrenden Haltung jener Konservativen der keinen Augenblick im Zweifel sein, dem eine unbefangene Betrachtung des Gottesdienstes des Urchristentums den Blick geöffnet hat. Zunächst ist klar, daß die bei jenen beliebten, sage ich kurz, synagogenartigen Zusammenkünfte nicht alle die gottesdienstlichen Bedürfnisse befriedigen können und sollen, die in einem Volke leben und für die im Urchristentum auch das Nationalheiligtum des Tempels und die enthusiastischen Versammlungen der Heidenkirche da waren. Daß gewisse Individualitäten durch einen Kultus mit hervorstechend lehrhaftem Karakter befriedigt werden, ist richtig, und deshalb wird die evangelische Kirche wohl thun, solche aus der Reihe ihrer Gottesdienste nicht zu streichen. Wer aber darin den vollgenügenden Ausdruck des gottesdienstlichen Lebens sehen würde und die Grenze, über die man nicht hinausgehn dürfe, könnte eine solche Ansicht doch nur mit dem Protest gegen die ganze geschichtliche Entwickelung des Christentums aufrecht erhalten. Bedenklicher aber als solcher geschichtliche Irrtum

ist eine gewisse unwirsche Unduldsamkeit, die sich in jenen Kreisen nicht selten findet, und eine durch die Erfolge der Restauratoren veranlaßte Gereiztheit, die polternd alles in einen Topf wirft und damit weder der Gerechtigkeit noch der Verständigung dient. Hat man thatsächlich Fehler bei den neuen Gesangbüchern und Agenden gemacht, weshalb müssen sie denn immer wiederholt werden, wo überlebte Kirchenbücher endlich bei Seite gethan werden? Hat man in der Verwendung der Kunst beim Kultus das Religiöse durch das Ästhetische vergewaltigt (nebenbei gesagt ein Versehen, das häufiger auf die Rechnung der Künstler und Archäologen als der Theologen kommt), weshalb muß dann, um nur Ein Beispiel zu nennen, jeder für die Kirche geschriebene Kunstgesang, der unter Umständen unendlich viel bessere Interpretationsdienste leistet als die verständigste Predigt, gleich verdächtigt werden, wenn man ihn aus dem Konzert erlöst und als wohlthätige Unterbrechung der eintönigen liturgischen Formen im Gottesdienst erklingen läßt? Ja, man scheut sich nicht, die Meinung auszusprechen, alle die Bemühungen, den evangelischen Gottesdienst mannigfaltiger, volkstümlicher zu gestalten und auch die Kunst in seinen Dienst zu stellen, seien leicht durchschaubare ohnmächtige Versuche, dem reizlos gewordenen Christentum mit ein paar äußerlichen Hülfsmitteln ein gewisses Scheinleben zu verleihen. Selbst der Restaurationsrichtung gegenüber wird man ein solches Urteil als sehr unbillig bezeichnen müssen, vollends für diejenigen, die sich über die Schwächen und das Ungesunde jener Bewegung völlig klar sind. Im Urchristentum, bei Jesus selbst und seinen Jüngern, war mit den synagogalen Versammlungen das gottesdienstliche Bedürfnis nicht befriedigt. Die aber, welche die Lehre der Geschichte gehört haben, sind verpflichtet, Verkümmerungen des gottesdienstlichen Lebens, wie sich solche bei uns aus dem Gang der Entwickelung der evangelischen Kirche leicht genug erklären, korrigierend entgegenzutreten. Oder liegt die Sache so, daß heute derartige weitergehende Bedürfnisse garnicht mehr vorhanden sind, daß sie vielmehr nur künstlich durch gewisse egoistisch interessierte Kreise wach erhalten werden? Zu einer begründeten Antwort auf diese Frage giebt nur die Praxis und die empirische Beobachtung ein Recht. Bei mir laufen jährlich hunderte von Schriftstücken ein aus allen Teilen der Welt, die den unwiderleglichen Beweis führen, daß unser Geschlecht heiße gottesdienstliche Bedürfnisse hat, die eben nicht befriedigt werden, wenn man auf dem Standpunkte verharrt, den Sack dort liegen zu lassen, wo er hingefallen. Vor Jahren schrieb mir ein Arzt: „Ist es denn gar nicht möglich, eine unserer Kirchen zu besuchen, ohne einen vernünftigen Diskurs mit in Kauf nehmen zu müssen? Auch Leute wie wir bedürfen gottesdienstlicher Erhebung, finden sie aber nicht, wenn uns nichts anderes als eine Belehrung zu Teil wird, deren Stichhaltigkeit uns nicht immer einleuchtet.“ Und in den allerletzten Tagen äußerte sich ein hochstehender Laie unseres Landes*): „Ist die Predigt das Hauptstück des Gottesdienstes und ist sie ihrem Wesen nach Unterricht, so ist jede Nötigung zum Besuch des Gottesdienstes ein bis an das Lebensende fortgesetzter, für beide Geschlechter und für alle Bildungsstufen gleich geltender Schulzwang. Es ist die Frage, ob man einen solchen als eine kirchliche Institution aufstellen und verteidigen kann.“ Man mag in derartigen Äußerungen manches beanstanden, sie gehen aus von solchen, die auf den Gottesdienst der Gemeinschaft nicht verzichten wollen, und zeigen somit Bedürfnisse, die sich schließlich mit elementarer Macht, allem verständigen Traditionalismus zum Trotz, durchsetzen werden.

*) Vgl. M.-Sch. Nr. 6 S. 184.

So ergibt sich als Resultat der Beobachtung der Gegenwart dasselbe, was uns die Geschichte des Urchristentums gelehrt hat und damit ist der Weg für unsere Praxis vorgeschrieben. Weder restaurieren noch konservieren sondern durch Vergangenheit und Gegenwart belehrt fortschreiten. Freilich auch das wird die Geschichte lehren, daß es nicht mit Aufstellung von Programmen gethan ist. Diese Dinge wollen wachsen. Aber damit sie es können, darf es nicht an solchen fehlen, die, zu klarerer Erkenntnis durchgedrungen, das Feld bewässern, reinigen und schützen, die auch nicht meinen, das, was sie erkannt, könnten nun andere zur That machen, was ja ohne Zweifel sehr bequem ist und vor manchen Mißdeutungen schützt. Handelt es sich beim Gottesdienst um das Zentrum der religiösen Gemeinschaft, so wird der, welchem die Religion nicht bloß für das Volk erwünscht, sondern für die eigene Person Lebensbedingung ist, alles daran setzen, daß besser als bisher, unserm Volke Feierstätten und Stunden geschaffen werden, wo es der höchsten Ideale froh und gewiß werden kann. Und wenn er solche Arbeit thut als akademischer Lehrer, so wird er bei aller Bescheidenheit in der Schätzung seiner wissenschaftlichen und praktischen Leistungen doch glauben dürfen, daß er an seinem Teile dem Wahlspruch unserer Universität gerecht zu werden versucht habe: Litteris et patriae.

Zur Geschichte der Gesangbuchbewegung in Hessen-Darmstadt in den Jahren 1771—73

von Lic. Dr. **Wilhelm Diehl**, Pfarrer in Hirschhorn a./N.

Das Großh. hessische Oberkonsistorium zu Darmstadt bewahrt unter seinen interessanten Gesangbuchsakten auch ein Faszikel, das die Materialien über das nach dem Titel 1771, in Wirklichkeit 1772 „In der Fürstl. Hof- und Canzley-Buchdruckerey“ erschienene, vom damaligen Hofprediger L. B. Ouvrier zusammengestellte „Neue Darmstädtische Gesang-Buch für die Hof-Gemeinde“ enthält. Wenn ich an dieser Stelle Einzelheiten zu der Entstehungsgeschichte dieses Gesangbuchs daraus mitzuteilen unternehme, so geschieht dies einmal deshalb, weil man über diese Frage überhaupt noch nicht genauer orientiert ist, andererseits dürfte die Betrachtung der Geschichte eines Gesangbuchs, das in einem geradezu unbegreiflichen Maße auf die Klopstockschen „Gesangbuchsreformen“ Rücksicht nimmt und dessen Einführung an dem Widerstand zweier so namhafter Männer wie des hessischen Ministers von Moser und des Gießener Professors Karl Friedrich Bahrdt scheiterte, auch in weiteren Kreisen auf einiges Interesse zu rechnen haben.

I.

Wir beginnen mit einer knappen Zusammenstellung der auf die Entstehungsgeschichte des Gesangbuchs bezüglichen Nachrichten der Oberkonsistorialregistratur. Die Idee, das alte in mehr als einer Beziehung der Verbesserung bedürftige Darmstädtische Kirchengesangbuch durch eine den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragende Neuarbeit zu ersetzen, hat niemand geringeres zu ihrem Urheber als die sog. große Landgräfin Karoline, die Gemahlin Ludwigs des Neunten von Hessen. Sie beauftragte damit unter Übergehung des seit über 20 Jahren am Darmstädter Hof wirkenden Hofpredigers Jung dessen jüngeren Kollegen Ouvrier. Dabei ist zu bemerken, daß Jung vor Fertigstellung des Werkes noch nicht einmal die geringste Notiz über das Vorhaben und dessen Förderung zukam, ja daß auch der in Pirmasens Hof haltende Landesherr erst kurz vorm Druck dieses Gesangbuchs für seine Hofkirche von der vollendeten Thatsache Nachricht bekam. Noch 1772 kann Jung (am dritten Juli) berichten, er habe, trotzdem er 25 Jahr

an der Hofkirche stehe, den Entwurf dieses Buches noch nicht gesehen, ja erst gestern durch die Übersendung eines gedruckten Exemplares die erste genauere Nachricht von ihm bekommen. Und was den Landgrafen anlangt, so ist festzuhalten, daß erst nach Druckfertigmachung ihm eine Notiz über das neue Werk zuging, zugleich war aber damit die Bitte, die Drucklegung gestatten zu wollen, verbunden. Ist irgend ein Zweifel an dem privaten Karakter der Inangriffnahme des Werkes vorhanden, so wird er durch den Inhalt dieses an den Landgrafen gerichteten Schreibens aus dem Kabinet der Landgräfin verscheucht. Es heißt da (dat. 18. Mai 1771): „Der Frau Landgräfin Durchl. haben anverlanget, daß zum Gebrauch der hiesigen Schloßkirche allein ein neues Gesangbuch verfertigt würde, so aus denen besten Kirchen Liedern ausgezogen werden soll, so wie in den Berlinischen, Altenburgischen, Hannoverischen und anderen Protestantischen Kirchen bereits längstens geschehen ist. Die Besorgung dieses Werks und die Sammlung der Lieder ist dem Hofprediger Ouvrier aufgetragen worden, welcher mit Zugebung des Superintendenten Welzen dieses Auftrags mit Fleiß, Geschicklichkeit und Ruhm sich entledigt hat. Alles liegt zum Druck bereit und erwartet nur die Landesherrliche Genehmigung. Der Druck wird in der hiesigen Hof- und Canzlei-Buchdruckerey besorgt und das hiesige Waysenhaus übernimmt den Verlag.“ Endlich sagt auch Ouvrier selber in einer Verteidigungsschrift vom 2. Dezember 1772, daß er von der Landgräfin durch Vermittlung des Geh. Rates Hesse aufgefordert worden sei, ein nach dem Zollikoferschen Gesangbuch eingerichtetes Werk zu liefern, wobei er sich jedoch ausgebeten habe, daß er es bei der ganzen Arbeit nur mit dem Ministerium als seinem Vorgesetzten und nicht mit den beiden Konsistorien zu thun habe.

Für die Art, wie Ouvrier dieses ihm übertragene Werk anfuhr, ist das Promemoria von Wichtigkeit, das er nach dem vorläufigen Abschluß seiner zusammenstellenden Arbeit am 2. Mai 1771 an die Landgräfin einreichte. Er berichtet darin u. a., daß er sich zur Materialsammlung folgende Liedersammlungen von Frankfurt habe kommen lassen: 1. Das Berlinische Gesangbuch (zu 40 xr.), 2. Schlegels Lieder II. Teil (30 xr.), 3. Schäfers alte geistliche Gesänge (30 xr.), 4. Löwens Geistliche Lieder (24 xr.), 5. Cappenbergs Lieder (14 xr.), 6. Zollikofers Gesangbuch (1 fl. 15 xr.), 7. Lieder für die Garnison in Halle (12 xr.), 8. Erfenbergisches Gesangbuch (2 fl. 15 xr.), 9. Breithaupts Lieder (24 xr.), 10. Cramers Nachahmung der Psalmen (54 xr.). Die anderen Lieder, die in seinem Gesangbuch vorkämen und hier in diesen Exemplaren nicht stünden (so die Lieder von Klopstock, Schlegel, Gellert und Cronegk), habe er schon selbst gehabt und käme solche aus seinen Exemplaren abdrucken lassen. Außer diesen Angaben hören wir noch, daß Ouvriers Gesangbuch etwa 600 Lieder enthalten wird, daß der Papiermüller von Niederramstadt den Ballen „fein Druckpapier, wie es bisher nur zu wenig Gesangbüchern vorhanden war,“ zu 15 fl. gebe, sowie daß das Exemplar eines Gesangbuchs auf nicht mehr als 9 Kreuzer zu stehen kommen wird, so daß man beim Verkaufspreis von 18 Kreuzern für das Waisenhaus einen gehörigen Schnitt machen kann. Das ist Alles.

Immerhin ist auch das Wenige, was wir hier zu hören bekommen, von Interesse. Wir bekommen eine Angabe der Quellen des Buches und einen Einblick in die ganze Entstehungsart. Ouvrier suchte aus bereits vorhandenen „modernen“ Gesangbüchern die Lieder zusammen und ließ sie dann aus seinen Exemplaren abdrucken. Er that das auch Rücksprache mit Superintendent Welz, aber ohne jede Prüfung von Seiten der Konsistorien. Das Werk war in diesem Sinne wirklich Privatarbeit der Beiden, entstanden im Auftrag der Landgräfin.

Da es der Wittich'schen Druckerei, die damals mit Lotteriearbeiten überhäuft war, an Arbeitskräften und den nötigen Schriften vielfach fehlte, ging der durch Reskript vom 12. Juni gestattete Druck nur langsam vor sich. Da Ouvrier auch nachher als Professor nach Gießen versetzt wurde, übernahm der Erzieher der Kinder des Prinzen Georg, Konrektor Müller, den Rest der Korrektur und war auch so glücklich, nachdem Ouvrier und Wittich noch verschiedene Mal hart aneinander geraten waren, im Juni 1772, d. h. nach fast einjähriger Druckzeit, das Werk die Presse verlassen zu sehen.

Jetzt erst wurde, wie oben erwähnt, diejenige Persönlichkeit, welche ein Recht darauf

hatte, vor Beginn des Werkes gefragt zu werden, von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt. Hofprediger Jung erhielt den Befehl, die Einführung am 4. Sonntag nach Trinitatis für die Hofkirche den Bestimmungen des Reskriptes vom 12. Juni 1771 entsprechend anzuordnen. Zugleich wurde dem Darmstädter Konsistorium, das schon vorher ebenso wie die oberhessischen Superintendenten durch ein Reskript auf das kommende Werk aufmerksam gemacht worden war, nahe gelegt, zur Frage der Einführung der Gesangbuchs in der ganzen Obergrafschaft Stellung zu nehmen. Das Darmstädter Konsistorium ging darauf auch ein. In einem Gutachten vom 9. Juli 1772 erklärt es, daß es die Einführung dieses (ursprünglich und bis jetzt nur für die Hofkirche bestimmten), „der ganzen Zeit zum Ruhm gereichenden" Buches im Blick auf die vorhandene Gesangbuchnot nur mit Freuden begrüßen könne. Es bittet nur, diesen Akt aus Gründen der Verwaltung um 4 Wochen hinauszuschieben.

War der Versuch der Einführung des ohne Anfrage bei den Konsistorien entstandenen Buches mithin hier auf fruchtbaren Boden gefallen, so sollte bald ein Ereignis eintreten, das ihn sogar für die Obergrafschaft völlig wirkungslos machte. Das Gießener Konsistorium erstattete nämlich, aufgefordert (wie es scheint) von der Darmstädter Regierung, ein Gutachten über das neue Werk, das im Zusammenhang mit einer äußerst scharfen Kritik des Gießener Professors Bahrdt und einer abfälligen Beurteilung durch den hessischen Minister von Moser in der Regierung den Entschluß reifen ließ, von einer weiteren Einführung des Gesangbuchs, sei es in der Obergrafschaft, sei es in Oberhessen, gänzlich abzusehen. Und zwar ging dies Alles so schnell, daß bereits im November 1772, d. h. ein Jahr nach Niederschrift der Vorrede des Buches, der Fakultät in Gießen aufgegeben wurde, ein Gutachten über ein neu zu schaffendes Gesangbuch auszuarbeiten. Da sich die Fakultätsgenossen nicht einigen konnten, beschloß man, die ganze Sache aus der Hand einstmal ad acta zu legen. Nur mit Mühe und Not konnte Ouvrier den Beschluß durchdrücken, daß sein außer in der Hofkirche auch in der Garnisonkirche in Gießen eingeführtes Gesangbuch dort behalten werden durfte. Es war zwar schon verfügt worden, daß das Gesangbuch auch dorten zu beseitigen sei; doch gestattete man die Beibehaltung, nachdem Ouvrier in einem Berichte vom 2. Dezember 1772 darauf hingewiesen, daß das Gießener Regiment als ein „nach dem preußischen Fuß" eingerichtetes wie alle preußischen Regimenter das Recht der Wahl eines beliebigen Gesangbuchs habe, und daß daraufhin bereits die Soldaten mit Exemplaren seines Gesangbuchs ausgerüstet worden seien, was man doch unmöglich rückgängig machen könne. Das war aber auch alles, was der Gießener Professor trotz der Protektion durch die große Landgräfin fertig brachte. (Schluß folgt.)

Kleine Kirchen

von Superintendent **Rich. Rückner** in Ostheim (Rhön)

Kürzlich ging durch die Zeitungen die erfreuliche Nachricht, den Erbauern der Protestationskirche in Speier sei durch eine reiche Gabe von fürstlicher Hand aus aller Not geholfen. Das ist dann durch dieselben Blätter kurz darauf als ein falsches Gerücht widerrufen worden; es fehle vielmehr immer noch eine große Summe, um das bedeutsame Werk vollenden zu können. Ich weiß nun nicht, welche Kunde die richtige war, möchte aber dringend wünschen, daß die erste sich bewahrheitete, und daß so oder auf andere Weise die Sammelmühe ein Ende habe. Denn dieses ganze jahrelange Umherwandern des Klingelbeutels ist kein Ruhm für die protestantischen Kreise unseres Volkes, erregt vielmehr je länger je mehr ein peinliches, fast schmerzliches Empfinden. Fällt doch dieser ganze übergroße und kostbare Bau unter das Gericht des Evangeliums: „Wer ist unter euch, der einen Turm bauen will, und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat und kann's nicht hinausführen, alle, die es sehen, fangen an, sein zu spotten und sagen: Dieser Mensch hub an zu

bauen und kann's nicht hinausführen." (Luk. 14, 28—30.) Die verehrten Herren in Speier werden darauf erwidern, daß ihnen der treu protestantische Sinn ihrer Glaubens- und Volksgenossen als ein so sicheres Kapital erschienen sei, daß sie es getrost darauf hin hätten wagen können, das große Werk zu beginnen; handle es sich doch um eine Ehrensache des Protestantismus, an der Stätte seiner Geburt ein würdiges Denkmal zu errichten. Das ist an sich ja nicht ohne weiteres falsch, aber es ist dabei zu bedenken, daß in unserer denkmalsüchtigen Zeit solche und ähnliche Forderungen in reicher Menge erhoben werden, weil allerorten für große Augenblicke und große Persönlichkeiten Denkmäler errichtet werden, die mit errichten zu helfen jedes Mal von den zunächst beteiligten örtlichen Kreisen als eine Ehrensache der Allgemeinheit geschildert zu werden pflegt. Hierin ganz besonders lehrreich und im gewissen Sinne vor ähnlichen großen Unternehmungen geradezu abschreckend ist seiner Zeit die Geschichte des deutschen Nationaldenkmals auf dem Niederwald gewesen, für das unmittelbar nach dem Einigungskriege noch mitten in der frischen Begeisterung für die endlich eroberten nationalen Güter von Kaiser und Reich im ganzen deutschen Volke gesammelt wurde, und dessen Kosten dadurch doch nicht haben aufgebracht werden können. Das Zentrum war damals noch nicht die ausschlaggebende Regierungspartei, und seine Vertreter haben noch in wegwerfenden Tönen über die verkrachte Gründung spotten können, als der Reichstag um Bewilligung der fehlenden Restsumme von ein paar hunderttausend Mark aus Reichsmitteln angegangen wurde. Das Reich hat die Kosten wirklich getragen und so konnte das herrliche Ehrenmal einer hohen Zeit bezahlt werden. Seitdem ist die Ära der Denkmäler erst recht angebrochen und wer irgendwie Lust hat, der Erinnerung an ideale Güter sichtbare Zeichen zu setzen, findet überreichlich Gelegenheit dazu. Nun haben nicht viele Menschen Lust, immer wieder für Denkmäler — und seien es auch durchaus berechtigte — reiche Gaben zu spenden, und so leiden diese großen nationalen und konfessionellen Planungen je länger je mehr bittere Not. Schon klingelt's wieder laut durch's ganze Vaterland für das Melanchthonhaus in Bretten, und den Sammelbeutel für das Leipziger Völkerschlachtdenkmal trifft man auch auf Weg und Steg. Da bleibt denn gewöhnlich die leidige Lotterie als das letzte und beste Hilfsmittel. In Leipzig werden sie wohl noch zu diesem Strohhalm greifen, in Worms haben sie ihn schon gefaßt, um den Dom fertig zu bauen, in Eisenach hat sogar der Kirchgemeindevorstand und sein vorsitzender Oberpfarrer mit Namensunterschrift jedes Los unterzeichnet, damit ein ganz unnötiger Turm ausgeführt werden könne. Zu solchen zweifelhaften — oder besser verwerflichen — Mitteln will dankenswerter Weise der Bauausschuß in Speier nicht greifen. So kann wirklich nur lebhaft der Wunsch laut werden: Geld reichlich nach Speier, damit endlich die Kirche vollendet werden kann und uns die ganze Pein dieses Baues aus den Augen kommt! Das ist doppelsinnig ausgedrückt, aber auch in zweifacher Hinsicht wahr. Es ist nämlich zunächst eine Pein für ein evangelisches Gemüt dieses endlos dauernde Hangen und Bangen um das Baukapital, und eine andere der Gedanke, daß diese Protestationskirche so gar wenig vom protestantischen Geiste an sich tragen wird. Ragt in Speyer der herrliche Dom empor als ein weithin sichtbares Denkmal des mittelalterlichen Katholizismus, so mußte neben ihm wenigstens ein Bau errichtet werden, der schon in seiner ganzen äußeren Erscheinung ein stattlicher oder schlichter evangelischer Protest gegen römisches Kirchenwesen darbot. Das ist nicht der Fall. Denn trotz aller wohlgemeinten evangelischen Absichten und trotz der Gedächtnishalle mit ihrem künstlerischen Bekenntnis zur Reformation wird diese Denkmalskirche doch zunächst nichts anderes werden als eine etwas kärgliche Wiederholung mittelalterlicher Kathedralen. Das liegt schon an dem gewählten gotischen Stil. Es wäre sicherlich richtiger gewesen, Stilformen zu suchen, die nicht gleich so mittelalterlich wirken, wie die der Gotik. Vor allem aber hätte man im Aufbau an Motive aus der Kirchenbaugeschichte des Protestantismus anknüpfen und einen anderen Grundriß wählen sollen als den der dreischiffigen Kreuzbasilika. Noch besser freilich wäre es gewesen, man hätte in unserer nach neuem Stile ringenden Zeit überhaupt mit dem Bau gewartet, wenn er durchaus ein ragender Denkmalsbau für ewige Zeiten und nicht nur eine Gemeindekirche werden sollte. In fünf oder zehn Jahren werden's unsere Baumeister schon besser verstehen, protestantisch zu bauen und den neu werdenden

Stil zu verwenden. Jetzt ist's vielfach schade um die aufgewendeten Kosten, denn bei diesem vorsichtigen Tasten nach dem Neuen und bei dieser gewandten Verwendung alter Stilformen kommen eben nur flaue Kopien vergangener Zeiten zu Tage. Bis sich's geklärt hat, baue man mit besonderer Vorsicht schlicht und klein! Denn es ist ein Wahn, daß man monumental nur bauen könne, wenn man weite Räume, hohe Giebel und ragende Türme errichtet. Auch die kleinste Kirche kann schön und groß wirken, wenn sie ihrem Wesen entsprechend aufgeführt wird als ein künstlerisch geschmückter Raum für den Gottesdienst der evangelischen Gemeinde. So bleibt es dem Speirer protestantischen Dome und anderen ähnlichen Bauten gegenüber zunächst immer bei der Mahnung als der wichtigsten und ach so leicht vergessenen: baut kleine Kirchen! Kleine d. h. solche, die im rechten Verhältnis zum Gemeindebedürfnisse und zu den vorhandenen Baumitteln stehen und alles vermeiden, was an Raum und Zutat überflüssig ist.



Abbildung 1



Abbildung 2

Eine solche kleine Kirche ist die im Vorjahre eingeweihte evangelische Johanneskirche zu St. Johann a. d. Saar, die in einem mit Abbildungen versehenen hübschen Schriftchen der Pfarrer Lichtnock beschreibt (Selbstverlag des Presbyteriums, 37 Seiten.) Das Büchlein ist sehr dankenswert, die hier beigegebenen zwei Bilder sind ihm entlehnt. Es hat aber zunächst einen Fehler, auf den einmal hingewiesen werden soll, es fehlt ein Bild des Kirchengrundrisses. Das ist freilich ein weit verbreiteter Fehler. Auch unsere illustrierten Zeitungen pflegen regelmäßig in ihn zu verfallen. Der rasche Leser freilich liebt solche Grundrisse nicht; ihm sind sie zumeist lediglich krause Linien. Wer aber nur ein wenig über die Gestaltung und das Wesen eines Baues nachdenken will — und das sollen doch schließlich alle Leser! —, der braucht unbedingt dazu einen Grundriß. Sehr häufig ist das Große, Neue und Gute der einem Bau lediglich im Grundriß zu finden. Und namentlich für unsere evangelischen Kirchen liegt bei der noch herrschenden Stillosigkeit unserer Zeit das wesentlich evangelische fast ausnahmslos im Grundriß. Den Aufriß können wir uns

schon eher denken, wenn gesagt wird, der Bau sei im gotischen oder romanischen oder in einem anderen Stile aufgeführt. Aber die eigentlichen Feinheiten, die charakteristischen Merkmale des Bauwerkes liegen im Grundriß. Den wollen wir darum vor allem sehen, wenn uns eine Kirche beschrieben wird.

Die Johanneskirche zu St. Johann ist in gotischen Stilformen aufgeführt, ein Kreuzbau mit kurzem Langschiff. Sein Inneres wird durch die beifolgende Abbildung 2 dargestellt. Es ist bei aller Stattlichkeit seiner Wirkung einfach und evangelisch. Wie würdig und reizvoll zugleich die Stellung der Orgel über und hinter dem Altare wirken kann, zeigt auf's Neue der Blick in diesen Kirchenraum. Nur scheint mir bei der hier beliebten Lösung der Frage die Möglichkeit offen zu stehen, daß die neben der Orgel angebrachten Fenster mit ihrem von vorn einfallenden starken Lichte die Kirchenbesucher des Schiffs leicht blenden möchten. Und das ist ein alter Nachteil unserer gewöhnlichen Kirchenbauten mit den Fenstern im Altarraume. Würden die Lichtquellen mehr seitlich angebracht, so muß dieser Übelstand schwinden. Aber vielleicht ist's hier gar kein Übelstand, wenn anders die Fenster geschickt verglast sind und nur matt gedämpftes, nicht grell blendendes Licht durch ihre Scheiben lassen.

Das zweite Bild zeigt den Altar in der Sakristei und lehrt dabei, wie man auch diesen Raum kirchlich würdig gestalten und schmücken kann. Und das muß besonders eindringlich gesagt und gepredigt werden all den feuchten Löchern, bretternen Verschlägen und dunkeln Winkeln gegenüber, die mit eingestaubtem Gerümpel ausgestattet und von Schmutz und Moder starrend an nur allzu vielen Orten bei alten und neuen Kirchen eine Sakristei markiren sollen. Hell, lustig und geräumig sei auch dieser Nebenraum, der kein Anhängsel und Einschiebsel, sondern ein bedeutsames Bauglied des Kirchengebäudes darstellen soll. Freilich kann hier auch eine Übertreibung stattfinden, nicht was Größe und Helligkeit betrifft, sondern bei der kirchenwürdigen Ausschmückung. Manche Sakristei gleicht einer Kapelle und will einer solchen. Das ist nicht richtig. Die Sakristei ist zunächst der Aufenthaltsort des Pfarrers und muß in ihrer Ausstattung vor allem als solcher gekennzeichnet sein. Sie bedarf also in erster Linie an Gerät alles das, was der amtierende Geistliche für sich in seinem Berufe braucht: Tisch und Stuhl, Schreibzeug und Schreibmappe, Bücherschrank oder Bücherbrett, Teppich und Vorhang, womöglich auch Waschtisch und anderes. Wird der Raum zuweilen gottesdienstlich benutzt, so muß eben auch das entsprechende Gerät darin enthalten sein, vor allem also ein kleiner Altar. In diesem Falle wäre auch die Waschgelegenheit und ähnliches durch einen Vorhang zu verhüllen, wenn nicht dafür noch ein besonderer Nebenraum zur Verfügung steht, was ja natürlich in erster Linie anzustreben sein wird. Im Ganzen pflegt bei Neuanlagen die Gefahr zu bestehen, die Sakristei all zu kirchenmäßig auszustatten, während in alten Kirchen dieser Raum vielfach geradezu einen Schandfleck für das Gebäude bildet. Hier wäre einmal wieder der Hinweis auf die goldene Mittelstraße am Platze, die zwischen Kirchenraum und Aufenthaltsraum glücklich hindurchzuführen weiß.

Einen allerliebsten Streich hat die Bureaukratie wieder einmal bei diesem Kirchenbau verbrochen. Zu den Glocken hatte der Kaiser eroberte französische Kanonenrohre gestiftet. Aus ihnen wurde die Kaiser-Glocke, die Kaiserin-Glocke, die Bismarck-Glocke und die Johannes-Glocke gegossen. Nun lag es ja sehr nahe, neben den kirchlich-religiösen Inschriften noch andere anzubringen, welche auf die Herkunft der Glockenspeise hinwiesen, zumal dort im Grenzland an der Saar, das zudem vor einundzwanzig Jahren als einziger deutscher Gau die Franzosen nicht nur als Gefangene gesehen hatte. Auch hatten die Franzosen 1686 die Kirche von St. Johann zerstört und 1793 die drei Kirchenglocken geraubt. So plante man als Inschrift auf die Kaiserglocke noch das Distichon:

> Was in traurigen Zeit französischer Frevel geraubet,
> Gab aus der Beute des Sieges endlich der Kaiser zurück.

Auf die dritte Glocke wollte man schreiben:

> In Frankreich erbeutet,
> In Deutschland geläutet.



Abbildung 1

Auf der vierten sollte es heißen:

Ich diente einst zu blut'gem Streit,
Jetzt mahne ich die Christenheit.

Diese drei Inschriften wurden von der Behörde verboten: die erste mit Rücksicht auf



Abbildung 4.

die französische Empfindlichkeit, die anderen, weil die dritte Glocke nicht in Frankreich erbeutet und die vierte nicht zu blutigem Streit gedient habe! Es geht halt nichts über die Logik des grünen Tisches und über sein Verständnis für frisches freies Volksempfinden.

Nun trotz dieser Einschränkung ist der Kirchenbau doch recht wohl gelungen und

wir sind dem Pfarrer Lichtnack dankbar, daß er sein Schriftchen darüber verfaßt hat Es lebe, wer nachfolgt

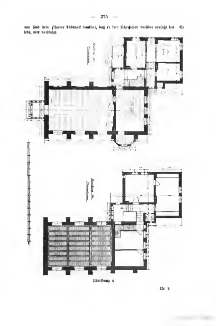


Abbildung 5

Nr 2

1894 von den Karlsruher Architekten Neumeister und Häberle begründet, jetzt vom dortigen Professor Neumann fortgeführt, erscheint bei Seemann & Comp. in Leipzig in zwanglosen Heften unter dem Titel „Neubauten“ eine Darstellung neuerer ausgeführter Bauten zeitgenössischer Architekten: Wohn- und Geschäftshäuser, Villen, öffentliche Gebäude aller Art, heftweise nach Gebäudegattungen zusammengestellt. Davon sind bisher fünf Hefte dem Kirchenbau gewidmet unter dem Sondernamen „Kleine Kirchen“. Das ist ein lehrreiches und dankenswertes Unternehmen, auf das ich mit besonderem Vergnügen empfehlend hinweisen möchte. (Das Heft kostet nur 1,80 Mark und enthält 6—8 Seiten Text und 24—26 Seiten Abbildungen.) Es werden darin katholische und evangelische Kirchen beschrieben und dargestellt. Und es ist überaus anziehend, wie man neuerdings doch schon vielfach rein aus der Grundrißskizze ersehen kann, ob der Bau für römischen oder protestantischen Kultus bestimmt ist. Für die Katholiken pflegen die Räume lang und schmal angelegt zu werden, damit sie Gelegenheit zur Entfaltung von Umzügen bieten; für die Protestanten baut man die Kirchen breit und kurz, um in ihnen die Gemeinde möglichst nah um die Kanzel zu scharen.

Die Abbildungen 3 bis 5 sind mit freundlicher Genehmigung der Verlagshandlung Seemann & Comp. in Leipzig diesen „Kleinen Kirchen“ entnommen. Abb. 3 zeigt das Innere der von Curjel & Moser-Karlsruhe 1892—1893 errichteten Kirche zu Bern, einer Kreuzanlage mit sehr kurzem Langhaus. Altar, Kanzel und Orgel waren in der Mittelachse übereinander; die beiden ersteren sind so gelegt, daß der Pfarrer von jedem Platze aus gesehen werden kann, also wieder einmal eine Lösung der vielumstrittenen Frage in dem Sinne, wie sie von uns angestrebt wird. Die Lösung ist praktisch und stattlich, nur etwas schwunglos und nüchtern. Die Kirche faßt 730 feste Sitzplätze und kostete 168 895 Mark, der Preis für den Quadratmeter beträgt 26,64 Mark, für den Sitzplatz 234 Mark. Das ist nicht gerade wohlfeil, aber es ist auch gediegener Baustoff und solide Bauart gewählt worden.

Abb. 4 und 5 zeigen das Äußere und die Grundrisse der von den Aachener Architekten Pützer und Klemm 1898 errichteten evangelischen Kirche in Herzogenrath, der in malerisch sehr wirksamer Anordnung die Pfarrerwohnung und ein Schulzimmer unmittelbar ein- und angegliedert worden sind. Wegen der knappen Geldmittel ist die Ausführung so schlicht wie nur irgend möglich; besonderer Wert konnte nur auf eine günstige Gruppierung und Umrißlinie gelegt werden. Die Kirche ist ein schlichter Betsaal mit sichtbarer Balkendecke. Der Altar ist der Raumersparnis halber mit der Rückseite an die Chormauer gesetzt. Durch Anordnung einer Nische in letztere mit dekorativem Stuckaufbau ist eine Hervorhebung der Altarpartie erzielt worden. Sollte mit der Zeit eine Vergrößerung des Betsaales nötig werden, so sind das Schulzimmer und die beiden darüber liegenden Räume der Pfarrwohnung herauszunehmen und die entsprechenden Räume durch eine Erweiterung des Pfarrhauses hinter der Kirche wieder zu gewinnen. Die Schule würde dann ein besonderes Gebäude erhalten. Die Bausumme beträgt ausschließlich Kirchenbänke, Altar, Harmonium und Ofen 25,600 Mark, ist also für das Geleistete überaus niedrig.

Der Spruchschmuck in evangelischen Kirchen

von **Karl Röhrig**, Pfarrer in Honnef am Rhein.

Es ist keine auf dem Schlachtplan der Kirchbautheorie stehende brennende große Frage, die unsere Skizze behandeln will, nur etwas Spielwerk und Blattwerk, das sich um die großen Fragen windet, aber nichts destoweniger der Beachtung und Betrachtung wert ist. Aus der Praxis für die Praxis wollen wir etwas geben für solche, denen es bei einer Kirchbauarbeit oder Kirchausschmückung so gegangen ist wie mir, daß sie nämlich in diesem Stück sich in der einschlägigen Litteratur fast vergeblich umsahen und in der Wirklichkeit

vielfach entweder öde Leere oder Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte erblicken. Bürkner klagt mit Recht in seinem „Kirchenschmuck und Kirchengerät“, daß während unsere Altvordern für die Wände und Emporen, Altar und Kanzel oft äußerst glücklich gewählte Sprüche gesucht hätten und wie diese dem Beispiel der nächsten Zeit folgen sollten, gerade dieses Gebiet sonderbarer Weise recht vernachlässigt geblieben sei. Er mahnt: „Man achte darauf, hier mehr zu leisten als früher geschehen. Ist doch sonst zur Zierde von kleinen Karten und großen Blättern die künstlerische Spruchmalerei gerade heute so ausgebildet wie nie zuvor, nur im Gotteshause werden die wenigen Sprüche in nüchternster Weise mit dürren Buchstaben hergeschrieben. Hier liegt ein neues Gebiet für die evangelisch-kirchliche Kunst offen. Das Gotteswort in schönem Gewande und ausgiebigem Reichtum der Gemeinde vor die Augen zu malen. Das ist doch wertvoller und volkstümlicher als so vieler Schmuck allegorischer oder typischer Darstellungen.“ Ist es in der That nicht verwunderlich, daß weder die Eisenacher Regulativ von 1861 noch die Eisenacher Ratschläge von 1898 über unsere Frage etwas enthalten, die ersteren absolut nicht, die letzteren nur, insofern sie für evangelische Kirchen eine bessere künstlerische Ausstattung durch sinnbildliche Zier und farbigen Schmuck der Wände fordern, also eigentlich auch nichts. Es könnte hiernach sogar scheinen als ob die Ratschläge nur sinnbildliche Zier meinen und den Spruchschmuck verwerfen wollten. Thatsächlich finden wir bei einer Reihe von Theologen und namentlich Architekten eine starke Abneigung gegen die Anbringung von Spruchschmuck, wenn nicht gar eine prinzipielle Verwerfung desselben. Der ästhetische Feinschmecker hält die Sprüche für nüchtern und unkünstlerisch und wünscht einen bildlichen und sinnbildlichen Ausdruck der Gedanken. Er verwirft die buchstäbliche Unterschrift unter dem Kunstwerk, das in sich seine Deutung und seine Inschrift tragen soll. Vielleicht rührt die Abneigung gegen den Spruchschmuck auf dieser Seite daher, daß in der That durch unkünstlerische Anbringung von Sprüchen viel gesündigt worden ist und gesündigt wird. Aber die Sprüche können doch auch künstlerisch angebracht sein und die ästhetische Wirkung des Ganzen erhöhen. So sollte man sie jedenfalls nicht hinter den Sinnbildern zurücktreten lassen, die gar oft recht harte und unverdauliche Speise sind und selbst dem Kunstverständigen schwer im Magen liegen, wie viel mehr dem Volk, das Milch verlangt, und bedenken, daß der Mensch nicht vom Brot der Kunst allein lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Mund Gottes geht. Andere Bedenken machen die geltend, die behaupten, daß die Sprüche mehr als die Symbole die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und zum Denken veranlassen, dadurch aber die Aufmerksamkeit auf die Predigt schädigen. So schreibt Mothes in seinem Handbuch: „Bei Anbringung von Sprüchen bedenke man wohl, daß das Lesen eines Spruches zu Nachdenken über denselben anregt und daher sehr leicht das Aufmerken auf die Predigt beeinträchtigt.“ Indes mir ist es zweifelhaft, was unaufmerksamer macht, das rasch erledigte Lesen eines Spruches oder das Anschauen und Anstaunen eines unverstandenen und vielleicht unverständlichen Sinnbildes, das sogar noch zu Mißdeutungen und ungeistlichen Auslegungen Anlaß giebt, wie um ein Beispiel anzuführen die Leute einer nicht ungebildeten [illegible] Gemeinde den Fischer'schen Adler am Lesepult für einen Kuckuck hielten und, wenn der Liturg zur Perikopenverlesung feierlich dorthin schritt, flüsterten: Jetzt geht er zum Kuckuck. Jedenfalls gilt von der Anbringung von Sprüchen und Sinnbildern: man soll dieses thun und jenes nicht lassen. Den Sprüchen aber ist der Vorzug zu lassen. Kernsprüche der heiligen Schrift oder kurze Worte der kirchlichen Sprache gehören als Zeichen und Zierde ins Gotteshaus. Was die Predigt dem Ohr giebt, das soll auch durch das Auge ins Herz dringen. Auch den Geringsten und Kleinsten, denen die Auslegung des Wortes Gottes in der Predigt über die Köpfe hinweggeht, soll das geschriebene Wort an der Wand das Herz treffen. Daß dies der Fall ist, hat jeder Pfarrer an sich erlebt und bei Andern erfahren. Darum schreiben wir mit Meurer („der Kirchbau der lutherischen Kirche“): „Was ein kurzer treffend gewählter und am rechten Ort angebrachter Bibelschmuck wirkt, und wie einfachen frommen Leuten das Herz im Leibe lacht, wenn sie einem solchen lieben alten Freund unverhofft begegnen, das muß man erfahren haben, um einen recht ausgiebigen Gebrauch dieses einfachsten und schönsten Dekorationsmittels anraten zu können.“ „Der

schönste und allein bleibende Schmuck, wenn aller andere verblaßt, der Schmuck der Jedem, der überhaupt in die Kirche gehört, der liebste und auch dem Ungelehrten verständlichste ist, das ist der Spruch, der, wenn er auch nicht buchstäblich der heil. Schrift entnommen sein sollte, einen kirchlich ausgeprägten Gedanken enthält." So ist es auch schon in alter Zeit geübt worden, wie der Altmeister Otte berichtet, daß im Mittelalter häufig fromme Sprüche an die Wände der Kirchen angemalt wurden, wenn auch Sentenzen und Bibelstellen im allgemeinen seltener vorgekommen seien als historische Inschriften. So hat namentlich der Renaissancebau mehr als die romanische und gotische Architektur in seiner Horizontalanlage Flächen für die Horizontalen der Schrift geboten, wie der Rokokobau in seinen Schildern und Umrahmungen Spruchfelder in großer Fülle zeigt, durch die jene Bauten etwas Anheimelndes bekommen. So wird man in unseren Tagen, ob man alten Stilen huldigt oder neue Formen sucht, dem Spruchschmuck seinen Platz einräumen müssen.

Wie aber ist er anzubringen?

Ich sage zunächst kunstgerecht und stilentsprechend. Die Sprüche müssen sich in die Architektur eingliedern. Sie haben mit den Ornamenten in Verbindung zu stehen und als Unterschrift oder Umschrift wie aber losgelöst und für sich zu wirken, wie dies in der Architektur des Islam in meisterhafter Weise erreicht ist, wenn auch hier mehr Wert auf die Form als auf den Inhalt gelegt wird, so daß sich oft architektonisch wirksame Sprüche so lange wiederholen, bis der Fries oder Gurt angefüllt ist. Jedenfalls ist es wünschenswert, wenn Pfarrer und Architekt in diesem Punkt sorgfältig zusammenarbeiten und der Architekt künstlerisch anordnet, was der Pfarrer ausgewählt hat, und nicht etwa ein beliebiger Malermeister die Wände mit Sprüchen versieht, die statt zu erbauen und zu erheben verstimmen und verletzen. Beachtet der Architekt auch diesen Punkt seiner Aufgabe, dann wird es nicht vorkommen, daß man an dem festen Triumphbogen wankende und schwankende Buchstabengestalten erblickt, die nichts weniger als den ewigen Charakter des ewigen Wortes ausdrücken, oder daß an den Emporenbrüstungen entlang moderne facettierte Gold- und Silberbuchstaben auf grüner Glanzpappe dünsten. Wie unbewußt künstlerisch verfuhren doch unsere Vorfahren, wenn sie ihre Sprüche schlicht und groß in die Horizontalbalken einschnitten! Da war es unmöglich, was in einer großen ebräischen Stadt passierte, wo der in Thon gebrannte Spruch über der Kirchtüre „Hier ist nichts anders denn Gottes Haus" durch einen Sturmwind halb abgerissen wurde und nachher zum Spott der Kirchenfeinde eine Zeit lang zu lesen war: „Hier ist nichts."

Die Sprüche müssen weiter kurz und knapp sein. Nur dann wirken sie nicht aufdringlich. Nur dann sind sie eindringlich wie Spieße und Nägel. Was soll man dazu sagen, wenn die Nüchternheit weißgrauer oder graugrüner Wände durch die Aufschrift der 10 Gebote oder der 3 Glaubensartikel oder ellenlanger Bibelsprüche nicht angenehm unterbrochen, sondern vielmehr unangenehm erhöht wird! Bergner schreibt in seinem „Grundriß der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland": lapidare Kürze und Prägnanz liege durchaus nicht im Sinne des Deutschen, man könnte hinzufügen, auch nicht in der Art der deutschen Sprache. Das Lateinische ist bei weitem lapidarer. Man denke etwa an die mächtige Knappheit der Seligpreisungen in der Vulgata, die man häufig als Inschriften in katholischen Kirchen findet: beati pauperes, beati mites, beati misericordes etc., oder an das altkirchliche Sursum corda, oder an die Portalinschrift: hic porta coeli. In der That sieht man in der vor einigen Jahren erbauten Immanuelkirche in Berlin am Triumphbogen in Medaillons lateinische Inschriften: Spiritus timoris, spiritus sapientiae etc. Indes „für solches Fangeerden müßte doch ein Ausleger da sein." Wir fordern deutsche Inschriften. Sie müssen für alle deutlich und verständlich, sowohl äußerlich wie innerlich zu lesen und zu verstehen sein. Darum wünschen wir auch die Buchstaben so groß, daß sie ein mittleres Auge sehen und lesen kann, ohne ein Fernglas anwenden zu müssen. Darum sind die bei der Menge unverständlichen Abbreviaturen und Siglen zu vermeiden, die außerdem oft zu falschen Deutungen und unnützen Scherzen Veranlassung geben, wie man das bekannte V. D. M. I. Æ. Friedrichs des Weisen (verbum dei manet in aeternum) auch gelesen hat: Verbum diaboli manet in episcopis und: Unsere Doctores machen immer Errores. Oder

möchte ich noch die Chronogramme oder Chronosticha gestatten, die in der Addition ihrer durch die Größe hervorgehobenen Zahlbuchstaben eine bestimmte Jahreszahl ergeben, wie katholische Geistliche in der Anfertigung solcher Inschriften vielfach eine große Virtuosität besitzen. Man darf auch nicht zu ängstlich sein, wenn nicht alles sonnenklar auf der Hand liegt und sich dem ersten Blick erschließt. Es schadet gar nichts, wenn der Leser ein wenig herum buchstabiert und studiert; hat er den Inhalt sich mühsam erkämpft, so wird er ihm um so lieber und wertvoller sein. Ist doch das Bibelwort überhaupt oft ein großer Fels, den man erst lange mit dem Mosesstab schlagen muß, ehe er Wasser gibt. Deshalb sind wir auch nicht der Meinung, daß die Buchstaben der Inschriften die allergewöhnlichsten und lesbarsten Formen tragen müssen, wenn auch die geradezu unlesbaren verschnörkelten Minuskeln der Gotik zu vermeiden sind.

Fragen wir endlich: *Welche Sprüche* und *wo* sie anzubringen sind, so werden wir am einfachsten die betreffenden Stellen der Kirche im einzelnen aufführen und mit Inschriften versehen. Es ist dabei klar, daß jeder Spruch gerade für den speziellen Zweck ausgewählt ist und gilt, je enger desto besser. Über den *Eingang* schreibe man besser als eine Ortsbezeichnung etwa „Hier ist nichts Anderes denn Gottes Haus“, als ob man erst nachweisen müsse, daß der Bau eine Kirche ist, einen Segenswunsch etwa „Der Herr segne dich aus Zion“, wobei das „Dich“ der Gemeinde und dem einzelnen gilt, oder „Gnade sei mit euch und Friede“, oder das alte oft gebrauchte „Ich bin die Thüre“, das aber nur möglich ist, wenn ein Christusbild über der Thüre und der Inschrift steht. Der *Ausgang* zeige ein Mahnwort: „Seid aber Thäter des Worts und nicht Hörer allein“ oder „Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren“. Der *Triumphbogen* trage einen Spruch, der ihn in seiner Eigentümlichkeit charakterisiert, der sich gewissermaßen von der Erde zum Himmel und wieder zur Erde spannt wie der Bogen Gottes in den Wolken, etwa „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“, oder „Jesus Christus gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit“, allenfalls „Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit“, jedenfalls aber nicht spezielle Worte, die Kanzel und Altar betreffen. Auf den *Altar* oder in seinen Raum würde ich schreiben: „Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch“ oder „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist“, um die in der Liturgie gebrauchten oder auf den Geräten stehenden allernächst liegenden Worte „Kommet her zu mir alle“ oder „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen“, zu vermeiden, die außerdem das Spezifische des Altarsakramentes nicht bezeichnen. Auf die *Kanzel* oder den Schalldeckel paßt für den Hörer: „Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort“, für den Lehrer „Rufe getrost, schone nicht“, für beide der Epistelspruch „Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig“ oder der Prophetenruf „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort“. Der *Taufstein* trägt bei uns den Doppelaufruf zum Danken und Beten „Halleluja, Hosianna“ und überdies dem Taufbecken den gewöhnlichen Taufspruch: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden“, während an der Wand mit großen Lettern stehen locken und laden könnte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich.“ Neben der *Orgel* bezeichnet bei uns Chorgesang und Orgelklang unter einem singenden und einem spielenden Engel: „Singet dem Herrn“ und „Spielet dem Herrn“, während die Orgelbühne für das Orgelwerk und die lobpreisende Gemeinde, deren Abbild die Orgel ist, das Psalmwort trägt: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn“. Ein Opferstock und Armenblock appellieren an die Herzen mit einem „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht“ oder „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn“, oder „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“. Auf einem *Kronleuchter* las ich als Umschrift „Christus spricht: Ich bin das Licht der Welt“, auf *Totentafeln* als Überschrift „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben“. In der reich in unserem Sinn geschmückten Johanneskirche in Cölln an der Elbe tragen die kunstvoll geschnitzten *Brautstühle*, der Stuhl des Bräutigams unter Eichenornamenten die Inschrift „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“, der Stuhl der Braut unter Rosenmotiven „Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott“; die *Kirchenuhr* eventuell die Überschrift „Zeit ist Gnade“, der man an die Seite stellen könnte „Meine Zeit ist kurz“.

Kunst die Zeit aus", „Schau doch, wie eilt die Zeit hin in die Ewigkeit" Auch die großen Seitenwände des Kirchenschiffes, um von den einzelnen Ausstattungsstücken der Kirche abzugehen, verlangen nach Spruchschmuck, der freilich gerade an dieser Stelle mit besonderer Vorsicht angebracht werden muß Hier empfehle ich die Seligpreisungen oder Sprüche der christlichen Ethik In meiner Kirche, wo der Vorraum dem ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses der Chorraum dem zweiten gilt, behandelt das Schiff die Heilsordnung, und zwar indem drei und zwei Nischen auf den beiden Seiten sich darbieten, hier Glaube Liebe und Hoffnung mit den Sprüchen der Apostel Paulus, Johannes und Petrus, der Apostel des Glaubens der Liebe und der Hoffnung, wie man sie genannt hat „So halten wir es nun daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk allein durch den Glauben", „Wer in der Liebe bleibet der bleibet in Gott und Gott in ihm", „Gelobet sei Gott der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung", während in dem Abschluß der Kirche vor aller Augen steht „Wir haben hier keine bleibende Stadt sondern die zukünftige suchen wir", das Ziel dem Glaube Liebe und Hoffnung zustreben, dort Wort und Sakrament mit den Sprüchen „Dein Wort ist unsres Herzens Freude und Trost", und „Er hat ein Gedächtnis gestiftet seiner Wunder der gnädige und barmherzige Gott" Weiter sind in den Vorhallen der Kirche Sprüche wünschenswert, die, anknüpfend an den kurzen Segenswunsch über dem Portal von der Herrlichkeit des Gotteshauses reden, etwa „Wie heilig ist diese Stätte", oder „Wie lieblich sind deine Wohnungen Herr Zebaoth", oder „Ich halte mich, Herr, zu deinem Altar", oder „Herr ich habe lieb die Stätte deines Hauses" Endlich schreibe man auch über die inneren Thüren Sprüche, etwa in die horizontalen Thürbalken wie es Deuteronomium 6,9 fordert „und sollst sie über Deines Hauses Pfosten schreiben und an die Thore" Namentlich ein Spruch der Sakristeithür wird dem der Größe der Verantwortung sich bewußten Pfarrer Trost und Kraft geben etwa „Ich bin mit Dir" oder „Ich will mit Dir und Deinem Munde sein" oder „Gott sei in Deinem Herzen und auf Deinen Lippen," oder „Laß Dir an meiner Gnade genügen"

Daß unsere Kirchen Spruchschmuck tragen sollen und was und wie sie es tragen sollen wollte unsere Skizze zeigen Möge sie ein wenig dazu beitragen, daß die alte Kircheninschrift D. D D D (Domus domini decet decorum), oder wie sie in deutscher Sprache in G G G G vorkommt (Gottes Gebäu gebührt Geschmuck) auch von dem höchsten Schmuck immer mehr gelte, von dem Wort Gottes, das in Ewigkeit bleibet!

Johann Rudolph Ahle im Dienste der evangelischen Kirchenmusik

von **Johannes Wolf** (Berlin).

Es ist in evangelischen Kreisen viel darüber gestritten worden welche Stellung dem Chor in dem Gottesdienste zuzuweisen sei welche Aufgaben er zu erfüllen habe welcher Texte und welches Stils er sich bedienen müsse R v Liliencron[1]) hat das Verdienst, alle diese Fragen historisch aufgeklärt zu haben Aus der Geschichte des evangelischen Gottesdienstes wies er die Stellen auf an denen der Chor in Aktion trat und zeigte daß der ältere evangelische Gottesdienst aus der katholischen Kirche den größten Teil der Messe übernahm und das de tempore selbst dann noch wahrte als für die alten de tempore Gesänge andere eintraten Es geschah dies durch Anlehnung der Texte an die Perikopen der einzelnen Sonn- und Festtage So bekam jeder Gottesdienst eine in sich geschlossene Form und bestimmten Charakter

[1]) Vgl seine Schriften Über den Chorgesang in der evangelischen Kirche Berlin 1880 — Liturgisch-musikalische Geschichte der evangelischen Gottesdienste von 1523 bis 1700 Schleswig 1893 — Chorordnung für die Sonn und Festtage des evangelischen Kirchenjahres, Gütersloh 1900

Wie weit man an diesem de tempore noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts festhielt, und welcher Formen man sich damals in der Kirchenmusik bediente, kann man recht deutlich an den Kompositionen eines Mannes erkennen, der fast ausschließlich für die Kirche gewirkt hat, an den Gesangswerken Johann Rudolph Ahles, die in einer Auswahl im vierten Bande der Denkmäler deutscher Tonkunst[1] vorliegen. Mit wenigen Strichen sei das Leben dieses Meisters gezeichnet. Alle Quellen kommen darin überein, daß Johann Rudolph Ahle am 24. Dezember 1625 zu Mühlhausen in Thüringen geboren sei. Die dortigen Taufbücher enthalten indes keine darauf bezügliche Eintragung. Es ist somit fraglich, ob seine Eltern nicht erst nach seiner Geburt dorthin zugezogen sind. Aufgewachsen ist unser Meister in Mühlhausen jedenfalls. Großen Einfluß übte auf ihn die Kunstrichtung Joachim Möller's (a Burck) aus, dessen Geist in Schule und Kirche noch fortwirkte. Von einem bestimmten Lehrer in der Musik erfahren wir nichts. Nur wissen wir, daß er sich an den Meisterwerken seiner Zeit bildete und sich früh auszeichnete. Ostern 1645 bezog Ahle, nachdem er die beiden letzten Schuljahre in Göttingen unter Andreas Fadelius zugebracht hatte, die Universität Erfurt, um Theologie zu studieren. Hier erregten seine musikalischen Fähigkeiten sehr bald Aufmerksamkeit und verschafften ihm 1646 das Kantorat an der Andreaskirche, das er bis Ende 1649 verwaltete. 1650 treffen wir ihn wieder in Mühlhausen an, wo er das Bürgerrecht erlangte und sich als musicus niederließ. 1654 erhielt er die Organistenstelle an D. Blasii, 1655 wurde er Ratsmitglied. Anfang des Jahres 1673 wählte man ihn zum ersten Bürgermeister. Kurze Zeit darauf starb er, am 9. Juli desselben Jahres.

Ahle's Bedeutung liegt auf kirchenmusikalischem Gebiete. Alle Formen, welche im Gottesdienste seiner Zeit Verwendung fanden, wurden von ihm gepflegt: die Messe, das Magnifikat, die Motette, das geistliche Konzert (Dialog) und das Lied. Ihre musikalische Struktur ist höchst einfach. Die monodischen Bestrebungen hatten zu einer Vernachlässigung des kunstvollen Satzes geführt. Bei Ahle lassen sich nur Ansätze polyphonen Stils erkennen. Gewöhnlich ist seine Satzweise akkordisch, homophon. Terz- und Sextgänge finden häufige Verwendung.

Die lateinische Messe war zu Ahle's Zeit in den evangelischen Kirchen Mühlhausens noch im Gebrauch. Sie beschränkte sich auf das Kyrie und Gloria, das heißt sie war eine missa brevis. Das Credo wurde nach dem Evangelium von dem Geistlichen wahrscheinlich in deutscher Sprache intoniert und von der Gemeinde mit dem Gesange: Wir glauben all an einen Gott, aufgenommen. Zwei Beispiele der missa brevis finden sich in den Werken unseres Meisters. Der erste Teil seines Hauptwerkes des „Thüringischen Lust-Gartens" (1657) überliefert uns eine zehnstimmige Messe für vierstimmigen Chor mit Begleitung zweier Violinen und 4 Trombonen oder Violen. Großer angelegt, wenn auch mit weniger Stimmen operierend, ist die sechsstimmige Messe, welche sich in der „Neuverfaßeten Chor-Music" (1668) findet und unter Nr. 25 im Neudruck vorliegt. Beide sind klangschöne, tief empfundene Stücke, welche den traditionellen Typus der Meßsätze festhalten. Hübsche Wirkungen werden dadurch erzielt, daß Chormassen mit hellem Stimmenklang alternieren mit solchen von dunkler Klangfarbe, ein Mittel, welches schon Hammerschmidt mit Vorliebe gebraucht hat, der in formalen Dingen Ahle zum Vorbild diente. Eine de tempore-Beziehung fehlt beiden Werken. Daß nicht immer Kyrie und Gloria vom Chor ausgeführt wurden, sondern an gewöhnlichen Sonntagen in deutscher Sprache der Gemeinde zufallen konnten, ist als wahrscheinlich anzunehmen. Aber auch an hohen Festen wurde zuweilen nur das Gloria vom Chor figuraliter gesungen, wie das fünfzehnstimmige Gloria in nativitate Dei im dritten Teile des „Thüringischen Lustgartens" zeigt. Hier haben wir also einen Meßsatz mit de tempore-Charakter. Wurde an gewöhnlichen Sonntagen statt des Credo von der Gemeinde der Choral: Wir glauben all an einen Gott, angestimmt, so scheint an Festtagen der Chor diesen Gesang figuraliter ausgeführt zu haben. Das Beispiel, welches sich bei Ahle findet

[1] Leipzig, Breitkopf und Härtel.

(Nr. 36 der Neuausgabe) ist eine achtstimmige Choralbearbeitung für zwei Chöre. Jeder Abschnitt des Liedes wird motettenhaft durchgeführt, die Stimmen werden in der verschiedensten Weise mit einander verschlungen und durch Responsion der Chöre hübsche Wirkungen erzielt. Dabei atmet der Satz Einfachheit und Natürlichkeit. Ein ander Mal begegnet uns derselbe Text zu einem geistlichen Konzert für 1 Singstimme und 2 Violinen mit Generalbaß verarbeitet. Motette und geistliches Konzert können demnach denselben Platz im Gottesdienste einnehmen.

Die übrigen Meßsätze, welche die ältere evangelische Kirche für die Abendmahlsfeier beibehielt, finden sich bei Ahle nicht, wohl aber das Magnifikat, welches im Abendgottesdienste Platz hatte. Dreimal hat unser Meister diesen Text komponiert, jedes Mal ohne Beziehung auf ein de tempore. Abgedruckt liegt das Magnifikat aus dem ersten Teile des „Thüringischen Lustgartens" vor (Neuausgabe Nr. 37).

Die Masse der übrigen Kompositionen Ahles scheidet sich in zwei Gruppen, von denen die erste als Texte das Bibelwort und den Choral benutzt, während in der zweiten die geistliche Dichtung der Zeit zu Worte kommt. Zur ersten Gruppe gehören Konzert (Dialog) und Motette (Choralbearbeitung), zur zweiten das Lied. Beim großen Teile dieser Werke ist die Kirchenjahrszeit angegeben, für welche sie geschaffen sind, das heißt, sie haben de tempore-Charakter. Bestimmend für das de tempore sind die evangelischen Perikopen.

Gern bedient sich Ahle der Form des Dialogs. Ein vortreffliches Beispiel hierfür bietet Nr. 2 der Neuausgabe dar: Sie haben meinen Herrn weggenommen. Die Klage der Maria von dem leeren Grabe kommt zu ergreifendem Ausdruck. Charakteristisch hebt sich von ihrem Gesange die Baßmelodie Jesu ab: Weib, was weinest du, wen suchest du? Den Abschluß des Stückes bildet ein kleiner Chorsatz in Form einer Choralbearbeitung: Gelobet sei der Herre Christ. Ein derartiger kantatenhafter Zug findet sich öfter. Wo hier der Dialog solistisch verwendet, so sehen wir in Nr. 28 der Neuausgabe Wer ist der, so von Edom kommet diese Form auf den Chor übertragen. Zwei Chöre von verschiedener Klangfarbe stehen einander gegenüber, beide vereint bringen mit dem Choralvers: Dank, Preis sei dir, Herr Jesu Christ das Stück zu prächtigem Abschluß.

Das Wesen des konzertierenden Stils kann man so recht an Nr. 10 der Neuausgabe erkennen, dem Satz Misericordias domini cantabo aus dem dritten Teile des „Thüringischen Lust-Gartens". Zwei blühende Melodien solistischen Charakters treten in Widerstreit mit 2 Violinen, der ganze Satz baut sich über einen Generalbaß auf. Das Wort cantabo giebt zu reicher Figurierung Anlaß. In Cum Maria diceret (Neuausgabe Nr. 35) tritt eine Solostimme zum Streichorchester in Gegensatz.

Bei den Motetten läßt sich besonders beobachten, wie Ahle der Kontrapunktik fremder gegenüber steht. Er vermeidet zwar durchaus nicht polyphonen Satz und motivische Arbeit, fällt aber nach wenigen Takten immer wieder in den homophonen Stil zurück. Darum sind indes seine Kompositionen durchaus nicht minderwertig oder für den Gebrauch der Kirche weniger empfehlenswert. Im Gegenteil könnte man vom Standpunkte der Kirche aus seinem klaren und einfachen Stil eher für einen Vorzug halten, da seine Werke dadurch dem Verständnis der Gemeinde viel näher liegen als manches hochgeniale Werk, das unverstanden am Ohre der Gemeinde vorüberrauscht und somit den eigentlichen Zweck der Erhebung verfehlt. Und diesen Zweck hatte Ahle mit seiner Kunst zu allererst im Auge.

Seine Motette: Unser keiner lebet, ist ein wirkungsvoller Satz voll kirchlicher Stimmung. Formal ist bei dem 121. Psalm (Neuausgabe Nr. 34) das Ausklingen in die kleine Doxologie ein hübscher Zug. Auch der Hochzeitgesang: Ich hab's gewagt (Nr. 29 der Neuausgabe) hat großen klanglichen Reiz.

Ein Stück, welches man sehr wohl als Weihnachtskantate bezeichnen könnte, ist Nr. 50 der Neuausgabe: Fürchtet euch nicht. Nach der kurzen Einleitung eines fünfstimmigen Chors hebt ein Engel an und verkündigt den Hirten die Geburt des Herrn, die himmlischen Heerscharen lassen ihr: Ehre sei Gott in der Höhe, erklingen. Die Hirten beschließen, nach Bethlehem zu ziehen (vierstimmiger Chor: Lasset uns gehen gen

Bethlehem). Es folgt eine Symphonie für 4 Fagotte, worauf sich beide Chöre zu dem Lobgesange Gelobet seist du, Jesu Christ, vereinigen. Die Verwendung der Fagotte um gewisser Weise Lokalkolorit zu geben, um pastorale Stimmung hervorzubringen, ist für die damalige Zeit als feiner Zug hervorzuheben.

Einer ganzen Reihe von Stücken legte Ahle den Choral zu Grunde, den er motettenhaft als cantus firmus durchführt. Zu dem Schönsten, was er in dieser Gattung geschaffen hat, gehören die beiden unter Nr. 38 und 39 in der Neuausgabe mitgeteilten Sätze Wach auf, mein Herz und Zwingt die Saiten in Cithara.

Mit besonderer Liebe pflegte Ahle die Liedform. Außer den 30 geistlichen Arien, welche er in Sammlungen von je zehn in den Jahren 1660, 1662 und 1669 herausbrachte, schuf er 14 „neue geistliche auf die hohen Festtage durchs ganze Jahr gerichtete Andachten mit 1. 2. 3. 4 und 8 Stimmen mit oder ohne Fundament sampt beygefügten Ritornellen auff 4 Violen nach belieben zu brauchen“ (1662), 30 „neue geistliche auf die Sonntage durchs ganze Jahr gerichtete Andachten von 1. 2. 3. 4 und mehr Stimmen“ (1664) und 10 „neue geistliche Communion und Haupt-Fest-Andachten mit 1. 2. 3. 4 oder mehr Vocal- und 2. 3. 4 und 5 Instrumental-Stimmen zugerichtet“ (1668), zusammen 124 Liedsätze[3]), welche alle dem kirchlichen Gesange gedient haben und fast ausnahmslos de tempore-Charakter tragen. Man pflegt oft Ahle den Schöpfer der geistlichen Arie zu nennen. Das heißt aber die Verdienste einer ganzen Reihe Männer vor ihm verkennen. Die geistliche Arie, ein „aus subjektiver Frömmigkeit entsprungenes mehr- oder einstimmiges Strophenlied mit Instrumentalritornellen“ findet sich bereits vor Ahle bei Kindermann, Hammerschmidt, Albert, Weichmann und den Sängern des Rist'schen Kreises. Er selbst hat nie auf Erfindung dieser Form Anspruch gemacht. Im Gegenteil weist er in der Vorrede zum ersten Teile der Arien auf seine Vorgänger hin. Albert scheint ihm namentlich hinsichtlich des Baus der Melodien zum Vorbild gedient zu haben. Immer sehen wir ihn bemüht, seine Weisen so präzis und so eindringlich wie möglich zu gestalten. Leider reicht sein Charakterisierungs-Vermögen nicht weit, doch weiß er stets einen von Herzen zu Herzen gehenden Ton anzuschlagen. Die Chromatik zieht er nicht selten zur Illustrierung des Textes heran. Das Motiv des Ritornells ist häufig der folgenden Arie entnommen. Der moderne Tonalität ist bei ihm fast vollständig zum Durchbruch gelangt, das Mollgeschlecht findet Bevorzugung. In der Satzweise strebt er bewußt die größte Einfachheit an. So schreibt er im Nachwort zum „andern Zehn neuer geistlicher Arien“: „Es werden zwar bei diesen schlechten Arien (so mehrenteils aus flüchtiger Feder geflossen) keine große Künste an den Tag kommen, weil sie mit Fleiß ganz einfältig zu männiglicher Nutzen gesetzet.“

Schon Winterfeld[4]) hat auf das eigentümliche Verhältnis Ahle's zu seinen Textdichtern hingewiesen. Der Meister äußert sich selbst darüber in der Dedikation zum ersten Teile der Arien: „Und demnach unläugbar, daß viel schöne und herrliche Erfindungen, wenn sie nicht mit annehmlichen Sangweisen beseelet werden, in kurtzen Jahren der Vergessenheit heimfallen. Als haben unterschiedliche Vornehme Musici, benamentlich Albert, Weichmann, Hammerschmid rc. zu geschweigen derjenigen, welche des Hochberühmten Herrn Ristens himmlische Arbeiten aufgezieret, mit Anstimmung solcher auserlesener Reim-Oden nicht allein die Edlen Dichter gleichsam wieder aus dem Staube gegraben, sondern auch sie sich ein immer grünendes Lob erworben. Weil aber dennoch viel stattliche und Geistreiche Tichtungen vorhanden, so meines Wissens noch nicht mit bequemen Melodeyen beleget, und doch immer schade, daß solche so ungebrauchet bleiben sollen: Also habe ich (fürnemlich zu Gottes Ehre und dann auch aller Ticht- und Singkunst liebhabenden Nutzen) allerhand geistliche Texte (weiln der weltlichen ohne das genug am Tage) hervorzusuchen und mit nachfolgenden Melodeyen zuzuleiten nicht undienlichen zu seyn erachtet.“ Den Zweck, für

---

[3]) Die unter dem Motto Juva dulcissime Jesu Juva nach Ahle's Tode erschienenen „Geistlichen Fest- und Communion-Andachten“ (1665, 1664) sind eine Auswahl aus den oben angegebenen Liedwerken.

[4]) Der evangelische Kirchengesang II, S. 305 ff.

den er seine Arien bestimmt, spricht er in dem bereits angezogenen Nachwort aus: „Jedoch wenn ich das erhalte, daß so viele schöne Texte Gott zu Ehren in Kirchen, Schulen und andern ehrlichen Zusammenkünfften können fruchtbarlich gebrauchet werden, so bin ich zufrieden.“ Ausschließlich für die Kirche bestimmt waren die Sonn- und Festtagsandachten, „Lehrlieder in bestimmtester Beziehung auf die Sonntagsevangelien“, denen eigens für Ahle geschaffene Texte der beiden Mühlhäusischen Prediger Starck und Vockerodt sowie des Lüneburger Theologen Franz Joachim Burmeister zu Grunde lagen. Ursprünglich also für den kirchlichen Kunst-, Schul- und Hausgesang bestimmt, fanden die Lieder bei der Gemeinde einen derartigen Anklang, daß ein großer Teil von ihnen, besonders diejenigen über Burmeister'sche Texte, in den Mühlhäuser Gemeindegesang überging und von dort aus weitere Verbreitung fand. Noch heute sind 27 Melodien Ahles in den Kirchen Mühlhausens in Gebrauch.[5]) In welchem Ansehen dieselben drei Ende des achtzehnten Jahrhunderts standen, beweisen uns die Worte des Biographen Ahles im Mühlhäusischen Wochenblatt vom Jahre 1790, Stück 31: „Besonders werden seine komponierten Choralmelodien in Mühlhausens Kirchen und dessen Gebiete bis auf den heutigen Tag mit Entzücken gesungen, und werden, so lange in frommen, den Geist erhebenden Gesängen bey unsern gottesdienstlichen Versammlungen voll Andacht das Herz der Christen sich zu Gott emporschwingen wird, das Gemüt mit frommer Freude beleben und nach Verdienst bewundert und geschätzt werden.“

Über die Verbreitung jener Gesänge ist Johannes Zahn, „Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder“ zu vergleichen. Abgesehen von der Melodie zu: Jo er ist's, aus den Sonntags-Andachten welche mit dem Clausnitzer'schen Texte: Liebster Jesu, wir sind hier, allgemeine Verbreitung gefunden hat, haben nur wenige die Grenzen Thüringens und Sachsens überschritten. Erwähnt sei nur, daß drei in das neue bayerische Choralbuch (Erlangen 1823) Eingang gefunden haben[6]) und drei in dem im Anschluß an das neue Gesangbuch für evangelische Gemeinden der Provinz Brandenburg von A. W. Bach herausgegebenen Choralbuche enthalten sind.[7])

Von den Textdichtern Ahles sind bereits diejenigen, mit denen er sich am häufigsten verband, genannt worden: Franz Joachim Burmeister, Johann Vockerodt und Ludwig Starck. Gelegentlich benutzte er Texte von Opitz, Rinckart, Harsdörffer, Tscherning, Brehme, Johann Franck, Michael Jakobi, Rist und Philipp von Zesen. Nicht selten war er aber sein eigener Textdichter. Von den Arien aus dem Jahre 1660 stammen allein 7 auch dem Worte nach von unserm Meister her und zwar: Komm, Jesu Christ, sei unsre Gast — Lasset uns den Herren preisen — Seht doch das Leben an — Ich suche nur den Himmel — O Jesu, liebstes Leben — Der Sonnen Licht ist fort — Ach Gott, mein Schöpfer, nun ist's Zeit — Dazu kommen noch: Was mag doch diese Welt, aus dem zweiten Teile der Arien und die Kommunion-Andacht: Nun ist es billich, Jesu Christ. Winterfeld nimmt auch für die Texte: Auf, auf, mein Herz, und Jesu, Jesu, meine Freude, Ahle als Verfasser an. Ein Grund hierfür läßt sich nicht angeben, es sei denn der, daß letztgenannter Text sich unter unseres Meisters Namen im alten Mühlhäuser Gesangbuch verzeichnet findet. Ein solches vom Jahre 1726 enthält 6 seiner

[5]) Vgl. Beutler und Hildebrand, Choral-Melodien für das Mühlhäuser Gesangbuch, Mühlhausen 1834. Bei Nr. 5: Liebster Jesu, Nr. 94: Jesu, Jesu, meine Freude und Nr. 175: Das Jahr ist fortgelaufen fehlt Ahles Name als Autor. Die Melodien der Nummern 27, 70, 97, 134, 204 werden ihm irrtümlich zugeschrieben. Bei Nr. 5 und Nr. 94 sind die Originalweisen stark verändert. Vgl. hierzu auch K. v. Winterfeld, a. a. O. II 322 ff.

[6]) Vergl. F. J. A. Muck, Biographische Notizen über die Komponisten der Choralmelodien im Bayerischen neuen Choral-Buche. Erlangen 1823. Die drei Weisen sind: Lob singt dem Mächtigen — Es ist genug, so nimm, Herr — Komm, Seele, setze dich (verbessert von Knecht).

[7]) Liebster Jesu, wir sind hier — Liebster Immanuel, Herzog der Frommen — Seele, was ist Schöners wohl

Dichtungen*) Bis in unsere Zeit in Gebrauch geblieben ist nur eine: Laßt uns den Herren preisen. Um eine Probe seiner dichterischen Begabung zu geben, sei die letzte der Arien aus dem Jahre 1669 dem Texte nach hier wiedergegeben.

Ach Gott, mein Schöpfer, nun ist's Zeit,
Daß ich nach deinem Willen,
Des Lebens Ziel, ganz bin bereit,
Mein schwarzes Grab zu füllen.
Hilf, daß mein Sinn von dieser Welt
Zur Himmelsburg sich schwinge,
Damit nicht Sünde, Gut und Geld
Zum Höllenpfuhl mich dringe.

Ach, mein Erlöser Jesu Christ,
Dein teures Blut bedenke,
Das auch für mich vergossen ist,
Und jetzt damit mich tränke,
Damit ich werde Sünden rein
Vor deinem Thron gestellet
Und allen heilgen Engelein
Mit Freuden zugesellet.

Ach, heiliger Geist, du Freudenöl,
Ach, hilf mir herzlich beten,
Bis die durchs Blut erlöste Seel
In Abrams Schoß getreten.
Alsdann will ich ohn einges Leid
Mit süßen Jubelklingen
Die heilige Dreifaltigkeit
In Ewigkeit besingen.

Von den Liedsätzen liegt eine ganze Reihe bei Winterfeld (Evangelischer Kirchengesang) und in dem 5. Band der „Denkmäler deutscher Tonkunst" vor. Um aber den Lesern der Monatschrift ohne weiteres eine lebendige Anschauung der Kunst Ahles zu ermöglichen, möge das Lied: Mein Seelchen, Jesu, jedert sich, aus dem „dritten Zehn neuer geistlicher Arien" (1662) in der Musikbeilage Platz finden.

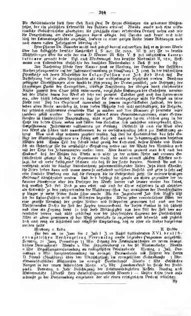
Hiermit sind wir am Ende unserer Betrachtung angelangt. Wir sahen an den Werken Ahles, daß zu seiner Zeit Messe und Magnifikat den de tempore-Charakter bereits verloren hatten, daß aber alle anderen Formen mit Ausnahme weniger Fälle am de tempore festhielten. Die Formen, welche für den Gottesdienst in Frage kamen, waren Missa brevis, Magnifikat, geistliches Konzert, Dialog, Motette, Choralbearbeitung und vor allen Dingen das Lied. Diese mit wahrhaft kirchlichem Geiste zu erfüllen, war das Streben unseres Meisters. Ihm war nicht die Kunst an sich Endzweck, sondern die Erbauung der Gemeinde. Daher bediente er sich einer musikalischen Sprache, die von allen verstanden werden konnte und, wie für das Lied die alten Mühlhäuser Gesangbücher zeigen, auch verstanden ward. Gewiß ist mancher seiner Liedertexte veraltet, sein Ton klingt uns aber stets vertraut, weil er aus glaubensstiefem Herzen quillt.

Wo man nun bei der Neuordnung der Liturgie zur alten Gottesdienstordnung zurückgreift, da sind für den musikalischen Teil gerade solche Werke voll echt kirchlichen Geistes, wie sie unser Meister geschaffen hat, zu allererst zu berücksichtigen. Sie sind gleichsam aus der Liturgie heraus geboren und können unsern heutigen Musikern zeigen, welche Wege sie im Dienste der Kirche gehen müssen.

Kleine Mitteilungen.

Aus Weißenfels (Provinz Sachsen), 26. März, wird geschrieben: „Am Grabe des Dichters Novalis fand gestern aus Anlaß der 100jährigen Wiederkehr seines Todestages eine erhebende Gedächtnisfeier statt, die von Gesängen Novalis'scher Lieder, von Musikdirektor Geißler eigens für den pietätvollen Akt komponirt, umrahmt war. Zahlreiche Verehrer des Sängers von „Wenn alle untreu werden" und „Wenn ich ihn nur habe", der bekanntlich in Weißenfels als Assessor bei der königlichen Saline angestellt war und hier frühzeitig starb, sowie Vertreter der Kirche, der Schulen, der städtischen und der Militärbehörden umstanden die mit Novalis' von Schaper meisterhaft modellierter Marmorbüste geschmückte Ruhestätte des gemütsinnigen Lyrikers der deutschen Romantik.

*) Es sind die Texte: Was mag doch diese Welt — Komm, Jesu Christ — Laßt uns den Herren preisen — Ich suche nur den Himmel — O Jesu, liebstes Leben — Jesu, Jesu, meine Freude — Sei willkommen, Jesulein (gez. J. R. A.) und Nun ist es billich (gez. J. R.). Bei zweien: Jesu, Jesu (welches mit vollem Namen gezeichnet ist) und Sei willkommen läßt sich die Verfasserschaft Ahles nicht nachweisen.



Die Gedächtnisrede hielt Herr Geh. Rath Prof. Dr. Heyne-Göttingen, ein geborener Weißenfelser, der ein plastisches Lebensbild des Dichters entwarf. Abends wurde noch eine volkstümliche Gedächtnisfeier abgehalten, die gleichfalls einen erhebenden Verlauf nahm und wie die Veranstaltung am Grabe Zeugnis davon ablegte, daß Novalis auch heute noch nicht bloß der Litteraturgeschichte angehört, sondern in einer ganzen Reihe seiner Dichtungen noch nach einem vollen Jahrhundert lebendig ist."

Herr Pfarrer Dr. Bäumker macht uns gütigst darauf aufmerksam, daß er in seinem Werke über das katholische deutsche Kirchenlied I. S. 407 Nr. 205a, III. S. 327 Nr. 56 bereits Mittheilungen über die erste der von D. Werner M. Sch. V. S. 205 mitgeteilten Lamentationen gemacht habe. Vgl. auch Wackernagel, das deutsche Kirchenlied II, 52x, Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes 3. Aufl. S. 303. Sp.

Am Karfreitag führte Herr Kantor Zinck in Marburg, der Vertreter der Hessischen Kirchengesangvereine auf der Jahresversammlung zu Straßburg i. J. 1899, in der lutherischen Pfarrkirche mit deren Kirchenchor die Lukas-Passion von Joh. Seb. Bach auf. Die Aufführung darf in allen Hauptsachen als eine wohlgelungene bezeichnet werden. Durchaus gediegene Chorleistungen ohne künstliche Steigerung der Verlegungsmittel, gute Besetzung der schwierigen Partie des Evangelisten, würdige Ausführung der übrigen durch einheimische Kräfte zumeist dem Chore selbst entnommenen, vorzügliche Leistungen des Orchesters, namentlich der Bläser, denen das Werk oft sehr viel zumutet. Tadellos griff auch das Harmonium ein, aber höchst bedauerlich war es, daß für die Gemeindegesänge nicht die Orgel an seine Stelle trat. Daß das Orgelwerk namentlich in seinem augenblicklichen Zustand, der herrlichen alten Kirche unwürdig ist, kann diesen Mißgriff doch nicht entschuldigen, die Aufgabe, der zahlreich erschienenen Gemeinde Mut zu machen und ihre Stimmen zu sammeln, wäre trotzdem gelöst worden. So wurde der Eindruck eines Gemeindeoratoriums, eines Gottesdienstes in künstlerischer Ausgestaltung, nicht erzielt. Dagegen traten, obschon ganz in der Tiefe des hohen Chores, weit und hinter dem Hochaltar fast unsichtbar untergebracht, Chor, Einzelstimmen, Instrumente vollkommen zur Geltung. Vielleicht ist auch ein Wort über das Werk als solches nicht unwillkommen, da es verhältnismäßig selten zur Aufführung gelangt. Man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß ihm die Einheitlichkeit, das feste Gefüge der Matthäuspassionen von Schütz und Bach und auch der Johannespassionen derselben Meister fehlt. Einen Teil der Schuld trägt gewiß der Lukastext, dessen Weiche und Breite sich als Unterlage für die musikalische Gestaltung weder mit der Wucht des Matthäus noch mit der Tiefe des Johannestextes messen kann. Aber daneben gewinnt man doch auch den Eindruck, daß der Meister des Werks noch nicht zu der rechten Ruhe und inneren Geschlossenheit gelangt ist, daß er Experimente macht, die nicht überall glücken, Effekten nachjagt, die oft mehr Selbstzweck scheinen, als daß sie der Sache dienten. Störend, hie und da verletzend wirkt die häufige Unterbrechung zusammenhängender Reden Jesu durch Choräle, die Arien haben dann und wann einen so auffallend weltlichen Anstrich und gehn so sehr auf eine sinnliche Wirkung aus, daß die Grenzen, die die Gelegenheit zieht, für unseren heutigen Geschmack überschritten werden. Und doch befestigt sich gerade an ihnen gegenüber der bekannten Streitfrage über den Verfasser des Werks immer und immer wieder das Urteil, daß wirklich Joh. Seb. Bach zu uns redet, und auch die Chöre erscheinen so oft gleichsam als Entwürfe zu den entsprechenden der Matthäuspassion, daß wenigstens der Berichterstatter je länger je mehr seiner Sache sicher wurde. Als ein Jugendwerk Joh. Seb. Bach's läßt sich die Lukas-Passion wohl am leichtesten begreifen. Wenn jeder vorurteilsfreie Hörer, der eine gewisse Kenntniß der großen Kultur- und Stilepochen gewonnen hat, auch aus den Meisterwerken Bachs die Zeit des Zopfes herauserkennt, die diesen Genius in sich schließt und ihm als Fassung dient, so tritt diese Abhängigkeit von dem Stil der Zeit hier nur deutlicher hervor, noch nicht gebändigt von der schöpferischen Eigenart der Persönlichkeit. Alles in allem genommen ist das Werk jedenfalls so anziehend und lehrreich und zugleich doch auch reich an Schönheit und religiöser Empfindung, daß es öfter als bisher dargeboten werden sollte.

Marburg a. Lahn. R. Budde.

Für den am 30. Juni bis 2. Juli l. J. in Kassel stattfindenden XVI. deutsch-evangelischen Kirchengesang-Vereinstag wurde folgendes Programm aufgestellt: Sonntag, 30. Juni, Vormittags 11 Uhr: Sitzung des Zentralausschusses im neuen evangelischen Vereinshause. Abends 6 Uhr: Festgottesdienst in der St. Martinskirche. Abends 8 Uhr: Begrüßungsversammlung im evangelischen Vereinshause. Montag, 1. Juli, Vormittags 9 Uhr: Hauptversammlung im evangel. Vereinshause mit Referat des Herrn D. Smend (Straßburg) über den Wechselgesang im evangelischen Gottesdienste. 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im evangel. Vereinshause. Abends 7 Uhr: Geistliches Konzert in der neuen lutherischen Kirche. 8½ Uhr: Familienabend im Saale des Stadtparks. Dienstag, 2. Juli: Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Kassels. Ausflug nach Wilhelmshöhe. (Adresse: Herr Generalsuperintendent Werner.) — Unsere Leser seien aufs wärmste zu der Versammlung eingeladen, der wir einen erfolgreichen Verlauf wünschen.

Sp.

Bücherschau.

Dehio u. v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Atlas 8. (Schluß-) Lieferung, Taf. 495—601, Text II. 2. Hälfte, 1. Lieferung. Stuttgart, A. Bergsträßer. M. 54.

Das monumentale Werk ist nun nahezu vollendet. Es steht nur noch eine Schlußlieferung des Textes aus, welche hoffentlich auch die nötigen Register bringen wird. Die Tafeln bieten die gotischen Hauptwerke in den Niederlanden, in Skandinavien, Südfrankreich, Spanien und Italien, dann systematisch geordnet eine Übersicht von Detailformen: Pfeiler, Fenster und Maßwerke, Kapitäle und Ornamente, und endlich vergleichende Querschnitte. Der Text aus Dehios Feder setzt mit der Schilderung der deutschen Gotik ein. Die übliche Dreiteilung wird aufgegeben. Statt dessen wird eine Periode der Lehrzeit bis ca. 1322 (Weihung des Kölner Domchors) und eine zweite der Entfaltung deutschen Eigenlebens bis 1525 eingeführt. Überaus geistreich und klar ist die Darstellung der ersten Periode. Der Kampf zwischen dem fremden, französischen System und der heimischen Gewohnheit verläuft ganz dramatisch in mehreren Absätzen. In einer ersten Lehrzeit der Rezeptionsperiode gewahren wir, wie hie und da offenbar durch französisch geschulte Werkleute übertragen primitiv-gotische Einzelformen, Rippen und Ornamente, dann ganze Bauteile, Pläne und Grundrisse, von welchen am bekanntesten und auffälligsten die Nachahmungen von Laon (Domchor in Magdeburg, Dom in Limburg, Westfront in Halberstadt, die Türme in Bamberg und Naumburg) sind, während von Soissons und St. Yved in Braine die Liebfrauenkirche in Trier und [illegible] ausgehen, sämtlich in [illegible] deutscher Formensprache. Anders wurde es in der Zeit seit 1250, als man den klassisch-gotischen Stil der großen Kathedralen ohne Vorbehalt annahm, voran am Dom zu Köln, dessen Meister Gerard als der Schöpfer des vorbildlichen Planes von Amiens wahrscheinlich gemacht wird. Andre Einbruchstellen sind Utrecht, Altenberg, Xanten, Straßburg und Halberstadt. Erst als diese Bauhütten ihre schulbildende Kraft entfalteten und der direkte Verkehr mit Frankreich einschlief, begann eine Zeit der Assimilation, der Verdeutschung, welche sich teils in Reduktionen am „[illegible]", teils in eigenwilligen Neubildungen kundgab. Hierbei war die Bautätigkeit der Bettelorden von entscheidendem Einfluß. Andrerseits begann die Hallenkirche sich zu verbreiten und die ersten großen Fassaden (Straßburg, Freiburg) wurden entworfen. Der Überblick über die spätere Gotik ist sehr knapp. Das besondre Interesse erregt die Aufnahme der Hallenform auch für die Chöre (hl. Kreuz in Gmünd), welche Dehio von Österreich (Zwettl) ableitet, ferner die böhmische Episode und die mancherlei Turmbauten und die Nachblüte in Sachsen. Wir freuen uns, daß Dehio die von den sächsischen Forschern beliebte Verherrlichung der letzten [illegible] sehr entschieden ablehnt und bei aller Anerkennung die dekadenten Züge scharf herausstellt. Dem norddeutschen Backsteinbau ist ein besondrer Abschnitt gewidmet, im Einzelnen wird die märkische und baltische Gruppe (im wendischen Quartier) kurz und treffend charakterisiert. Anhangsweise wird dann noch die niederländische Gotik betrachtet. Die Baukunst Skandinaviens hat Prof. E. Wrangel in Lund von den Anfängen an dargestellt. Was über die Gotik in den Mittelmeerländern gesagt wird, geht meist auf die bahnbrechenden Arbeiten von Enlart zurück. Aber auch hier wie in dem ganzen Werke zeigt sich Dehio als Meister gruppierender Darstellungskunst nach großen Gesichtspunkten. Das Werk wird auf Wissenschaft und Praxis einen nachhaltigen Einfluß üben. Jedenfalls macht es deutschem Fleiß und Geist die größte Ehre. Dr. Bergner.

P. Gammel, Altäre, Kanzeln und Chorgestühle. Vorlagen mittelalterlicher Holzarchitektur für Kirchenmöbel der Neuzeit. 32 Taf. m. Text. Berlin u. New-York, Bruno Hessling. 4 Lieferungen à 7.50 Mk.

Noch immer üben die mittelalterlichen Formen einen großen Reiz auf die entwerfenden Architekten aus, und das vorliegende Tafelwerk, das als Vorlagewerk für Kunsttischler gemeint ist, gibt Zeugnis davon, daß die scheinbar erschöpfte und abgenützte Formsprache der Gotik in gewissen Grenzen doch immer neue Gestaltungen zuläßt. Die Kirchenmöbel sind für den katholischen Kultus entworfen, aber auch der Künstler, welcher für evangelische Kirchen zu schaffen berufen ist, wird darin eine ganze Reihe schöner, fein abgewogener Motive finden. Dr. Bergner.

Zu Notenbeigabe 1. Robert Frenzel, Organist zu Schneeberg in Sachsen, ist vor Jahren schon unseren Lesern durch seine sinnige, hiermit aufs neue empfohlene kleine Schrift „Die Orgel und ihre Meister" vorgestellt worden (M.-Schr. II, 66) und letzthin noch durch M. Regers Kritik (M.-Schr. VI, 66). Was Reger an Frenzel rühmt, gilt in vollem Maße auch dem vorliegenden Präludium und dem über „Jesu, meines Lebens Leben", das in der Februar-Nummer des nächsten Jahrganges erscheinen wird. Sp.

Zu Notenbeigabe 2 vgl. den Aufsatz Joh. Wolfs über J. R. Ahle im Dienste der evang. Kirchenmusik in dieser Nummer der M.-Schr. S. 238.



Notenbeigabe 1.

Orgelvorspiel: „Straf mich nicht in deinem Zorn."

An Max Reger.

Andante. — Robert Frenzel.

I. Man. mf

Manual

II. Man p

16 u. 8'

Pedal

Notenbeigabe 2.

Über die Worte des 42sten Psalms:

Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?

Johann Rudolph Ahle, (1625—1673).

Aus dem dritten Zehn neuer geistlicher Arien Mühlhausen 1662.

1. Mein Seel o Je-su seh-net sich dein Ant-litz bald zu schau-en.
   Ach komm mein Trost ich su-che dich, auf dich steht mein Ver-trau-en.
2. Ich Pil-ger wan-der so da-her die Kreuz- und Trüb-sal-stra-ßen
   Was mich be-glei-tet für Beschwer das weißt du bes-ser ma-ßen.
3. Und denn in-mit-telst zu mein Herz noch et-was da ver-blei-ben
   So soll es vor der Angst noch Schmerz von dir mein Je-su, tren-nen.
4. So fahr ich denn in Frie-den hin, zu schau-en dein Ge-sich-te,
   So weid ich mei-ne Seel und Sinn an dei-nem Him-mels-lich-te.

1. Ich bin von Sorg und Ang-sten matt mein Herz ist die-ses Le-bens satt, Wann soll ich zu dir kom-men?
2. Wann werd mir a-ber einst be-kannt das rech-te Him-mels Va-ter-land, Wann werd ich zu dir kom-men?
3. Doch in der Welt ist kei-ne Ruh Ach Gott so tritt du bald her-zu und laß mich zu dir kom-men.
4. In stil-ler Freud-Em-pfind-lich-keit Ach komm mein Trost ich bin be-reit wenn's dir ge-fällt zu kom-men.

Franz Joachim Burmeister.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zu beziehen durch die Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.
Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 24 M., ½ S. 13,50, ¼ S. 7,50 M.

Zum Gedächtnis Philipp Spittas, des Sängers von „Psalter und Harfe",

von Superintendent Nelle in Hamm

Wunderbar offen liegt das Leben Philipp Spittas vor uns da. Er war zwar eine stille, beschauliche Natur. Aber Gott hat es ihm gegeben, alles, was ihn bewegte und was er innerlich erlebte, sein lauteres tiefes Wesen das Geheimnis seiner Gottseligkeit, ungesucht und ungeschminkt in seinen Aufzeichnungen den Seinen und den Freunden anzuvertrauen und so für Mit- und Nachwelt zu einem bleibenden Gewinn zu machen. Wer sich mit seinen Briefen und Tagebuchblättern beschäftigt, wie sie in den beiden Zeichnungen seines Charakter-Bildes von Freundes- und von Sohneshand uns vorliegen, dem erscheinen bald auch seine Lieder nur als „Bruchstücke einer großen Konfession", einer Konfession, die in all seinen Worten, ja in seinem ganzen Thun und Wandel ebenso segnend und herzerquickend lebendig ist, wie in seinen Dichtungen. Wer sein Leben kennt, wird uns zustimmen, wenn wir sagen: hier ist der Mensch noch mehr, als der Dichter. Es war ein Leben aus einem Gusse. Je näher man ihm tritt, desto überraschender



enthüllt es das Geheimnis seiner Kraft. Was Spittas Poesieen künden, das hat dies Gotteskind, dieser Jünger und Zeuge Christi bewährt in Werden und Wirken, in Leiden und Thun, in Haus und Amt. Kein Wunder darum, daß den Liedern dieses Sängers bei aller Schlichtheit und Anspruchslosigkeit eine werbende Kraft, eine zwingende Gewalt über die Herzen innewohnt. Kein Wunder, daß Spittas Psalter und Harfe vor allen geistlichen Liedersammlungen der Dichter des 19. Jahrhunderts eine unvergleichliche Volkstümlichkeit erlangt hat und behauptet.

Längst ist in Reclams Universalbibliothek wie in Meyers Volksbüchern die Gesamtausgabe von Psalter und Harfe für zwanzig Pfennige zu haben. Von den Dichtern des 19. Jahrhunderts, die geistliche Lieder schufen, sind außer Spitta in diesen beiden volkstümlichen Ausgaben nur noch die Namen Novalis, Arndt, Schenkendorf zu finden. Aber diese verdanken ohne Zweifel nicht in erster Linie ihrer religiösen Lyrik die Aufnahme. Von rein geistlichen Dichtern des 19. Jahrhunderts ist in den beiden genannten Sammlungen nur Spitta vorhanden. Diese Thatsache bezeugt mehr als Worte, was der Sänger von Psalter und Harfe unserem Volke ist.



Elternhaus Spittas zu Hannover

Johann Karl Philipp Spitta ist am 1. August 1801 in Hannover geboren. Seine Vorfahren gehören zu den Emigrantenfamilien, welche nach der Bartholomäusnacht Frankreich verließen. Im Jahre 1575 werden in der Kolonie Frankenthal Jean Spita und Wilkin Spita mit ihren Frauen genannt. Seit 1701 finden wir die Familie in Norddeutschland ansässig. Spittas Mutter war eine getaufte Jüdin. Aber in des Dichters Geistes- und Gemütsart ist wohl kaum eine Spur von dem Charakter jener beiden fremden Nationalitäten ausgeprägt. Er war eine echt deutsche, eine niedersächsische Natur. Die Züge seines Charakterbildes gemahnen uns an so manchen anderen Charakter, den seine hannoversche Heimat im 19. Jahrhundert aufweist. Nennen wir auf kirchlichem Gebiete nur Münkel, Petri, Louis Harms, Weibezahn, feine, nüchterne, zähe, tief blickende Geister, klar und scharf wie Krystall. Keiner unter ihnen übertrifft Spitta an christlicher Entschiedenheit,

Lauterkeit, Milde. Spitta ist seiner hannoverischen Heimat zeit seines Lebens treu geblieben. Abgesehen von einer Reise des Studenten durch Thüringen, des Kandidaten und Pastors in die Hannover nächst benachbarten Gebiete und einigen anderen kleinen Erholungsreisen sind die Hannoverschen Lande der ausschließliche Schauplatz des Lebens und Wirkens Spittas. Er hat das Joch in seiner Jugend getragen. In seinem vierten Lebensjahre verlor er den Vater. Sinnigen und festen Herzens wußte die Mutter, die sich wieder verheiratete, den Kindern doch die Jugendjahre zu glücklichen zu machen. Auch Philipp war ein frohgemuter Knabe in Arbeit und Spiel allezeit den Kameraden voran, auch früh seine dichterische Gabe verratend. Da befiel den elfjährigen, der immer klein und zart von Körper gewesen war, ein Leiden, das ihn vier Jahre meist ans Bett fesselte. Als er genesen war, sollte er Uhrmacher werden. Drei und ein halb Jahr hat er treulich ausgehalten in diesem Berufe. Aber er war darin bei aller Treue so tief unglücklich, daß er Gott wiederholt um seinen Tod bat. Er sollte auf andere Weise aus diesem Kerker, in dem doch Singen und Spielen, Dichten und Beten sein Trost gewesen war, erlöst werden. Der Tod seines jüngsten Bruders brachte die Eltern auf den Gedanken, ihn studieren zu lassen. Von dem Augenblick an erfüllte ein Glück das Herz des Jünglings, das ihn lebenslang nicht wieder verlassen hat. Seine Gaben und sein Fleiß ermöglichten ihm, schon Ostern 1821 die Universität Göttingen zu beziehen. Drei Jahre hat er da Theologie studiert. Aber auch Philosophie und Sprachenkunde zogen ihn an. Und wie als Uhrmacher und Schüler pflegte er auch als Student die Dichtkunst. Der Burschenschaft mit Begeisterung zugethan, blieb er von dem, was politisch in ihr gährte, unberührt, tummelte sich aber um so eifriger auf dem Turn- und Fechtplatz. In einem poetischen Kranze, der „Tafelrunde“, führte er den Namen Adelreich. Ostern 1824 wurde er Hauslehrer in Lüne bei Lüneburg. Hier nahm sein inneres Leben die entscheidende Wendung der Hingabe an den Herrn. Nicht durch pietistische Gemeinschaften oder Personen, sondern durch Gebet und Lesen der Bibel und der Schriften Luthers vollzog sich diese Wandlung in ihm, nachdem ihm Tholucks „Wahre Weihe des Zweiflers“ den ersten Anstoß gegeben hatte. Nun war sein weltlicher Dichterfrühling so gut wie abgeblüht. Der geistliche Liederfrühling aber trieb in quellender Fülle Blüte um Blüte: in den nahezu fünf Jahren, die Spitta in Lüne zubrachte, sind seine meisten und besten geistlichen Poesien entstanden. Ende 1828 kam er als Pfarrgehülfe nach Sudwalde. Der kurzen Übungszeit im geistlichen Amte, die er hier durchmachte, folgte bald ein Jahrsiebent voller Meisterschaft in pastoraler Wirksamkeit: von 1830 bis 1837 war er Geistlicher der Grau- und der Rotröcke, der Zuchthäusler und Soldaten in Hameln. In beiden Ämtern waren die Bewegungen, die er hervorrief, so tiefgehende und gesegnete, daß der alte Rationalismus, der in Hameln herrschte, sich in Anklagen und Verläumdungen wider ihn aufbäumte. Das Feuer geistlichen Lebens zündete in der Stadt auch über die Herde der Gefängnis- und Garnisongemeinde hinaus. Aber diesem Feuer war nichts wildes und fremdes

Spitta als Student

beigemischt. Spitta blieb nüchtern und wußte die christliche Entschiedenheit, die er weckte und pflegte, in der Nüchternheit zu erhalten. So machte Gott auch ein gut Teil seiner Feinde mit ihm zufrieden. So sehr war er von seiner Gemeindearbeit hingenommen, daß ihn die Herausgabe des ersten Teiles seiner Liedersammlung „Psalter und Harfe“, die nicht er, sondern sein Freund Peters im Jahre 1833 besorgte, schier etwas nebensächliches und zufälliges dünkte. Aber auch von dem Erscheinen des zweiten Teiles, den er selbst als Pfarrer von Wechold 1843 heraus-



Superintendentur und Kirche zu Burgdorf

gab, hat er kein Aufhebens gemacht. Im Oktober 1837 zog Spitta auf die Pfarrei von Wechold bei Hoya in der Wesermarsch, um nun Zeit seines Lebens Landpastor zu bleiben. Er war es mit tiefer Freudigkeit und reichem Segen. Im selben Jahre hatte ihm Gott der Herr in Marie Hotzen, der Tochter seines verstorbenen Freundes, des Oberförsters Hotzen, eine gleichgesinnte und an Adel des Geistes ebenbürtige Lebensgefährtin gegeben, mit der er in überaus glücklicher Ehe

das verwirklicht hat, was er in seiner liederreichen Zeit in Lüne vom Segen christlichen Ehe- und Familienlebens gesungen. In Amt und Haus waren die Jahre in Wechold köstlich in Mühe und Arbeit, nicht minder die in dem lüneburgischen Flecken **Wittingen**, wohin er 1847 als Superintendent berufen wurde. Weniger gelang es ihm, auf dem steinigen und dornigen Acker des Gemeindelebens in dem hildesheimischen Städtchen **Peine**, wo er 1853 bis 1859 wirkte, dieselben äußerlich hervorstechenden Erfolge zu erzielen, wie in seiner bisherigen Gemeinde. Im Jahre 1859 zog er als Superintendent nach **Burgdorf** im Lüneburgischen. Aber nur ein Vierteljahr war ihm hier zu wirken vergönnt. Am 28. September machte ein Herzkrampf seinem Leben ein jähes Ende. Sieben unmündige Kinder umstanden den Sarg des Vaters. Aber des Vaters Segen hat ihnen das Haus gebaut. Sie trugen und tragen des Vaters Namen mit Ehren. Drei davon sind in besonderem Sinne Erben des väterlichen Geistes. Sie sind auf dem Gebiete der musica sacra und des liturgischen Lebens reich bewährt: **Philipp Spitta**, der uns den **Bach** und den **Schütz** gegeben, wie wir sie vordem nie besaßen, **Ludwig Spitta**, der feinsinnige Liturg, dem wir ein treffliches Charakterbild seines Vaters verdanken — beide sind schon heimgegangen — und **Friedrich Spitta**, der Begründer und Herausgeber dieser Zeitschrift.

Spittas Grab zu Burgdorf.

Nach diesem flüchtigen Umriß des äußerlich unscheinbaren, doch an Tiefe und Nachhaltigkeit der Wirkungen ungewöhnlichen Lebens eilen wir, das Eigentümliche und Auszeichnende der Dichterpersönlichkeit Spittas anzudeuten.

Spittas Geburtsjahr ist das Todesjahr von **Novalis**. Gewiß hat Novalis,

auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts seine Lieder der Jesusliebe und des Werbens für den Heiland anstimmend, alle geistlichen Dichter nach ihm beeinflußt. Aber dieser Einfluß ist bei Spitta doch auffallend gering. Die Romantik war vorüber, als Spitta sang, oder sie war doch für Spitta vorüber, als er geistliche Lieder sang. Aber auch die Zeit seiner weltlichen Dichtung, früh beginnend, früh zu ihrem Abschlusse gekommen, zeigt doch nur von fern noch den Einfluß der Romantik. Da ist alles gesund und frohgemut, nichts weinerlich und verschwommen, auch nichts im pathetischen Tone deutschtümelnder Gesinnung deklamiert, sondern alles frisch gesungen. Man meint wohl, weil diese weltliche Poesie Spittas heute verklungen ist, so sei sie an sich unbedeutend. So ist es doch nicht. Spitta schrieb als Schüler und als Student Trauerspiele und Epen, die wohl merken lassen, daß seine eigentliche Gabe nicht auf diesem, sondern auf dem Gebiete des Liedes liegt. Aber was er an Liedern, Volks- und Minnesang geschaffen, ist in der Volkstümlichkeit, Frische und Innigkeit des Tones bemerkenswert. Vor uns liegt ein — ohne Namen und Ort — im Jahre 1824 erschienenes „Sangbüchlein der Liebe für Handwerksleute", ebenso eins seiner fliegenden Blätter „Acht neue Lieder", ohne Namen, Ort und Jahr, Dichtungen, von Herder, des Knaben Wunderhorn, Uhland angeregt, dem Handwerkerstande, dem Volke überhaupt gemeint und tatsächlich volkstümlich geworden. Wie muß ein J. H. Wichern sich an den Handwerkerliedern gefreut haben, wenn sie ihm bekannt geworden sind! Wir haben für die Bedeutung der weltlichen Lyrik Spittas ein Zeugnis, das alle anderen überflüssig macht. Heinrich Heine, der in den ersten Monaten des Jahres 1824 in Göttingen mit Spitta zusammen studierte und sich auch später von ihm wunderbar angezogen fühlte, schreibt in den Jahren 1824 und 1825 wiederholt von Spitta mit hoher Achtung, er rechnet ihn zu den Auserwählten, und das zu einer Zeit und in einem Zusammenhange, in welchem er alle anderen Dichter erbarmungslos herunterreißt. Spittas dichtender Freund Peters ist ihm ein „Esel mit Rosinensauce", ja an Goethe läßt er bekanntlich seinen oden Groll aus, auch Spitta bleibt nicht ohne Tadel, „ich will aber doch etwas von Spitta sagen, was viel in sich begreift: Spitta ist ein Dichter."

Zwei weltliche Lieder Spittas reichten hin, dies Zeugnis Heines zu bestätigen und seinem Namen für alle Zeit ein Andenken zu sichern, die beiden, die in einer gewissen Beziehung zu Heine stehen. Das eine teilt L. Spitta in seiner Charakteristik seines Vaters in der Gothaer Ausgabe von Psalter und Harfe (Seite XLVIII) mit: „Es geht der Teufel wandern." Es verdankt dem Schmerze Spittas über das zerrissene Innere seines Freundes Heine seine Entstehung. Nie ist in Wahrheit und Liebe Tieferes und Treffenderes über Heine gesagt. Als er es vorlesen hörte, brach er in Thränen aus und sagte: Mein Bild ist getroffen. Das andere ist ein merkwürdiges Gegenstück zu Heines berühmtem „Du bist wie eine Blume". Es ist in Lüne im Oktober 1824 entstanden.

Wie du so fromm bist und so mild,
das kann ich gar nicht sagen,
es liegt im Aug dir der Seele Bild
so wunderbar aufgeschlagen.

Ich zittre schon, wenn ich nur nach dir seh,
ich bin so stumm und betreten,
doch wenn ich ins große Auge dir seh,
da ist mirs, als müßt ich beten.

Ach solch ein schmerzlich süßes Gebet,
es fassens nur keine Worte,
wo der Sünder bittend um Einlaß steht
vor des seligen Himmels Pforte.

Früh hat Spitta mit der Poesie auch die Musik geübt. Er sang seine Lieder

zur Gitarre und Zither („Leyer“), er spielte Flöte, später wurde die Harfe sein Lieblingsinstrument. Seit seiner Studentenzeit fehlte sie nie in seinem Hause. „Denkt euch doch den schwarzgelockten Jungen, wie er hinter der Harfe sitzt und in die Saiten singt“ schreibt Peters aus der Zeit, der das Bildchen des wander- und lederfrohen Burschen Spitta angehört. Auch das Klavierspiel pflegte er. Ja, er hat seine Volks- und Minnelieder selbst in Musik gesetzt, und kundige Musiker zollten seiner musikalischen Erfindung Anerkennung.

Wenn Spitta mit seiner entschiedenen Hingabe an den Herrn der weltlichen Dichtung so gut wie völlig entsagte, so that er es, weil er fürchtete, der Dämon der Eitelkeit und Ruhmgier möchte sein Herz ebenso verblenden, wie er das an Heine und anderen wahrgenommen hatte. Immerhin war das Selbstgericht zu hart, das er übte, wenn er sagte: „Ich halte meinen ganzen Verskram für unbedeutend.“ Es ist zarte, ängstliche Gewissenhaftigkeit, Selbstzucht und Selbstverleugnung, die aus den Worten spricht: „Zu solchem Dichten fehlt mir jetzt nicht nur aller Trieb, sondern es ist mir eine Sünde.“ Aber in den beiden Sammlungen von Psalter und Harfe findet sich manches Stück, das an Spittas früheres weltliche Dichtung erinnert, das gewiß ohne sie nicht möglich gewesen wäre. So die beiden kleinen Lieder, die in der Kunst, in wenigen schlichten Worten Unendliches in uns zu wecken und durch das Unausgesprochene zu wirken, vielleicht alle anderen übertreffen: Das Lied der Lieder und Erheiterung durch Thränen. Beide sind im Frühjahr 1826 gedichtet. Ich werde es zeitlebens nicht vergessen, wie wir im Ranken Hause nicht müde werden konnten, das erste der beiden nach einer Silcherschen Weise zu singen:

Es giebt ein Lied der Lieder,
das singst du immer wieder,
wenn du es einmal singen lernst,
kein Mensch hat es ersonnen,
das Lied, so reich an Wonnen,
und doch so lehrreich, tief und ernst.

Es singt von einer Liebe,
vor der des Lebens Trübe
wie Nebel vor der Sonne flieht.
Wie weichen alle Schmerzen,
wenn man so recht von Herzen
anstimmen kann das schöne Lied!

Der Geist wehet, wo er will. Es ist ein wunderbares Zusammentreffen, daß zu derselben Zeit, in demselben Jahrfünft, in welchem Spitta dem Herrn seine meisten und besten Lieder sang, auch anderwärts die Christenlerche nach den winterlichen Zeiten aufklärerischer Reimereien ein neues Frühlingslied zu jubeln begann. Gleichzeitig mit Spitta sangen im Norden Knak, im Süden Knapp, alle drei, ohne von einander zu wissen. Aber Knak und Knapp wußten doch in ganz anderer Weise von einer christlichen Gemeinschaft, die sie zum Dichten anregte, als Spitta. Knak gehörte dem Kottwitzschen Kreise in Berlin an, der mit dem Marke herrnhutischer Frömmigkeit sich nährte. Auch Knapp ist von dem herrnhutischen geistlichen Leben nicht unberührt geblieben, mehr noch hat er in der Schule des altwürttembergischen Pietismus, im Umgange mit seinem Herzensfreunde Ludwig Hofacker empfangen. Die Wogen des neu erwachten Glaubenslebens, des eben erwachenden Missionslebens gingen hoch in Knaks und Knapps Umgebung. Auf den Reisen zu den Missionsfesten dichtete Knak Jesuslieder auf weltliche Töne, so „Laßt mich gehn“ nach der Weise „Morgenrot“. In Süddeutschland aber waren die jährlichen Baseler Missionsfeste Ereignisse für die Reichsgottesleute, und Knapps zu diesen Festen von 1823 bis 1828 jährlich neu gedichtete Lieder waren gleichfalls Ereignisse für diese Kreise. Während dieser Jahre sang auch Spitta seine Lieder. Aber niemand fragte nach ihnen, wenige wußten um sie.

Spitta war der „Eremit von Lüne“, wie er sich selbst nennt. Er hat seinen Weg zum Herrn, seinen Weg zum Preise des Herrn für sich gefunden. Das hat ihn davor behütet in konventionelles Dichten zu verfallen. Jesusliebe im Novalisschen, im herrnhutischen Stile hat er nie gesungen. Manche auffallende Ähnlichkeit mit Knak und Knapp tritt gleichwohl hervor. Alle drei haben kaum ein Interesse daran, die Festzeiten des Kirchenjahres in Liedern zu verherrlichen. In der Festhälfte des Kirchenjahres schweigen Knapp und Spitta fast ganz in der Gemeinde. Auch sind beide darin verwandt, daß sie, ohne die weltliche Dichtung irgend zu verurteilen, doch ihre Aufgabe und Pflicht darin erkennen, ihre Gabe dem Heiligtume des Herrn zu weihen. Knapp wie Spitta gaben ihre erste und bedeutendste Liedersammlung nicht selbst heraus. Freunde rangen sie ihnen gleichsam ab. Sonst aber sind die Verschiedenheiten groß. Knapp ist von der Schule Klopstocks nie losgekommen. Pathetisch, in breiter überströmender Fülle wogt seine Gedankenlyrik dahin. Maße von dem Umfange eines „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ und „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ sind ihm die liebsten. Spitta ist klar, knapp, treffend im Ausdruck, im Versbau von einer Schlichtheit, die an Eintönigkeit streift. Ist Knapp der geistliche Klopstock des 19. Jahrhunderts, so Spitta der Gellert, nur daß seine Herzlichkeit unmittelbarer, seine Innigkeit tiefer ist. Und noch ein Unterschied ist bemerkenswert. Knapp ist sein Leben lang hymnologisch thätig gewesen. Emsig und eifrig hat er gesammelt, gesichtet, die alten Dichter wieder erweckt, indem er sie zwang seine Sprache zu reden, die zeitgenössischen um sich geschart und ihren Liedern zu Verbreitung und Anerkennung, zur Aufnahme in die Kirchengesangbücher verholfen. Seine Betriebsamkeit auf diesem Gebiete erinnert an Lavater. Für Spitta dagegen ist die ganze singende christliche Welt so zu sagen nicht da. Er kümmert sich nicht um sie. In all seinen Aufzeichnungen findet sich kaum eine Erwähnung der heiligen Sänger der Kirche aus alter und neuer Zeit. Auch des Gesangbuches gedenkt er nirgends. Wohl hat er das altkirchliche liturgische Singen gepflegt. Aber den Liederschatz der Kirche nimmt er schweigend, wie er ist. Freilich hatte Hannover das Glück sein altes Gesangbuch aus dem 17. Jahrhundert auch durch die Zeiten des Rationalismus zu behalten, ein Interesse an der Schaffung eines neuen trat zu Spittas Lebzeiten nicht hervor. Aber es ist immerhin bemerkenswert, daß Spitta, der doch ein Mann der lutherischen Kirche war und an der Erhaltung und dem Gebrauche ihrer altererbten Schätze lebendigen Anteil nahm, zur Gesangbuchsfrage nie sich geäußert hat.

Unbekümmert um das Los eigener und fremder poetischer Schöpfungen, Sänger, aber nicht Schriftsteller, so erinnert uns Philipp Spitta unwillkürlich an den größten Dichter, den die evangelische Kirche seit Luthers Tagen hervorgebracht hat, an Paul Gerhardt. Ja, die Verwandtschaft zwischen beiden geht tief. Sie offenbart sich vor allem auf dem Gebiete des persönlichen Glaubens, des kirchlichen Bekenntnisses. Es ist überaus anziehend in Münkels Lebensbeschreibung zu lesen, wie die Rechtfertigung durch den Glauben der Kern und Stern des Spittaschen Christenstandes wurde und blieb. Nicht der Schule des Pietismus, sondern dem Römerbriefe und Luthers Schriften verdankte Spitta seine innere Umwandlung. Das war auch Gerhardts Theologie und inneres Leben. In seinem „Ist Gott für mich so trete“ und sonst hat er es uns enthüllt. Wie ängstlich und peinlich Gerhardt um die reine Lehre besorgt war wie um seinen Augapfel, hat er dadurch bewiesen, daß er es sich sein Amt in Berlin kosten ließ. Eine eigentümliche Parallele dazu findet sich in Spittas Leben. Im Jahre 1844

sollte er an die lutherische Gemeinde in Barmen gewählt werden, im Jahre 1846 wurde er an die lutherische Gemeinde in Elberfeld gewählt. Beides schlug er aus, weil er in seinem Gewissen gebunden war, nicht in die Kirche der Union einzutreten. Dieser Mann des lutherischen Bekenntnisses aber hat in all seinen Liedern nicht Dogmatik, nicht Orthodoxie gesungen, so wenig wie Paul Gerhardt. Die Entschiedenheit, ja Ausschließlichkeit des Bekenntnisstandes war gleichsam nur das Fundament, auf dem ein Leben reich an innerem und äußerem Frieden sich aufbaute. „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum“: dieser Friede erscheint nirgends getrübt in Spittas wie in Gerhardts Leben und Dichtung. Ich gestehe, daß mir die Persönlichkeit Gerhardts, über die wir biographisch so wenig wissen, durch die Spittas, die so bis ins Innerste offen vor uns liegt, klarer geworden und näher gerückt ist. Ist der Preis aller Gerhardtschen Poesie das Vertrauenslied, auch Spittas hervorragendstes und herrlichstes Lied ist ein Vertrauenslied: „Ich steh in meines Herren Hand“. Im Zentrum des christlichen Lebens stehend umspannt Gerhardt mit freiem, weitem Blick alle Gebiete göttlichen und menschlichen Lebens. Er ist ein weltoffener Dichter. Natur und Haus haben in seinen Liedern eine wohnliche und geweihte Stätte. Ebenso ist es bei Spitta. Beide sind Männer des Flachlandes. Aber gerade darum haben sie die Naturherrlichkeit so geschaut und dargestellt, wie sie überall sich darbietet, nicht bloß in besonders romantischen Gegenden. Darum sind Spittas Naturlieder gleich denen Gerhardts so klassisch, so unvergeßlich. Noch reicher als der Schöpfungston erklingt bei beiden der Hauston, noch häufiger als ins Freie führen sie uns ins Haus. Und wie Gerhardt schon Ehestands- und Kinderlieder sang, ehe er ein Weib heimführen, ein Kind herzen und hingeben konnte, so hat auch Spitta schon 1826 sein „O selig Haus, wo man dich aufgenommen“, 1827 sein „Ich und mein Haus, wir sind bereit“ gesungen. Freilich hat er dann wie Gerhardt, nachdem das eheliche Glück ihm erblüht war, aufs neue seine Harfe zu Frauenlob und Hauses Preis gestimmt: das Lied „Der gute Fund“ ist offenbar an sein Weib gerichtet (Wir haben uns, durch Gottes Hand geleitet, einst gefunden), und das ihm zugesellte „Des Herrn Obhut“, ein Trauungslied ohne Gleichen (Hüter Israels, behüte), entflammt ohne Zweifel der Zeit seines Ehestandes. Ja, die Parallele zwischen Gerhardt und Spitta erstreckt sich auch auf das wenige, was in ihren Dichtungen nicht vorbildlich ist. Beide lieben das Hauskleid. So kann es wohl einmal vorkommen, daß sie behaglich sich gehen lassen, daß sie aus dem lyrischen in den Sprechton verfallen. Spittas immer anmutenden, aber auffallend einfachen Versbau erwähnten wir schon. Das so häufig in seiner Lyrik angewandte „man“ darf hier auch nicht verschwiegen werden. Aber ist die Sprache überall schlicht, so ist sie doch durchweg ein reines, feines Gewand der Gedanken, nie störend durch Prunk und Schwulst, oft aber überraschend und entzückend durch treffende Wahrheit, natürliche Hoheit, dazu in Reim und Rhythmus gewählt und rein. So ragt wie Gerhardt über Rist und Franck und seine Zeitgenossen alle, auch Spitta über die seinen hervor in gesunder Frische, geheiligter Natürlichkeit, dichterischer und christlicher Wahrhaftigkeit.

Haben wir Gerhardt und Spitta einmal nahe zusammengerückt — Spitta kann es wahrlich wohl ertragen —, so tritt dadurch die dichterische Individualität Spittas, wie wir meinen, in ihrer Selbständigkeit und Besonderheit scharf ins Licht. Nicht das Fest- und Bekenntnislied für die gottesdienstliche Gemeinde ist

seine besondere Gabe. Aber im christlichen Gemeinschafts- und Natur- im Hausliede hat er voll und reich, klar und wahr seine persönlichen Erlebnisse alles Zufälligen und Störenden entkleidet und poetisch verklärt wiedergegeben. Hier ist er unendlich viel fruchtbarer als P. Gerhardt, hier liegt der Schwerpunkt seines Schaffens. Ich kenne keine Liedersammlung eines einzelnen Dichters, die als Hausgesangbuch, als Tröstereinamkeit, aber auch als Liederbuch für Tages- und Jahreszeiten, für Trau- und Geburtstag, für alle Seiten des Berufslebens, für innere Anfechtungen und Erquickungen, für Scheiden und Leiden, für Freude und Glück mit so linder Gewalt die Herzen ins Gebet, in die Gelassenheit zum Leiden führte, wie diese.

Diesen Eindruck haben die Lieder auch gleich bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1833 gemacht. Die zahlreichen Äußerungen über sie, die schier Jahr um Jahr erscheinenden Auflagen bezeugen das. Spitta wurde sogleich gedrängt, eine zweite Sammlung herauszugeben. Aber er nahm sich bis zum Jahre 1843 Zeit, wo er den 66 Liedern der ersten Sammlung eine neue mit 40 Liedern folgen ließ. Sie sind ohne Zweifel fast ausnahmslos in der Zeit von 1833 bis 1843 entstanden. Daß sie, wie behauptet wird, einen kirchlicheren Ton anschlügen als die früheren, finde ich nicht begründet. Gewiß aber ist, daß Spitta seine Auswahl mit Sorgfalt und mit Selbstverleugnung getroffen hat. Und ebenso gewiß, daß nach dem Jahre 1843 seine Harfe verstummt ist. Auch darin ist er P. Gerhardt ähnlich, dessen Dichtungen bis zum Jahre 1653 in gedrängter Fülle hervortraten, während darnach nur noch vereinzelte entstanden. Aber was Spitta seit 1843 dem Liede abbrach, das kam seinem gesprochenen und geschriebenen Worte zu Gute. Was er in seinen Briefen schreibt, ist von solcher Plastik und Prägnanz des Ausdrucks, daß man den Dichter wohl wiedererkennt.

Nachdem im Jahre 1861 Peters auf Veranlassung der Witwe Spittas noch 112 geistliche Dichtungen unter dem Titel „Nachgelassene geistliche Lieder“ herausgegeben hatte, hat die Familie allen Anregungen, den immer noch umfangreichen poetischen Nachlaß des Dichters zu veröffentlichen, im Gegensatze zu der Gepflogenheit unserer Zeit energisch widerstanden. Ludwig Spitta hat in der Perthesschen Ausgabe von Psalter und Harfe nur die geringe Zahl von 25 Liedern aus der Petersschen Ausgabe von 1861 gegeben, eine treffliche Auswahl, der noch ein einziges bis dahin ungedrucktes hinzugefügt ist, das schöne „Seid uns hieten, Herr, die du gewählet.“ Die im Jahre 1898 von Peters Sohne veröffentlichte Sammlung „Philipp Spitta. Lieder aus der Jugendzeit“ enthält ja nichts, was das Licht zu scheuen hätte, und genug manches anmutende. Aber es ist zu beklagen, daß die Auswahl aus dem zufällig in Peters Händen befindlichen und nicht aus dem gesamten Nachlasse getroffen ist: die Familie Spitta besitzt weit bedeutendere Stücke, als sie Peters zu Gebote standen.

Früh wurde „Psalter und Harfe“ in fremde Sprachen übersetzt. Bald auch wurden allerlei Ausgaben mit Melodieen veranstaltet, mit Kirchenmelodieen (von C. F. Becker), mit neu geschaffenen Weisen (z. B. von dem Schweizer Frölich); auch mußte eine Anzahl Lieder sich so seltsame Verbindungen wie die mit Melodieen Mendelssohnscher Lieder ohne Worte gefallen lassen, immerhin ein Beweis, wie man bestrebt war, die Lieder dem Christenvolke und seinen Gemeinschaften zugänglich zu machen.

An die Aufnahme seiner Lieder in ein Kirchengesangbuch hat der Sänger von Psalter und Harfe gewiß nie gedacht. Dennoch währte es nicht lange, und

sie fanden dort Aufnahme. Der erste, der Spitta'sche Lieder einer Sammlung einverleibte, war Knapp. In seinem großen Liederschatze von 1857 stehen ihrer mindestens zehn. Knapp veranlaßte auch, daß ihrer sechs in das Württembergische Kirchengesangbuch (1841) kamen, unter diesen sechs fehlt aber noch „Ich steh in meines Herren Hand.“ In sechs Gesangbüchern der beiden letzten Jahrzehnte: Königreich Sachsen (11), Provinz Sachsen (6), Hannover (8), Baden (15), Rheinland-Westfalen (8), Elsaß-Lothringen (13) finden sich im Ganzen 27 verschiedene Lieder Spittas, allen gemeinsam nur diese vier: Ich steh in meines Herren Hand, Ich und mein Haus, wir sind bereit, O selig Haus, wo man dich aufgenommen, Bei dir, Jesu, will ich bleiben. Das sind vier Lieder vollwichtig für die gottesdienstliche Feier, zumal wenn „O selig Haus“ nach der ihm schon 1844 (Stuttgart) beigefügten französischen Melodie des 32. Psalms gesungen wird. Die Veränderung der Psalmmelodie für das Lied ist freilich bedeutend, aber sie ist jetzt durch fast zwei Menschenalter sanktioniert.[1]) Doch auch manches andere Stück Spitta'scher Lyrik eignet sich für den Gottesdienst, wie die genannten und die anderen neueren Gesangbücher alle beweisen.[2])

Mehr Lieder noch erweisen sich als trefflich geeignet für die hausgottesdienstlichen Feiern. Ein Abendlied wie „Vollendet hat der Tag die Bahn“, ein Geburtstagslied wie „O Jesu, meine Sonne“ (dessen erster und vorletzter und letzter Vers bildeten, als ich im Rauhen Hause war, das ständige Geburtstagslied der Hausgenossen), ein Abschiedslied wie „Was macht ihr, daß ihr weinet“, die schönen Naturlieder und andere werden allewege ihre Kraft bewähren. Insbesondere weisen wir noch auf das Trauungslied „Hüter Israels, behüte“ hin.[3]) Neben anderen Vorzügen hat es den, ein „Wirlied“ zu sein, während seltsamerweise fast alle anderen zur Trauung beliebten Lieder, ausgenommen „Jesu, geh voran“, „Ich lieder“ sind.

Ehe wir aber von dem Sänger von Psalter und Harfe Abschied nehmen, können wir nicht umhin, eins noch einmal hervorzuheben. Wie unvergleichlich die Volkstümlichkeit seiner Liedersammlung, wie tief die Wirkung seiner Lyrik auf alle Schichten und für alle inneren Bedürfnisse unseres evangelischen Volkes ist, mehr noch als der Dichter ist hier doch der christliche Charakter in seiner Lauterkeit und Demut, mit seinem in Gott freien und festen Herzen. Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist, das ist die Signatur dieses Lebens. Philipp Spitta hat das Glück gehabt, daß zwei berufenste Männer sein Leben dargestellt haben: bald nach seinem Tode (1861) sein Herzensfreund Münkel (Neue Ausgabe von Mejer, 1892), und im Jahre 1890 sein Sohn Ludwig Spitta (in der Bibliothek theologischer Klassiker, Gotha, Perthes). Beides sind Kabinetstücke feinsinniger, wahrheitsgetreuer Charakteristik. Höher aber noch ist der Wert beider durch die Mitteilungen aus Spittas eigenen Aufzeichnungen. Wer von den Genossen des geistlichen Amtes sie liest, wird dadurch nicht nur den Sänger von Psalter und Harfe lieber gewinnen, sondern auch seinen persönlichen Beruf als evangelischer Christ und Diener der Kirche lieber gewinnen und treuer thun.

---

[1]) Vgl. den schönen Satz von M. Reger M.-Sche V. S. 243.
[2]) Vgl. das Osterlied im 3stimmigen Satz von M. Reger M.-Sche VI S. 190.
[3]) Vgl. die schöne Herzogenberg'sche Komposition dieses Liedes aus M.-Sche I, 131, die jetzt auch als Sonderdruck erschienen ist.

Wir sind des Herrn

Wir sind des Herrn, wir leben oder sterben;
Wir sind des Herrn, der auch für Alle starb;
Wir sind des Herrn, und werden Alles erben;
Wir sind des Herrn, der Alles uns erwarb.

Wir sind des Herrn! O laßt uns ihm auch leben,
Dem unser sein mit Leib und Seele ganz,
Und Herz und Mund und Wandel Zeugniß geben,
Es sei gewißlich wahr: Wir sind des Herrn!

Wir sind des Herrn! So kann im dunkeln Thale
Uns nimmer grauen, uns scheint ein heller Stern;
Der leuchtet uns mit ungetrübtem Strahle,
Es ist das theure Wort: Wir sind des Herrn!

Wir sind des Herrn! das wird uns beim Erwachen
Im lichten Himmel, wo alle Seufzer fern,
Und wird dem Lied vom Lobe widerhallen,
Das Wort bleibt ewig wahr: Wir sind des Herrn!

Spittas eigenhändige Niederschrift des vorletzten Liedes aus „Psalter und Harfe"

Giebt es eine Pflicht zur Teilnahme am protestantischen Gottesdienst?

von **W. Haarbeck**

Wohl absichtlich hat Curtius in seinem Aufsatze „Über die Pflicht zur Teilnahme am Gottesdienste" in Nr 5 der III Jahr. seinen Gedanken eine so scharfe

formulierung und schroffe Zuspitzung gegeben, um dadurch um so stärker anzuregen und um so schneller die Klarheit in der Frage zu fördern.

Seine These, daß die Predigt im Grunde nichts anderes sei als Unterricht, dürfte doch heute nicht mehr zutreffen. Wohl ist der protestantische Gottesdienst jahrhundertelang lehrhaft gewesen, besonders auf reformiertem Gebiet, und die Spuren davon haften ihm noch heute an. Aber in unserer Zeit hat sich immer mehr die Erkenntnis durchgesetzt, daß der Zweck des Gottesdienstes, also auch der Predigt Erbauung ist. Freilich ist unser Gottesdienst noch lange nicht erbauend genug, und was wir in der „Monatschrift“ anstreben, ist ja eben mehr Erbauung. Aber wenn Curtius sagt: „Die gute Predigt ist durchaus belehrend“, so wird man getrost auf vielseitige Zustimmung rechnen können, wenn man grade umgekehrt behauptet: wenn eine Predigt wesentlich belehrend, so wäre sie eben nicht Predigt. Eine Predigt soll gottesdienstliche Rede zum Zweck der Erbauung sein. Sie soll sich nicht lediglich an den Verstand wenden, sondern an den Willen und an das Gefühl, sie soll anfeuern, erwärmen, begeistern, stärken. Nicht Erweiterung unseres Wissens suchen wir in der Kirche, sondern Festigung in dem, was wir auf religiös-sittlichem Gebiet uns errungen haben. Nicht Kenntnisse wollen wir mitnehmen, auch nicht erweiterte biblische oder kirchengeschichtliche Kenntnisse — wo sie nebenbei kommen, sind sie uns immer wertvoll, auch in der Predigt —, aber wonach wir verlangen, das ist doch Bestätigung und Vertiefung in Sachen unserer Glaubens- und Lebenserfahrung. Dieser Zweck wird nur erreicht, wenn die Predigt als Rede Bekenntnis, Zeugnis ist, sodaß sie erbauend wirkt. Man braucht nur die Fülle verschiedenster Seelenzustände, welche die Besucher einer gut besetzten Stadtkirche repräsentieren, und die damit gegebenen mannigfaltigen Bedürfnisse sich einen Augenblick zu vergegenwärtigen, und man wird jeden Gedanken an schulmäßige Belehrung aufgeben.

Ja, wer die Fühlung mit der Kirche verloren hat, der wird gelegentlich einmal aus Neugierde kommen, z. B. zu Ostern, um sich Aufschluß über die Auferstehung zu holen, aber er wird kaum je irgendwo den gewünschten Aufschluß ganz in einer Predigt, und sei sie unglücklicherweise noch so lehrhaft, finden.

Gewiß haben wir Belehrung auf religiösem Gebiet nötig heutzutage, darin werden weite Kreise mit Curtius einig sein. Gewiß ist viel Unterricht im Christentum, gewiß sind öffentliche Erörterungen nicht bloß religiöser, sondern auch theologischer Fragen in größeren Stadtgemeinden wenigstens heutzutage nötig. Vorträge und Diskussionsabende brauchen wir, ob auch hier und da üble Erfahrungen damit gemacht worden sind. Aber in der Kirche schweige aller Streit, im Gottesdienst höre solche Belehrung auf. Da wollen wir uns erbauen in gemeinsamer Anbetung. Und wir sind Gott sei Dank über die Zeit der Belehrung im Gottesdienst im Großen und Ganzen hinaus. Wären unsere Predigten tatsächlich belehrend, bei dem Geschlecht unserer Tage würden wir sicherlich nicht so gefüllte Kirchen haben, als wir sie Gott sei Dank noch immer haben.

Weil Curtius von dem Gesichtspunkt aus, die Predigt sei nur Unterricht, in der Pflicht zur Teilnahme am protestantischen Gottesdienst, die ihm an und für sich feststeht, einen unstatthaften lebenslänglichen „Schulzwang“ sieht, macht er den beachtenswerten Vorschlag, die beiden im protestantischen Kultus sich durchaus widersprechenden Elemente Kultus (will sagen Anbetung) und Unterricht voneinander zu lösen durch Einführung des sonntäglichen Abendmahls an Stelle der Predigt. Dadurch soll erreicht werden, was jetzt nach seiner Meinung fehlt, daß

der Kultus gemeinsame Handlung der Gläubigen sei, und daß er eine Spitze habe. Wir sind nun auch sehr für bedeutende Vermehrung der Abendmahlsfeiern, wie dafür u. a. auch ein Mann wie Hilty eingetreten ist (Monatschrift IV, 250 unten), nicht zuletzt mit Curtius deswegen, weil beim Abendmahl das Wort verstummt und die Person des Geistlichen ganz zurücktritt. Aber abgesehen davon, daß der Gesang doch auch eine gemeinsame Handlung der Gläubigen ist, daß die Predigt nur, wenn man sie als Unterricht faßt, allerdings keine Spitze darstellt im Aufbau der Liturgie, aber sofort, wenn sie Zeugnis-Rede ist mit dem Zweck der Erbauung, so ist doch gerade dieses fraglich: ob bei Durchführung von Curtius' Vorschlag die Pflicht der Teilnahme besser begründet wäre als ehedem. Es mag sein, daß bei Einführung des sonntäglichen Abendmahls der Gottesdienst dem Einzelnen oft mehr bieten würde, obwohl im Ganzen die Zahl der Teilnehmer sich kaum steigern dürfte, da das Bedürfnis nach dem Abendmahl eher geringer ist als das nach der Predigt. Aber wiefern die Pflicht zur Teilnahme dann **begründet** wäre, ist nicht abzusehen. Wohl fiele der angebliche „Schulzwang" fort. Aber hat denn unsere Pflicht zur Teilnahme am Gottesdienst etwas zu thun mit dem Grade seiner liturgischen Vollkommenheit? Damit würden wir den protestantischen Boden verlassen, auf welchem die Pflicht zur Teilnahme bei liturgisch vollendeten Gottesdiensten dieselbe ist wie bei ganz primitiv verlaufenden.

Damit kommen wir zu der, wie mir scheint, einzigen Antwort auf unsere Frage, von der wir ausgingen. Es giebt unbedingt eine religiöse und sittliche Pflicht der Teilnahme am protestantischen Gottesdienst — sie folgt aus dem Gedanken der Gemeinschaft — **aber diese Pflicht steht und fällt mit der protestantischen Freiheit.** Wir haben die Pflicht, zur Gemeinde Jesu Christi zu halten, soviel es irgend in unseren Kräften steht, und wir haben die zahlreichen Schwächen der Kirche, wie sie in der Einzelgemeinde zur Erscheinung kommen, zu tragen, aber nicht ohne daß wir auf der anderen Seite die Freiheit hätten, in der aktiven Beteiligung grade am Gottesdienst die Ausnahmen zu machen, die wir vor Gott und unserem Gewissen verantworten können. Zweifellos hat Curtius Recht, wenn er sagt: „Predigten, die mir nichts bieten, mich nicht geistig fördern, Sonntag für Sonntag über mich ergehen zu lassen, kann unmöglich meine Pflicht sein." Gewiß, dahin kann es unter Umständen kommen, wiewohl wir alle aus Erfahrung wissen, daß man auch bei minderwertigen Predigten aus dem Gottesdienst als Ganzem meist doch noch etwas mitnehmen kann. Aber wenn ein gewisser Tiefpunkt erreicht ist, dann tritt die protestantische Freiheit in ihr Recht. Dann sehe man zu, wie man auf andere Weise, aus Büchern etwa, sich Mahnung und Anregung holt für die Seele, und wie man daneben die Fühlung mit Kirche und Gemeinde aufrecht erhält. Aber eine Pflicht der Teilnahme, so streng man sie fassen mag, giebt es für uns nur innerhalb der Grenzen der protestantischen Freiheit, wie das in der Augustana Artikel 28 klassisch ausgeführt ist. So sehr wir uns mehr Pflichtgefühl in den Gemeinden wünschen müssen, die protestantische Freiheit dürfen wir uns um kein Haar schmälern. Es giebt für uns kein Gebot, das dem ähnlich wäre: „Du **sollst** alle Sonn- und Feiertage eine heilige Messe mit Andacht hören."

Kirchliche Glasmalerei

von Professor **Karl Widmer** in Karlsruhe

In dem Neubau der Großh. Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe ist seit Anfang Mai eine Deutsche Glasmalereiausstellung eröffnet, welche der badische Kunstgewerbeverein auf Anregung und unter Leitung seines Vorstandes, des Herrn Prof. Hermann Götz, veranstaltet hat. Die Ausstellung, welche einen Überblick über den heutigen Stand dieser Kunst geben soll, enthält vorwiegend modernere Arbeiten. Doch ist durch eine kleine historische Abteilung, welche teils Kopien, teils Originalwerke enthält, auch der Vergleich mit alten Glasmalereien ermöglicht. In der That sind ja für die Entwicklung dieses Kunsthandwerks in unserer Zeit die historischen Denkmäler ein Faktor von entscheidendster Bedeutung geworden. Erst das Studium der Alten führte mit der Erforschung der alten ursprünglichen Techniken wieder zur Erkenntnis der in der Natur ihres Materials begründeten Stilgesetze der echten Glasmalerei. Jene in Kirchen und Museen aufgestellten Zeugnisse alter Kunst bilden nicht nur eine reiche Quelle des reinsten ästhetischen Genusses für den Beschauer, sondern auch einen unersetzlichen Fond künstlerischer und technischer Anregungen und Aufschlüsse für den ausübenden Fachmann.

Die Glasmalerei ist ein Vermächtnis des Mittelalters. Auf nordischem Boden, wo die mittelalterliche Baukunst in ihren kirchlichen Aufgaben ihre neuen Formschöpfungen am charakteristischsten und konsequentesten entwickelt hat, brachte das rauhere Klima seine besondern Bedürfnisse auch in der Ausbildung des Einzelnen. So führte die Notwendigkeit, die großen Fensteröffnungen der Kirchenwände mit einem Material abzuschließen, das zugleich eine ausreichende Lichtquelle und einen Schutz gegen die Unbilden des nordischen Himmels bot, zu einer Verwendung des Glases, wie sie für diesen Zweck und in diesem Umfang das Altertum nicht gekannt hatte. Weil man aber keine Scheiben herstellen konnte, die groß genug waren, in ein Fenster eingesetzt zu werden — etwas über handgroße Stücke waren das Höchste, was man erreichen konnte —, so färbte man die einzelnen kleinen Stücke in der Masse, faßte sie in Bleisprossen und setzte sie so zu einem ornamentalen Schmuck zusammen. So entstand das alte Glasfenster als ein Mosaik aus farbigen Gläsern, nicht als eine Malerei auf Glas. Nur Eine Farbe wurde mit dem Pinsel aufgemalt, das Schwarzlot, mit dem man die unentbehrlichsten Details einzeichnete (wie Nasen, Augen, Mund eines Gesichts, die Rippen eines Blattes u. dergl.), die durch die Bleistege entstehenden Konturen noch verstärkte, die Scheiben mattierte, auch wohl einfarbige Gründe musterte — beides im Interesse eines einheitlichen gedämpften Tons zur Milderung der Härten und grellen Farbengegensätze. Was nun für den Stilcharakter eines solchen mittelalterlichen Glasfensters charakteristisch ist, das ist vor allem der teppichartige Eindruck der künstlerischen Darstellung, das Konturenmäßige und Flächenhafte, die Vermeidung aller perspektivischen Wirkungen. Auch wo man Heiligenfiguren brachte, stellte man sie statuarisch mit ihrem Hintergrund, der oft als ein gemusterter Teppich zu denken ist, in Eine Ebene. Die plastische Modellierung durch Schattierung mit Schwarzlot beschränkte man auf das Notwendigste, soweit es die Deutlichkeit unbedingt verlangte. Farbennüancierungen, d. h. die Abstufungen der Töne innerhalb ein- und derselben durch farbige Glasstücke dargestellten Lokalfarbe, waren in dieser Technik überhaupt kaum wiederzugeben. Der teppichartige, flächenhafte Stil ergab sich also aus der Natur des Materials und seiner Technik von selbst. Ebenso entsprach

er der architektonischen Funktion des Glasfensters, das ja selbst als ein Stück durchscheinender Wand aufzufassen ist oder wenn man will als ein vorgehängter Glasteppich, der das Licht zwar einläßt und zugleich mystisch dämpft, die profane Außenwelt aber den Blicken abschließt und also die religiöse Weihe des Raumes steigert und sammelt. So war der künstlerische Charakter in doppelter Weise begründet, im Zweck und im Material des Gegenstandes, er war stilgerecht. Als wesentlich für jedes gute Glasfenster ergiebt sich daraus das Vorwiegen der koloristischen Wirkung, die Darstellung soll nie aus dem Rahmen des farbigen Ornaments herausgehen. Die Farbe ist die Trägerin der Stimmung. Ihr müssen sich alle anderen künstlerischen Absichten unterordnen. Im Laufe des 15. Jahrhunderts änderte sich der Stil. Damals machte die Fresco- und Staffeleimalerei ihre großen technischen und künstlerischen Fortschritte. Das wurde für die Entwicklung der Glasmalerei verhängnisvoll. Was dort am Platze war, wollte man auch hier durchsetzen und ruhte nicht, bis man die technischen Hilfsmittel herausgefunden hatte, die es ermöglichten, im eigentlichen Sinne farbig auf Glas zu malen, zuerst gelb, dann in allen Tönen, und übertrug nun die Prinzipien der Staffeleimalerei auf das Material des farbigen Glasfensters. Durch stärkeres oder dünneres Auftragen einer Farbe, durch Mischung verschiedener Farben (es war pulverisiertes farbiges Glas, das mit dem Pinsel aufgemalt und dann eingebrannt wurde) erreichte man alle Nüancierungen eines Tons bis zum Herauswischen der Glanzlichter. Man hatte jetzt die Mittel, die plastischen Wirkungen des Körperlichen mit voller realistischer Deutlichkeit wiederzugeben, und nachdem man einmal mit dem Flächenprinzip gebrochen hatte, ging man dazu über, die Bilder perspektivisch in den Raum zu vertiefen, die Figuren nicht mehr mit einer abstrakten Flächenornamentik zu umrahmen, sondern in eine realistisch aufgefaßte Landschaft oder Architektur hineinzustellen. Damit trat auch die gegenständliche Bedeutung des Inhalts vor der ornamentalen Wirkung mehr und mehr in den Vordergrund. Die Glasfenster bekamen etwas Genrehaftes, Erzählendes. Schließlich gab man das Prinzip der Mosaik überhaupt auf und malte die ganze Darstellung auf weißes Glas. So entstand als letzter Ausläufer der alten Kunst das Transparentbild des 17. Jahrhunderts, dessen stilloser Naturalismus seine letzte Konsequenz darin fand, daß man die Gemälde bekannter Meister, so gut es eben ging, auf Glas kopierte. Im Lauf der folgenden Zeit verdrängte der Geschmack am weißen Glas, das man in einer Größe und Reinheit herstellen lernte, von der das Mittelalter keine Ahnung gehabt hatte, die Glasmalerei allmählich aus den Kirchen. Sie mußte im 19. Jahrhundert als eine so gut wie untergegangene Kunst wieder ganz von neuem entdeckt werden.

Der Fehler, den die ersten Glasmaler aus dem Anfang des vergangenen Jahrhunderts machten, war der, daß sie an die Arbeiten des äußersten Zerfallstils anknüpften, indem sie die Gemälde alter und neuer Meister mit dem Pinsel auf Glas übertrugen und erst allmählich dazu übergingen, auch farbige Gläser zusammenzusetzen. Der falsche, auf den Prinzipien der Staffeleimalerei aufgebaute Stil beherrschte lange Zeit ausschließlich die Behandlung der farbigen Kirchenfenster, und noch heute ist die Einsicht in die künstlerischen Gesetze der Glasmalerei keineswegs Allgemeingut geworden. Den herkömmlichen Durchschnitt von in künstlerisch nicht wohlberatenen Anstalten hergestellten Kirchenfenstern bezeichnet ein völlig gedankenloses und verständnisloses Schwanken zwischen Stil und Realismus, zeichnerischer und koloristischer Auffassung, und kommt noch der Einfluß moderner technischer Erfindung

hinzu so pflegen diese, wenn ihre industrielle Verwertung nicht von einem streng geschulten Stilgefühl in die richtigen Bahnen gelenkt wird, erst recht zum Unheil zu führen. So bedeuten auch die von der **Barmer Anstalt für Freilichtmalerei „Lucefloreo"** ausgestellten Arbeiten (ein großes Kirchenfenster mit St. Georg's Drachenkampf) vorläufig einen vollkommenen künstlerischen Mißerfolg, der zum Teil in dem von dem Maler Dillmans erfundenen Verfahren selbst begründet liegt. Zur Vermeidung der „**störenden** (!) Bleifassungen" wird das ganze Bild aus drei **übereinandergelegten** farbigen Glasplatten, einer blauen, einer gelben und einer roten, durch stärkeres oder geringeres Ätzen der Schichten herausgeholt. Damit erreicht man die ganze Skala der in der Natur vorkommenden Farben (über 4000 Nuancen!) — das heißt, was dabei herauskommt, ist ein süßlicher und fauler Naturalismus, der dem strengen und ornamentalen Stil, den die Glasmalerei verlangt, in jedem Punkt zuwiderläuft. Die Farbenwirkung ist denn auch eine so abstoßend unfeine und stimmungslose, daß man nur mit Bedauern daran denken muß, daß in diesem Verfahren u. a. die Fenster des Berliner Doms ausgestattet werden sollen.

In den fünfziger Jahren etwa begann ein eingehendes Studium der Glasmalereien aus der Früh- und Blütezeit dieser Kunst, namentlich auch nach ihrer technischen Seite hin. Man kam allmählich den Geheimnissen ihrer unerreichten Farbenschönheit wieder auf die Spur. Die alten Fenster besitzen eine außerordentliche Tiefe und Leuchtkraft, sind dabei in der Farbe immer herb und ruhig, nie süßlich und flimmernd, und, mag ihnen nun das Alter oder eine absichtlich vorgenommene Patinierung die grelle Buntheit genommen haben, gerade in dieser Abtönung in die Tiefe liegt ein wesentliches Moment ihrer koloristischen Feinheit und Vornehmheit. Absolut reines und durchsichtiges Glas wie das heutige hatte man nicht. Das alte Glas hat Blasen, ist ungleich in der Dicke, durchscheinend, aber nicht durchsichtig, auch das weiße Glas hatte immer einen Stich in's Grünliche oder Bräunliche — das Alles trug zur Verfeinerung der Farbenwirkung bei, und man ist heutzutage dazu gekommen, solche Unreinheiten (sog. Antikglas) absichtlich wiederherzustellen. Auch die blassen und dünnen Modetöne verschwinden wieder mehr und mehr. Im strengsten Anschluß an die Technik und die künstlerische Auffassung der Alten hat sich eine Richtung von historisch retrospektivem Charakter entwickelt, deren Werke an Schönheit zum Teil den alten kaum nachstehen. So haben u. a. **Carl de Bouché** und **Zettler** in München, **Hans Drinneberg** in Karlsruhe und vor Allem Prof. **Fritz Geiges** Kopieen alter Glasfenster ausgestellt, die von den Originalen schwerlich zu unterscheiden sind. Die bedeutendsten unter den Künstlern, die auf diesem streng historischen Boden stehen, sind Prof. **Geiges** und Prof. **Linnemann** in Frankfurt — letzterer wenigstens in seinen besten Schöpfungen. Freilich zwingt beide der historische Purismus, unter Umständen auch die Unvollkommenheiten einer Periode, in deren Stil sie schaffen, nachzuahmen. Geiges hat u. a. ein St. Lucas-, St. Bernhardt- und St. Eligiusfenster ausgestellt, Arbeiten von wundervoller Farbenschönheit und Tiefe des künstlerischen Empfindens, aber sie sind im Stil des XVI. Jahrhunderts stark modelliert und enthalten viel zeichnerisches Detail. Den Tendenzen des protestantischen Kultus entsprechen hier wohl am meisten Arbeiten, die wie das Linnemann'sche Mönchsfenster im Sinn der Grisaillemalerei auf Farbenreichtum verzichten und in der Hauptsache sich auf die Verarbeitung zusammengesetzter in einem Ton grau in grau gehaltener Gläser mit Schwarzlot beschränken. In ähnlicher Weise ist das von

Nr. 4

Karl Ule in München nach dem Entwurf von Joh Huber ausgeführte Fenster mit den vier Evangelisten behandelt. Diese Art hat einen außerordentlich dezenten Farbenreiz und sagt gerade unserm modernen Empfinden besonders zu

Ein weniger strenger Historiker ist der Frankfurter Lüthi, unter dessen Arbeiten ein St Georgsfenster wegen der Ruhe und Feinheit seiner Farben und der statuarischen Einfachheit und Strenge der Linien den Vorrang verdient. Lüthi folgt den Alten in der Materialbehandlung und den allgemeinen Stilprinzipien, verzichtet dagegen auf die Nachahmungen gewisser historischer Naivetäten, an die andere im Interesse der „Echtheit" gerne Zugeständnisse machen

Von diesen Werken die — sei es nur im Material und der Technik sei es auch in den formalen Anschauungen — historische Traditionen aufgenommen haben und mehr oder minder selbständig weiterbilden, scheidet sich eine Gruppe durchaus moderner Schöpfungen, deren Stil und Technik auf der Ausnützung einer modernen amerikanischen Erfindung beruht des sogenannten Opalescentglases. Das Opalescentglas ist schwach lichtdurchlässig, undurchsichtig und besitzt ein eigenartig irisierendes und gewöhnlich in zwei Nüancen desselben Tons gehaltenes bald wolkiges bald geflammtes bald allmählich sich ablösendes Farbenspiel, dessen Reiz noch durch eine absichtlich rauh gemachte Oberfläche variiert wird Diese Gläser besitzen eine außerordentliche Kraft und Mannigfaltigkeit der Farbenwirkung von den brennendsten Tönen bis zu den feinsten und pikantesten Modulationen Sie halten keinen Brand aus und schließen damit die Verwendung aufgemalter Farben im Prinzip aus Die Technik beschränkt sich also ausschließlich auf das Zusammensetzen farbiger Gläser, auch die kleinste zeichnerische Einzelheit verlangt ein besonderes Glasstück und eine Bleifassung. Die in diesem Material ausgeführten Arbeiten sind fast ausschließlich weltlichen Inhalts — neben einzelnen wundervollen, in Zeichnung und Farbe vollendeten Schöpfungen, eine Masse von Unverstandenem und Unreifem, wie es die Neuheit der Sache begreiflich und verzeihlich macht Doch läßt die fast unerschöpfliche Vielfältigkeit der koloristischen Wirkungen eine Verwendung für kirchliche Zwecke als sehr wohl denkbar erscheinen Die Hauptsache dabei ist eben die daß der Künstler von einem diskreten Farbengefühl und einem richtigen Verständnis für seine Aufgabe geleitet wird

Gemeinsames Sprechen im evangelischen Gottesdienste

von **Friedrich Spitta**

Es ist eine bisher noch nicht genügend beantwortete Frage die ich hier unseren Lesern vorlegen möchte mit der Bitte, sich an ihrer Erledigung zu beteiligen. Ich selbst habe mich mit ihr lange beschäftigt ohne ganz ins Reine gekommen zu sein Nur in Kürze lege ich das Resultat meiner Überlegungen vor, und bitte, mich zu korrigieren und zu ergänzen, je nachdem es nötig ist

Auf die Frage welches Mittels sich die Gemeinde zu gemeinsamen Wortäußerungen bedienen solle, pflegt man meistens zu antworten des Gesanges Durch genaue Fixierung der Tonhöhe und -Länge ist es möglich gemacht daß eine große Masse von Personen ihre in Worte gefaßten Empfindungen und Überzeugungen äußern kann ohne ein chaotisches und disharmonisches Durcheinander zu erzeugen Ein Sprechen in absolut gleichem Rhythmus ist höchstens bei Schuldressur zu erzielen, und da noch nicht einmal in Stücken von ungebundener Rede, ein Sprechen bei dem von allen die gleichen Tonintervalle innegehalten

werden, ist wohl noch nicht einmal bei einer kleinen Zahl gleichaltriger Schüler zu erreichen, geschweige denn bei einer großen bunt zusammengesetzten Gemeinde. Aus diesen Erwägungen aus erklärt es sich, daß man das gemeinsame Sprechen im Gottesdienst überhaupt als unschön und nicht zweckentsprechend verworfen hat.

Aber man braucht nur an die einzige Gelegenheit zu denken, bei der gemeinsames Sprechen in einer Reihe von Landeskirchen in Betracht kommt — ich meine die Antwort auf die Beichtfrage[1] —, um zu sehen, daß für unseren Fall noch andere Gesichtspunkte maßgebend sind als die oben erwähnten ästhetischen. Hält man es für möglich, daß auf die Frage des Pfarrers „Bekennet ihr, daß ihr arme Sünder seid u. s. w., so antwortet Ja," die Orgel einsetze und die Gemeinde ein „Ja" singe? Gewiß nicht. Worin würde das Unangemessene dieser Ausdrucksweise liegen? Doch nicht bloß darin, daß ein einsilbiges Wort sich nicht zu einer gesanglichen Äußerung eignet. Würde man es auf zwei Töne singen lassen, so wäre es nicht weniger auffallend als ein gesungenes Amen. Auch darin liegt nicht eigentlich das Unangemessene, daß sich zwei gesungene Töne etwas merkwürdig ausnehmen als Antwort auf die gesprochene Beichtvermahnung und das Sündenbekenntnis, besonders wenn nach der Antwort der Pfarrer im Sprechen weiter fortfährt. Sondern darin, daß für diese Äußerung die Musik überhaupt nicht das rechte Mittel ist. Es bleibt eben doch bestehen, daß der Gesang nicht die erste und elementarste Wortäußerung ist, sondern künstlich gesteigerte Rede, und daß das gesprochene Wort etwas unmittelbareres als das gesungene hat und deshalb überall da am Platze ist, wo es sich um einen möglichst schlichten, unmittelbaren Ausdruck innerer Bewegung handelt. Wer auf die gewissenforschenden Beichtfragen singend antworten wollte, würde in den Verdacht kommen, es sei ihm um sein Sündenbekenntnis nicht voller Ernst. Es giebt Stimmungen und Empfindungen, wo das Singen aufhört, wie es auch solche giebt, wo das Sprechen ein Ende hat. Wo ersteres der Fall ist, das wird sich wohl nicht bis ins Einzelne bestimmen lassen. — Es ist nachgewiesenermaßen eine Fabel,[2] daß Zwingli, als er den Gesang im Gottesdienste abschaffen wollte, dem Züricher Rat seine Petition singend vorgetragen und dann den ihn erstaunt ansehenden Ratsherren bemerkt habe, ebenso lächerlich wie dieses sein Beginnen sei es, wenn man vor Gott seine Bitten im Gesange darbringe. Aber bei der Entstehung dieser Geschichte hat doch die richtige Empfindung mitgewirkt, daß es Gebete giebt, die um ihrer Innerlichkeit willen musikalische Darstellung ebenso wenig vertragen, wie poetisch gebundene Form, die, wie Matthias Claudius so treffend sagt[3], „sich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen und am Himmel anklopfen." Es hat bei mir eines gewissen Eindrucks nicht verfehlt, als mir irgendwo in der katholischen Litteratur die Bemerkung aufstieß, durch das beständige Singen der evangelischen Gemeinden sei ihnen die rechte Fähigkeit zu beten ganz abhanden gekommen. Ob bei der großen Veräußerlichung des Gebets in der katholischen Kirche der betreffende Autor nicht besser gethan hätte, zunächst vor seiner eignen Thüre zu fegen, will ich nicht untersuchen. Auch vom Gegner läßt sich lernen, und ich habe gelernt, daß es in den evangelischen Gottesdiensten nicht ganz an Gebeten der Gemeinde fehlen solle, die sich durch das gesprochene Wort äußern. Dem gegenüber muß das oben ausgesprochene ästhetische Bedenken durchaus an die zweite Stelle treten, kann es aber auch um so eher, als der evangelische Gottesdienst kein Schauspiel für andächtige Zuschauer und Zuhörer ist, sondern einzig und allein für die versammelte Gemeinde bestimmt, die als selbst ausführende jene Mängel des gemeinsamen Sprechens nur dann empfinden und sie abzuschaffen geneigt sein wird, wenn sie in krasserer Weise störend hervortreten.

Das ist z. B. da nicht der Fall, wo man auf ein gesprochenes Gebet mit einem ge-

[1] Nicht von der Gesamtgemeinde gehen die Antworten aus, die von den Paten und von den Konfirmanden gemeinsam gegeben werden.

[2] Vgl. z. B. G. Weber, H. Zwingli. Seine Stellung zur Musik und seine Lieder S. 57. Th. Odinga, das deutsche Kirchenlied der Schweiz im Reformationszeitalter S. 11, gegen Koch, Geschichte des Kirchenliedes I, S. 139.

[3] „Über das Gebet an meinen Freund Andres." Claudius' Werke, 10. Aufl. Bd. 1, S. 189.

sprochenen Amen antwortet, wie es nach 1 Kor. 14, 16 im urchristlichen Gottesdienste der Fall war[4]) und wie es dem gesungenen vorzuziehen ist. Ebenso wenig, wo die Gemeinde mit kurzen Bittrufen sich zu dem vom Pfarrer gesprochenen Gebet bekennt, z. B. „Erhöre uns“, „Behüt uns, lieber Herr Gott.“ Von hier aus wird, wie ich bei anderer Gelegenheit zu zeigen gedenke, erst eine dem Geschmack unserer Zeit entsprechende Verwendung der Litanei möglich. Schwieriger wird es schon, wenn die Gemeinde zu dem Vaterunser des Pfarrers die Doxologie sprechend hinzufügen soll. Ein kräftiges, einhelliges Amen wird viel zweckentsprechender sein als das Durcheinander, das bei der Rezitierung jenes ganzen Satzes entsteht. Noch bedenklicher ist es, wenn die Gesamtheit, wie in der Kirchenliturgie der Brüdergemeine[5]), das vom Prediger mit den Worten „Herr Gott, unser Vater im Himmel“ begonnene Vaterunser gemeinsam sprechen soll. Es ist ja ein schöner Gedanke, daß die ganze Schar der Kinder Gottes dieses Gebet mit einander vor ihren Vater bringt, und ich finde es auch durchaus richtig, daß das nicht singend geschieht. Aber je inniger und tiefer man den Sinn der gewichtigen sieben Bitten empfindet, um so störender muß das gemeinsame Sprechen sein, das dann, wenn es nicht in eine gewisse Unordnung ausartet, so leicht den Eindruck des Einexerzierten und Handwerksmäßigen macht, wie es uns von dem Abbeten des Vaterunsers und des englischen Grußes in den katholischen Andachten wohl bekannt ist. Immerhin würde ich das gemeinsame Vaterunser als das gerade noch Mögliche auf unserem Gebiete bezeichnen. Ein Hinausgehen über diese äußerste Grenze ist für mich — wenigstens zunächst noch — unmöglich. Ein solches Hinausgehen findet sich bei Zwingli, wenn er in seiner Abendmahlsordnung aus dem Jahre 1525 das große Gloria, das Kredo und den 113. Psalm von der Gemeinde sprechen läßt, und zwar im Wechsel von den Männern und Weibern. Die lutherische Kirche Bayerns wandelt in diesem Punkte, wenigstens bei dem Kredo, in Zwinglis Spuren und nicht in denen Luthers, der bestimmte, daß das Kredo zu singen sei. Dieser Anordnung entspricht auch der Charakter des Glaubensbekenntnisses, das nicht ein Gebet ist, sondern ein im Angesicht Gottes öffentlich abgegebenes Zeugnis. Weshalb man sich dazu nicht des Mittels des Gesanges bedienen dürfe, ist unklar. Wenn man aber unter den Verfechtern der bayerischen Gewöhnung das Urteil hört, das Kredo sei so viel wie ein vor Gericht abgelegtes Zeugnis, das gesprochen werden müsse, so sieht man, wie sich diese Liturgiker ahnungslos auf den Bahnen jenes Zwingli befinden, von dem sie annehmen möchten, daß der oben berichtete Fall Thatsache sei.

Aber vielleicht irre ich hierin, wie in den anderen Ausführungen. Wer mir durch sachliche Gründe, nicht durch temperamentvolle Verweisung auf lieb gewordene Gewöhnungen, die Unrichtigkeit oder Inkonsequenz meiner Anschauung klar machen wollte, würde sich gewiß nicht bloß meinen Dank verdienen.

Die neuere kirchliche Baukunst in England

von G. Fennek in Keeken bei Cleve

Nunmehr hat auch der Kirchenbau des zweiten der drei großen protestantischen Völker eine ausführlichere Darstellung gefunden. Der der deutschen Botschaft in London zugeteilte Regierungsbaumeister H. Muthesius veröffentlichte in den Jahren 1899 und 1900 in der Zeitschrift für Bauwesen eine Reihe von Aufsätzen über den neueren Kirchenbau in England. Da dieselben jetzt in Text und Abbildungen reichlich erweitert, in Buchform auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht sind,[6]) so dürfte es wohl angebracht sein, etwas ausführlicher auf

---

[4]) Hierauf macht zur Begründung ihres Brauches die Liturgie der Waldenser ausdrücklich aufmerksam.

[5]) Liturgiebuch der evangelischen Brüdergemeine S. 4. 14.

[6]) Hermann Muthesius, Die neuere kirchliche Baukunst in England. Berlin, Ernst & Sohn. Mk. 15. Vgl. außerdem die Anzeigen-Beilage der Juli-Nummer. Die Abbildungen zu unserem Artikeln in dieser und der folgenden Nummer sind uns von dem Verleger gütigst zur Verfügung gestellt worden.

diese nächst dem Fritsch'schen Kirchenbauwerk interessanteste Erscheinung auf diesem Gebiete einzugehen.

Man sieht es leider dem Titel des Buches nicht an, wie reich der Inhalt ist und daß es dem Theologen ebensoviel zu sagen hat wie dem Architekten. Erst wenn man den Untertitel liest, ahnt man, daß hier mehr gegeben ist als Bautechnisches, mehr auch als das übliche kunstgeschichtliche Schema von altchristlichem, romanischem, gotischem u. s. w. Stil oder von Lang- und Rund-, Hallen-, Saal-, Kreuz- u. s. w. Kirchen. Es ist in der That ein volles Rundgemälde englisch-kirchlichen Lebens, das Muthesius vor uns aufrollt, von dem sich dann die Baugeschichte und Bauentwickelung in scharfer Silhouette abhebt; es ist ein Abriß der englischen Kirchengeschichte und der eigentümlichen Entwickelung, die das religiöse Gemeinschaftsleben dort genommen hat, und ist zugleich ein Führer zum Verständnis dieses englischen Wesens voll feinsinniger Bemerkungen. Allenthalben verrät sich eine ungewöhnliche Vertrautheit mit dem überreichen Stoff; die Einzelheiten sind nicht mühevoll zusammengefragt und getragen, sondern geschöpft aus einem vollen Verständnis des englischen Lebens mit all seinen komplizierten Bedürfnissen, dem Trachten nach Komfort, der Vorliebe für das Solide, dem Sinn für schlichte, große Formen, den Feinheiten des englischen Wohnungsbaues, wie sie auch beim Kirchenbau sich geltend machen in der sorgfältigen Ausführung, der künstlerischen Platzwahl, Schonung alten Baumbestandes, geschickter Gruppierung, Verschiedenheit der Bodenentwickelung bei Stadt- und Landkirchen, Bevorzugung der Eckplätze und praktischen Ausnutzung freier und sogar eingebauter Grundstücke, Vermeidung des Inselbaues auf freien Plätzen und endlich ebenso praktischer als auch psychologisch feiner Anlage und Führung der Eingänge. Dem Verfasser ist eben die englische Kirchenbaukunst nur ein Zweig an der eigenartig entwickelten Baukunst Englands überhaupt, allerdings kein besonders hervorragender Zweig. Dazu kommt eine intime Kenntnis der englischen Kunstgeschichte des vorigen Jahrhunderts sowie der eigentümlichen Bedeutung, die ein Ruskin und die Präraffaeliten, die ein Walter Crane und der an der Spitze der reichen Kunstdilettanten stehende William Morris für das Kunstgewerbe Englands, ja Europas, gehabt haben — das alles vereinigt sich, um das Buch weit über das Genus der Fachlitteratur hinauszuheben und das Lesen zu einem Genuß auch für den Nichtfachmann zu machen.

So ist das Werk bezeichnend für den gewaltigen Umschwung, den die Betrachtungsweise und denkünstlerische Wertung von Kirchenbauten im letzten Jahrzehnt erfahren hat. Der Formalismus ist tot. Mag auch noch eine ganze Reihe von Kirchenbaumeistern lieg in der lediglich formal gestaltenden Bauweise stecken, für die „Bauen“ heißt, eine Summe geschichtlich überlieferter Einzelformen möglichst logisch und mit mehr oder weniger Geschmack zusammenzustellen, oder, um einen treffenden Ausdruck von Muthesius zu gebrauchen, „ein Kirchengebäude innen und außen mit Gotik zu überziehen“, — es sind das doch nur die kleinen Wellen, die noch über das Wasser laufen, wenn der Stein schon längst am Boden liegt. Für die Zukunft können Formalismus und Stilzwang keine Bedeutung mehr gewinnen und auch unsere Wertschätzung und unser Urteil nicht mehr einseitig beeinflussen. Der Standpunkt, von dem aus man eine Kirche als Bauwerk betrachtet und einschätzt, ist ein anderer geworden, er ist höher genommen. Es ist in der That ein gewaltiger Unterschied, ob man eine Kirche nur als eine hohle Schale ansieht, der man das Gepräge irgend einer historischen Stilart giebt, während die Gemeinde zusehen kann, wie sie sich mit ihrem Gottesdienst, so gut es geht, darin einrichtet, oder ob dem Baumeister die Gemeinde, ihre Verfassung und ihr Gottesdienst das eigentlich baugestaltende Moment ist, sodaß es für ihn zunächst gilt, Sitzplätze, Kanzel, Altar, Orgel u. s. w. richtig zu einander zu gruppieren und dann das Gehäuse, die Schale sich von selbst um diesen Kern herumbilden, gleichsam herumwachsen zu lassen.

Es ist das Verdienst des Fritsch'schen Kirchenbauwerks, von diesem mehr innerlichen, evangelischen Gesichtspunkt aus den Kirchenbau des Protestantismus zum erstenmal betrachtet und dargestellt zu haben. Zwar konnte auf die Einzelheiten der baugestaltenden Programme, ob reformiert oder lutherisch beeinflußt, nicht eingegangen werden. Bei der ungeheuren Mühe, die die Beschaffung des Stoffs von diesem neuen Gesichtspunkt aus ohnehin schon

erfordert hat, wäre sonst das Werk wahrscheinlich bis heute noch nicht erschienen. Die vielfach sich durchkreuzenden Einflüsse, die z. B. allein schon der Übertritt der Fürstengeschlechter von einer Konfession zur anderen auf die Kirchengestalt geübt haben, würden eine besondere Untersuchung für sich erfordert haben, wären vielleicht gar nicht einmal einheitlich zu fassen gewesen.

In dieser Beziehung hatte Muthesius für England bedeutend leichtere Arbeit. Der englische Kirchenbau des vorigen Jahrhunderts ist freilich nicht etwa eine einheitlichere Erscheinung, und die kirchlichen Zustände sind dort noch zwiespältiger als bei uns, aber der Gegensatz hat sich dort so zugespitzt, daß es nicht bloß möglich, sondern sogar notwendig war, den Kirchenbau der Staatskirche von dem der Freikirchen vollständig zu trennen. Wie scharf der Riß ist, der das kirchliche Leben Englands durchspaltet, zeigt sich wohl am deutlichsten daran, daß diese Scheidung sich fast ohne die sonst unvermeidlichen Wiederholungen durchführen ließ. Es ist das einer der Widersprüche, wie sie uns auch sonst im Charakter dieses hochbegabten, uns so nahestehenden und doch jetzt so unsympathischen Volkes entgegentreten: auf der einen Seite ein unbeschränkter Individualismus, ein Selbständigkeits- und Freiheitsgefühl, wie wir es gar nicht kennen, und auf der andern Seite eine Ängstlichkeit in Bewahrung der Formen, eine Tyrannei der Sitte, des Schicklichen, eine Herrschaft dessen, was man high nennt, die uns fast unverständlich ist. Der Fremde, der in die höheren Kreise Zutritt erhält, was übrigens durchaus nicht leicht ist, gewinnt zuerst den Eindruck, es handle sich überall nur um die Frage, was high und was noch „lower“ sei. Und wiederum auf der einen Seite eine religiöse Veranlagung, eine Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit, die wirklich von Herzen kommt, wirkliches Herzensbedürfnis ist, und auf der andern Seite eine Roheit in Ausnutzung der Menschenkraft, eine Gewalttätigkeit in der Politik, eine Rücksichtslosigkeit in der Ausnutzung der augenblicklich schwächeren, die fast vor keiner Gewissenlosigkeit zurückschreckt. England, das Land der Heidenmission und des Opiumkrieges, der Friedensbestrebungen und der Transvaalgreuel, der deutschen und ausländischen Bibelgesellschaft und der deutschen und ausländischen business: es ist auch das Land der Hochkirche und der Freikirchen. Nicht als ob letztgenannter Gegensatz sich mit den andern obigen Gegensätzen decken würde; aber eigentümlich und bezeichnend ist es doch, daß, wie Muthesius bezeugt, die Menschlichkeitsbestrebungen der Sekten im letzten Jahrhundert „in vorteilhaftem Gegensatz zu der selbst- und gewinnsüchtigen Politik der plutokratischen Mehrheit der Volksvertretung“ stehen, daß der Widerwille der Sekten gegen die Vergewaltigungspolitik, der einst 1816 zur Gründung der Friedensgesellschaft durch die Quäker führte, heute sich gegen die gleichzeitige südafrikanische Politik wendet, und daß der Widerstand gegen die „rücksichtslose Selbstsucht, die England als Staat eigentümlich ist, in den Sekten einen sichern Rückhalt findet“, daß die Staatsmänner damit rechnen müssen. Ja, diese sogenannten Sekten, die nicht mehr nur geduldeten, mühsam um ihre Existenz kämpfenden Freikirchen, sind zu einer Macht geworden, die Sitzplätze ihrer Kirchen übertreffen die der Hochkirche schon bedeutend. Ihre Vereinigung scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein, und die Staatskirche rechnet schon mit der Möglichkeit, daß es dem Ansturm der Freikirchen gelingen wird, die Institution der Staatskirche aufzuheben.

Es ist wohl eine Folge der in den vornehmen und gebildeten Kreisen Englands üblichen Geringschätzung der Sekten, daß man diesen doch so klar am Tage liegenden Gegensatz von Hochkirche und Sekten, der in Wirklichkeit zugleich ein Gegensatz der Frömmigkeit ist, der Gegensatz ästhetisch und ethisch beeinflußter Frömmigkeit, in der Literatur wohl dargestellt, aber im Gesamturteil so wenig berücksichtigt findet. So kommt es, daß sich die Urteile über England und englische Frömmigkeit so wenig zusammenreimen lassen: auf der einen Seite eine Überschätzung, die sich im Kopieren englischer religiöser Formen nicht genug tun konnte und nun angesichts des Transvaalkrieges ratlos dasteht, und auf der andern Seite eine Unterschätzung, die ebenso ungerecht ist. Drei aus Anfang, Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts zusammengestellte Urteile mögen das erläutern. Als Schleiermacher vor 100 Jahren in seinen „Reden über die Religion“ schrieb: „Jene stolzen Insulaner, welche viele unter Euch so ungebührlich verehren, kennen keine andere

Lösung als gewinnen und genießen, ihr Eifer für die Wissenschaften, für die Weisheit des Lebens und für die heilige Freiheit ist nur ein leeres Spielgefecht. So wie die begeistertsten Verfechter der letzteren unter ihnen nichts thun, als die nationale Orthodoxie mit Wut verteidigen und dem Volke Wunder vorspiegeln, damit die abergläubige Abhängigkeit an alte Gedanken nicht verloren gehe . . . . , so ist ihre Weisheit nur auf eine jämmerliche Empirie gerichtet, und so kann ihnen die Religion nichts anderes sein als ein toter Buchstabe, ein heiliger Artikel in der Verfassung, an welcher nichts Reelles ist." — Als Schleiermacher das schrieb, da ahnte er nicht, daß die von ihm wohl übersehenen und unterschätzten Sekten, die damals noch in ihren zwar nicht der Zeit, aber dem Einfluß nach ersten, komplexen Anfängen standen, am Ende des Jahrhunderts einem Architekten „ungeteilte Bewunderung" und die Bemerkung abnötigen würden, „daß die umfangreichen, für allerhand menschenfreundliche Zwecke errichteten Gemeindebauten der englischen Sekten heute bereits in greifbarer Form dastehen, ist ein höchst erfreuliches Kulturzeugnis dafür, daß wir uns auch im Christentum vorwärts bewegen . . . ." Und weiter: wenn Ruskin, der Mann mit der Feuerseele, der unermüdliche Bußprediger seines Volkes schreibt: „Man könnte eher einen Blitz aus Weihrauchwolken erwarten als wahre Tatkraft oder Hingebung aus unserer modernen englischen Religion. Es wäre besser, man schaffte den Rauch und die Orgelpfeifen ab und überließe sie und die gotischen Fenster mit den gemalten Scheiben dem Requisitenmeister" — auch Muthesius nennt gelegentlich den Gottesdienst der Hochkirche „geschickt inszeniert" — „. . . . und kümmerte sich um den armen Lazarus vor der Thürschwelle", so zeigen die Worte selbst, daß sie nur der Staatskirche gelten, der er seiner ganzen Bildung und Stellung nach angehörte. Und wenn endlich in einer Kritik über A. Tilles neuestes Werk über englische Gesellschaftszustände das Urteil gefällt wird: „Von einer Armenpflege, wie sie das kommunale Elberfelder System ausgebildet hat, ... ebenso von einer privaten Fürsorge, wie sie sich bei uns auf allen Gebieten der innern Mission und der Humanitätsbestrebungen anbahnt oder schon durchgesetzt hat, hat man in England keine Ahnung", so ist diesem Kritiker — oder auch A. Tille? — die musterhaft ausgebildete Armenpflege der englischen Sekten — siehe Muthesius Seite 119 f. — ganz entgangen, und er ahnt offenbar auch nicht, daß diese ursprünglich reformierte Form der Armenpflege für England sicher einmal die Grundlage der kommunalen Pflege ebenso werden wird, wie es die Armenpflege der reformierten Gemeinden für das Elberfelder System zweifellos gewesen ist.

Es ist gegenüber den angeführten Urteilen der ungeheure Vorzug des Muthesius'schen Buches, daß er sich seinen weiten Blick bewahrt und sein Urteil freigehalten hat von der englischen Betrachtungsweise und den englischen Vorurteilen. Er kennt und beschreibt nicht bloß die religiösen Bedürfnisse der oberen Zehntausend, deren wahrhaft vornehmes, in großem Stil geführtes Leben schon so manchen Deutschen in seinen Bann gezogen hat, daß er darüber das Leben des Mittelstandes und des arbeitenden Volkes übersah; er hat sich vielmehr liebevoll versenkt auch in das Leben und Denken und die religiösen Bedürfnisse des kleinen Mannes, des Handwerkers, des gewerblichen Arbeiters, „die sich in ihren bescheidenen Gotteshäusern, in denen sie der verständigen Predigt eines in gewöhnlicher Tracht auftretenden Pastors lauschen, heimischer fühlen als inmitten des Pompes einer dem glänzenden Zeremoniell ergebenen höheren Gesellschaft."

Dabei verführt ihn das unverkennbare Interesse für die Sektenkirchen nicht dazu, einseitig bei ihnen das Gute zu finden und bei der Staatskirche nur die unangenehmen Seiten. Er sieht bei den Sekten nicht bloß die ideale Seite der reformierten Kirchenverfassung, er sieht in dem Presbyterium nicht nur die logische Ausbildung des Gemeindeprinzips, sondern auch die für englische Verhältnisse praktische Einrichtung eines Puffers zwischen Predigern und Gemeinden, der Stöße und Reibungen mildert und für erstere eine „Rückendeckung" bedeutet gegenüber der letzteren; er sieht in den Mittelklassen das Drängen nach den obern Ständen, das „In gute Gesellschaft kommen", wie Ruskin es echt englisch als Ziel alles menschlichen Strebens voraussetzt, und das daraus folgende Nachahmen der Sitten und Gebräuche und der kirchlichen Formen der oberen Klassen: man will nicht bloß eine chapel oder ein tabernakel, sondern auch eine church haben, man will auch eine

„Kirche" werden, man will auch schöne Kirchen haben, gerade wie die Hochkirchlichen, und gerät dabei in eine äußerliche, verständnislose, oft geradezu lächerliche Nachäfferei: man baut Türme ohne Glockenstube und Glocken, Altarausbauten ohne einen Altar davorzusetzen. Auf der andern Seite anerkennt er rückhaltlos den in der Staatskirche waltenden kirchlichen Sinn; er hebt die Andacht und Anteilnahme hervor, die die Litanei und der zeremonielle Teil des Gottesdienstes findet, er lobt den lebendigen kirchlichen Eifer, der sich in fleißigem Kirchenbesuch und einer für unsere Begriffe ganz außerordentlichen Freigebigkeit und thätigen Beihilfe bei Kirchenbauten auszeichnet, und vor allem weist er hin auf die dadurch hervorgerufene überaus reiche Blüte der kirchlichen Kunst in der Staatskirche, so er kann die Behauptung wagen, daß in ihr „eine Geschmacklosigkeit in der Kirchendekoration nicht mehr möglich sei dank dem ernsten künstlerischen Streben einer Generation von Kirchenerbauern, die ihr Bestes an ihre Aufgaben setzten, und denen — das darf nicht vergessen werden — die Mittel für ihre Absichten aus freigebigen Händen stets so reichlich zuflossen, wie sie es nur wünschten", sodaß „die heutigen englischen Verhältnisse uns vielleicht am ersten wieder einen schwachen Abglanz jener religions- und baukräftigen Zeiten des christlichen Mittelalters zu geben vermögen".

1. Das heutige Staatskirchengebäude.

Diese Kunstentwickelung ist allerdings für ein evangelisches Gemüt nicht ohne einen bitteren Beigeschmack. Wesentlich unter ihrem Einfluß hat sich in dieser Staatskirche eine Entwickelung vollzogen, wie sie in der Geschichte protestantischer Kirchen fast einzig dastehen dürfte; in der christlichen Kirche ist sie allerdings nicht ohne Vorgängerin gewesen. Wer die Geschichte der Entstehung des Meßopfers kennt, der weiß, welch schwere Folgen einst die Beiseiteschiebung und geringfügige Verwechselung der Worte προσφορά (Gabe) und θυσία (Opfer) nach sich gezogen hat, wie damit der ganze jüdisch-heidnische Opferkultus wieder seinen Einzug in die christl. Kirche gehalten und sich mit der heiligsten Handlung christlichen Gottesdienstes in sinnentstellender Weise verbunden hat. Ähnlich verhängnisvoll ist es für die englische Staatskirche geworden, daß sie auf Grund der successio apostolica den Anspruch und Namen catholic beibehalten hatte; von hier aus spannen sich die Fäden, die zur vorreformatorischen Kirche und manchen Übereifrigen nach Rom führten. So kam es, daß heute „protestantisch" den hochkirchlich gesinnten Mitgliedern der Staatskirche wie ein Schimpfwort klingt, und die eigentümliche Zusammensetzung der hochkirchlichen Partei bringt es mit sich, daß reformatorisch so viel wie plebejisch heißt. Wer sich nach Alt „der christliche Kultus" (1860) ein Bild vom Gottesdienst der englischen Hochkirche gemacht hat, der mag billig erstaunt sein, daß dieses Bild jetzt in einer von Muthesius mitgeteilten Stelle der Times folgendermaßen gezeichnet wird: „Tägliche Ausübung des h. Abendmahles in einer Form, welche der römischen Vorstellung des täglichen Meßopfers entspricht, das Anlegen von Meßgewändern, das Räuchern von Weihrauch, das Brennen von ewigen Lampen, der Gebrauch des gemischten Kelches und die östliche Körperwendung beim Abendmahlsdienst" und weiter: „Messen werden zelebriert, die Ohrenbeichte wird gehört, die Anrufung der Heiligen wird empfohlen, Gebete für die Toten werden gesprochen." Auch hat man neuerdings nicht nur die Heiligen der katholischen Kirche, sondern sogar Darstellungen der Jungfrau Maria zur Ausschmückung der Altarwand benutzt und der für Nebengottesdienste bestimmten Seitenkapelle den Ehrennamen lady chapel gegeben. Was Mettgenberg 1867 als Ziel der ritualistischen Partei in der Hochkirche angezeigt hat, das ist 20 Jahre später allgemein herrschender Brauch geworden.

Als Grund dieser Entwickelung, wenn man das Wort hier überhaupt anwenden darf, nennt Muthesius 1) die Reaktion des Puseyismus und 2) die Rückkehr zur mittelalterlichen Bauweise, denen beiden gemeinsam die Vorliebe für die mittelalterliche oder, was z. B. für Pugin dasselbe, die christian Architecture war. Im Grunde sind das beides ja nur verschiedene Zweige derselben Bewegung, der Romantik, die damals ihren Siegeszug durch Europa hielt, und unter deren Nachwirkung so auch wir in Fragen der Liturgie und des Kirchenbaues noch immer stehen.

Der durch Kreuzung dieser beiden Bewegungen hervorgerufene Umschwung im

Kirchenbau der Staatskirche, der etwa Ende der dreißiger Jahre einsetzt, ist allerdings ungeheuer. Sicherlich bin ich nicht der einzige Leser, der beim ersten Durchsehen der Muthesius'schen Aufsätze aufs höchste erstaunt war, daß in England eine so revolutionäre Bewegung, ein solcher Bruch mit der Vergangenheit möglich war. England gilt ja sonst als das konservativste Land Europas, in dem eigentlich gar keine Revolution, kein Verstoß gegen das Herkommen möglich ist. Und derselbe Engländer, der bei allen feierlichen Handlungen und Zeremonien, bei Lordmayor-Aufzügen und im Parlament zäh an den durch das Herkommen geheiligten Formen festhält, dessen Richter und Rechtsanwälte noch heute ihre Perücke mit der hergebrachten und darum vorgeschriebenen Lockenzahl tragen, derselbe Engländer, dessen Hausbau trotz des größten Komforts die alten Erinnerungen der sächsischen Heimat bewahrt

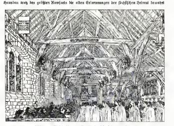


Abb. 70. Dachstuhl einer Dorfkirche (einziehender Chor).

hat, der bricht im Kirchenbau mit seiner protestantischen Vergangenheit in einer Weise, daß dieser Bruch thatsächlich revolutionären Charakter trägt und sich weder um Herkommen noch um die durch Staatsgesetz festgelegten Normen mehr kümmert.

Fast zwei Jahrhunderte lang herrscht in England die ausgesprochen protestantische Predigt-Kirche, wie sie Wren nach dem Brande Londons 1666 gleichsam neu geschaffen hatte, mochten diese Kirchen im Palladio-Stil Wren's, im Barockstil des 18. im Neuklassizismus oder selbst im gotischen Stil der 20er oder 30er Jahre des 19. Jahrhunderts gebaut sein. Sie alle hatten einen ganz flachen, nischenartigen Chor, sehr oft Emporen, die überall sichtbare Kanzel war hochgestellt. Da setzt mit 1840 die obige Bewegung ein, und das Ergebnis war: ausschließliche Herrschaft der Gotik, sehr tiefer Chor, der bis zu $^1/_3$—$^1/_2$ der Schiffslänge einnimmt und vom Schiff scharf durch hohe, zum Durchsehen durchbrochene Schranken geschieden ist. Dieser Chor ist wieder geteilt in 1) sanctuarium, den Priesterchor, wo die eigentlich gottesdienstliche Handlung vollzogen wird, und 2) den Sängerchor. Da man nämlich, — und nun kommt etwas, das schier unglaublich wäre, wenn nicht ein so gründlicher Kenner wie Muthesius es berichtete — da man mit dem der mittelalterlichen Kirche mechanisch entlehnten tiefen Chor nichts anzufangen wußte, setzte man einen Sängerchor hinein, weiter weil letzterer im Chor den früheren Platz der Geistlichkeit der Körperschaft

der Kleriker, einnahm, so ging man dazu über, ihm priesterliche Gewänder zu geben, da er so, vom Volk geschieden, in besonderer Sakristei sich sammelte, so ließ man ihn unter Vorantragung eines Kruzifixes in feierlicher Prozession vor dem Gottesdienst ein- und nach demselben wieder abziehn, ja noch schlimmer, da das Chorgestühl der mittelalterlichen Kirche an den Schranken naturgemäß so gezogen war, daß die Kleriker zum Altar sahen, so hat man in einzelnen Fällen auch das nachgemacht und läßt den betreffenden Teil des Sängerchores der Gemeinde den Rücken zuwenden!

Auf alle Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen, die möge man bei Muthesius selbst nachlesen. Derselbe oben geschilderte Vorgang, daß man zuerst die Formen aus dem Mittelalter kopierte und dann erst Verwendung dafür suchte, wiederholt sich bis in die kleinsten Kleinigkeiten bis zu piscina und sedilia, über deren richtige Verwendung man erst zu streiten anfing, als man sie schon getreu nach alten Mustern angebracht hatte. Ich glaube, man muß Engländer sein, um diese Entwicklung zu verstehen; es ist im Grunde thatsächlich die Frage, was „korrekt“ oder besser nach, was „high“ oder nach „lower“ sei, die die kirchliche Entwicklung der hochkirchlichen Richtung in der Staatskirche beherrscht hat.

Dazu kommt noch ein ganz vorsintflutlicher Symbolismus. Man muß die Beschreibung der Augustinskirche in Kilburn bei Muthesius nachlesen, um eine Ahnung zu bekommen, wie sehr man sich damals in die mittelalterliche Mystik eingesponnen hatte, mit welchem Eifer man überall nach heiligen 3 und 7 Zahlen suchte. Selbst Architekten, die doch mit gesunden offenen Augen die konstruktiven Eigentümlichkeiten der Bauten hätten ansehen müssen, ließen sich von diesem Symbolismus imponieren, einer von ihnen erklärt geradezu, „daß zum Entwerfen von Kirchen in allererster Linie eine Kenntnis der ungeheuren Menge symbolischer Bedeutungen und der symbolischen Beziehungen der Einzelteile zu einander gehören.“ Wer sich übrigens in unserer Litteratur, z. B. in Creuzers Symbolik, einmal umgesehen hat, der wird sich über dergleichen nicht allzusehr wundern. Hat doch auch bei uns noch in den achtziger Jahren ein Baumeister in einem Kunstblatte allen Ernstes den Nachweis liefern wollen, daß die Symbolik „auch auf die Konstruktionen der Bauten gestaltend eingewirkt,“ „ja daß sie die großen Heilswahrheiten des Christentums als Ideen für die Gestaltung der Grund- und Aufrisse benutzt hat“. Auch bei uns hat man damals die „Sprache der Steine“ in besondern Schriften zu deuten versucht. Die Kreuzform des Grundrisses ist die Darstellung des gekreuzigten Christus, ein infolge mangelhafter oder fehlerhafter Meßkunst schief angesetzter Chor bedeutet das geneigte Haupt Christi, das Schiff der Kirche ist die Arche in den Stürmen der Welt u. s. w. Mich wundert's immer, daß diese Leute nicht darauf gekommen sind, im Anschluß an ein biblisches Gleichnis im Kirchenschiff lieber einen — Schafstall und in den Chor- und Altarschranken Hürden oder gar Raufen symbolisiert zu sehen. Es wäre ja aber möglich, daß sich auch diese Ansicht aus Durandus belegen ließe. Also der Symbolismus hat auch bei uns damals grassiert und wirkt in einzelnen Kirchen auch heute noch nach. Er tritt immer und überall auf, wo Sinn und Verständnis für den wahren, geistigen Gehalt der Dinge und Formen noch nicht entwickelt oder wieder verloren gegangen ist. Die symbolische Deutung ist im letzteren Fall ein zu bequemes Mittel, um irgend welche leergewordenen, unverstandenen oder gar widersinnig gewordenen Formen aus ästhetischen Gründen oder gar aus purem Archaismus dennoch festzuhalten. Diese Leute bedenken nicht, daß man alles, auch die entgegengesetztesten Dinge, auch offenbaren liturgischen Un- und Blödsinn mit Leichtigkeit symbolisch rechtfertigen kann, daß es z. B. symbolisch richtig ist, den Taufstein im Chor, oder am Eingang des Chors, oder am Eingang der Kirche oder gar draußen vor der Kirche oder endlich auch gar keinen Taufstein aufzustellen, und daß man den sogenannten Altar ganz nach Belieben hoch über der Kanzel oder an einer Vorlesung unter der Kanzel aufstellen und dann ersteres mit dem sursum corda und letzteres mit der tiefsten Herablassung Gottes zu den Menschen im Sakrament des Altars symbolisch vollgültig richtig erweisen kann. Ich habe schon früher gelegentlich diese Kinderwiege des Verstandes durch Karikatur zu geißeln versucht, aber daß man thatsächlich und allen Ernstes in einer protestantischen Kirche den Versuch gemacht habe, solche symbolische Konsequenzen zu ziehen

und sie zur Unterlage einer neuen Bauentwicklung zu machen, das hatte ich nicht erwartet, allerdings bestreitet ja diese Richtung selbst, daß sie „protestantisch“ sei.

Und was ist, so fragen wir, das Ergebnis dieser von der „ekklesiologischen Gesellschaft“ und den Verehrern der christian Architekture hervorgerufenen Bewegung, die den Sekten den Wind aus den Segeln nehmen und mit der „Wiederbelebung der altkirchlichen Architektur, Musik und Hymnologie, mit der Wiederherstellung der altkirchlichen Trachten und Riten nicht nur die Ehre und den Ruhm der kirchlichen Mysterien wahren wollte, sondern auch den pädagogischen Zweck verfolgte, die Anziehungskraft der Kirche für die ungebildete große Masse zu erhöhen“? In kirchlicher Beziehung haben die Sekten wohl nicht zum wenigsten infolge dieser hochkirchlichen Entwickelung, dermaßen der Staatskirche den Rang abgelaufen, daß heutzutage die Staatskirche in der Mitgliederzahl den Freikirchen gegenüber schon im Rückstande ist, und in baulicher, architektonischer Beziehung spricht Muthesius das Resultat mit den dürren Worten aus: „Im Profanbau ist die Gotik ganz verlassen. Im Kirchenbau ist die Überzeugung, daß sie das einzig gegebene sei, längst durchbrochen . . . . Die Hoffnung auf die Wiedererweckung des gotischen Stils als des berufenen Stiles der Zukunft, die das jetzt dahingeschiedene Geschlecht belebte, hat sich als trügerisch erwiesen.“ Also auch hier wieder hat es sich gezeigt, daß es ein Irrtum ist, das Ideal in der Vergangenheit zu suchen, und daß es überdies und im letzten Grunde unvernünftig ist, die Not der Gegenwart mit den Formen der Vergangenheit heilen zu wollen. „Aber, so kann Muthesius fortfahren, die besten Eigenschaften der Gotik sind der Gegenwart nutzbar gemacht worden, ein Teil ihres Wesens ist geblieben. Es ist die Sinn für das Gesunde, Natürliche, Konstruktionsgemäße, Motivische, den Verhältnissen Angepaßte . . .“ Man darf eben nicht vergessen, daß gerade auf englischem Boden die Gotik „formal ihre besten Leistungen und ihre größten Triumphe erlebt“ hat. Und geht man bei der Betrachtung der englischen Kirchen von dem Gesichtspunkte aus, daß es den Baumeistern gar nicht darauf ankam, brauchbare Predigtkirchen zu schaffen, sondern mit Hilfe des abgeschlossenen tiefen Chores und der durch Seitenstellungen im Schiff und durch die Chorschranken erzielten reizvollen Durchblicke, ferner mit Hilfe der Beleuchtung, der raffinierten Führung der Emporen durch kleine ankerstützende, den Eindruck des Innern steigernde Portale, endlich durch eine fein abgewogene einheitliche Ausschmückung „Stimmung“, und zwar echt mittelalterliche, mystische Stimmung zu erzeugen, so muß man den Architekten der Staatskirche das Zeugnis ausstellen, daß ihre Bauten auf einer sehr hohen Stufe der Vollendung stehen. Was der eigenartige, oft eigenwillige Butterfield, der an französische Gotik sich anlehnende Norman Shaw, der zum erstenmal wieder eine Wölbung wagende Pearson, der feine Bodley, der geniale früh verstorbene Sedding geschaffen haben, das dürfte das Beste sein, was die Neugotik irgendwo hervorgebracht hat. Die vorzüglichen, nicht vom idealen oder langweiligen Standpunkt der Kanisse und Schnitte, sondern malerisch mit Hilfe der photographischen Camera (unter englischem Himmel!) aufgenommenen Abbildungen, die nur zum Teil in Holzschnitt wiedergegeben wurden, sind allerdings danach angetan, unserm Urteil Muthesius' die rechte Überzeugungskraft zu geben. Eins kann allerdings durch die Abbildungen nicht wiedergegeben werden: das ist der Eindruck des einfachen, auf Wirkung im Großen zugeschnittenen, farbigen Materials. Und gerade die schlichte Vornehmheit, an die sich die meisten der deutschen Beschauer wohl erst werden gewöhnen müssen, das sich Bescheiden auf ein einfaches, aber solides Material, sei es großkörniger Ziegel oder Haustein mit natürlicher Bruchfläche, „die Enthaltsamkeit von nichtssagendem Ornament“, die Ehrlichkeit, mit der man eingesteht und zeigt, daß der Bau nicht fertig ist, oder aus Mangel an Mitteln billig hergestellt werden mußte, das erscheint uns, die wir den unsern Kirchenbauten entweder den langweiligen Denkmäler oder den Emporkömmling nicht immer ganz verleugnen können, als ebenso viele nachahmenswerte Vorzüge. Ja gerade die englischen Kirchen, die mit unzureichenden Mitteln, übergenug sehr solide gebaut sind, zeigen eine schlichte Größe, die ihre großen Kathedralbauten oft vermissen lassen.

Vor allem aber ist es die englische Dorfkirche, die man unsern ländlichen Ge-

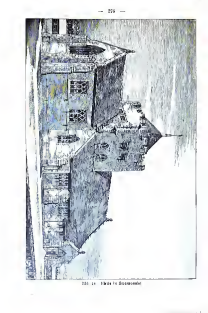


Abb. 76. Kirche in Swanscombe

meinden als Muster verhalten möchte*). Wer die neuen öden gotischen Flecken unserer ländlichen Industriebezirke gesehen hat mit ihrem engbrüstigen Schiff und ihren windigen Türmen und sie mit den breit hingelagerten, stämmig bäurischen Englands vergleicht oder auch die alten, so anheimelnden traulichen englischen Landkirchen mit ihren großen, tiefherabgehenden Dächern, ihren kräftigen gedrungenen Türmen betrachtet, den überkommt wohl die Wehmut, daß man bei uns der Stimmung des freien Landes und des Dorfes so wenig Rechnung getragen hat. Diese moderne Art der Gotik wie sie jedem

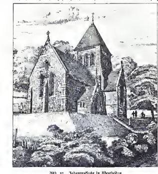


Abb. 32. Johanneskirche in Westbridge.

Baugewerkschüler, oder, wie mir ein Architekt einmal sagte, jedem unständigen Menschen geläufig ist, die gehört in den Steinhaufen und die Fabrikbauten der Städte, sie ist nichts weiter als fremgewordene Mathematik und Technik, von der Poesie und der Schaffensfreude der alten Gotik ist da nichts mehr zu spüren. Warum ist die Stimmung, die man so oft bei unsern alten Kleckerkirchen findet, bei unsern Landkirchen so selten? Man bedarf dazu keiner Hausteine, keiner romanischen Architektur, die Engländer erreichen sie sogar mit moderner Gotik, und sie ließe sich auch mit gekälkten Barock- und Rokokobauten erzielen

*) Anmerkung. Die auf lithographischen und prächtigen Lichtdrucktafeln befindlichen Außen- und Innenansichten lassen sich leider im Buchdruck nicht verwenden. Wir beschränken uns daher auf einige Ansichten von Dorfkirchen.

Aber eins gehört dazu: Gemeinde und Baumeister müssen Sinn für Poesie haben und nicht mehr vorstellen wollen, als sie sind und geben können.

Von ganz außerordentlicher Bedeutung für den Kirchenbau der Staatskirche ist die im Jahre 1818 gegründete Kirchenbaugesellschaft geworden, die allerdings nicht das Kirchenbauen selbst in die Hand nehmen, sondern nur für das Sammeln und die sachgemäße Verwendung der gesammelten Baugelder sorgen wollte. Obgleich die von ihr bewilligten Unterstützungen im Durchschnitt nur den 12. Teil der jedesmaligen Bausumme betragen haben, und obgleich die Gesamtsumme der seit 1818 ausgegebenen Unterstützungen (12½ Millionen Mark) noch nicht einmal den Jahresdurchschnitt der in den letzten 20 Jahren in England und Wales für Staatskirchen ausgegebenen Bausummen (20½ Millionen Mark![1]) beträgt, hat sie doch einen entscheidenden Einfluß auf die Bauten der Staatskirche ausgeübt. Sie macht nämlich ihre Unterstützung von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig, nicht nur in Bezug auf Konstruktion, sondern auch bezüglich der Gesamtanlage, und ein ehrenamtlicher Ausschuß bedeutender Architekten wacht über ihre Innehaltung. Ihre Anweisungen haben sich allmählich zu einem ganzen, von Muthesius in Übersetzung mitgeteilten Kodex genauer Bauvorschriften ausgewachsen, die in England auch bei den Behörden als Normalien für den Kirchenbau gelten. Auch für Erhaltung alter Bauwerke erteilt sie sachverständigen Rat und hat sogar „Winke für Arbeiter, welche bei Ausbesserungen und Wiederherstellungen alter Kirchen beschäftigt sind", herausgegeben. Diese Kirchenbaugesellschaft ist nun das Muster einer ganzen Reihe kleiner, örtlicher, provinzieller Diözesan-Vereine geworden und hat bekanntlich auch in Deutschland Nachahmung gefunden. Was sie von einer der letzteren unterscheidet, ist vor allem der Umstand, daß sie sich freigehalten hat von dem Bestreben, das Straßenbild und die Stadtsilhouette durch Erbauung monumentaler Gotteshäuser zu verschönern. Der Berliner z. B. geht, wie eine maßgebende Persönlichkeit versicherte, „nur in schöne Kirchen" —, auch war es weniger die Kirchennot, die die Gesellschaft ins Leben rief, wenngleich sie ihr Augenmerk naturgemäß auch auf deren Abstellung gerichtet hat. Ihr ursprüngliches Ziel war vielmehr, die Zahl der freien Kirchensitze zu vermehren; sie unterstützt keine Bauten, in denen nicht die Hälfte aller Kirchensitze freizugänglich ist. Um- und Verschönerungsbauten, die nicht die Zahl der Sitze vermehren, sind ebenfalls von aller Beihilfe ausgeschlossen.

Können so die Einrichtungen und Bauten der englischen Staats- und speziell der Hochkirche mannigfache Anregung bieten und in Einzelheiten sogar als Muster dienen, so muß doch andererseits rund heraus gesagt werden, daß es gefährlich wäre, ihnen zu weit zu folgen, da sie auf den Namen „evangelisch" Anspruch weder machen können noch wollen. Wenn es nicht auf der Hand läge, daß die deutlichsten Lehren der Geschichte immer wieder in den Wind geschlagen werden, so könnte man die Entwickelung des Kirchenbaues in der englischen Staatskirche wohl gar als Warnungszeichen hinstellen für die Gefahr, die aus der Nachahmung scheinbar harmloser Formen für den Geist einer Kirche entspringen kann. Es führen viele Wege nach Rom, aber der Weg der Ritualisten war, wie bekannt, einer der geradesten und kürzesten.

Wer diese Entwickelung an sich vorüberziehen sieht und den Einfluß beobachtet, den die Romantik in England auf den evangelischen Kirchenbau geübt hat, der muß dankbar sein, daß bei uns die gleichen Ansätze nicht denselben Lauf genommen haben. Vorhanden waren diese Ansätze; man braucht nur die Kirchenbaubestimmungen der Dresdener Konferenz von 1856 mit den entsprechenden englischen Bestimmungen zu vergleichen, um zu ahnen, wie es nur einer geringen Weiterbildung in der eingeschlagenen Richtung bedurft hätte, um zu englischen Zuständen und zur englischen Erstarrung zu kommen. Es war wohl nicht zum wenigsten der in den deutschen Landeskirchen lebendig kreisende Strom pietistischen und vielleicht auch rationalistischen Blutes, der bei uns eine solche Entwickelung verhindert und die Dresdener Thesen auf der Eisenacher Konferenz im Jahre 1861 stark gemildert hat. Und noch günstiger war es, daß diese verbesserten Thesen z. B. in Preußen nicht zum starren Gesetz erhoben, sondern nur „zur Erwägung" mitgeteilt wurden und nur als „Anhalt" haben dienen sollen. Gemeinden und Architekten haben ihre solchen Erwägungen volle

Freiheit gehabt, sich gelegentlich auch einmal nicht daran zu halten. Und der Erfolg ist kein ungünstiger gewesen. Ich halte jede Reglementierung und Schablonisierung für den schwersten Schlag, der die protestantische Kirchenbaukunst treffen konnte. Die „puristisch dilettantische Kunstarchäologie“, die in England jahrzehntelang diktatorisch geherrscht hat, trägt die Schuld, daß man nach Muthesius Urteil „den ganzen modernen englischen Kirchenbau, von einigen Bauten der Sekten abgesehen, durchmustern kann, ohne einen einzigen konstruktiven Gedanken zu entdecken“, und daß „vielleicht in keinem baukünstlerischen Entwickelungsabschnitt je eine gleiche Untätigkeit der konstruktiven und pionierwirkenden Eigenschaften des Architekten beobachtet worden ist als während der Neugotik in England“. Englische Architekten haben allerdings selbst in der Beschränkung noch Hervorragendes geleistet, aber was würde wohl das Ergebnis unseres Kirchenbaus gewesen sein, wenn das berühmte „Möglicher Viereck“ zum Universalrezept erhoben worden wäre? Man sehe sich einmal das an, was so gewöhnlich bei uns unter dem Namen Gotik mit glatten gelben und roten Ziegelsteinen gegen den Geist der Gotik gesündigt ist und leider noch wird, und man wird zugeben, daß es dann noch weit schlimmer um den künstlerischen Wert unserer Kirchengebäude stehen würde, während wir doch jetzt wenigstens im Reichtum an konstruktiven Gedanken und interessanten und praktischen Grundrißlösungen den Engländern weit überlegen sind. (Schluß folgt.)

Die Thoma-Ausstellung in Heidelberg

von Dr. **Otto Frommel**, Hofdiakonus in Karlsruhe.

In dem dritten Heft des laufenden Jahrganges dieser Blätter stellt Richard Bürkner im Anschluß an das Ereignis von Böcklins Hingang die Frage: „Wem wird nach seinem Scheiden hinfort auf dem Gebiete der deutsch-religiösen Malerei die Führung zufallen?“ Er beantwortet sie seine Person diese Frage mit einem Hinweis auf Max Klinger, dessen religiöse Kunst gerade in kirchlichen Kreisen noch viel zu wenig gewürdigt werde. Das Hereintragen falscher, d. h. unkünstlerischer Gesichtspunkte in die Beurteilung künstlerischer Schöpfungen, traditionelle Gebundenheit und schulmeisterlicher Doktrinarismus standen bisher einer unbefangenen ästhetischen Würdigung Klingers in unbefriedigter Weise im Wege.

Dies gilt nun meines Erachtens nicht bloß für Klinger, sondern ebenso für den andern unter den lebenden Malern, der mir im höchsten Maße würdig zu sein scheint, unter den führenden Geistern deutsch-religiöser Malerei genannt zu werden: für Hans Thoma. Er ist gerade nach Seiten seiner religiösen Bedeutung noch viel zu wenig beachtet und gewürdigt worden, und weshalb? Weil seine Art zu malen nicht in herkömmlichen Geleisen geht. Weil seine Religiosität nicht an der Oberfläche liegt. Weil in unseren religiös interessierten Kreisen noch immer ein künstlerischer Dogmatismus herrscht, gegen den schwer anzugehen ist.

Ich empfand dies alles lebhaft und schmerzlich, als ich vor einigen Tagen mehrmals die Thoma-Ausstellung in den Räumen des Heidelberger Kunstvereins besuchte. Zum zweiten Mal im Verlauf weniger Jahre hat der verdienstvolle Freund Thomas, Henry Thode, dort eine größere Anzahl Thoma'scher Kunstwerke vereinigt, deren Gesamtheit ein gutes Bild vom Schaffen des Meisters bietet. Im folgenden möchte ich es versuchen, meine Eindrücke beim Gang durch die Ausstellung wiederzugeben.

Der instruktive Wert einer solchen Übersicht über das Gesamtschaffen eines Meisters, wobei Vollzähligkeit der Werke ja gar nicht nötig ist, wenn nur das Typische Vertretung gefunden hat, ist ein außerordentlicher. So nur wird es dem Beschauer ermöglicht, hinter die einzelne Kunstleistung einzudringen bis zu dem, was geistiger Inhalt, Grundstimmung und Wesen des Künstlers ist. Selten empfand ich nun stärker die Einheit einer großen Kunst als angesichts der Thoma'schen Bilder. Man rühmt die unendliche Vielseitigkeit seiner Technik. Es ist wahr: Bild um Bild offenbart eine in ihrer Anpassungsfähigkeit, in ihrer experimentellen Gewandtheit geradezu überraschende Kraft der Formgebung. Allein das Experiment ist nicht Selbstzweck. Die Form steht immer im Dienste der Idee. Das

Technische wird durchaus beherrscht, durchdrungen vom Geistigen. Im Geistigen aber liegt die Einheit. Es ist damit schon ausgesprochen, daß Thomas Kunst eine ideale, jedem Naturalismus entgegengesetzte ist. Man darf uns nicht irre machen, daß Thoma über eine Naturbeobachtung verfügt und die Natur in einer Art wiedergibt, um die ihn jeder naturalistische Maler beneiden könnte. Thoma schaut die Natur mit dem durchdringenden Blick des Realisten, aber er schaut sie zugleich mit dem Auge des Poeten. So kommt es, daß er die Dinge sieht, wie sie den Sinnen erscheinen, und doch zugleich so, wie sie ihrem Wesen nach sind. Wer sich in Thomas Naturmalerei vertieft, dem sagen diese stillen Wasser, diese Wiesen mit ihren in den tiefsten Farben glänzenden Blumen, diese Vögel mit den weitgespreizten Fittichen, diese dunklen Schwarzwaldberge mit den einsamen Gehöften an ihren grünen Hängen: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Der Künstler deutet dies selbst an in jener schönen, sein Lebensbekenntnis enthaltenden Rede, welche er am 2. Oktober 1899 im Saalbau in Frankfurt a. M. hielt[1], wenn er dort sagt: „Das Spiel des Künstlers, so sehr dem Traumleben verwandt, scheint uns auf einmal einen Blick zu eröffnen in die geheimnisvollen Tiefen, in denen unser Dasein wurzelt. Wir ahnen dann vor den Werken der Kunst, daß hinter dem heiteren Kinderspiel ein tiefer Ernst steckt — und daß das, was Willkür schien, aus folgerichtiger Notwendigkeit hervorgeht — und wir empfinden diese notwendige Folge zumeist als Harmonie, als die Einheitlichkeit, die aller guten Kunst eigen ist."

Diese Sätze, in denen das Grundgeheimnis aller Kunst in Kürze zusammengefaßt ist, treffen völlig zu auf Thomas Darstellung der Natur. Die Naturerscheinung wird ihm zum Symbol. Ich denke mir, ein kongenialer Lyriker müßte vor Thomas Bildern Keime zu unzähligen Schöpfungen seiner verwandten Kunst empfangen. Ja, auch im lediglich nachempfindenden Beschauer werden ruhende Saiten bewegt, wenn er vor diesen Schöpfungen steht. In heller Luft schwingen sich langbefiederte Vögel. Es ist, als höre man das Schwirren ihrer Schwingen. Tief, tief unten liegt die Welt, ein Hügelland im Glanz des Sommertages. Blaue Seen ergänzen dort und hier. Den weiten Raum erfüllt unendliche Sehnsucht. Wer dächte nicht an Faust:

„Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt."

Thomas Kunst ist deutsche Kunst mit jenem Hang zur Mystik, wie er der großen deutschen Kunst zu eignen pflegt. Deutsche, mystische Kunst bleibt sie auch, wo der Meister das mythologische Element in den Bereich seiner Darstellung zieht. Diesen Kentauren und Tritonen, diesen Krokodilen und Nereiden haftet etwas Nordisch-Schweres, etwas Germanisch-Ungelenkes an, aber sie sind darum keine schlechteren Dolmetscher des ewigen Geheimnisses in der Natur. Thoma behandelt den Mythus und die mythologischen Typen durchaus individuell. Es liegt ihm nichts am traditionell Stofflichen. Die mythologischen Bildungen sind ihm lediglich Medien für die Wiedergabe dessen, was er selbst im Genießen der Natur erlebt. Darum muten uns seine mythologischen Bilder oft befremdlich an. Wir erstaunen nicht nur über die freie Behandlung des gegebenen Stoffes, es schaut uns zuweilen etwas Unverständliches daraus an. Ich glaube nicht, daß wir darum das Recht haben zu sagen, der Meister hasche hier nach Effekt. Denn effektvoll sind diese Bilder im landläufigen Sinne nicht. Zudem wissen wir, in welcher Weise Thoma produziert.

Seinem Freunde Thode hat es der Meister einmal ausgesprochen, auch in der Kunst gelte der Satz: „Nicht durch Werke, sondern durch den Glauben wird man gerecht." Damit kann doch nur dies gemeint sein, was Hebbel einmal in das Wort faßt: „Mein Evangelium ist: alles Höchste, in welchem Gebiete es auch sei, erscheint nur und wird selbst durch den

[1] Hans Thoma und seine Kunst. Vortrag von Henry Thode und Rede Hans Thomas. Frankfurt 1899.

geweihtesten Priester vergebens gewesen". Thomas Schaffensweise ist im letzten Grunde Intuition. Hierin sehe ich den religiösen Charakter seiner Kunst. Und am besten und sichersten läßt sich diese Behauptung, glaube ich, gerade an den religiösen Bildern Thomas nachweisen. Er hat deren zahlreiche geschaffen. Teils solche, die, wie das entzückende „Himmelsmusik", die „Gralsburg", „Sämann" mehr nur allgemeine religiöse Stimmungen geben, in denen jedoch oft gerade die innerlichste Frömmigkeit ausgedrückt ist, teils solche, die der heiligen Geschichte oder der Legende entnommen sind. Ihnen allen eignet eine unendliche Schlichtheit. Bei aller oft fast raffinierten Technik sind es meist ganz einfache Motive, auf welche sich des Malers Können konzentriert. Sie alle sind frei von der Konvention. Der übliche Schönheitsbegriff ist hier völlig außer Kurs gesetzt. Dagegen erreicht Thomas religiöse Kunst einen Grad der Verinnerlichung, wodurch der moderne Künstler in die Nähe unseres größten Meisters, Albrecht Dürer, tritt.

Mit diesen wenigen Bemerkungen allgemeiner Art über Thomas religiöse Kunst muß ich mich leider begnügen, um noch auf eine an dieser Stelle notwendig zu berücksichtigende Frage überzugehen. Ist Thomas religiöse Malerei kirchlich? Diese Frage wird gerade für Heidelberg gegenwärtig eine brennende, da die Absicht besteht, zwei große Gemälde des Künstlers für die evangel. St. Peterskirche (Universitätskirche) zu gewinnen. Das eine der beiden Bilder stellt den Auferstandenen dar, wie er am Ostermorgen der Maria Magdalena begegnet. Ein einzig schönes Bild. Zwar strahlt uns hier nicht ein triumphierender Himmelskönig entgegen. Vielmehr ernst, derernst ist des Erlösers Miene. Es ist, als hafte an seinem Gewand noch etwas vom Moder der Gruft, als liege in seinem Antlitz noch etwas vom Grauen des Todes. Und doch vermag auch diese wundersame, rätselhafte Erscheinung, in der jener Krieg, „da Tod und Leben rungen," scheinbar noch nicht völlig beendet ist, in der Seele des armen, geängsteten Weibes einen wahren Lichtstrom seliger Osterfreude zu entfesseln. Wohl erzittert sie vor dem ungeheuren Erlebnis, allein die Freude, den Verlorenen wiederzusehen, der Jubel, ihn lebendig zu wissen, die hingebende Liebe, die alles glaubt und alles hofft, überwinden jedes Grauen. Dazu eine Landschaft morgenfrisch und frühlingsfreudig, voll Sonnenglanz und blühender Anemonen, ein Tag, da der Ostersonne leuchtender und schöner denn je ihre Bahnen wandelt.

Nicht völlig einwandfrei erscheint mir das andere der beiden großen, religiösen Wandgemälde, „Christus auf den Wogen und Petrus." Auf diesem Bilde ist mir alles zu sehr in das Licht sinnenfälliger Wirklichkeit gerückt. Auf hochgetürmter Welle geht der Heiland — ich werde das beängstigende Gefühl nicht los, die Welle müsse im nächsten Augenblick stürzen und was dann? Ich meine, hier drängen sich Bedenken rationaler Art auf, die sich nicht ohne weiteres mit dem Hinweis auf das Wunder entkräften lassen. Unser modernes Empfinden ist zur Aufnahme eines solchen Wunderrealismus in der Darstellung denn doch nicht mehr naiv genug. Herrlich ist aber auch auf diesem Bilde vieles. Vor allem ergreift mich die Gestalt des Petrus, der nicht nur als ein leiblich Versinkender dargestellt ist, dessen momentaner Zustand vielmehr in seiner typischen Bedeutung erkannt und behandelt ist. Mächtig wirkt der blauschwarze Grund, eine gemalte Nacht von lebendiger Furchtbarkeit, in die man lange hineinschauen muß, um zu erkennen, daß in ihren unergründlichen Tiefen Tausende von hellen Sternen funkeln. Dies nenne ich religiöse Symbolik! — Sind diese Gemälde kirchlich? Wenn ich mich in die mir altbekannte, traute Peterskirche hindenke an einem Ostermorgen, lauschend den Klängen des herrlichen neuen Orgelwerks, umgeben von den hohen gotischen Pfeilern und Gewölben, wo möchte mein Auge lieber ruhen als auf diesen Glaubensbildern, die Meister Thoma hier geschaffen? Ich bin überzeugt, dann würde in mir alle Kritik schweigen, und ich würde nur ein einziges tiefes Gefühl des Dankes empfinden für solche Kunst!

Über die Kirchenmusik in Finnland

von **Dr. Ilmari Krohn** in Helsingfors.

Die Reformation, durch Michael Agricola und Paul Juusten, Schüler Martin Luthers, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eingeführt, öffnete für Finnland die Quellen des deutschen evangelischen Kirchenliedes. Das älteste gedruckte Notengesangbuch (einstimmig) ist vom Jahre 1702; es enthält in der Hauptsache dieselben Melodieen wie das schwedische vom Jahre 1697. Eine beträchtliche Anzahl derselben findet sich in der rhythmischen Form, die meisten aber in der ausgeglichenen. Die Melodieen sind zum größten Teile die in Deutschland gebräuchlichen, auch Varianten und metrische Umgestaltungen derselben, zum Teil aber auch schwedische und finnische nationale Melodieen, nach dem Beispiele der Reformation in Deutschland in den kirchlichen Gebrauch aufgenommen.

Choralmelodie, ursprünglich schwedische Volksweise. Passionslied.

Seit 1702 ist kein neues Choralbuch offiziell bestätigt worden, obgleich sich viele Entwürfe im Gebrauch befinden. In vielen Kirchen ohne Orgel singen die Kantoren noch nach ihrer eigenen Manier, mit ungeheuer angehäuften Verschnörkelungen. Die Anschaffung von Orgeln, die hauptsächlich in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fällt, hat dem Gemeindegesange mehr Einheit und Festigkeit verliehen. Zwei Richtungen stehen sich aber dabei gegenüber: die der ausgeglichenen und die der rhythmisch bewegten Form.

Das Choralbuch von J. Nordlund, später von E. Hagfors revidiert, bildet die Hauptstütze der ersteren Richtung; es ist in ernster Weise harmonisiert und enthält nur wenige rhythmisch bewegte Melodieen. Die andere Richtung hat ihren Anspruch gefunden im Choralbuch des Bischofs O. J. Collander und des Musikdirektors Professor R. Faltin (1903); dasselbe enthält ca. 10 rhythmische und über 200 ausgeglichene Melodieen. In einer späteren Ausgabe ist die Anzahl der ersteren noch etwas vergrößert und sind einige polyrhythmische Melodieen aufgenommen worden.

Die Erfahrung der letzten Jahre hat uns gelehrt, daß die rhythmischen und sogar die einigermaßen regelmäßig gestalteten polyrhythmischen Melodieen sich leicht lernen und mit Lust und Liebe singen lassen, wo in der Gemeinde das geistliche Leben angeregt ist und der Organist die Mühe nicht scheut, die Melodieen einem unisonen Chor einzuprägen, der alsdann vom Orgelchor herab den Gemeindegesang leitet und ein präzises Mitsingen wirklich zu Stande bringt. — Die Einführung des rhythmischen Gesanges ist wohl sehr erleichtert durch den Charakter der finnischen Sprache, wo Akzent und Quantität sich nicht decken, sondern in reizvoller Weise in einander hinüberspielen.

Was den rezitativischen Gesang betrifft, so sind freilich die Hauptstücke der alten Liturgie beibehalten: Sündenbekenntnis, Kyrie (in finnischer Sprache gesungen), Absolution, Gloria (mit Laudamus seit 1894), Gruß, Kollekte, Epistel, Evangelium, Glaubensbekenntnis; nach der Predigt: Gruß, Gebet, Halleluja; bei Kommunionfeier: Gruß (mit den alten Versikeln „Erhebet die Herzen“, „Lasset uns Dank sagen“), Sanctus, Vater Unser, Agnus Dei. Doch ist die Ausführung meistens recht ungenügend. Das Sünden-

und Glaubensbekenntnis wird nur vom Geistlichen gesprochen, das **Kyrie** ist für die ganze Gemeinde in melodischer Hinsicht zu weitläufig und entspricht nicht dem finnischen Sprachgefühle, das **Gloria** wird nur in wenigen Gemeinden mit dem **Laudamus** gesungen, wozu Professor **Faltin** eine Komposition gesetzt hat, die mehr für Chor als für Gemeindegesang geeignet ist; das **Sanctus** wird meistens vom Geistlichen gesprochen, nur hie und da von der Gemeinde gesungen. Das gesungene, sowie das **Agnus**, ist besonders schön und für die Gemeinde geeignet, obgleich nicht vollkommen für die Sprache eingerichtet. **Kyrie** und **Agnus** entstammen nachweislich dem alten, mit Schweden gemeinsamen liturgischen Gesange.

Kyrie eleison.

Her - - ra, ar - mah - da, ar - mah - da
mei - tä. Kri - - - - - - - ste, ar - etc.
Her - - - - - - - - ra, ar - - - etc.

Sanctus.

Py - hä, Py - - - hä, Py - hä Her - ra Ju - ma - la
Ze - ba - oth! Tay - det o - wat - - etc.

Agnus dei

O Ju - ma - lan Ka - rit - sa, jo - ka pois o - tat maail - man
syn - nit, ar - mah - da mei - tä. etc.

Im allgemeinen wird der liturgische rezitativische Gesang nicht genug geachtet und meistens steif und mit lang ausgedehnten Noten gesungen, ohne Verständnis der Koloratur und des logischen Ausdrucks des Textes.

Sehr ärmlich ist es auch mit dem kirchlichen Chorgesang bestellt. Nur zu Advent wird alljährlich überall **Vogiers Hosianna** 4-stimmig nach der Predigt ausgeführt. Diese Komposition ist aber so leicht zu singen und nunmehr so sehr bekannt, daß die Gemeinde sie ganz gut mitsingen könnte, und es einem leid thut, sie passiv dabei stehen zu sehen. Zum höheren Chorgesange in der Kirche sind aber noch keine Versuche gemacht worden.

Außerhalb des kirchlichen Gottesdienstes wird emsig geistliche Musik getrieben. Doch ist der künstlerische und geistige Wert derselben meist nicht hoch. Sowohl der einstimmige Gesang geistlicher Zusammenkünfte, wie der mehrstimmige der Chöre christlicher Vereine bewegt sich in frischen, lustig-triolalen oder süßlich-sentimentalen Melodien mit homophoner Harmonisierung. Nur in den Kreisen der Pietisten und s. g. „Betenden" auf dem Lande sind Melodieen ernsterer und würdigerer Art aus älterer Zeit erhalten. Wahrscheinlich zum

großen Teil im Anfang des 18. Jahrhunderts durch Umwandlung deutscher und schwedischer Melodieen entstanden, sind sie im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entdeckt und gesammelt worden. Die Umwandlung ist oft so eingreifend gewesen, daß nur durch vergleichende Forschung der Zusammenhang hat entdeckt werden können. Die ganze Sammlung dieser Melodieen mit ihren Varianten, über 1000 an Zahl, wird von der Finnischen Litteraturgesellschaft in Helsingfors herausgegeben und kann 1. Juni an als komplettes Werk von da oder auch durch Breitkopf & Haertel in Leipzig bezogen werden können. Der Titel lautet

Suomen kansan säwelmiä. I. Hengellisiä säwelmiä.

Diese der Vergessenheit entrissenen Melodieen, nebst geistlichen Kompositionen lebender junger Tonkünstler, bilden für unseren Kirchengesang einen noch zu verwertenden Schatz. Möchte nur erst das Verständnis und Bedürfnis des edleren Kirchengesanges in den Gemeinden und ihren Leitern recht wach und lebendig werden! Wir hegen die Zuversicht, daß zusammen mit der in der Heiligen Schrift so herrlich verheißenen Wiederbelebung des geistlichen Lebens der ganzen Kirche, mitten unter den heraufbrechenden Wetterstürmen, auch der Gott wohlgefällige und seines Dienstes würdige Gesang aus den Herzen und von den Lippen in ungeahnter Schönheit erklingen wird, als wahrhaftiges Spiegelbild und Unterpfand des zukünftigen „neuen Liedes“ der Auferstehung und ewigen Verklärung.[1])

Der XVI. deutsche evangelische Kirchengesangvereinstag in Kassel

von Lic. theol. **Rudolf Günther**, Dekan in Langendiebach

Am 30. Juni und 1. Juli d. J. hielt der deutsche evangelische Kirchengesangverein seine sechzehnte Tagung, diesmal in Kassel, ab. Gerne waren seine Vertreter und Freunde der Einladung in das schöne Hessenland gefolgt, das den Verein schon zwölf Jahre zuvor, damals in Marburg, beherbergt hatte. Hatte doch während des letzten Jahrzehnts die Sache des evangelischen Kirchengesangs hier sichtbare Fortschritte gemacht. Anfänglich hatten die kirchlichen Kreise mit ihrem zähen Hängen am Althergebrachten und ihrer allzunüchternen Geistesart der neuen Bewegung kühl gegenübergestanden. Inzwischen aber hat ein nach den heutigen Grundsätzen entworfenes Gesangbuch und Choralbuch einer besseren Würdigung des kirchlichen Gesanges den Boden bereitet. Zwar hatten wir in Kassel nur Gelegenheit, die Kirchenchöre der Hauptstadt kennen zu lernen, indem eine Mitwirkung auswärtiger Chöre nicht vorgesehen war, und auch da war wahrzunehmen, daß die Beteiligung am kirchlichen Chorgesang von seiten der gebildeten Schichten der Bevölkerung zu wünschen übrig läßt. Aber was wir hören und sehen durften, verpflichtet uns zu bleibendem Dank und giebt uns die Zuversicht, daß dem evangelischen Kirchengesang auch in Hessen noch eine schöne Zukunft beschieden sei.

Wohl allen, welche die unvergeßlichen Straßburger Festtage miterlebt haben, lag ein Vergleich mit jener großartigen und in ihrer Art nicht mehr zu übertreffenden Hochfeier kirchlicher Kunst irgendwie nahe. Mit Recht durften die Vertreter des hessischen Kirchengesangvereins diesen Vergleich von vornherein ablehnen. Der letztere arbeitet unter ungleich schwierigeren Bedingungen und kann beanspruchen, mit eigenem Maße gemessen zu werden. Überhaupt liegt doch der Reiz der wechselnden Tagungen nicht zuletzt in der Berührung mit den recht verschiedenartigen Ackerfeldern, auf welchen die Aussaat unserer Kirchengesangvereine geschieht. Mit den Garben, die sie uns an solchen Erntetagen entgegenbringen, strömt uns noch immer etwas von dem Erdgeruch volkstümlichen kirchlichen Lebens entgegen. Der Kasseler Vereinstag hebt sich aber seinerseits über andere dadurch

[1]) Die uns von Herrn Dr. Krohn gütigst mitgeteilten Volksmelodieen, die zum Teil von großem Reize sind, werden wir nach und nach unseren Lesern darbieten, sobald sich dafür der nötige Raum findet. Sp.

empor, daß hier auch die beratende Versammlung einen Höhepunkt darstellte, wie sie ihn aus Gründen, die in der Sache selbst liegen, nur selten zu erreichen vermag. Mit Rücksicht hierauf empfiehlt es sich, zunächst über den gesamten Verlauf des Festes kurzen Bericht zu erstatten und sodann die für die Zukunft unseres Kirchengesangs bedeutsamen Verhandlungen für sich herauszustellen.

1. Verlauf der Kasseler Tagung.

Die folgenden Zeilen beabsichtigen nicht eine Festchronik zu geben, darüber mag man die Zeitungsberichte und namentlich die zu erwartende Denkschrift des XVI. Kirchengesang-Vereinstags vergleichen. Es sollen vielmehr nur die charakteristischen Hauptpunkte hervorgehoben und wo es angezeigt erscheint, an das Mitgeteilte Erwägungen, wenn auch nur andeutender Art, angeknüpft werden.

Die Tagung wurde am Sonntag, den 30. Juni durch eine **Sitzung des Zentralausschusses** und der Vertreter der deutschen Landes- und Provinzialvereine eröffnet. Sie brachte u. a. die Neuwahl zum Zentralausschuß. Geheimrat Dr. **Hallwachs** und Ministerialrat **Ewald** lehnten eine Wiederwahl ab, der erstere wegen seiner Gesundheitsverhältnisse, der letztere wegen Überhäufung mit Berufsgeschäften. Mit Exzellenz Hallwachs scheidet der langjährige Vorsitzende des Zentralausschusses von der Leitung des deutschen evangelischen Kirchengesangvereins, mit dessen Geschichte der Name dieses seines hochverdienten Begründers unlösbar verbunden bleibt. Mancher denkt vielleicht noch des erhebenden Augenblicks auf der Straßburger Versammlung, als der im freien Dienst des Kirchengesangvereins ergraute Mann die ihm dargebrachte Huldigung in schlichter Bescheidenheit mit dem erneuten Bekenntnis zu dem begeisternden Ideal seiner jungen Jahre erwiderte. Er wird der von ihm vertretenen Sache bis ans Ende angehören, nicht nur als Ehrenvorsitzender des Zentralausschusses, sondern mit dem Herzen. An seiner Stelle wurde Geh. Kirchenrat Professor D. Dr. Heinrich Adolf **Köstlin** in Gießen, der seit 1876 gleichzeitig mit Hallwachs auf den Plan getreten war, der seitherige Vizepräsident des deutschen evangelischen Kirchengesangvereins, zum Vorsitzenden des Zentralausschusses erwählt und ihm zur Unterstützung Oberkonsistorialrat Dr. **Flöring** in Darmstadt beigegeben. In den Zentralausschuß wurden ferner Professor D. **Smend** in Straßburg i. E. und Superintendent **Nelle** in Hamm in Westfalen berufen. Dieser Verhandlung sowie den folgenden Veranstaltungen schenkten die drei Generalsuperintendenten der lutherischen, der reformierten und der unierten Kirchengemeinschaft, aus welchen sich der Konsistorialbezirk Kassel — das ehemalige Kurfürstentum Hessen — zusammensetzt, ihre ermutigende Teilnahme.

Abends 6 Uhr vereinigte der **Festgottesdienst** die Gäste mit einer großen feiernden Gemeinde in der St. Martinskirche, in der einst Philipp der Großmütige nach fünfjähriger Gefangenschaft in des Kaisers Haft die Rückkehr zu seinem Volk beging und seine Gebeine ruhen. Sie dient dem reformierten Bekenntnis und in dieser reformierten Kirche waren wir zu Gaste. Das spricht an sich schon deutlich für die werbende und erobernde Kraft des wiedererwachten Kirchengesangs und lädt zu stillem Rückblick in die Vergangenheit ein, auch wenn man die geschichtlichen Erinnerungen nicht weiter verfolgen will, welche das vor der Kirche sich erhebende ehrwürdige Denkmal des kühnen und weitblickenden Landgrafen mit dem Reliefbild des Marburger Religionsgesprächs erweckt. Tritt man durch das Hauptportal in das Gotteshaus ein, so wirken dessen edle gotische Formen aus dem 14. und 15. Jahrhundert nur so reiner, als keine eingebaute Empore den Gesamteindruck beeinträchtigt. Durch reiche Glasgemälde bricht nur gedämpftes Licht, und das mystische Halbdunkel, welches sich über das Innere der Kirche ausbreitet, erinnert mehr an die vorreformatorische Periode ihrer Vergangenheit als an reformierte Eigenart. Als dann der tausendstimmige Gemeindegesang und die Chöre der dreihundert Glieder zählenden Sängerschar durch die hohen Hallen brausten, da dachten wir mit Freude derer, die vor uns an dieser Stätte Gott auf ihre Weise verherrlicht und ihre Seelen zu ihm erhoben hatten, und wieder war es gegenwärtiges Bekenntnis, das doch mit den frommen Worten und Weisen der Altvordern reden durfte, und das Thun der hier versammelten Gemeinde war in der That gottesdienstliches Thun.

Der Festgottesdienst war nach der Agende der reformierten Kirchengemeinschaft vom

Jahre 1896 (vgl. Monatschr. III, 92) aufgebaut. Diese Gottesdienstordnung berührt sich nahe mit derjenigen der lutherischen Kirchengemeinschaft vom gleichen Jahre. Nach dem Eingangslied der Gemeinde „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“, folgte als Eingangsspruch des Liturgen Psalm 95, 1. 2 und vom Chor vorgetragen Psalm 100 von F. Mendelssohn mit Gloria Patri. Von diesem sogleich zu Anfang erreichten Höhepunkt freudigen evangelischen Heilsbewußtseins stieg man jedoch sofort im Sündenbekenntnis mit Kyrie wieder herab, welch letzteres sich als auffällige Entlehnung lutherischer Kultussitte darstellt. An die Gnadenverkündigung schloß sich das Gloria in excelsis, aus dem Jahre 1570 stammend und namentlich durch den jauchzenden Klang der trefflichen Frauenstimmen fortreißend. Herauf Salutation und Kollekte, erstere dadurch noch fremdartiger, daß die reformierte Agende nicht wie ihre lutherische Schwesteragende die Altarwendungen des Geistlichen kennt. Nunmehr Schriftlesung und das gesprochene Apostolikum je mit kurzen Responsorien der Gemeinde. Nach einem De tempore = Stil, wie er in von Liliencrons Chorordnung seinen klassischen Vertreter gefunden hat, war für Schriftlektion und Textwahl der Tag St. Johannes des Täufers maßgebend, und so diente als einzige biblische Vorlesung am Altar der judenchristliche Psalm Luk. 1, 67—79. Die Predigt war umrahmt von Gemeindelied und Chorgesang. Für den letzteren war eine Perle des rhythmischen Chorals Martin Schallings inniges „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr“ ausgewählt. Daß der „Kanzelvers“ (vor unde, fangen dem Chor in den Mund gelegt war, ist gegenüber gewissen theoretischen Bedenken, welche den Chorgesang von der Schlußliturgie überhaupt ausschließen, bemerkenswert. Die Gemeinde kam nach Gebet, Unser Vater und Friedensgruß noch zum Wort, worauf der Gottesdienst mit Schlußkollekte und Segen ausklang. Diese abschließenden Gebetsakte sind freilich nicht deutlich gegen einander abgestuft.

Die Predigt hielt wie vor zwölf Jahren in Marburg der lutherische Generalsuperintendent Werner, diesmal im Anschluß an Joh. 3, 27—30, indem er den Kirchengesangvereinen an der Hand des Wortes „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“ ihre Mission und die Vorausgegangene einer gesteigerten Erfüllung derselben vorstellte. Die Chorgesänge wurden von den vereinigten Kirchenchören Kassels unter der Leitung des Kantors Klein ausgeführt. Gegen die zunächst aus technischen Gründen gebotene Aufstellung der Sängerschar im Chor der Kirche angesichts der Gemeinde hatte schwerlich jemand etwas einzuwenden. Eine vernünftige Praxis wird hier wie anderwärts theoretische Bedenken unwirksam machen. Als Liturg fungierte Pfarrer Fuchs in würdiger Weise, der Organist Lehrer Jungmann zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen und wußte jedes Verdrängen seines Spiels zu vermeiden.

Es verstand sich im Grunde von selbst, daß von der erst seit wenigen Jahren bestehenden neuen Gottesdienstordnung gerade aus Anlaß dieses Festes nicht Umgang genommen werden durfte. Aber beklagen muß man es doch, daß auf diese Weise die Beteiligung der Chöre so sehr gebunden blieb. Und die allgemeine Frage sei erlaubt, ob es da, wo eine feste Gottesdienstordnung besteht, auch an einem dem heiligen Lied geweihten Tage nicht möglich ist, das Sündenbekenntnis und das Glaubensbekenntnis durch die Gemeinde oder in ihrem Namen durch den Chor aussprechen zu lassen? Ferner lag es nicht nahe, gerade bei dieser Tagung der Festgemeinde eine Erfahrung von der erbauenden Kraft des Wechselgesangs zu vermitteln? Dazu kommt, daß der Festgottesdienst ein Schema wiederholte, das Vormittags im sonntäglichen Hauptgottesdienst schon einmal an der Gemeinde vorübergezogen und auch von manchen unter uns miterlebt worden war. Mag man auch von den Bedenken gegen die hervorbrachte Stellung des formulierten Sündenbekenntnisses und gegen den stets raschen Übergang zu dem Gnadentrost absehen, zweimal an einem Tage diesen Weg geführt zu werden, ist sicher zu viel. Auch darf man wohl fragen, wenn doch die Agende der lutherischen Kirchengemeinschaft statt des gesprochenen Glaubensbekenntnisses den Gesang von „Wir glauben all“ zuläßt, durfte der brüderliche Charakter der Versammlung nicht wenigstens darin abweichend von der sonstigen Regel zum Ausdruck kommen, daß sie ihr gemeinsames Bekenntnis mit Luthers Glaubenslied ablegte? Im übrigen sei gerne betont, daß eine allzunahe Berührung der Gemeindelieder und Chorgesänge vermieden war. Ein Mangel der

gedruckten Gottesdienstordnung ist noch zu erwähnen: sie enthielt die Namen der Liederdichter und Tonmeister nicht, die doch bei solchem Anlaß zwiefach verdienen, der Gemeinde nahe gebracht zu werden. Noten waren bei den Gemeindegesängen kaum zu erwarten, da das Kasseler Gesangbuch wenigstens in der gewöhnlichen Ausgabe sie nicht giebt. Was ich hinsichtlich des Gemeindegesangs schon morgens beobachten konnte, erweckt mir den Eindruck, daß insbesondere die rhythmischen Melodieen bei der Gemeinde noch nicht völlig eingelebt sind. Mit der sitzenden Gebetsstellung der Gemeinde kann ich mich nie befreunden, wenn ich auch die Gründe kenne, die zu solcher Gewöhnung führen mögen. Bei diesen Bemerkungen vergesse ich nicht, daß es noch nie Sache des evangelischen Kirchengesangvereins gewesen ist, noch je sein darf, nach irgendwelcher Uniformierung der Gottesdienstordnungen zu streben. Aber es ist doch immer wieder angebracht, daran zu erinnern, daß der Protestantismus eine „heilige Liturgie" nicht kennt.

Der Besprechung des Festgottesdienstes fügen wir sogleich den Bericht über das Geistliche Konzert bei, welches am Montag den 1. Juli abends 6½ Uhr in der Neuen lutherischen Kirche stattfand. Diese Kirche ist in den Jahren 1895—97 aus dem Vermächtnis eines Kasseler Bürgers in gotischem Stil erbaut mit breitem Querschiff in freier Lage und hat günstige Licht- und Schallverhältnisse. Neben dem vereinigten Kasseler Kirchenchören wirkte auch der Verein Musica sacra unter seinem Dirigenten, dem K. Musikdirektor Lorenz Spengler, bei der Aufführung mit. Die Orgel spielte Organist Köhler; erwünschte Abwechslung boten außer dem Adagio aus der F moll Sonate für Orgel von J. G. Herzog und Händels Largo für Cello und Orgel zwei Sopransoli von J. Seb. Bach „Gieb dich zufrieden" und „Komm süßer Tod". Den Grundgedanken der musikalischen Aufführung bildete des Christen Todestrost und Himmelsfreude, eine Art evangelisches Requiem, das, eingeleitet von Grell's wundersamem Doppelchor Benedictus qui venit in nomine domini, durch die erschütternden Töne von „Mitten wir im Leben sind" (Walter 1524) zu sieghafter Auferstehungsgewißheit und friedevoller Heimatsherrlichkeit („Ich bin die Auferstehung und das Leben" J. G. Herzog, „Fürchte dich nicht" achtstimmig A. Becker, „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" J. M. Bach, „Mit Fried und Freud ich fahr dahin" (Melodie von Walter) emporführte und in dem dem glänzend sehnsuchtsvollen „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" (Melchior Franck) und dem Händelschen Halleluja das Band zwischen irdischer und himmlischer Gemeinde schlang. Der Aufbau des Ganzen zeigt sich wohlüberlegt; wenn es trotzdem manchen Hörern scheinen wollte, als seien sie allzulange bei der Lebensnot und dem Todesleid festgehalten worden, so hätte dieser Empfindung vielleicht schon durch thätige Hereinziehung der Gemeinde, noch mehr aber dadurch gewehrt werden können, daß auch die weltüberwindende Thatkraft des Glaubens zur Darstellung gekommen wäre. Ich fürchte, daß namentlich Fernstehende in ihrer Vorstellung von der düsteren Schwermut des Christentums bestärkt worden sind. J. M. Bachs Choralmotette wurde in der hergebrachten unverständlichen Textgestalt geboten. Mit Freuden haben wir die reiche Verteilung von Choralen bemerkt. Wie wir uns durch die fein ausgearbeiteten Leistungen der Musica sacra erhoben fühlten, so haben wir es mit Dank begrüßt, daß es uns vergönnt war, die vereinigten Kirchenchöre nun auch in der freien Entfaltung ihrer Kräfte kennen zu lernen. Händels Halleluja haben wir schon in bewegterem Tempo gehört; ob hier nicht die überwiegend langsamen Sätze der vorhergehenden Nummern nachgewirkt haben?

Am Vormittag des 2. Juli fand im Saale des Evangelischen Vereinshauses die Hauptversammlung statt, an welcher etwa 60 Delegierte der Landes- und Ortsvereine teilnahmen. Sie wurde wie auch die beiden öffentlichen Versammlungen von Generalsuperintendent Werner geleitet. Nach den offiziellen Begrüßungen im Namen der Regierung und der Stadt, der Kirche und der Schule, die sich der unverkennbaren Wohltaten durch sachgemäße Kürze auszeichneten, erhielt Professor D. Smend aus Straßburg i. E. das Wort zu seinem Vortrag über den Wechselgesang im evangelischen Gottesdienst. Ich werde das reiche Lob hier nicht wiederholen, das dem Vortragenden mit vollem Recht gespendet wurde. Es sei nur kurz bemerkt, worin der durchschlagende Erfolg des Vortrags begründet ist. Zunächst traf Smend aufs glücklichste den Ton, in welchem der Akademiker

vor einer gemischten Versammlung reden muß. Von diesem Gesichtspunkt aus war die Entsagung, welche sich der Referent in der Mitteilung des historischen Materials auferlegte, nur zu billigen. Sodann verstand er es, die vorliegende Frage auf die ungezwungenste Weise im Zusammenhang mit den Prinzipien des evangelischen Gottesdienstes zu entwickeln. Daß hierdurch jene Frage eine neue Beleuchtung erfahren hat und daß die Ausführung alle Vorzüge der Smend'schen Darstellungsgabe in sich vereinigte, brauche ich kaum zu sagen. Die eigentlich durchschlagende Kraft aber verlieh dem Vortrag die durch dogmatisierende und archaisierende Vorurteile nicht beengte freie evangelische Auffassung vom Wesen des Gottesdienstes, der unbefangene Blick für das Wirkliche und Lebendige, die Gerechtigkeit des historischen Urteils und die bei aller Bestimmtheit der eigenen Auffassung schonungsvolle und konziliante Würdigung entgegenstehender Überzeugungen. Ich werde versuchen, die Gedanken des Vortrags in einem zweiten Abschnitt wiederzugeben, darf aber schon jetzt auf die zu erwartende erweiterte Drucklegung desselben in der Denkschrift hinweisen.

Kassel bot uns zwei öffentliche Versammlungen: die Begrüßungsversammlung im Saal des Evangelischen Vereinshauses nach dem Festgottesdienst und die gesellige Vereinigung im großen Stadtparksaal nach dem geistlichen Konzert. In der ersteren brachten außer den Kirchenchören auch die Musica sacra geistliche Gesänge zu Gehör, zwischen denen ein gehaltvolles Wort des Oberkonsistorialrat Dr. Flöring sowie Grüße aus Schlesien und Bayern ihre Stelle fanden. Die letzteren konnten leider nicht von dem erkrankten D. Herold übermittelt werden. Es ist hier der Ort, über die Einrichtung dieser geselligen Vereinigungen eine Bemerkung zu machen. Dem Kirchengesangverein fällt hier die schöne und unter günstigen Bedingungen auszuführende Aufgabe zu, edle christliche Geselligkeit in vorbildlicher Gestalt zur Darstellung zu bringen. Dazu ist aber erforderlich, daß der allgemeine Zweck dieser Vereinigungen ebenso bestimmt ins Auge gefaßt wird, als daß die besonderen Verhältnisse berücksichtigt werden, unter denen er zu verwirklichen ist. Die Kirchenchöre bringen dabei Gaben der von ihnen zu pflegenden kirchlichen und geistlichen Musik dar. Soweit es sich um Stücke handelt, welche ihre eigentliche Stelle innerhalb des Gottesdienstes oder einer Aufführung geistlicher Musik haben, so werden sie am besten in entsprechender Folge an den Anfang der geselligen Vereinigung gestellt und ein gebundener und ein freierer Teil der letzteren unterschieden. Sonst entsteht jene fatale Stilmischung, welche als bezeichnendes Merkmal so vieler „christlicher" Vereinigungen bei feinfühligen Menschen mit Recht übelberufen ist. Was soll man dazu sagen, wenn bei einem von Vertretern der Kirchengesangvereine veranstalteten geselligen Abend das „Heilig" oder das Bußgebet Psalm 51, 12. 13 mit Beifallsklatschen bedacht wird? Wenn das geschieht am grünen Holz — Dann fordert aber auch die freiere Bewegung ihr Recht, zumal wenn der Festgottesdienst unmittelbar vorausgegangen ist. Nun darf gediegene weltliche Musik vorgetragen werden, und nun ist auch dem natürlichen Wunsche, Beifall zu spenden und Beifall zu empfangen, nicht zu wehren. Mehr als die Begrüßungsversammlung entsprach die große gesellige Vereinigung des zweiten Tages diesen Grundsätzen, welche zugleich den Familienabend der Kasseler Kirchenchöre bildete. Sie war außerdem ausgezeichnet durch eine packende Ansprache des Superintendenten Zeile, welcher anknüpfend an die hessische Gesangbuchsgeschichte, an die Beziehungen des großen Tonmeisters H. Schütz zu Hessen und an die Heimaterde des Hymnologen Vilmar, zur Pflege des geistlichen Gesangs, auch des Hausgesangs aufrief. Die volkstümliche Beredsamkeit Zeiles hatte es den nachfolgenden Rednern nicht leicht gemacht, die Aufmerksamkeit der Versammlung in gleichem Maße zu fesseln. Dennoch gelang es den beiden Veteranen der Kirchengesangvereinssache Abel aus Schwäb. Gmünd und Lütke aus Cammin, die auch persönliche Töne anschlagen durften, den warmen Dank der lauschenden Zuhörer zu ernten. Ebenso fand ein Hoch auf den neuen Vereinsvorsitzenden D. Köstlin, von welchem ein telegraphischer Gruß eingelaufen war, freudige Aufnahme.

Noch sei des gemeinsamen Festmahls gedacht, welches am Montag im Evangelischen Vereinshause eine stattliche Zahl von Teilnehmern vereinigte. Aus den mannigfaltigen Toasten, die auch allen um das Fest Verdienten gebührende Anerkennung brachten, seien nur die gerade in ihrer Kürze und Schlichtheit wirksamen Worte hervorgehoben, in welchen

Professor D. Smend des scheidenden bisherigen Vereinsvorsitzenden gedachte sowie der bemerkenswerte Gruß, welchen Professor D. Budde aus Marburg dem deutschen evangelischen Kirchengesangverein im Namen der theologischen Fakultät entbot. Dieselbe hätte keinen geeigneteren Vertreter entsenden können als diesen warmen und treuen Freund des evangelischen Kirchengesangs, dem wir neuerdings die erste würdige deutsche Übersetzung der niederländischen Volkslieder verdanken. In seinem Munde hatte daher, was er ausgehend von dem Verhältnis der Wissenschaft zur Kunst und der Theologie zur kirchlichen Kunst über die freie Zusammengehörigkeit der theologischen Fakultäten und der Kirche sagte, besonderes Gewicht.

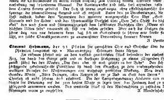
Schon in der Sitzung des Zentralausschusses hatte Nelle im Namen des westfälischen Kirchengesangvereins für Juni kommenden Jahres eine Einladung nach Hamm überbracht, der gewiß nicht wenige gerne Folge leisten werden. In begrenzten und leicht übersehbaren Verhältnissen wird sich namentlich feststellen lassen, inwieweit die Sache des evangelischen Kirchengesangvereins dort von der Teilnahme der Bevölkerung getragen wird. In Kassel ist sie noch nicht so lange heimisch, daß man in dieser Beziehung allzuhohe Erwartungen hätte hegen dürfen. Auch in der Lokalpresse hätten die Spuren des Kirchengesangvereinstages mehr hervortreten dürfen. Von der Kanzel der Neuen lutherischen Kirche dagegen war am Sonntag ein eindringlicher Appell an die Gemeinde zu reger Teilnahme zu vernehmen. Man wird es in den anderen Kirchen ähnlich gehalten haben. So soll zum Schluß unvermindert der Dank für die mancherlei intime Anregung, edle Erhebung und nachhaltige Förderung, die wir in Kassel empfangen haben, ausgesprochen werden. Daß die Gäste es sich nicht entgehen ließen, die erinnerungsreiche Wilhelmshöhe aufzusuchen und die äußerst glückliche Verbindung von Natur und Kunst daselbst zu genießen, von der wir vor den eigentlichen Kulturleistungen des fürstlichen Absolutismus eine ästhetische Aussöhnung mit diesem zu stande komme, daran soll eben noch erinnert werden. Manche von uns haben auch vor der heiligen Familie Rembrandts, des in Kassel so reich vertretenen, als vor einem köstlichen Zeugnis protestantischer Christentumsauffassung stillgestanden. (Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

„Am 31. Mai sang in der Salvatorkirche zu Duisburg das Leipziger Solo-Quartett. Die große Kirche war in erfreulichem Maße besucht. Geschickt wurde das als Gottesdienst gedachte Programm auch wirklich in den Rahmen eines Gottesdienstes eingefügt. Gemeindegesang machte den Anfang und den Schluß, dazu kam am Anfang kurze Schriftlesung und Gebet, am Schluß der Segen durch einen Geistlichen im Talar. Möchte dies gute Beispiel recht viele Nachahmung finden! Aber wenn möglich ohne die unvermeidliche Kollekte, die, dicht vor dem Segen angekündigt, für kirchliche Zwecke abgehalten wurde, da die Benutzung der Kirche, wie man hört, leider nur unter dieser Bedingung bewilligt worden war.“ — Zu dieser Mitteilung unseres verehrten Mitarbeiters Hanebeck möchte ich mir ein paar bescheidene Randbemerkungen erlauben. Alles, was geschehen kann, kirchlichen Musikdarbietungen den Charakter des „Konzertes“ zu nehmen, ist willkommen zu heißen. Dazu gehört vor allem würdige und bescheiden zurücktretende Haltung der Sänger, wie übrigens solche dem Leipziger Soloquartett durchweg nachgerühmt wird. Nicht minder sollte sich aber die Zuhörerschaft des Ernstes der Feierstunde bewußt sein und vor allem jedes Konzertgeschwätz u. s. w. unterlassen. Wenn sie außerdem sich durch einen gemeinsamen Gesang sammeln will zu der Predigt in Tönen, die ihrer wartet, und am Schluß oder an Ruhepunkten im Programm durch eine gemeinsam gesungene Strophe die Empfindungen zum Ausdruck bringen, welche der vorgetragene Gesang erweckt hat, so ist das in künstlerischer wie in liturgischer Beziehung nur gut zu heißen. Dagegen ist es mir völlig unverständlich, weshalb man es für nötig hält, daß bei solchen Feiern ein „Geistlicher im Talar“ mit in Thätigkeit trete durch Verlesung eines Gebetes, eines Bibelabschnittes sowie durch Erteilung des Segens. Weder der Geistliche im Amtskleide noch die Lektion von Gebet und Perikope gehören zu den notwendigen Stücken des Gottesdienstes nach evangelischem Verstand. Dahin gehört lediglich die Verkündigung des Wortes Gottes und das Gebet. Beides kann nicht bloß in Form der Rede, sondern auch in der des Gesanges zum Ausdruck gebracht werden. Bei Feiern wie die obengenannte vertritt der Chor die Stelle des Predigers. Wozu man den Geistlichen mit den in den gewöhnlichen Gottesdiensten ihm zustehenden Funktionen noch meint herbeiziehen

zu müssen, damit der Charakter des Gottesdienstes gewahrt werde, ist ein merkwürdiger Rest katholischer Anschauung und dient bei dieser Gelegenheit außerdem kaum den künstlerischen Interessen. Wir können in dieser wie in so vielen anderen Beziehung von der Brüdergemeine lernen, deren Liturgien vielfach ohne jede Lektionsstücke sowie ohne jedes besondere Eingreifen des Liturgen ausgeführt werden und doch nichts vermissen lassen von dem, was dem evangelischen Gottesdienst eigentümlich ist. Sp.

Die Königliche Hochschule für Musik zu Berlin brachte auf ihrem letzten diesjährigen Vortragsabend vor eingeladenen Zuhörern eine Aufführung der „Erntefeier" (vgl. Monatschrift IV, S. 227) zum Gedächtnis von Heinrich von Herzogenberg. Professor Joachim dirigierte, die Christuspartie hatte Kammersänger Dierich übernommen. Das hier noch unbekannte Werk machte einen tiefen Eindruck. Man hat das Gefühl, daß der evangelischen Gemeinde mit diesem Oratorium in Text und Musik eine ideale Erntefeier gegeben ist. In der Innigkeit der Empfindung, im Wohllaut der Melodieen und vor allem in der Kraft des Ausdrucks in den Chören reicht das Werk an manchen großen Vorgänger heran, und seine beste Eigenschaft liegt darin, daß es den Zuhörer in vortrefflicher Steigerung vom schlichten Erntedank bis zu grandiosen Lobpreisung im Schlußchor nicht nur zur Bewunderung, sondern zur mitfeiernden und mitbetenden Andacht zwingt. Es war eine Freude zu sehen, mit welcher Hingebung Chor und Orchester ihre nicht leichte Aufgabe durchführten, und mit welcher Sicherheit unter der ruhigen und doch temperamentvollen Leitung Joachims die schwierigsten Partieen genommen wurden. So hat die „Erntefeier" einen guten Einzug in Berlin gehalten, und es darf erwartet werden, daß sich ihr bald auch die Kirchenpforten öffnen werden. v. d. Heydt-Berlin.



Bücherschau.

Elias Oechsler, Orgelvorspiele zu Kirchenmelodien. Heft V. op. 14. Leipzig, A. Dietrich. M 2.

Keine Choralvorspiele im engeren Sinn, sondern ausgeführte Choralfigurationen, bei denen die Choralmelodie in ihrem vollen Umfang zum Vortrag kommt, teilweise unter Hervorhebung auf besonderem Manual. Die Kontrapunkte sind teils frei erfunden, teils aus dem Cantus firmus gebildet. Der Satz ist streng orgelmäßig, ohne effekthascherische Seitensprünge, die Stimmführung fließend und oft reizvoll. Unter den 20 Bearbeitungen, die das Heft enthält, haben dem Referenten das muntere, morgenfrische Trio über „Gott des Himmels und der Erden" und das schwermütige Vorspiel über „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut", das nach Form und Stimmungsgehalt dem bekannten Bachschen über „Wenn wir in höchsten Nöten sein" verwandt ist, fast am besten gefallen. Aber auch die übrigen sind so schön, daß man nur bedauern kann, daß sich im Gottesdienst so schwer eine Stelle finden läßt, wo solche Choralfigurationen zu angemessener Verwendung kommen können.

A. Bentler.

Edmund Hohmann, der 93. Psalm für gemischten Chor und Orchester über den 6. Psalmton komponiert. op. 8. Klavierauszug. Erlangen, Hans Meyer.

Zu rühmen scheint mir an dem trefflich gearbeiteten Stück besonders der einheitliche Zug, der durch das Ganze geht und in kräftiger Steigerung zu einem glänzenden Höhepunkt führt bei den Worten „Der Herr aber ist noch größer in der Höhe". Das sich anschließende geheimnisvolle Pianissimo ist durch den Gegensatz zu dem vorhergehenden gewaltigen Brausen der Wassermengen von wahrhaft poetischer Wirkung. Man denkt an Goethes Worte: „Alles Drängen, alles Ringen ist ew'ge Ruh' in Gott dem Herrn." Der Chorsatz ist nicht schwer, doch effektvoll. Bei der Tempobezeichnung Andante con moto dürfte die Betonung auf die zwei letzten Worte zu legen sein; das Zeitmaß darf ja nicht schleppend genommen werden. Das wertvolle Stück ist den Kirchenchören zu festlichen Aufführungen warm zu empfehlen. A. Mendelssohn.

Bitte.

Aus Anlaß des 100jährigen Geburtstages meines seligen Vaters (vgl. den ersten Aufsatz dieser Nummer der Monatschrift) darf ich unseren Lesern wohl die ergebenste Bitte aussprechen, mir zuzusenden, was jetzt in öffentlichen Blättern über den Dichter von „Psalter und Harfe" geschrieben wird, damit ich es dem Archive der Familie Spitta einverleiben kann. Dr. Friedrich Spitta.

Notenbeigabe.

Motette.

Zuversicht.

Gedicht von Karl Johann Philipp Spitta.

Arnold Mendelssohn

Alt. Ich steh in mei - nes

Tenor. Ich steh in mei - nes Her - ren Hand, ich steh in

Baß. Ich steh in mei - nes Her - ren Hand, ich

Sopran. Ich steh in

Her - ren Hand, in mei - nes Her - ren Hand.

mei - nes Her - ren Hand, in mei - nes Her - ren Hand, ich

steh in mei - nes Her - ren Hand ich

mei - nes Her - ren Hand,

ich steh in mei - nes Her

steh in mei - nes Her - ren Hand, und will dran

steh in mei - nes Her - ren Hand und will dran -

- ren Hand, und will dein ste - hen blei - ben, und will dein

ste - hen blei - - ben und will dein ste hen blei - - - - -

— ste - hen blei - - ben dein ste hen bleiben, u. will dein ste - hen

Sopran

und will dein ste - hen blei - -

ste - hen blei - - - - ben und will dein ste - hen -

- - - - - - ben und will dein ste - - - - hen blei -

ben - - - - - - - - - - , - - - ben, und

ben. —

blei - - - - - - - - - - - - ben.

ben, und will dein ste - - - - hen blei - ben. Nicht Er - den-

will dein ste - hen blei - - - - - - ben. Nicht Er - den-

Nicht Er - den - not nicht Er - den - tand nicht Er -

not nicht Er - den - tand nicht Er - den - tand —

not, — nicht Er - den-tand, — nicht Er - den - not, nicht

Nicht Er = den = und nicht Er = den=

= den=not, nicht Er = den=land nicht Er den=not, nicht Er = den=

nicht Er = den=not, nicht Er den = land, nicht Er = den=

Er = den = land nicht Er = = den = not, =

land

land soll mich dar=

land soll mich dar = aus ver = tre = =

nicht Er = den=land soll mich dar = aus ver = tre =

soll

aus ver = tre = = ben soll mich dar = aus ver = tre =

ben, soll mich dar = aus ver = tre = =

ben soll mich dar = aus soll mich dar = aus ver tre =

mich dar aus ver = tre = = ben.

= = = = ben soll mich dar = aus ver tre =

ben, soll mich dar = aus ver = tre = = ben, soll mich dar=

= = = = = = = = = ben, soll mich dar = aus ver=

wem er hält

wen er hält wird wohl be - hal - ten blei

ihn hält wird wohl be - hal - ten blei -

wen er hält wird wohl be - hal - ten blei - -

wird wohl be

- - - - - - - - - - ben wird wohl be

ben wird wohl be - hal - ten

- ben wird wohl be - hal - ten blei - -

hal - ten blei - - ben

hal - ten blei - - - - - - - - ben wird

blei - - - - - - ben wird wohl be hal - - -

- - ben wird wohl wohl be hal - -

wohl be - hal - ten blei - - ben

- - - - - - - - ten blei - - ben

- - ten, wird wohl be - hal - ten blei - - ben.

Sopran
Alt

5. { Und mei-nes Glau-bens Un-ter-pfand ist, was er selbst ver-hei-ßen
daß nichts mich sei-ner star-ken Hand soll je und je ent-rei-ßen. }
Was er ver-spricht das bricht er nicht er blei-bet mei-ne Zu-ver-sicht. Ich will ihn e-wig prei-sen.

Tenor
Baß

(2. Er ist ein Fels, ein sicher Hort,
und Wunder sollen schauen,
die sich auf sein wahrhaftig Wort
verlassen und ihm trauen.
Er hats gesagt, und darauf wagt
mein Herz es froh und unverzagt
und läßt sich gar nicht grauen.

3. Und was er mit mir machen will,
ist alles mir gelegen,
ich halte ihm im Glauben still
und hoff auf seinen Segen,
denn was er thut, ist immer gut
und wer von ihm behütet ruht,
ist sicher allerwegen.

4. Ja, wenns am schlimmsten mit mir steht,
freu ich mich seiner Pflege,
ich weiß, die Wege, die er geht,
sind lauter Wunderwege
Was böse scheint, ist gut gemeint,
er ist doch nimmermehr mein Feind
und giebt nur Liebesschläge.)

6. Jahrgang. Nr. 9. September 1901.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzelnr. 80 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.
Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 25 Pf., für 1 ganze Seite 24 M., ½ S. 13.50, ¼ S. 7.50 M.

Roseggers Stellung zum evangelischen Gottesdienst

von **Julius Smend.**

Unsre Monatschrift darf an einem so viel gelesenen Buche, wie es Roseggers neueste Gabe[1]) ist, nicht vorübergehen. Zwar, was diesem Werke so große Teilnahme erweckt hat, steht mit den besonderen Interessen unseres Blattes in keinem näheren Zusammenhange. Es ist einerseits die Beliebtheit des geistreichen und gemütvollen Schriftstellers als solchen, und daneben der Eindruck, den jene mit dem Namen „Los von Rom" versehene Bewegung unter den deutschen Katholiken Österreichs in weitesten Kreisen hervorgerufen hat, — eine Bewegung, zu der sich Rosegger soweit öffentlich bekannte, als er für den Bau einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag persönlich werbend und sammelnd eintrat. Allein so wenig diese Umstände für sich genügen würden, eine Würdigung des Buches „Mein Himmelreich" an dieser Stelle zu rechtfertigen, so gewiß nötigt uns dazu die Thatsache, daß der Katholik Rosegger auf vielen Blättern des genannten Werkes den evangelischen Gottesdienst zum Gegenstande seiner Erörterungen macht, und zwar auf Grund regelmäßiger und dankbarer Teilnahme am Kultus unsrer Kirche. Selbst wenn wir Protestanten davon nichts glaubten lernen zu können, würde es uns aufs Lebhafteste interessieren müssen, was ein bedeutender Schriftsteller und Dichter darüber vor der breitesten Öffentlichkeit sagt, zumal wenn wir von vornherein vermuten dürfen, daß sein Urteil nicht nur auf die öffentliche Meinung Einfluß üben wird, sondern gewiß auch mit der Anschauung Mancher in beiden Kirchen von Hause aus überein kommt.

Wie man weiß, ist Rosegger nicht willens, die katholische Kirche zu verlassen, die Ausschließung aber, die er zeitweilig erwartete, ist ihm bisher erspart geblieben. Und dessen ist er offenbar froh. Es gebt ihm darum die Güter beider

[1]) Mein Himmelreich. Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben von Peter Rosegger. Dreizehntes Tausend. Leipzig, Staackmann. 1901.

christlichen Konfessionen unbefangen genießen zu dürfen, ohne durch einen förmlichen Übertritt ihm liebgewordene Bande zerschneiden zu müssen. Damit ist schon angezeigt, daß er auch in Beurteilung des beiderseitigen Kultus eine Mittelstellung einnimmt, die gewiß für Viele unverständlich ist, aber ebenso gewiß für Viele der Weisheit letzten Schluß bedeutet. Weder das Eine noch das Andere scheint mir richtig zu sein; wir wollen zu verstehen suchen, doch ohne auf Kritik zu verzichten.

Roseggers Sympathie für den evangelischen Gottesdienst ruht auf einem weitherzigen Verständnis für evangelisches Christentum. Der Protestantismus ist ihm nicht nur eine imposante Kulturmacht, sondern auch Träger gewaltiger religiös-sittlicher Kräfte. Er glaubt fest, daß unter den evangelischen Christen der Indifferentismus weit weniger verbreitet sei als bei den Katholiken (ein Urteil, das wenigstens innerhalb unsres Vaterlandes schwerlich zutrifft), und daß die Gefahr, in heidnischen Aberglauben oder Unglauben zurückzusinken, auf jener Seite brennender sei als bei uns. Rosegger ist nicht bloß ein Feind gewisser römischen Lehren, Bräuche und Anschauungen; er selbst bekennt sich geradezu zu evangelischen Gedanken, gerade in Sachen des Gottesdienstes, z. B. wenn er sagt: „Das Göttliche in der Religion haben wir demütig anzubeten, ohne es begreifen zu wollen; das Menschliche an ihr aber — und das ist die Form des Kultus, der Ritus — das wollen wir verstehen, von dem verlangen wir, daß es unserm Wesen und Leben angemessen sei.“

Fragen wir nun, worin für diesen Mann die Anziehungskraft des evangelischen Gottesdienstes gelegen sei, so finden wir drei Stücke: die biblische Predigt, das würdige Gebet, das deutsche Lied.

An der evangelischen Predigt gewann Rosegger Geschmack infolge eingehender Beschäftigung mit dem Neuen Testament, das er in Krankheit kennen lernte. Ihm ging damit eine neue Welt auf, er legte den Grund zu einer selbständigen christlichen Überzeugung. In dieser Hinsicht ist er die Wege Ludwig Richters geführt worden, dem zwar nicht in Krankheit, aber in der Fremde biblisches Christentum zum ersten Mal nahe trat. Und wie dieser darob in der römischen Botschaftskapelle zu einem dankbaren Hörer der Predigten Richard Rothes wurde, so fand Rosegger nur bei den evangelischen Predigern seiner Heimat Pflege und Läuterung für sein neu gefundenes Bibelverständnis. Die Kanzelleistungen katholischer Priester bieten nach seinen Beobachtungen in der Regel nur den Schein schriftgemäßer Zeugnisse, da sie sich von dem Texte unmittelbar in den Bereich kirchlicher Lehren und Gebote hinüberschwingen, für deren unbedingte Autorität sie einfach Gehorsam fordern. Der zu seinem eigenen Jesus durchgedrungene Dichter begehrt eine andere Speise und weiß sie zu finden, ebendort, wo ihn auch zum ersten Mal die Weihe wirklichen gemeinsamen Gebets angeweht hat.

„Va drums erd bis nnnl gal werd nam gums reich willen gschn unnl als auf ern, gums heit sio brol gms un schnl alsa mr nagen schul gern firs nit versu les uns al ubl am.“ Das ist das Vaterunser der steirischen Bauern, wie sie es in der Kirche gelernt haben und dort oder daheim tausende von Malen völlig gedankenlos „herabratschen.“ Die Geistlichen sprechen ihre Hälfte zwar durchgängig deutlicher aus, aber auch sie fallen unter das Gericht der Bergpredigt, da sie durchweg ohne Zweifel rein mechanisch verrichten, was ihnen aufgetragen ist. Das anzuhören ist für Rosegger eine Qual, seit er mit solchem Geplapper den weihevollen Gebrauch vergleicht, den die Evangelischen dem Gebet des Herrn angedeihen lassen. Selbstverständlich ist er geneigt, unsere Sitte zu

beabsichtigen, aber wir werden es ihm glauben, daß das Vaterunser, in gemessener Ruhe und mit natürlicher Würde gesprochen, ihn und Seinesgleichen wie etwas völlig Neues, Niegehörtes gefangen nimmt. Und es ist klar, daß der kritisch gewordene Sinn des stillen Beobachters nunmehr der Andachtsübung seiner Glaubensgenossen in der Kirche überhaupt mißtraut und sich zu dem gottesdienstlichen Gebete der Protestanten hingezogen fühlt von dessen Wahrhaftigkeit er allerdings eine übertrieben hohe Meinung hegt.

Es ist noch eins, was der Poet an unserm Kirchentum ungemein hochschätzt das **deutsche Lied**. Ob er in den Schatz unsrer Liederdichtung und unsrer Choralmelodieen tiefer eingedrungen ist, weiß ich nicht. Aber für seine Bauern, Hirten und Holzknechte erscheint ihm die Verordnung, daß im offiziellen Gottesdienst nur lateinischer Gesang zuzulassen sei, wie eine frevelhafte Vergreifung an dem Rechte des Volkes, denn „unsere Kirchen gehören nicht dem katholischen Klerus allein, sie gehören auch dem Staate, der deutschen Gemeinde, dem Volke." Rosegger will durchaus dem nationalen Bewußtsein, auch im Kultus, seine Stätte wahren und jene strammen Vorschriften erhitzter Kirchenfürsten sind nach seiner Meinung ebenso unberechtigt wie unklug. Sie müssen dem Gottesdienst der Evangelischen immer neue Freunde erwecken, denn „das Menschliche, den Kultus, den Ritus, wollen wir verstehen."

Wir sehen die Elemente unserer kirchlichen Feiern, evangelische Predigt, Gebet und Lied, hält dieser Mann für unentbehrlich. Ohne sie möchte er hinfort nicht leben. Und dennoch hängt seine Seele mit voller Inbrunst an den Altären der angestammten Kirche. Was bannt ihn in diese uns so fremde Luft von Priesterzeug, Weihrauch und Kerzenflimmer? Er sagt es aufs Deutlichste: der Hang am Altehrwürdigen, die Neigung zu einer sinnvollen Sinnlichkeit, die Liebe zur Jungfrau Maria. Die Macht dieses Erbteils über sein Gemüt erhält in ihm das Vertrauen auf die Reformfähigkeit seiner Kirche, und „wenn in dieser Kirche eine Reform eintritt, dann ist sie die wundersichlichste." Betrachten wir jene Vorzüge des katholischen Kultus im Einzelnen.

Für Rosegger hat der Anblick eines **altersgrauen Altars** oder auch eines pechschwarzen Heiligenbildes etwas unsäglich Rührendes. Er muß der vergangenen Geschlechter denken, die alle mit gleicher Hilfs- und Trostbedürftigkeit vor diesen Gegenständen gekniet haben. Vor allem erinnert er sich seiner Eltern und Voreltern, mit denen er sich nirgend so innig eins weiß wie an diesen Stätten der Anbetung. Ist doch im Grunde der Glaube, den wir bekennen, nichts Anderes als das Ergebnis der religiösen Erziehung, die Vater und Mutter uns zukommen ließen, wie sie ihnen überkommen war. Die Besinnung auf dies Erbe uralter Gewöhnungen und Übungen macht selbst den Kritiker stumm, macht auch den Tapfern erzittern bei dem Gedanken, er könne ohne den Segen der Kirche sterben, die über solche Schätze der Vorzeit verfügt. Altertümer besitzen die Evangelischen ja auch, z. B. ihre Bibel. Aber für Rosegger entbehrt offenbar unser Gottesdienst jener Patina, die auch das Ungitängliche gewichtig und das Häßliche ergreifend macht. Unsere Gotteshäuser, nämlich die von uns selbst erbauten, bergen zu wenig Geschichte, trotz ihrer verdeutschten Meyordnungen und stilgerechten Restaurierungen sind sie nur Emporkömmlinge moderne, d. h. poesielose Gebilde, ungefährliche Konkurrenten.

Und nun diese ganze naive und schöne **Sinnlichkeit** des katholischen Kultus, vorab der Messe! „Wir sind Menschen, sinnliche Wesen, und nur das, beimt sich

am besten ins Herz, was durch unsre Sinne eingeht. Die Religion im Geiste allein wäre ja wohl das Höchste und sie ist immer wieder gepredigt worden. Aber sie ist den meisten unter uns zu unsichtbar, zu unnahbar, zu unfaßbar; wir dürsten nach Gestalt, nach Klang, nach Duft, die Gott annehmen (= an sich nehmen) soll, um sich uns zu zeigen, weil wir alle mehr oder weniger ungläubige Thomase sind, die das Mal sehen wollen, um zu glauben." „Der Glaube ist ein Baum, der bei der rohen Volksmenge nicht schlank himmelwärts wächst, sondern oft lieber an der Erde hinkriecht. Je mehr er von dem Sinnlichen losgelöst und vergeistigt wird, desto mehr verliert er im Volk an fröhlicher Kraft. Das Verlangen nach Schönheit noch mehr als das Verlangen nach dem Guten wird vielfach Ursache des religiösen Bedürfnisses sein. Man will ja im Glauben nicht zur Erkenntnis kommen, sondern durch ein inneres Sehen genießen. Und der Religionskultus wendet sich nicht an den Geist, sondern an die Sinne und bringt Genuß. Der Glaube ist kein Geistes-, sondern ein Herzensleben und hat die Kraft, selig zu machen, schon auf Erden." — Mit diesen und ähnlichen, oft auch weniger mißverständlichen Sätzen erklärt sich Rosegger selbst sein Bedürfnis für Altäre und Fahnen, Kerzen und Weihrauch, überhaupt für die ganze ahnungsvolle Symbolik der Messe. Er rechnet sich durchaus zum Volk, er begehrt ohne Scheu „Krücken" für seine Seele und bestreitet mit Eifer, daß die zum Aberglauben führen müssen. Er betet nicht Brot und Wein an, sondern das Geheimnis der Erlösung, das die Sakramente ihm versinnbildlichen. Er hat ein Grauen vor einem „ätherischen Gott", der so schnell verdunstet, er muß sich den himmlischen Vater wie „etwas Sinnliches" vorstellen können. Und diesen Forderungen kommt nur der katholische Kultus in ausreichendem Maße entgegen.

Aber doch kann Rosegger dies Alles zur Not entbehren, wenn man nur eins ihm nicht nimmt: die Gewißheit der Nähe Marias. Sie war die Beschützerin seiner Kindheit, das Ideal seiner Jugend, die Vertraute aller seiner Geheimnisse. Von ihr versichert er: „Kein Irdischer und kein Himmlischer hat in der Menschheit so viel Bewunderung und Liebe erfahren wie dieses arme Zimmermannsweib aus Nazareth." In des Dichters Lande ist der Kultus der Jungfrau womöglich noch mächtiger als anderswo. „Kaum ein großes Unglück ist seit siebenhundert Jahren geschehen im Lande Steier, das nicht ausgeweint worden wäre in der Kirche zu Zell." — Es mischt sich natürlich diesem Kultus viel Wunderliches bei. Der milden Mutter gegenüber gibt sich der Mensch ganz ungezwungen, wie er ist, auch mit der ganzen stürmischen Leidenschaft des toll gewordenen Verehrers. Das steirische Volk wäre seinem Herrgott nimmer halb so gut, wenn nicht unsre liebe Frau seine Frau wäre. Allein „Mariendienst und Aberglaube darf man nicht verwechseln." Wohl fände es Rosegger „im Prinzip" eigentlich richtiger, wenn all die Liebe, Dankbarkeit und Sehnsucht Dem zufiele, der sie um uns verdient hat. Ja, er weiß, daß das Neue Testament von der Mutter des Herrn kein Rühmens, nicht einmal Aufhebens macht, und daß die Himmelskönigin nichts als ein Geschöpf der päpstlichen Kirche ist. Aber eine Offenbarung ist sie ihm darum doch, ja die wundervollste, tröstlichste, unentbehrlichste in der Welt. Was so viel Herzen stärkt und beseligt, das ist eine, das ist die Realität in der Welt und über der Welt, das gehört in den Mittelpunkt des christlichen Kultus hinein, ob es auch tausendmal auf lauter unhistorischen Voraussetzungen ruht! Darum hat der Protestantismus seine Leute unsäglich arm gemacht, weil er ihnen die Madonna nahm, — eigentlich aus einer unverzeihlichen

doktrinären Schrulle, und diese klaffende Lücke, — was ihr erdenken mögt, nichts füllt sie euch aus! —

Das also ist es, was den Freund der österreichischen Protestanten an den Gottesdienst seiner Kirche fesselt, was er an dem unsrigen vermißt. An den Katholizismus bindet ihn noch Anderes, sein Respekt vor dem Priesteramt, seine alte Kameradschaft mit den lieben Heiligen, sein Beichtbedürfnis, aber seine Stellung zum Kultus wird im Vorstehenden ziemlich richtig umschrieben sein. Sie ist, wie man sieht, durchaus nicht schwer zu begreifen, zum Glück auch nicht überall schwer, praktisch zu befriedigen. Die deutsche Messe der Altkatholiken macht auf Rosegger den tiefsten Eindruck. Dort wird ihm Alles geboten, was er gern hat und nichts vorenthalten, dessen er bedarf. Irren wir nicht, so treibt ihn dort hin vor allem auch das Verlangen, für die Verfehmten ritterlich mit einzustehen. Er zeigt aber daneben ein tiefes Verständnis für urchristlich evangelische Art. Jene Schilderung einer Abendmahlsfeier ohne Geistlichen, die er seiner Zeit im „Heimgarten" veröffentlicht hat, in der er das Urbild apostolischer Schlichtheit und Wahrheit zeichnen wollte, legt davon ein ergreifendes Zeugnis ab. Überhaupt giebt er einem jeden bereitwillig das Recht zur Wahl, von dem er selbst so ausgiebig Gebrauch macht. Und wie er keinem Ungläubigen gram sein kann, weil ja doch der Glaube nur Gnadengabe und der Unglaube ein Herzleiden ist, wie er mit Zwingli bekennt, daß auch Juden, Heiden und Türken zur wahren Kirche gehören können, so steht er durchaus auf dem Standpunkt: Eines schickt sich nicht für Alle! Manches der Geständnisse Roseggers liest sich wie eine Aufklärungspredigt, es ist ein Rationalist, ja ein Revolutionär in ihm, dem Konfessionsunterschiede keinerlei Bedenken machen, weil er immer bereit ist, auf die gemeinsame Grundlage, das allgemeine religiös-sittliche Interesse zurückzugehen. Aber ein weiblich zartes Gemüt und die künstlerische Phantasie bewahren den Dichter vor Geschmacksverirrung und Verschwommenheit. Vielleicht darf man sein Ideal christlicher Verbrüderung in jenem seltsamen Simultaneum erblicken, das den Mittelpunkt seines „Christ auf der Haide" bildet. Die ursprünglich katholische Gemeinde ist größtenteils zum Evangelium übergegangen und hat an Stelle ihres greisen Priesters einen jungen Prediger berufen, möchte aber den prächtigen Alten, den seine Oberen wegen Untreue internieren wollen, nicht gehen lassen, sondern erhält ihm und seinem Häuflein den Marienaltar. Schließlich gehen auch die katholisch Gebliebenen in die evangelische Predigt und singen mit: „Ein feste Burg ist unser Gott." Aber dem Greise kommt doch auch dann und wann noch einer von den Protestanten heimlich in den Beichtstuhl, und Mancher von diesen muß streng sein altes Herz hüten, daß es nicht wieder dorthin läuft, wo es bei Maria einst so geborgen war.

Gewiß, ein sehr gemischtes Christentum. Es berührt wie eine Kirche im Übergangsstil oder wie das Sprachengemengsel bei unsrer Grenzbevölkerung — für Viele ein Ding von großem Reiz, für Andere nur eine erschreckende Konsequenzlosigkeit oder gar Doppelzüngigkeit. Nun, darf man wirklich annehmen, daß hüben und drüben „Unzählige" so denken, so hat das sicherlich für jeden Freund des Friedens, zumal in unserm deutschen Vaterlande, etwas recht Ermunterndes. Ist Unklarheit im Spiele, so ist ja unser Keinem benommen, an seinem Teil für größere Klarheit zu sorgen. Die schöne Weitherzigkeit kann nur vorbildlich genannt werden.[2]

[2] Nur daß man jetzt auf das Vorhandensein eines Mannes wie Rosegger die Pflicht evangelischer Duldsamkeit gegenüber der römisch-katholischen Kirche begründet, wo jüngst unter starker Überschätzung des Buches „Mein Himmelreich" in der „Christlichen Welt"

Aber eine ganz andere Frage ist die: Können wir für Gestaltung und Ausbau des evangelischen Gottesdienstes von Rosegger profitieren? Ich möchte das nicht ganz verneinen. Sein Hinweis auf die Zeugniskraft des Altehrwürdigen kann noch heute mancher Barbarei steuern, wenn wir auch in dieser Beziehung in den letzten Jahrzehnten schon Einiges gelernt haben. Und die starke Betonung der Wahrheit, daß ein Gottesdienst für normale Menschen keine Veranstaltung für Blindgeborne oder für Engel sein soll, kann immer noch an manchen Orten Nutzen stiften. Allein es ist gewiß nicht gegen Roseggers Meinung, wenn ich sage: Nichts thut uns Evangelischen auch im gottesdienstlichen Leben, mehr not als Pflege der Eigenart — ohne Eigensinn! Alles Nachäffen ist nur Zeichen der Ungesundheit. Es soll den Dichter doch beglückt haben, daß man in die neue evangelische Kirche von Mürzzuschlag ihm zu Liebe ein Marienbild aufgenommen hat. Ob ihn die Marienaltare und andrer Tand des Katholizismus in anglikanischen Kirchen erfreuen, ob ihm was von gewissen Spielereien in der Darmstädter Hofkirche berichtet wird, imponieren würde, ist mir doch zweifelhaft. Nein, mutige Absage von allem Mummenschanz, tapferes Suchen neuer Wege, vor allem aber **unbedingteste Wahrhaftigkeit**, das soll doch unsrer evangelischen Kirche Schmuck und Ehre bleiben. Unser Gottesdienst hat gar nicht die Aufgabe, Propaganda zu machen, sondern die zu erbauen, die in ihm den wahren Ausdruck ihres Glaubens- und Liebeslebens erkennen. Und so schließen wir mit dem Wunsche: Möchten unter den Tausenden entzückter Leser von „Mein Himmelreich“ sich einige durch Rosegger neu begeistern lassen für evangelische Predigt, Lied und Gebet!

Der Sologesang im Gottesdienste

von **Friedrich Spitta.**

In den „Nachrichten von dem Evangelischen Kirchengesang-Verein für Württemberg 1901“ hat unser hochverehrter Freund, Herr Stadtpfarrer Abel aus Schwäbisch-Gmünd, einige Bemerkungen über liturgische Gottesdienste gemacht, deren erste Hälfte ich auf das wärmste unterstützen, deren zweite ich dagegen nicht ohne einige bescheidene Einwände passieren lassen möchte. In jener ersten Hälfte warnt Abel davor, liturgische Gottesdienste den Gemeinden aufdrängen zu wollen, empfiehlt aber, vor allem in predigtreichen Zeiten predigtlose Feiern einzuführen und sie zu ständigen, von der Neigung und Willkür des Pfarrers unabhängigen werden zu lassen. Sodann fordert er, daß der Gottesdienst nicht zum Konzert gemacht werde, das geschehe aber durch Einlagen von reiner Instrumentalmusik. „Musik ohne Wort hat im Gottesdienst keine Heimat.“ Auch der Orgel will er bestimmte Grenzen gezogen haben: „Einlagen von selbständigen Orgelvorträgen, wie man sie in der Schweiz vielfach hören kann, wo der Gottesdienst auf ca. 5

(Nr. 30 vom 26. Juli) geschah, das wird kaum ohne Widerspruch hingehen. Die offizielle Kirche hat in diesem Manne wahrhaftig keinen legitimen Vertreter. Sie wird ihn voraussichtlich weiter gewähren lassen, weil es in ihrem Interesse liegt, unnötigen Lärm zu vermeiden, vielleicht auch, weil sie selbst dessen Abteilung noch auszumerzen denkt. Ist doch der Mann seiner selbst nicht sicher! Daß Roseggers Geist in seiner Kirche eine Macht bedeute oder in absehbarer Zeit bedeuten werde, ist des Dichters Hoffnung, die ihm alle Ehre macht, die aber vor der Hand Niemand zu teilen braucht. Es ist etwas Unjugendliches in ihm. Doch verrät sich auch das Alter, dem es nicht mehr gelingt, die individuelle Freiheit wider eine objektive Macht zu behaupten, deren Jahre Niemand zählen kann.

Minuten durch ein meist in zarten Registern ausgeführtes Orgelspiel unterbrochen zu werden pflegt, haben keine Berechtigung und sind eher geeignet, die wirkliche Andacht zu stören statt zu heben.“ Auch diesen Satz kann ich unterschreiben, möchte aber doch warnen, zu weit zu gehen. Es giebt auch Ruhepunkte in der gottesdienstlichen Handlung, wo die Orgel zum Worte kommen darf. Ein solcher findet sich natürlich nicht unmittelbar nach der Predigt, wo die Gemeinde — wenn das Wort des Pfarrers seinen Zweck erreicht hat — sich gedrängt fühlt, im Liede ihr Ja und Amen zu dem gehörten Zeugnis aus Gottes Wort zu geben. Wenn an dieser Stelle jene schweizerischen Interludien eintreten, so empfinde auch ich das als eine Vergewaltigung der Gemeinde. Anders dagegen liegt die Sache z. B. da, wo der Eingang des Gottesdienstes zu Ende ist und nun das Hauptlied vorbereitet wird. Wählt der Organist hier das richtige Stück — nicht z. B. wie ich noch in diesem Jahre zu meiner Beschämung in Straßburg hören mußte, am Himmelfahrtstage die Pastoralsymphonie aus dem Messias — also vor allem eine Bearbeitung der folgenden Choralmelodie, so hat man kein Recht, über ein 5 Minuten langes Orgelspiel zu zürnen. Im übrigen glaube ich mich auch was diesen Punkt anlangt mit Abel wesentlich in Übereinstimmung zu finden. Schränkt er doch, wenigstens anmerkungsweise, sein Verbot der reinen Instrumentalmusik nach ein: „Ein Posaunenquartett am Grabe hat seine Berechtigung nur dann, wenn es eine bekannte Melodie vorträgt, der die Hörer sofort und unwillkürlich das dazu gehörende Wort in Gedanken unterlegen.“ Das wird von allen an den Choral anknüpfenden Orgelstücken gelten.

Die zweite Hälfte der Abelschen Ausführungen muß ich nun aber grundsätzlich bekämpfen, obwohl ich mich mit den praktischen Forderungen vielfach in Übereinstimmung befinde. Es wird der Klärung der dort berührten Streitfrage zweifellos am besten dienen, wenn ich zunächst die Worte Abels selbst mitteile.

„Eine andere kirchenmusikalische Unsitte, die ebenfalls das Konzert in den Gottesdienst hineinträgt und auch bei uns mehr und mehr einzureißen droht, ist der Sologesang im Gottesdienst.

Es ist altes liturgisches Gesetz, daß außer den das Wort verkündigenden, die Sakramente verwaltenden Geistlichen keine andere Einzelperson handelnd, bezw. redend im Gottesdienst auftrete. Neuerdings aber scheint sich die Ansicht festgesetzt zu haben, daß im Interesse der musikalischen Ausschmückung des Gottesdienstes wie der Erbauung der Gemeinde anstandslos auch dem Einzelgesang eines Sängers, einer Sängerin Raum im Gottesdienst zu geben sei. So waren bei einer Reihe von Kirchenweihungen, welche in den letzten Jahren bei uns stattfanden, in den liturgischen Abendgottesdienst Sologesänge eingeflochten. Erst jüngst war im Staatsanzeiger zu lesen: „ . . . abends 6 Uhr war in der neuen Kirche Gesanggottesdienst unter Mitwirkung der Sängerin Frl. . . . aus . . . und des Kirchenchores unter Leitung des Musikdirektors N. N.“ Klingt das nicht vollständig wie ein Konzertbericht?

Wo man aber eine schöne, wohlgeschulte Stimme zu verfügen hat, mag es ja sehr verlockend sein, sie auch im Gottesdienst zum Wort kommen zu lassen, und nicht vereinzelt steht der Fall da, daß selbst im Hauptgottesdienst des Osterfestes eine Sängerin von der Orgel herab mit der Messiasarie „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet,“ sich hören läßt. Es ist von da nicht mehr weit zu der amerikanischen Sitte, wonach, um das Publikum in die Kirche zu locken, im Predigtzettel angekündigt wird, daß am nächsten Sonntag die und die Sängerin im Gottesdienst auftreten werde.

In einzelnen unserer großen Städte scheint es allmählich Sitte zu werden, daß bei „besseren“ Hochzeiten irgend eine Freundin der Braut dem Brautpaar zu Ehren bei der kirchlichen Trauung ein Solo vorträgt, vielleicht sogar ohne daß der trauende Geistliche

vorher darum gewußt hat. Wenn irgendwo, gilt hier das mulier taceat in ecclesia! Ein derartiger Sologesang mag ja an sich ganz schön, auch würdig sein und „allgemeinen Beifall“ finden, aber im Gottesdienst ist er nicht zu dulden; statt zu erbauen, muß er zerstreuend wirken, sofern eben die Aufmerksamkeit des Hörers unwillkürlich auf die Person des Sängers oder der Sängerin gerichtet ist, während beim Chor als dem musikalischen Vertreter der Gemeinde die Einzelperson vollständig in den Hintergrund tritt.

Die Kunstform des Einzelgesangs ist eine zu subjektive Leistung, als daß sie zu der Objektivität des Gottesdienstes passen würde. Weder die Bemerkungen Palmers (Hymnologie S. 363), noch die Ausführungen Spittas, der in seinen in der Monatschrift veröffentlichten Entwürfen zu liturgischen Festgottesdiensten ebenfalls Einzelstimmen singen läßt, vermögen uns die Bedenken gegen den Sologesang im Gottesdienst zu benehmen. Daß wir aber mit unserer Anschauung nicht allein stehen, beweist ein die Pflege des Chorgesangs betreffender Erlaß des Breslauer Konsistoriums, worin unter anderem gesagt ist:

> „Der Kunstgesang, der innerhalb der Haupt- und Festgottesdienste — wir möchten gern hinzufügen: auch der Nebengottesdienste — Verwendung findet, soll Chorgesang und nicht Sologesang sein. Dieser hat seine Stelle im geistlichen Konzert, aber nicht im Gottesdienst. Und das nicht nur aus Gründen der kirchlichen Tradition. Bei jedem Sologesang wird naturgemäß die Aufmerksamkeit von dem gesungenen Wort, das Erbauung wirken soll, auf die musikalische Leistung des Sängers und der Sängerin und auf das ästhetische Urteil über Stimme und Vortragsweise abgelenkt. Damit würden aber Gedanken und Empfindungen geweckt, die dem Gottesdienst fremd sind und leicht für ihn störend werden.“[1])

Es ist sehr erwünscht, daß Abel an die Spitze seiner Ausführungen den Hinweis auf ein liturgisches Gesetz stellt: „Alle solche Angelegenheiten wollen nicht nach dem bekanntlich sehr wechselnden Geschmack oder nach persönlicher Liebhaberei und alter Gewöhnung beurteilt werden, sondern nach festen, aus der Natur des christlichen Gottesdienstes abgeleiteten Grundsätzen. Handelt es sich nun aber im christlichen Gottesdienst nach evangelischem Verstand um die Darstellung des Glaubens durch und für die Gemeinde, so ist schwer zu begreifen, wie Abel zu der Forderung gelangen kann, „daß außer dem das Wort verkündigenden, die Sakramente verwaltenden Geistlichen kein anderer Einzelperson handelnd bezw. redend im Gottesdienst auftrete.“ Wir wissen wohl, daß der evangelische Grundsatz vom allgemeinen Priestertum die Notwendigkeit des Amts am Wort nicht ausschließt. Aber ebenso gewiß ist, daß durch letzteres nicht jede andere individuelle Handlung oder Äußerung ausgeschlossen wird.

Thatsächlich ist das auch nicht der Fall. Oder hat der Organist und der Chorleiter nicht als Einzelperson etwas im Gottesdienst zu thun? Man fahre nur nicht zu schnell in die Rede, als ob das ein unpassendes Beispiel wäre. Ja, wenn jene Personen willenlose Automaten sind, die nichts anderes fühlen und handeln, als was der Vertreter des Amts ihnen an- und eingiebt! Aber hat nicht gerade auf württembergischen Boden unser teurer, unlängst heimgegangener Hartter in seiner Studie „Nach welcher Melodie?“ (M.-Sch. II, 163 ff.) die Freiheit des Handelns des Organisten gegenüber pastoraler Vergewaltigung siegreich durchgefochten? Und weiß nicht ein jeder Pfarrer, daß Organist und Dirigent durch die Auswahl der Stücke und die Art des Vortrages auf das allertiefste in Wesen und Haltung des Gottesdienstes eingreifen können? Man braucht noch kein Bach zu sein, um auf der Orgel mit dem Chore „predigen“ zu können — „gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten“. — Daß bei unsern Vereinsfesten im Gottes-

[1]) Ähnlich z. B. A. Saran, Musikalisches Handbuch zur Erneuerten Agende S. 13.

dienste nicht sollen „Laien“ den Jahresbericht halten, und daß an vielen Orten bei großen Abendmahlen Presbyter oder noch nicht ordinierte Studenten bezw. Kandidaten der Theologie mit austeilen, ist ebenso bekannt, wie daß hier und da in kleineren gottesdienstlichen Versammlungen auch andere als der Pfarrer das Wort nehmen zu Rede und Gebet. Daß darin aber nicht ein unbiblischer Mißbrauch liegt, weiß ein jeder, der gelesen hat, was Paulus von den Gottesdiensten der Gemeinde in Korinth schreibt: „Wenn ihr zusammenkommt, so hat ein Jeglicher Psalmen, er hat eine Lehre, er hat Zungen, er hat Offenbarung, er hat Auslegung. Laßt alles geschehen zur Besserung.“ (1. Kor. 14, 26 ff.). Zur Zeit der Apostel war es also erlaubt, daß beliebige Einzelpersonen im Gottesdienste zum Worte kamen. Eher könnte man fragen, wo in jenen Feiern das jetzt als allein berechtigt hingestellte geistliche Amt sichtbar werde. So „alt“ wie jene apostolische Praxis wird „das liturgische Gesetz“ schwerlich sein, auf das sich Abel beruft.

Aber könnte es nicht trotzdem um seiner inneren Wahrheit willen Gehorsam beanspruchen? Sehe ich recht, so begründet Abel dieses Gesetz durch den Satz: „Die Kunstform des Einzelgesanges ist eine zu subjektive Leistung, als daß sie zu der Objektivität des Gottesdienstes passen würde.“ Ich würde diesen Satz verstehen, wenn von der katholischen Messe die Rede wäre. Aber daß man ihn rechtfertigen will angesichts des evangelischen Gottesdienstes, der, wie man für Württemberg am wenigsten nachzuweisen braucht, ein Hauptstück in der Predigt hat, das ist mir nicht wohl begreiflich. Man wird mir vielleicht antworten: Die Predigt soll und darf nicht subjektivistisch sein, sondern muß auf dem festen objektiven Boden des Wortes Gottes aufgerichtet werden. Ganz wohl, aber es ist doch klar, daß in der Predigt das Wort Gottes zur Darstellung kommt durch Vermittelung der Individualität des Predigers. Ich werde kaum auf Widerspruch stoßen, wenn ich behaupte: die Predigt ist das subjektivste Stück des evangelischen Gottesdienstes — sie ist auch subjektiver als der Sologesang. In beiden Fällen handelt es sich um die Leistung einer Einzelperson. Aber während der Solosänger nichts anderes als die objektiv feststehende Komposition vortragen darf, ist der Prediger Komponist und Rezitator in einer Person. Das Individuelle, was im Sologesang liegt, die Eigentümlichkeit der Stimme und des Vortrags, kommt auch bei der Predigt in Betracht. Und daß ein Reflektieren über diese „Äußerlichkeiten“ bei einem Prediger in geradeso verwerflicher Weise geübt wird, wie bei dem Solosänger, weiß ein jeder, der in unseren kirchlichen Angelegenheiten zu Hause ist. Was das Breslauer Konsistorium bemerkt, beim Solosänger werde die Aufmerksamkeit auf die musikalische Leistung und auf das ästhetische Urteil über Stimme und Vortragsweise abgelenkt, gilt mutatis mutandis geradeso vom Prediger. Man erkundige sich doch einmal, was unsere Kirchgänger durchschnittlich an der gehörten Predigt zu rühmen und zu tadeln wissen, und worauf die Anziehungskraft gewisser Modeprediger beruht, und man wird einsehen, daß ein Vergleich des Predigers mit dem Solosänger nicht so ungeschickt ist, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Man wird mir antworten, mein Vergleich beruhe auf Verallgemeinerung von zufälligen Mißbräuchen der Predigt. Aber beruht das, was man gegen den Sologesang sagt, nicht auch auf einem Mißbrauch, der ebenso entschieden bekämpft werden muß wie jener Unfug bei der Predigt? Abel weist darauf hin, daß jetzt bei uns die amerikanische Sitte einzudringen drohe, wonach in der Zeitung bekannt gemacht wird, welcher Chor und welche Sänger in dem betreffenden Gottesdienste

mitwirken. Daß das thatsächlich ein Unfug ist, ergiebt sich einfach aus dem Wesen des Gottesdienstes. Aber ob dieses es ohne weiteres rechtfertigt, wenn unsere Zeitungen in den Kirchenzetteln genau darüber orientieren, bei welchem der Prediger man den gewünschten geistlichen Ohrenschmaus erhalten könne, steht auch dahin. Das gehört schließlich auch in die Kategorie der „Konzertanzeige“. Daß aber bei einer so individuellen Feier, wie eine Hochzeit ist, es nicht gestattet sein solle, daß ein Freund oder eine Freundin des Brautpaares ein frommes, vielleicht besonders bedeutungsvolles Lied singe, will mir nicht in den Kopf. Ich würde es nicht fertig bringen, einem guten Mädchen, das bewegter Stimme und bewegten Herzens, bei einem solchen Anlaß „Sei stille dem Herrn“ oder dergl. singt, barsch zuzurufen: Mulier taceat in ecclesia. Und wenn ich mir das gütige Gesicht unsres Abel vergegenwärtige, so glaube ich auch nicht, daß er es vermöchte. Tolle Geschichten ereignen sich allerdings, wenn es der Sängerin an der nötigen liturgischen Beratung durch den Geistlichen fehlt. Aber die Pfarrer sollen sich nicht über andere beklagen, wenn sie selbst hier nicht gethan haben, was ihres Amtes ist.

Nun wird man mir entgegnen, da anerkanntermaßen so viel Unfug mit dem Sologesang getrieben wird, so solle man ihn unterlassen, umsomehr, als er ja vollkommen durch den Chorgesang ersetzt werden könne. Dann sollte man doch auch das Predigen abschaffen und an Stelle davon Vorlesungen aus einer Predigtpostille anordnen. Wenn das durch einen älteren kirchlichen Subalternbeamten geschähe, so würde viel von der bekannten „Schwärmerei“ für gewisse Prediger dahinfallen. Daß man darauf nicht eingeht, versteht sich von selbst. Man wird vielmehr sagen, die Gemeinde müsse zu richtigem Verhalten im Anhören der Predigt ermahnt und erzogen werden. Schön! Dasselbe gilt aber von allen gottesdienstlichen Handlungen, auch vom Einzelgesang. Es kommt mir seltsam vor, wenn man sagt, der Sologesang müsse zerstreuend wirken, sofern die Aufmerksamkeit des Hörers unwillkürlich auf die P e r s o n des Sängers oder der Sängerin gerichtet sei. Das soll eben nicht der Fall sein und man kann sich daran sehr wohl erziehen. Wenn ich im Konzert oder sonstwo einen guten Gesang höre, so ist es mir ganz einerlei, wie die betreffende Sängerin heißt, was für ein Gesicht sie hat und wie ihre Toilette beschaffen ist. Also, man lasse sich nicht gehen, schlimmstenfalls stelle man den Sänger verdeckt auf oder schließe die Augen. — Mit dem geforderten Ersatz des Sologesanges durch den Chor ist es eine eigene Sache. Zunächst liegt eine Illusion vor, wenn man meint, das „subjektive Element“ müsse beim Chor viel mehr zurücktreten als beim Solo. Ich habe Einzelgesang schon in so großgefühlter, ernster Weise ausgeführt gehört, daß jeder Gedanke an den Ausführenden unwillkürlich zurückwich hinter dem Ergriffensein von der Größe des vorgetragenen Stückes, und ich habe andererseits Chöre vortragen hören, die das getreue Abbild der sehr undisziplinierten Individualität des Dirigenten waren, ja, in denen sich alle möglichen Individualitäten breit machten, die sich durch Ohr und Auge dem Zuhörer und Zuschauer in unliebsamer Weise aufdrängten. Also reden wir beim Solo- und Chorgesang nicht davon, wie er unter Umständen entstellt wird, sondern wie er sein soll. Dann wird bestehen bleiben, daß ersterer seine Bedeutung und Eigenart hat, die durch nichts anderes ersetzt werden kann. Unsere großen Kirchenkomponisten von Schütz an haben sich dieses Ausdrucksmittels je an gehöriger Stelle reichlich bedient. Wer hat den Mut, sie zu meistern und um jenes angeblichen „alten liturgischen Gesetzes“ willen ihre Musik aus dem Gottesdienste zu verbannen? Hat der Chor vermöge des größeren Umfangs ferner

Mittel die Fähigkeit, durch Stärke, Reichtum und Pracht der Wirkungen der Gemeinde zu dienen, so der Sologesang durch die leichtere Verständlichkeit und die unmittelbare Eindringlichkeit der musikalischen Einzelrede. Wie Musikanten bilden uns so gern ein, das, was uns aus technischen oder historischen Gründen besonders passend für die gottesdienstliche Feier erscheint, müsse auch so von der großen Gemeinde beurteilt werden. Aber während diese einem polyphonen Meisterwerk Palestrinas gegenüber unter Umständen ganz kalt bleibt, greift ihr ein schlichtes Lied von Franck oder Mergner unmittelbar ans Herz. Soll ich diese Rücksicht den Kleinen gegenüber aus den Augen setzen um eines angeblichen liturgischen Gesetzes willen? Mit Freuden lasse ich meinen ganzen Ruf als Liturgiker fahren und suche dem kleinen Mann gerecht zu werden. Alles kommt doch darauf an, daß man im Gottesdienste den Zugang zu den Seelen findet. Also ich bleibe dabei: Der Sologesang — nicht zunächst der des Pfarrers am Altar, wogegen sich mancherlei allerlei einwenden läßt — hat sein gutes Recht im evangelischen Gottesdienste. Ich bitte unsre Leser das nicht auf meine „Autorität", von der Abel viel zu viel hält, hinzunehmen, sondern es zu prüfen mitsamt den Gründen, die mich zu diesem Urteil bestimmen. Dabei wird man vor allem für Württemberg darauf hinweisen dürfen, daß der von mir vertretene Standpunkt auch von einer Autorität wie H. A. Köstlin in seinem Artikel „Kirchenmusik" in der 3. Auflage der Real-Encyclopädie (S. 448) mit Entschiedenheit festgehalten wird.

Sonst aber pflichte ich Abel von ganzem Herzen bei in seiner Abweisung aller der Frechheiten, die man erleben kann, wenn singende Männlein und Weiblein sich in den Gottesdienst eindrängen, um dort ein dankbares oder doch geduldiges Publikum zu finden für ihre künstlerisch oft sehr zweifelhaften Leistungen, mit denen sie — nach der beliebten Zeitungsphrase — den Gottesdienst „verherrlichen". Ich verstehe es vollkommen, wie man angesichts des beleidigenden Auftretens solcher Personen, bei der gänzlich unzulänglichen Eingliederung ihrer Leistung in den Organismus des Gottesdienstes sowie der rein zufälligen oder auf persönlicher Neigung und Befähigung beruhenden Auswahl der Einzelgesänge diese ganze Sache zum Teufel wünscht. Aber nicht der Unmut über solche Ungehörigkeiten ists, was uns weiter hilft, sondern die richtige Erkenntnis von dem, was sein soll. — Im Gottesdienst handelt die evangelische Gemeinde selbst, und wer ihr angehört in Glauben und Liebe, hat ein Recht, in ihr zu handeln und zu reden. Wo aber einem ihrer Glieder die Gabe des Gesanges gegeben ist, da darf es je an passender Stelle und zu rechter Zeit nach Anordnung des Leiters der Gottesdienste vor der Gemeinde Zeugnis ablegen und mit ihr beten in Tönen, welche nicht bloß von der Kunst gebildet, sondern auch vom heiligen Geiste erfüllt sind. Die Gemeinde weiß es dann oder muß es lernen, daß es sich hier nicht um eine „Konzertleistung" handelt, ebensowenig wie bei der Predigt um rednerisches Können, sondern beide Male um ein Glaubenszeugnis. Das ganze Auftreten aber des Sängers oder der Sängerin wird geregelt sein von der Gesinnung eines Johannes: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Wenn unsre Sänger und Prediger dem nachleben, dann wird es auch keine Streitigkeiten geben über das, was dem einen erlaubt sei und dem andern nicht, denn es steht außer allem Zweifel, daß im letzten Grunde in unsern Gottesdiensten nur Einer das Wort hat, jener, von dem wir sagen und singen, einzeln und im Chor:

Ich danke dir, du güldner Mund,
daß du mich machst gesund.

Die neuere kirchliche Baukunst in England

von **G. Franck** in Keeken bei Cleve

II. Die Kirchenbauten der Sekten.

Ein gänzlich anderes Bild bieten uns die Kirchenbauten der sogenannten Sekten. Bei dem Wort „Sekte" überläuft ja für gewöhnlich den königlich preußischen a. s. w. Kirchenmann immer noch ein gewisses Gruseln, und es war sehr bezeichnend, daß seinerzeit ein Kritiker des Fritsch'schen Kirchenbauwerkes es sehr übel vermerkte, daß dort auch die Bauten der englischen Sekten dem Protestantismus zugerechnet seien, der Verfasser habe dann doch auch die deutschen Sekten berücksichtigen müssen. Da es also scheint, als ob bei uns noch gänzlich irrtümliche Vorstellungen über die Bedeutung und das Wesen der englischen sog. Sektenkirchen herrschen, so gebe ich Muthesius' Urteil und Eindruck gleich hier zur Einleitung wieder. Selbst das Wenige, was ich im Folgenden aus dem reichhaltigen von Muthesius gesammelten Stoff mitteilen kann, wird diesen Eindruck bestätigen. Es ist übrigens, um das auch gleich hier noch zu bemerken, im höchsten Maße anerkennenswert, mit welchem Interesse und Verständnis ein Architekt sich in die kirchengeschichtlichen Entwickelungen und zum Teil rein theologischen Gedankengänge eingearbeitet hat. Eine gewisse Unterschätzung des rein religiösen Elementes als Träger der Menschlichkeitsbestrebungen entstammt augenscheinlich der Entrüstung über das, was Ruskin „das gasbeleuchtete und gasbegeisterte Christentum" nennt, und ist überdies in der Buchausgabe der Aufsätze zum Glück stark gemildert zum Ausdruck gekommen.

Gegenüber der Sage von den 285 englischen Sekten, weist Muthesius daraufhin, daß nach neueren Zusammenstellungen (1896) sich ihre Zahl auf noch nicht 50 belief (in England und Wales nur etwa 20), also nicht eine „nach hunderten zählende Vielheit von sich gegenseitig bekämpfenden Sekten" trete uns in England entgegen, „sondern eine in ihren wesentlichen Bestandteilen geeinte, der Staatskirche an Zahl und Bedeutung gleichkommende, wenn nicht sie überwiegende, mächtige und religionskräftige Freikirche, die unsern deutsch-protestantischen Anschauungen unendlich viel näher steht, als die in ihrem Wesen immer mehr verromanisierende, mit Verachtung auf das Werk der Reformation hinblickende englische Staatskirche. Durch die Art, wie diese Freikirchen durch rein persönliche Opfer des Einzelnen nicht nur sich selbst aufrecht erhalten, sondern auch eine allgemeine Wohltätigkeit der weitgreifendsten Art üben, verdienen sie sogar unsere unbedingte Bewunderung."

Knapp und klar gibt Muthesius eine Übersicht über die Geschichte der Sekten, eine Würdigung der größeren unter ihnen und dann das Nötigste über Organisation, gottesdienstliche Gebräuche und Wohltätigkeitsbestrebungen, soweit das alles notwendig erscheint zum Verständnis der Sektenbauten, denen Muthesius den 2. Hauptabschnitt seines Werkes gewidmet hat.

Zu den Sekten rechnet übrigens Muthesius nicht nur die drei großen: 1) die *Kongregationalisten*, die alten Independenten, die das Gemeindeprinzip bis zur völligen Autonomie und Selbständigkeit der Einzelgemeinde ausgebildet haben, so daß auch der jährlich zweimaligen Beratungen der Union keinen verpflichtenden Charakter haben, und 2) die von ihnen wesentlich nur durch die Taufpraxis unterschiedenen *Baptisten*, und 3) die straffer organisierten, vor allem durch die Predigt auf die Massen wirkenden, an Mitgliedern zahlreichsten **Methodisten**, sondern bezeichnenderweise, außer einer Reihe von kleineren Freikirchen, auch die schottische Staatskirche der *Presbyterianer* mit ihren verschiedenen freikirchlichen Abzweigungen. Am einfachsten würde man diese ganze Reihe unter den gemeinsamen Typus der Kirchen reformierten Charakters zusammenfassen können, denn ihnen allen, auch der schottischen Staatskirche ist wesentlich — außer der mehr oder weniger reformierten Kultusform — die der alten christlichen nachgebildete Gemeindeverfassung. Ihr Übergewicht in ihrem Ringen mit der englischen Staatskirche beruht vor allem darin, daß die ihnen Angehörenden sämtlich eingeschriebene Mitglieder sind, von denen eine lebendige Teilnahme am kirchlichen Leben, am gemeinnützigen Wirken und am Unterhalt der Gemeinde erwartet und gefordert wird. Bei der Aufbringung der Mittel gilt der schöne, vornehme

Grundsatz der Selbsteinschätzung, selbst bei den Platzmieten in der Kirche oder vielmehr in der chapel, denn eine church wollen sie mit Ausnahme der Kongregationalisten nicht haben oder sein. So repräsentieren diese „Neueren" auch darin die alte reformatorische Tradition Englands mehr als die Staatskirche, war doch in der ältesten Bibelübersetzung Cranmers überall ἐκκλησία richtig mit congregation übersetzt und erst Jacob I. änderte diese Übersetzung wieder in church.

Daß die schottischen Staats- und Freekirchen auch in ihren gottesdienstlichen Formen durchaus reformierten Charakter tragen, wird den nicht wundern, der weiß, wie stark Calvins Lehre und Gottesdienstsform auf die Kirchen Schottlands eingewirkt hat. Interessant aber ist es, daß auch die neueren Absplitterungen von der englischen Staatskirche, die Methodisten, ganz unwillkürlich diese altchristliche, dem Synagogengottesdienst entnommene Form der Gemeindeandacht wieder aufgenommen haben, daß also diese eigentümliche Verbindung oder gleichzeitige Ausbildung von Gemeindeverfassung und Gemeindeandacht, wie sie ursprünglich in den von der staatlichen Gemeinschaft losgelösten jüdischen Diaspora-Gemeinden sich gebildet hat, überall da wieder auftritt, wo sich die religiöse Gemeinde im Gegensatz zur Staatsreligion organisiert.

Im Mittelpunkt des Gottesdienstes steht allenthalben bei den Sektenkirchen die Predigt, dahingegen sind die sogenannte Liturgie und das Opfer als selbständige und wesentliche Teile des Gottesdienstes vollständig unbekannt. Chorraum und Altar ist also unnötig. In den Mittelpunkt des gottesdienstlichen Raumes tritt die Kanzel oder ein Rednerpult auf einer Erhöhung, der Plattform.[1] Beim Abendmahl bleibt die Gemeinde auf ihren Plätzen sitzen, eine Prozession zum Allerheiligsten könnte ja auch gar nicht stattfinden. Alles dies ist uns nichts auffälliges, denn auch die sitzende Abendmahlsfeier ist uns aus den altreformierten Gemeinden Frieslands und aus der Brüdergemeinde nicht unbekannt. Ungewohnt erscheint uns nur der Taufritus der Baptisten, der die Anbringung eines für gewöhnlich verdeckten großen Taufbassins unter der Plattform nötig macht. Wie sehr sich trotz mancherlei kleinen Abweichungen die verschiedenen Sekten heute als einheitliche Gemeinschaft fühlen, beweist wohl am besten der beim Wohnungswechsel häufiger erfolgende Übergang von einer Sekte zur anderen, wobei die Baptisten mehrfach auch von ihnen nicht getaufte Angehörige anderer Gemeinschaften ohne weiteres als vollberechtigte Glieder aufnehmen.

Viel eigenartiger berühren uns die sonstigen Einrichtungen der Sekten, die mehr in das soziale Gebiet fallen. Es ist eigentümlich, daß wir zum wunderbaren Teil von allen diesen Einrichtungen grade das nachgeahmt haben, was wir am wenigsten nötig hatten, die Sonntagsschule, während die übrigen nachahmenswerten Einrichtungen, die einen engeren Zusammenschluß der Gemeinde herbeiführen sollen, fast unbemerkt geblieben sind. Wenn die Sekten bis in die neueste Zeit, auch nachdem das Volksschulwesen staatlich organisiert ist (erst seit 1870!), eine solche Energie im Betrieb des Sonntagsschulunterrichts entfalten, so ist das nichts anderes als ein Gebot des Selbsterhaltungstriebes. Da nämlich der Staat an seinen Schulen den Religionsunterricht natürlich nicht nach Anschauung der verschiedenen freikirchlichen Richtungen erteilen läßt, so bleiben diese auf Selbsthilfe angewiesen. So haben die Freikirchen grade im Sonntagsschulwesen Hervorragendes geleistet. Bei jeder Kirche findet sich eine Schule, meist von der Größe der Kirche. Die freireligiöse Christuskirche in London hat nach Muthesius etwa 5000 Sonntagsschüler und ein Heer von 400 Lehrern, teils mit, teils ohne Vorbildung, die zusammen eine Vereinigung mit Direktor, Sekretär, Bibliothekar unter Vorsitz des Pfarrers bilden.

Wichtiger, nachahmenswerter für uns, denen die Arbeit des religiösen Unterrichts durch unsere staatlichen Volksschulen mehr oder weniger abgenommen ist, sind die anderen Einrichtungen, die ganze Organisation der außerkirchlichen Gemeindearbeit. Die Thätigkeit und das Leben der Gemeinde erschöpft sich nicht in gottesdienstlichen und kirchlichen Hand-

---

[1] Merkwürdiger Weise nennt ein Kritiker des Buches trotz alledem, trotz der Ausführungen bei Muthesius Seite 157, diese Plattform doch eine „Chornische". So tief sitzt den Leuten der alte katholische Sauerteig in Kopf und Herzen. Sie können beim besten Willen von dem alten Richtertribunalsitz der römischen Marktbasilika nicht los.

kungen; sie sucht vielmehr das gesamte Leben ihrer Glieder mit ihrem Geist zu durchdringen und erstrebt eine möglichst innige Verschmelzung des ganzen religiösen und sozialen Lebens auf dem Grund religiöser Gemeinschaft. Während die rückwärts gewandte Hochkirche ihr Ideal, die Herrschaft der mittelalterlichen Kirche, nur in äußerliche Weise auf dem Gebiet des Kultus und der kirchlichen Kunst herstellen konnte, haben die vorwärtsblickenden, die Nöte und Bedürfnisse der Gegenwart allein auf dem Herzen tragenden Sektenkirchen dieses Ziel, die religiöse Durchdringung des Weltlebens, auf ganz anderm Wege mit völlig modernen Mitteln viel sicherer und umfassender erreicht durch Entbindung aller Kräfte einer freien religiösen Gemeinde.

Wer die Schilderung der Gemeindeorganisation und -Thätigkeit bei Muthesius liest, dem kommt unwillkürlich die Erinnerung an die Sulzeschen Gemeindeideale. In England ist schon seit einem Jahrhundert in steigender Vervollkommnung verwirklicht, was ein deutscher Pfarrer als Ideal der Zukunft ins Auge faßt, und was bei seinem Kirchenregiment ein solches Verständnis findet, daß ein Vertreter desselben (übrigens ein Jurist) auf dem Berliner Kirchentag, wo Sulze in aller Bescheidenheit seine Ideen andeutete, ihm öffentlich zu erwidern wagte, er gebe der Hoffnung Ausdruck, daß seine Gedanken in der sächsischen Landeskirche „immer Fremdlinge bleiben werden". Anderwärts sieht zum Glück das Kirchenregiment seine Aufgabe darin, nicht zu herrschen, sondern zu leiten und allen Bestrebungen, wenn nur Christi Name dadurch verkündet wird, freien Raum zu schaffen, nicht Herren über den Glauben, sondern Gehilfen der Seligkeit sein zu wollen.

Freilich geht das Kirchenwesen der englischen Sekten noch weit über das Sulzesche Gemeindeideal und die Befürchtungen eines sächsischen Konsistorialjuristen hinaus. Zwar ist auch die Sulzesche Gemeinde schon wesentlich mehr als Seelsorge- und Armenpflege-Gemeinde. Das gemeinnützige Wirken der Freikirchen aber faßt Muthesius unter die fünf Gesichtspunkte zusammen, daß es sich erstrecke 1) auf Schulen, heute fast nur noch in Form der Sonntagsschule, 2) auf Geselligkeitspflege, 3) auf Wohlthätigkeitsbestrebungen, 4) auf Volkswohlfahrt und Volkserziehung und 5) endlich auf Werbung neuer Glieder. „In den Sektengemeinden sind für alle diese Zweige des außerkirchlichen Wirkens besondere Mitglieder vorhanden, die ihre Kraft mit Freudigkeit und Opfermut dem besondern Zweck zu widmen bereit sind. Alle Unternehmungen sind genau vereinsmäßig organisiert, mit besonderer Buch- und Kassenführung, und alle stehen unter der Oberleitung des Pfarrers . . . . Die Zahl solcher Anhängsel an die Kirche ist, besonders wo umfangreiche Gemeinden in Frage kommen, schier endlos . . . . ." Muthesius gibt von all diesen Unternehmungen nur eine Auswahl der wichtigsten. Vielleicht kann ich diese Auswahl im Anschluß an obige 5 Gesichtspunkte nochmals zu einer ganz kurz gedrängten Übersicht konzentrieren.

Zu dem Sonntagsschulwesen, von dem ich oben schon gesprochen habe, kommt noch die Sorge für die heranwachsende Jugend, die darauf hinausläuft, sie für das Gemeindeleben zu interessieren. Weiter 2. zur Aufmunterung und Erheiterung der in schwerem Daseinskampf Ringenden dienen die geselligen Veranstaltungen mannigfachster Art von Vorträgen über litterarische, soziale, ethische, künstlerische, wissenschaftliche Themata bis zu Theegesellschaften und Tagesausflügen. Auch das englische Klubwesen haben die Freikirchen in ihren Dienst gestellt, es gibt für Erwachsene Orchester-Dilettantenvereine, Singvereine (nicht bloß für Kirchengesang), es gibt Frauenturnvereine, Rudervereine ꝛc. ꝛc. Unter den 3. Wohlthätigkeitsbestrebungen gibt es nicht bloß im allgemeinen Volksküchen, Suppenanstalten, Heimstätten, Krippen, Weihnachtsbescherungen, Ferienkolonien ꝛc., nein, die Armut wird auch aufgesucht. Die Gemeinden sind zu dem Zweck in Abteilungen geteilt, deren ärmere Bezirke Frauenausschüssen zu regelrechten Hausbesuchen überwiesen werden. Die Beschaffung der Unterstützungen liegt wieder andern Vereinigungen ob, von denen die eine für Kleider und Schuhe, eine andere für Heizung u. s. w., für Wöchnerinnen, für Vermittlung von Arbeit im Hause sorgt u. s. w. Ein Verein der Mütter bezweckt Aufklärung über Gesundheitsfragen und Kinderpflege und greift, wenn nötig, auch durch kostenlose Hilfe ein. Größere Gemeinden haben eigene Alters- und Krankenhäuser, zum mindesten aber Sparkassen für ganz kleine Beträge, Sterbe-, Kranken- und Hilfskassen jeder Art. Den 4. veredelnden Zielen dienen Mäßigkeits-

vereine, Vorträge über Gesundheit, Moral u. s. w., Verbreitung guter Schriften, Traktatverteilung in Herbergen. Endlich ⁵ zur **Werbung** neuer Mitglieder werden Versammlungen bald geistlicher, halb weltlicher Art gehalten, besonders in den ärmsten und verkommensten Bezirken („Jede englische Industriestadt hat endlose Bezirke dieser Art“). Demselben Zweck dienen die meist von wirklich begabten guten Rednern gehaltenen Straßenpredigten an Sonntagnachmittagen, die weder von der Polizei gehindert noch vom Straßenmob gestört werden.

Eins wird der Leser bei dem allen vermißt haben: die in England bekanntlich eine große Rolle spielende Heldenmusik. Muthesius geht auf sie nicht ein, weil sie auf den Kirchenbau der Sekten keinen gestaltenden Einfluß ausüben konnte.

Denn eben das ist das Eigentümliche der Sektenkirchen, daß sie von Haus aus den gesamten eben aufgezählten Gemeindebestrebungen selbst Obdach gewähren, so daß dieselben nicht nötig haben, sich in Restaurationen gegen Abnahme von Bier und Kaffee zu Gast zu bitten oder in öffentlichen Gebäuden Unterschlupf zu suchen.¹) Ihre Kirchengebäude bieten Raum nicht bloß für die gottesdienstlichen Versammlungen, sondern auch für alle obengenannten Bestrebungen, Versammlungen, Vereine, Klubs, Schulen u. s. w.

Das müßte nun den Gemeindebauten, „Kirchen“ kann man ja gar nicht sagen, einen ganz eigenartigen Charakter geben, denn es liegt auf der Hand, daß es für einen Baumeister eine zwar schwierigere, aber auch weit reizvollere Aufgabe ist, diesem Reichtum an Zwecken eine sinngemäße künstlerische Form zu geben, als ein ewiges Einerlei des mittelalterlichen Schemas zu wiederholen. Ich sage absichtlich „Schema“, denn ich weiß sehr wohl, daß z. B. die griechischen Baumeister bei noch größerer Beschränkung in Grundriß und Aufbau ihrer Tempel und mit noch weniger Ornamentformen bloß durch feine Abwägung der Formen und Massen und Linien, durch zarte, fast unmerkliche Unterschiede der Säulenschwellungen, durch äußerst geringfügige Schwingung der Säulenreihen, durch immer neue Abwandlung der Verhältnisse und Maße u. s. w. etwas in seiner Art Unübertroffenes geschaffen haben, etwas, das auch in seinen Trümmern und Resten noch packt und überwältigt. Aber ihr Ideal war ein lebendiges, modernes, selbstgeschaffenes, selbstempfundenes, das der englischen Hochkirche aber ist ein geschichtliches, nachempfundenes. Wir haben zwar auch bei unserer rückwärts gewandten Kunst das Gefühl für das Nachgemachte verloren, und es gehört schon ein gut Teil künstlerische und kunstgeschichtliche Bildung dazu, gut nachgemachte neue Bauten von den alten zu unterscheiden. Aber es ist gar kein Zweifel, daß man das später einmal mit derselben Sicherheit und Leichtigkeit besorgen wird, wie man heute die Kunst Hadrians von der echten griechischen, die Antiken des 18./19. und die Raphaelnachahmer des 19. Jahrh. von den wirklichen Antiken und den echten Raphaels unterscheidet und — hinter sie zurückstellt. Es ging auch in England wie allerwärts und immer. Vor neuen Aufgaben versagt am meisten eine geschichtlich be- oder vielmehr überlastete Kultur. Die Freikirchen haben in England die ihren neuen Aufgaben gewachsenen Baukünstler zunächst nicht gefunden. So konnte die Häßlichkeit der Sektenkirchen sprichwörtlich werden. Erst in neuester Zeit ist darin nach Muthesius eine Besserung eingetreten. Daß dem aber so ist, daß die Sektenkirchen an Wert der künstlerischen Gestaltung noch so viel vermissen lassen, das ist wohl nicht bloß dem Umstand zuzuschreiben, daß die tüchtigsten Architekten es unter ihrer Würde hielten, mit „Sekten“ sich einzulassen, sondern das hat seinen Grund offenbar auch darin, daß die ganze Entwicklung der staatskirchlichen Baukunst durch ihr Festhalten am formalen Schema jede freier gestaltende Richtung, jeden Fortschritt in künstlerischer Beziehung, jeden Versuch neuer Grundrißgestaltung ganz allgemein unterdrückt hat, sodaß die gesamte moderne englische Kirchenbaukunst an Eigenartigkeit und Mannigfaltigkeit der Grundrißlösungen ärmer ist als der eine, einzige Wren. Dazu kommt dann endlich noch, daß der Freikirchen, die sich,

¹) Noch vor nicht langer Zeit hatte sich eine evdemische Gemeinde, die ein Gemeindehaus bauen wollte, von dem aus dem Osten stammenden, mit dem reichen Gemeindeleben des Westens nicht vertrauten höheren Regierungsbeamten den Bescheid, er halte solche Bauten für unnötig.

wie schon erwähnt aus den ärmeren Klassen rekrutieren, viel schwerer um ihre Existenz zu ringen hatten als die von den wohlhabenden Volkskreisen unterstützte und überdies mit jährlich 100—160 Millionen Mark dotierte Staatskirche, und daß demgemäß künstlerische Regungen und ästhetisches Verständnis sich dort viel weniger entwickeln konnten als in der Staatskirche die in der Lage war, die bedeutendsten und berühmtesten Künstler in ihren Dienst zu ziehen, in einem Maße freilich, daß ihre Kirchenbauten weit eher ästhetischen als religiösen Bedürfnissen entsprungen zu sein scheinen da die künstlerischen Motive nicht selten die religiösen überwiegen. Darum, sollte mir die Wahl gelassen werden zwischen einer häßlichen, ja geradezu wandellosen Sekten- und der stimmungsvollsten bis in die letzten Kleinigkeiten von einer künstlerisch empfindenden und gestaltenden Persönlichkeit geschaffenen Staatskirche, so würde ich bedingungslos der ersteren den Vorzug geben, nicht nur weil fromme Geschmacklosigkeit immerhin erträglicher ist als bloß ästhetische und Stimmungs-Frömmigkeit sondern auch weil dort ein lebendiger, regsamer Geist vorhanden ist der sich seine Form schon schaffen wird, während hier die Form über den Geist mächtig zu werden droht. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird allerdings der nächste Zukunft schon den Freikirchen die neuen Formen bringen, die in Amerika bereits so lebenskräftig dem kirchlichen Leben der Sekten entsprungen sind. Ob und wann die Staatskirche den toten Punkt überwinden wird, auf dem sie augenblicklich steht, entzieht sich aller menschlichen Berechnung. Eine Reformation wird aber auch hier eintreten, denn England ist viel zu sehr von evangelischem Geist beeinflußt und zu stark von deutschem Blute durchsetzt, als daß es der Erstarrung romanischer Länder verfallen könnte. Man sollte mit dem Abthun Englands, das neuerdings so modern geworden ist, doch sehr vorsichtig sein.

Eben der Umstand nun, daß die Gemeindebauten der Sekten je nach den Bedürfnissen, Neigungen und Größen der Gemeinden den verschiedensten Zwecken dienen müssen, die doch schließlich alle in der Einheit der Gemeinde aufgehen, erschwert natürlich die Lösung der Aufgabe nicht wenig. Es gilt, die Nebenbauten, deren Summe an Grundrißfläche die der eigentlichen Kirche nicht selten überragt, doch mit dem Kirchenraum zu einer einheitlichen Wirkung zu verbinden, den profanen Charakter der ersteren von dem kirchlichen Charakter des zweiten genugend zu unterscheiden, ohne daß beide auseinanderfallen. Außer dem eigentlichen Kirchenraum ist immer ein besonderer Vortragssaal vorhanden und meist auch ein besonderer und besonders eingerichteter Raum für die Sonntagsschule. Diese bringen schon eine ganze Reihe von Nebenräumen mit sich: die Kirche erfordert ein bis zwei Sakristeien, oft auch besondere Sitzungszimmer für Ausschüsse, Versammlungs- und Übungsraum für den Chor, Geschäftszimmer für den Gemeindeschreiber nahe am Eingang, Waschgelegenheit und Abort. Zur Sonntagsschule gehört außer den zuletztgenannten noch ein Raum für den Direktor, ein Versammlungs- und ein Unterweisungsraum für die Lehrer und vielleicht noch ein Raum für Bücher. Und um den Vortragssaal gruppieren sich Räume für die Bibliothek, Vereins- und Versammlungszimmer, Theeküche, womöglich auch ein besser ausgestatteter Empfangs- und Gesellschaftsraum. Nehmen wir nun noch hinzu, daß für alle die oben erwähnten Klubs und Vereine zuweilen besondere Zimmer erwünscht sind, in einzelnen Fällen bis zu besonderen Einrichtungen für Liebhaberphotographen, — so wird auch der Laie erkennen, daß ein nicht gewöhnliches Maß von Gestaltungskraft und praktischer Erfahrung dazu gehört, diese Räume mit ihren vielfachen Verbindungen und in ihren mannigfachen Beziehungen zu einander, mit ihren Eingängen und Nebenräumen im Grundriß übersichtlich, praktisch klar zu gruppieren und anzuordnen, und daß ein bedeutendes künstlerisches Können dazu gehört, dieser Anhäufung von Zwecken ein einheitliches Gepräge und eine künstlerisch abgeklärte Form zu verleihen.

Kirchenraum und Sonntagsschule verdienen besonders unsere Beachtung. Die Predigt, das gesprochene Wort, hat die Form des ersteren allein bestimmt. Die Sitze der Gemeinde umziehen meist in Halbkreisform das auf einer Plattform an der Saalwand angeordnete, geräumige Rednerpult, vor demselben, auch noch auf der Plattform, steht der Abendmahlstisch der auch bei Taufen, — außer bei den Baptisten, — und bei Trauungen dient. Die ein bis zwei Emporen werden auf möglichst dünne, oft eiserne Stützen gesetzt,

Pfeiler und Säulen werden möglichst vermieden, vorkommendenfalls liegen hinter ihnen radienartig die Gänge, ein Mittelgang ist nicht vorhanden. Gutes Sehen und Hören sind die Gesichtspunkte, die den Raum gestaltet haben.

Die Sonntagsschule weist eine ganz besondere Einrichtung auf. Der Unterricht im Gruppensystem bringt die Schwierigkeit mit sich, daß die einzelnen Gruppen mit ihren Lehrern von einander vollständig getrennt sein müssen, während dem Direktor die Möglichkeit bleiben muß, die Gruppen einheitlich zu leiten und endlich zum Anfang und Schluß die ganze Schule durch Zusammenfassung des Einzelunterrichts, durch eine Ansprache oder in gemeinsamem Gebet zu einen. Dies Problem hat zu ganz eigenartigen Lösungen geführt. Ich bitte übrigens die Sonntagsschule auf Abb 92 mit dem Londel'schen schwedischen Kirchengrundriß, Fritsch Seite 447 Nr 933, zu vergleichen. Die Ähnlichkeit ist eine geradezu auffallende. Weil es in vielen Fällen namentlich in ärmeren und kleineren Gemeinden, wünschenswert ist, daß der Sonntagsschulraum auch zu Vortragszwecken, überhaupt als ungottesdienstlicher Versammlungsraum der Gemeinde gebraucht werden könne, so müssen die einzelnen Wände, die die Klassen von einander und vom Mittelraum trennen, beweglich gemacht werden in Form von Roll- oder Schiebewänden. Muthesius macht mit Recht auf die sehr nachahmenswerte Einrichtung aufmerksam, die auch für andere Verhältnisse nicht unpraktisch ist, wenn es sich darum handelt, kleinere Räume durch Wegziehen der Scheidewände zu großen Sälen zu vereinigen, siehe Abb 94. Bei den zahlreichen Vereins- und Gemeindehäusern, die in den letzten Jahren bei uns gebaut oder auch geplant sind, lohnt es sich wohl zu erwägen, ob wir von dieser technischen Errungenschaft — wenn die Achsen in Kugellagern laufen, können die Wände von einem einzelnen Manne bewegt werden — nicht Nutzen ziehen können.[1])

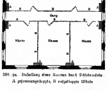
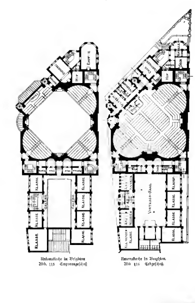


Abb 94. Aufteilung eines Raumes durch Schiebewände. A zusammengeklappte, B aufgeklappte Wände

Von den zahlreichen Abbildungen von Sektenbauten gebe ich mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verlegers, hier die Grundrisse der großen für 2000 Sitzplätze berechneten, im Grundriß an die bekannte Hagia Sophia erinnernden Unionskirche der Kongregationalisten in Brighton, als Beispiel einer aufwändigen Kirche, und dann als Beispiel eines Kirchenbaues einer ärmeren Gemeinde die Melbourne-Halle, Baptistenkirche in Leicester, zur näheren Erläuterung dieser Bauten muß ich indes auf Muthesius selbst verweisen. Nur darauf möchte ich aufmerksam machen, daß der gewaltige Raum der Unionskirche weder Pfeiler noch Säulen ja nicht einmal Emporenstützen aufweist. Der Kostenanschlag von 1½ Mill Mark wird nach Muthesius' Ansicht allerdings wohl überschritten werden. Und von der nur 200 000 Mark kostenden Melbourne-Halle sagt Muthesius: „Im Äußern giebt sich der Bau schlicht und würdig als das, was er ist, eine umfassende Anlage für eine ärmere Gemeinde, ohne daß bei seiner Gestaltung auf eine gefällige Erscheinung verzichtet worden wäre."

[1]) Ich darf hier wohl auf die von Muthesius angegebenen Bezugsquellen hinweisen: The North of England School Furnishing Co, Darlington und Peace & Norquoy, Manchester. Preis der Schiebewände, fertig eingerichtet 27—35 Mk per □m. Dazu käme Fracht und Zoll.



Unionskirche in Brighton
Abb. 115 Emporengeschoß

Unionskirche in Brighton.
Abb. 116 Erdgeschoß.

Man kann sich wohl kaum einen größeren Gegensatz denken als jene Kongregationalistenkirche in Brighton in ihrem frei und kühn gestalteten Grundriß und ihrem — für England, wie Muthesius meint, leider etwas zu unpersönlichen — Barockstil, und andererseits irgend eine der in die gotische Jacke gezwängten Staatskirchen. Nicht als ob ihnen diese Jacke nicht säße; aber es scheint damit zu gehen wie bei Schnürleib und Stiefeln. Sie „sitzen“, weil der Körper, der Organismus sich ihnen anbequemt hat. Aber wie kommt England zum Schnürleib? Der Schnürleib ist doch etwas Französisches, und die bekannten Stiefel sind doch, soviel ich weiß, „spanisch“. So scheint es fast, als ob das wahre englische Wesen



Abb. 124. Mildmay-Halle, Baptistenkirche in Leicester.

sich eindringlicher in den schlichten Bedürfnisbauten der Sekten verkörpert hat als in den — im Doppelsinn — Staats-Bauten der Hochkirche. Mag auch das Gewand der Sektenkirchen jetzt noch wie ein Arbeitskittel anmuten, im Lauf der Zeit wird vielleicht doch noch ein Festgewand daraus werden.

Lernen können wir auf jeden Fall von beiden, von der Hochkirche die wahre Vornehmheit und von den Sekten die praktische Zweckmäßigkeit. Allerdings jegliche Nachahmung ist ausgeschlossen, weil ganz andere Bedürfnisse der Gestaltung beider Kirchenformen zugrunde gelegen haben; es ist eben doch ein fremder Volksgeist, der sich in seiner eignen Weise den religiösen Stoff assimiliert hat und in seiner eigenen Weise sein religiöses Gefühl äußert.

Aber so sehr dort alles verschieden ist von unserer heimischen Art, so sehr es uns auffällt, daß auch der evangelische Geist dort andere Formen angenommen hat, so fremd uns manches anmutet, so sehr wir es empfinden, daß in praktisch solider Art die Engländer uns immer noch überlegen sind, trotz der ungeheuren Fortschritte, die wir gerade in letzter Zeit in beiden Richtungen gemacht haben, um von den unangenehm posierenden prunkenden Formen loszukommen und zu schlichten, soliden, richtigen, natürlichen Gestalten zu finden — dennoch, trotz allem! Mein erster Eindruck beim Lesen der Muthesius-schen Artikel war: Das

ist so alles gerade wie bei uns! Die Grundsätze, Fragen, Entwicklungen, Versuche verlaufen hüben und drüben nach offenbar gleichen Gesetzen.

Die Romantik, die auch die Baukunst der englischen Staatskirche beherrscht hat, war eine mehr oder weniger internationale Erscheinung, und es ist nur auffällig, daß selbst das Jahr des Sieges in beiden Ländern dasselbe ist. 1840 wird im Wettbewerb um die Hamburger Nikolai-Kirche der gotische Plan des Engländers Scott zur Ausführung angenommen, und dies Jahr bedeutet auch für England den Sieg der mittelalterlichen Stimmungs- über die protestantische Predigtkirche, nur daß man in England mit noch größerer Konsequenz die Kirche in den Bann der Gotik geschlagen hat, während bei uns der Widerspruch immer lebhafter geworden ist. Wohl hat noch 1883 eine Kunstzeitschrift einen Hymnus auf die Nikolaikirche gebracht, der von der vollständigen Unbrauchbarkeit oder verblümter gesagt „sehr geringen Eignung“ dieses Bauwerks für die Zwecke des evangelischen Kultus nichts weiß, aber schon auf dem Berliner Kirchenbautag konnte selbst ein entschiedener Verehrer dieser Stilrichtung von ihr allerhöchstens das sagen, daß ihr Bau „nicht zu beklagen“ gewesen sei. Mittlerweile ist denn auch bei uns die Ansicht in immer weitere Kreise gedrungen, daß ein Bau, der statt der geforderten 12—1400 Sitzplätze deren nur 815 enthält, auf deren Überzahl man nichts oder fast nichts von dem hört, was am Altar oder auf der Kanzel gesprochen wird, nicht einmal der Anfang von der Lösung der evangelischen Kirchenbaufrage ist, daß das selbst nicht einmal eine formale Lösung, sondern nur eine formale, archaistische Spielerei gewesen ist.

Ich weiß, man könnte sich die Sache auch so zurechtlegen — wenn man durchaus Geschichte vom Standpunkt der Vorsehung aus schreiben will —, daß nach dem Zusammenbruch aller künstlerischen Tradition am Ausgang des 18. Jahrhunderts ein solcher Durchgang durch die mittelalterlichen Stile nötig gewesen sei, um wieder zur technischen Beherrschung des Materials und der Formen zu kommen. Aber merkt man denn nicht, welch jämmerliches Armutszeugnis man damit jener Zeit ausstellt? Sollte sie wirklich nicht imstande gewesen sein, diese Fortschritte in eigener Kraft zu machen, auch wenn sie bei den antikisierenden Formen des ausgehenden Jahrhunderts stehn geblieben wäre? Und wenn wir dann endlich zu unserem großen Staunen auch das gewahren, daß unsere Gotik bei weitem nicht in dem Maße wie in England einen Niederschlag von Solidität, Natürlichkeit, Frische, von Konstruktionsverständnis und Sinn für Materialechtheit hinterlassen hat, ganz zu geschweigen von der kunstgewerblichen Schulung im Allgemeinen. — Muthesius Seite 43 u. 162 —, so scheint die Berechtigung einer solchen Durchgangszeit für uns doch noch viel problematischer zu sein. Und so steht man denn hüben und allmählich auch drüben vor der Erkenntnis, „daß die gotische Bewegung eine Zeiterscheinung war wie jede andere, eine Stufe in dem großen Wechsel des Geschmacks, der die Welt beherrscht“.

Aber die Ähnlichkeit der Entwickelung in den englischen und deutschen Kirchen beschränkt sich nicht bloß auf Gleichzeitigkeit der Bewegung, sie geht noch viel weiter. Allerdings möchte ich nicht, wie Muthesius mehrfach angedeutet, die dortige Hochkirche mit unserer katholischen und die Freikirchen mit unserer evangelischen Kirche vergleichen. Das mag beim ersten Blick sehr naheliegend sein. Viel richtiger aber wäre es, die immerhin noch romfreie englische Hochkirche — ich schließe dabei absichtlich die schottische Staatskirche aus — mit unserer lutherischen und die Freikirchen mit der reformierten Kirche zu vergleichen, denn letztere sind infolge der freien, selbständigen Gemeinde- und Presbyterialverfassung mit einander viel näher verwandt, als mit den das „Amt“ sehr stark betonenden, noch tief in katholischen Kultustraditionen steckenden lutherischen Kirchen. Und genau wie in England tritt dieser Gegensatz auch bei uns zu Tage. Mit derselben Verachtung, mit der die Hochkirche von den Sekten und Sektenbauten redet, hat man in lutherischen Kreisen auf die dürftigen „Scheunen“-Kirchen der Reformierten herabgesehen. Gerade wie die Hochkirche nicht Predigt-, sondern Stimmungskirchen bauen will, erklärten auch auf dem Berliner Kirchbautag die Vertreter der verschiedensten, auch außerdeutschen lutherischen Kirchen, daß sie nicht Versammlungsräume bedürften, sondern geweihte Andachtsstätten, Räume mit kirchlicher „Stimmung“, wobei leider nur zu oft der Begriff kirchlich auf die Zeit vor 1517 beschränkt

wird. Allerdings unsere lutherische Kirche hat die Entwicklung der englischen Hochkirche bis zum mittelalterlichen Katholizismus nicht mitgemacht, aber in einzelnen Kreisen haben sich doch ähnliche Richtungen sehr stark geltend gemacht. Noch ist das Geschlecht in ihr nicht ausgestorben, das sich genau wie die Führer der Hochkirche mit Hand und Fuß dagegen wehrt, protestantisch zu sein. Mit Nachdruck wird auch heute noch darauf hingewiesen, daß Luther keine neue Kirche habe gründen wollen, wobei man freilich die Frage unerörtert läßt, ob er — nach dem Gesetz zu urteilen — es nicht doch getan. Ebenso bequem könnte man ja mit Matth. 5, 17 ja das ganze Christentum wegdeuteln zu Gunsten eines Reformjudentums. Auch heute scheinen solche Anschauungen und Tendenzen in gewissen sich lutherisch nennenden Kreisen nicht überwunden zu sein.

Und wie nahe sich auch bei uns lediglich künstlerisch romantische Bestrebungen mit kirchlich liturgischen Fragen berühren, das zeigt ein süddeutscher Kunstverein, der „allerdings nicht ohne Widerstand bei Gemeinden und Geistlichen" dieselben „erzieht", indem nutzlose oder zu Sakristeien und Orgelkammern — nach meiner Ansicht gut und evangelisch richtig — ausgenutzte alte Chöre in alter katholischer Herrlichkeit wiederhergestellt werden, jedoch man wirklich zu den alten Vespern und Matutinen womöglich auch das alte Priestergewand und Weihrauchwolken sich hinzuwünschen möchte, um die Stimmungsillusion vollkommen zu machen.

Aber auch die Ähnlichkeit zwischen frei- und reformierten Kirchen im Mangel an Kunstverständnis ist auffällig. Das Verhalten zur Kunst verläuft im vorigen Jahrhundert hier wie dort in genau derselben Weise. Zunächst vollständige Gleichgültigkeit gegen dieselbe, teils aus ängstlicher Scheu und Furcht vor der „Welt", teils aus gesetzlich buchstäblicher Abhängigkeit vom Alten Testament, teils weil der Ausbau der Gemeindeverfassung, die praktischen Fragen des Gemeindelebens oder auch der Kampf um die Existenz alle Kräfte in Anspruch nehmen, teils endlich weil das engherzige, engbrüstige, armselige Leben kleiner Gemeinschaften die künstlerische Philistrosität geradezu gezüchtet hat.

Es folgt eine Periode, wo man sich mit der Kunst befreunden möchte, aber noch kein Gefühlsorgan, kein persönliches Verhältnis, kein Verständnis für sie hat, und das ist die Periode der Geschmacklosigkeiten, wo Künstler zweiten und dritten Ranges Gelegenheit haben, ihre oden Gemeinplätze an den Mann zu bringen, und wo die Launen sich die Köpfe der Baumeister mit allerhand Stilfragen zerbrechen, statt eine knapp und klar das Programm aufzustellen und den Zweck möglichst deutlich klarzulegen. Allerdings letzteres Unwesen ist auch weiter verbreitet gewesen. Interessant ist in dieser Beziehung ein Vergleich der Eisenacher Verhandlungen und Vorschriften mit dem von Muthesius mitgeteilten Inhalt eines Schriftchens, das ein ungenannter Kongregationalist über den Kirchenbau herausgegeben hat.

Endlich, und damit beginnt die dritte Periode, wird trotz richtig und klar gestellter Programme auch von Baumeistern ersten Ranges nur formal Tüchtiges geleistet, weil die religiösen, kirchlichen und liturgischen Fragen ihrem Verständnis vollständig fern liegen oder sie nur soweit interessieren, als sie sich ihrer gewohnten Formensprache fügen wollen. Ich erinnere dabei nur an die Wiesbadener Reformationskirche in ihrem Mißverhältnis zum Wiesbadener Programm und an so viele „stilvolle" Kirchenbauten, deren Unbrauchbarkeit den Gemeinden erst zum Bewußtsein zu kommen pflegt, wenn man den Prediger nicht allerwärts sehen, ja ihn trotz Vorhänge und Netze und Glasscheiben nicht einmal verstehen kann.

Und zum Schluß — damit kommen wir denn auf die aktuellste Frage der Gegenwart —. Man ist eigentümlicherweise auch in den englischen Kirchen, sowohl in der Staatswie in den Freikirchen, durchaus unklar gewesen über die Stellung der Orgel. Dieselben Kämpfe, die bei uns in den letzten Jahren darüber geführt sind, wurden auch dort ausgefochten. Sogar ein Ausschuß aus Mitgliedern des Architekten-Vereins und des Organisten-Kollegiums hat zur Beratung dieser Frage getagt. Es scheint aber, daß der Engländer mit seinem überlegenen praktischen Sinn, der in dieser Frage selbst in der Hochkirche sich geltend zu machen sucht, daß nämlich der Freikirchler die so einfache Frage auch logisch und praktisch richtig entscheiden wird. Wenigstens meint Muthesius, daß die Stellung im Angesicht der Gemeinde über kurz oder lang überall durchgeführt werden wird. Dahingegen fürchte

ich sagt, daß man sich bei unserer wissenschaftlichen theoretischen verwandten Natur allzusehr durch geschichtliche — und das Mittelalter scheint ja für den evangelischen Kirchenbau allein „Geschichte“ zu sein — und durch liturgische Gründe — und das sind einfach nur Gründe der Gewohnheit, des Brauchs, des Herkommens — wird imponieren lassen, um für unsere Kirchen ohne Schwanken den graden und rechten Weg zur Lösung dieser wirklich furchtbar schwierigen Frage zu finden, die unsere Väter vor 200 und 300 Jahren so einfach und klar im evangelischen Geiste schon gelöst hatten. Aber bei uns scheinen nun einmal nicht alle Leute ihre Ohrenmuscheln nach vorne zu kehren.

Auch eine ganze Reihe weiterer, kleinerer Fragen, die durch Muthesius angeregt werden, muß ich dem Raume zuliebe dahinten lassen, nur darauf möchte ich hinweisen, daß das Buch auch eine Fülle von Angaben und Notizen bietet, die den praktischen Baumeister interessieren werden. Wichtiger aber ist doch die Anregung, die man dem Werk verdankt, in eine Nach- und Neuprüfung der wichtigsten Kirchenbaufragen einzutreten. Seit ich vor 10 Jahren im Hause des Architekten, dem das Buch gewidmet ist, zum erstenmal in das Verständnis moderner englischer Kunst eingeführt wurde, habe ich kein Werk gelesen, das mir darin so förderlich gewesen wäre wie diese Aufsätze von Muthesius. Sie sind im Ganzen eine hochwillkommene Ergänzung des Fritsch'schen Kirchenbauwerks, und ich habe nur den einen, oben schon angedeuteten Wunsch, daß uns die nächsten Jahre auch eine ebenso gründliche und lesbare Bearbeitung der amerikanischen Kirchenbauten bringen möchten.

Der XVI. deutsche evangelische Kirchengesangvereinstag in Kassel

von Lic. theol. **Rudolf Günther**, Dekan in Langenburg.

(Schluß.)

2. J. Smend über den Wechselgesang im evangelischen Gottesdienst.

Einleitend wies der Vortragende darauf hin, daß wie auf jedem kirchlichen Arbeitsgebiet so besonders auf demjenigen, welchem die Bestrebungen der Kirchengesangvereine angehören, nur eine aus dem wirklichen Leben schöpfende Theorie sich fruchtbar zeige. Die alsdann mit wenigen sicheren Strichen entworfene Skizze der geschichtlichen Entwickelung des Wechselgesangs gewährt folgendes Bild. Der Christenheit ist wechselweises Singen ohne Zweifel zunächst aus dem Alten Bunde überkommen, dessen Psalter zu der Darstellung eines wie immer gearteten Wechselgesangs drängt, und dessen Trishagion in der Berufungsvision des Jesaja insbesondere die dogmatische Grundlage für das göttliche Recht dieser Gesangsweise darzubieten schien, wie es denn schon in einem der ältesten Wechselgesänge, im Te Deum, seinen Platz behauptet. Ist auch auf dem neutestamentlichen Boden Wechselgesang zu vermuten, so fehlt es doch an unzweifelhaften Beweisen für sein Vorhandensein. Solche liefert erst die nachapostolische Litteratur. Auf griechisch-christlichem Gebiet ist der Wechselgesang reich bezeugt, im vierten Jahrhundert in auffallender Übereinstimmung selbst der Einzelheiten mit dem, was wir von den lyrischen Wechselchören der Antike wissen. Die Entwicklung endet hier mit der Verdrängung des Volksgesangs durch den Chorgesang. Die abendländische Kirche übernahm den Wechselgesang vom Orient, um ihn ihrem Geist gemäß weiter zu entfalten (Gloria mit dem Laudamus, Te Deum). Sie brachte den liturgischen Wechselgesang hervor, den man den gregorianischen nennt. Der weitere Verlauf führt auch hier dahin, daß der alternierende Gesang in immer strengere liturgische Satzungen eingeengt und die Mittätigkeit des Volks immer entschiedener ausgeschlossen wird.

Die Kirche Luthers übernahm zwar die kirchliche Sangeskunst Roms, aber das dem lateinischen Wechselgesang der Messe hinzugefügte deutsche Volkslied verdrängte den liturgischen Gesang, d. h. vor allem den Wechselgesang, und führte seinen Untergang herbei. Zwischen der zu hoher Blüte gelangenden Chormusik und dem Volksgesang erwuchs kein

inneres Verhältnis. In ziemlich allgemeine Übung blieben die deutsche Litanei und das deutsche Te Deum.

Das Ergebnis aller dieser Umwandlungen ist: Die griechische und die römische Kirche waren und sind reich an Chor- und Wechselgesang, aber durchgängig fehlt der Volksgesang; das evangelische Deutschland ist vorerst reich an Volks- und Chorgesang, aber durchweg fehlt der Wechselgesang. Das von Zwingli eingeführte Wechselsprechen fand später auch in der anglikanischen Kirche und in der Brüdergemeinde Eingang.

Die Grundlage zum Wiederaufbau des liturgischen Wechselgesangs wurde von der kirchlichen Liederdichtung geschaffen, welche die wesentliche Ursache seines Untergangs geworden war. In steigendem Maße neigen die Dichter dazu, Gesänge für verschiedene handelnde Personen zu verfassen, Gespräche zwischen Christus und der Seele oder Christus und seinem Volk, zwischen der streitenden und der triumphierenden Kirche u. s. f., oder biblische Szenen zu dramatisieren. Musikalisch wurde indessen diese neue Situation vorerst nicht ausgenützt. Neuere Agenden haben dann den Wechselgesang zwischen Liturg und Chor, einzelne derselben auch denjenigen zwischen Liturg und Volk wieder erweckt, übrigens in einer von den Vertretern kirchlicher Tonkunst drückend empfundenen satzungsmäßigen Enge, welcher nun als Gegenstück die unerfreuliche Erscheinung der unkirchlichen Kreuzeskantoren gegenübertrat mit dem Grundsatz: „Erlaubt ist, was gefällt.“ Von diesem wie es schien unlösbaren Dilemma aus ist Mendelssohns bekanntes ablehnendes Urteil über die Musik im evangelischen Gottesdienst zu begreifen. Sollen die im Zusammenhang mit dem evangelischen Kultus entstandenen Tonschöpfungen dennoch endgültig von demselben ausgeschlossen sein? Oder ist das Ziel der Kirchengesangvereine, diese Werke als organische Bestandteile dem Kultus wiederzugewinnen, nicht gerade von der Idee des Wechselgesangs im evangelischen Gottesdienst aus zu erreichen?

Damit sind wir zu grundsätzlichen Überlegungen geführt, die mit der Vergegenwärtigung einiger liturgischen Prinzipien zu eröffnen sind. Eine Vielheit feiernd handelnder Menschen ist nicht vorstellbar ohne Wechselwirkung und Austausch (ὁμιλία), gleichviel ob diese Wechselwirkung durch bloße Symbole oder symbolische Handlungen, durch Laute in dieser oder jener Sprache, durch bloße Töne oder durch Gesang herbeigeführt wird, wenn auch der lebendigere Verkehr durch klare Rede und Gegenrede bedingt ist. Es ist hierbei ferner an sich ohne Belang, ob der Austausch mit kongruenten oder mit verschiedenartigen Mitteln bewerkstelligt wird, ob das bloße Auftreten des Priesters vor dem Altare dem Volke das Zeichen zum Niederfallen gibt, ob auf die Rede eines Einzelnen mit vielstimmigem Gesange Bescheid gegeben wird oder der Solovortrag eines Sängers ein gesprochenes Amen der Übrigen herausfordert. Endlich ist es grundsätzlich ganz ohne Gewicht, ob bei der beabsichtigten Wechselwirkung eine Person oder deren mehrere mit den andern Kultgenossen in Verkehr treten. Wesentlich aber ist, wenigstens für die Feier einer evangelisch christlichen Gemeinde, das Vorhandensein des Gleichgewichtes und der Gleichberechtigung zwischen den mit einander handelnden Personen. Die hergebrachte Unterscheidung zwischen objektiven und subjektiven Bestandteilen des Gottesdienstes oder zwischen sacramentum und sacrificium verdunkelt diesen Tatbestand, indem sie die innerlich zusammengehörigen kultischen Grunderlebnisse, die sich als Betrachtung und Gebet bezeichnen lassen, auseinander trennt und dazu verführt, Heilsdarbietung und Heilsaneignung an verschiedene Faktoren mit Ausschließlichkeit zu verteilen. In einer wahrhaft evangelischen Gemeindefeier geben Alle und nehmen Alle, was ihnen Gott gegeben hat. Das angeblich rein „objektive“ Wort im Munde des Liturgen oder Predigers ist stets zugleich der Ausdruck subjektiven Glaubens, und der „subjektive“ Erguß des Zeugnisses oder Bekenntnisses im Gesange wird jedem, der ihm anwohnt und mit Andacht folgt, zu etwas Objektivem, das er als auch ihm gegeben und gegönnt erkennen und anerkennen kann. Entsprechend dem auf dem Gesetz des Gleichgewichts beruhenden Wechselverkehr der Gläubigen ist jedem einzelnen Teilnehmer am evangelischen Gottesdienst und jeder Gruppe der feiernden Gemeinde grundsätzlich das Recht zuzugestehen, den Andern gegenüberzutreten an Gottes Statt.

Nun gehört gemeinsames Singen zu den elementaren Ausdrucksmitteln des Kultus,

und wahrscheinlich war und ist der Wechselgesang Gemeingut aller der Völker, bei denen Kultus und Kultur irgendwie verbunden waren und sind. Wenn nicht allgemein menschlich, so ist doch diese Form des gottesdienstlichen Verkehrs urchristlich und wahrhaft evangelisch. Dabei ist es an und für sich nicht entscheidend, ob ein Einzelner mit der Gesamtheit oder welche Gruppen mit einander in Wechselverkehr treten. Wo Smend die Wirkungen des Wechselgesangs beschreibt, hat er jedoch vorzugsweise den Wechselgesang der einzelnen Gemeindegruppen im Auge. Die formelle Wirkung desselben ist, daß damit im Gottesdienst wirkliche Zwiesprache eintritt, beruhend auf der Gleichartigkeit der verwendeten Mittel. Daher die erquickende und erhebende Wirkung auf Sänger und Zuhörer. Der sachliche Wirkung aber beruht darin, daß der alternierende Gesang dem Gegenstande der Feier zu entsprechender Darstellung verhilft: Magnificat anima mea Dominum. Endlich giebt es kaum ein Mittel, das geeigneter wäre, uns die Herrlichkeit und Seligkeit des evangelischen Christenstandes unmittelbarer fühlbar zu machen, als dies, daß wir singend einander geben und von einander nehmen, was uns gemeinsam ist, der Glaube an Gottes Gnade in Christo Jesu.

Was die einfachsten Formen betrifft, in welchen der Wechselgesang verläuft, so läßt sich nach dem Bisherigen auch der Priestergesang, alternierend mit dem des Volkes, vollkommen rechtfertigen. Da jedoch weite Gebiete der evangelischen Christenheit für diese Art von musikalischem Zwiegespräch unzugänglich sind, so müssen hier diejenigen Formen ins Auge gefaßt werden, in denen verschiedene Gruppen der Gemeinde, ohne selbständige Teilnahme des Liturgen in Thätigkeit treten. In Westfalen war, vom Vater des Voreingenden eingeführt, am Totenfest wechselweises Singen der Schlußstrophen von „Christus der ist mein Leben" populär, wobei die Orgel schwieg: Vers 4 Alle, Vers 5 Männer, Vers 6 Frauen, Vers 7 Alle. Bei einem Festgottesdienst, der anläßlich des Lutherjubiläums 1883 in der Bonner Stadtkirche für die evangelische Jugend gehalten wurde und von etwa 2000 Kindern besucht war, sangen Alle Vers 1, die Mädchen allein Vers 2, die Knaben Vers 3, alle zusammen Vers 4 des Lutherliedes. Innerhalb des Kindergottesdienstes wird bisher der Wechselgesang überhaupt am ehesten gepflegt. Vgl. ferner M. Riegers Vorschlag (Monatschr. II, 372 ff.), der sich auch für das gruppenweise Singen der Gemeinde fruchtbar machen läßt. Die Nötigung zum Wechselgesang kann in dem Wechsel des redenden Subjekts oder in der Verschiedenheit der angeredeten Personen oder in einer lebendigen Steigerung der Dichtung und anderen Umständen liegen. Besonders kommen Lob- und Danklieder für den Wechselgesang in Betracht, der seinerseits durch entsprechende Behandlung der Orgel unterstützt werden kann. Eine eigenartige Form desselben besteht in der Mischung verschiedener Lieder von kontrastierenden Melodien (vgl. Ev. Ges. B. für Els.-Lothr. 1899 Nr. 365).

Neben diesen einfachsten Formen handelt es sich um den kunstgerechten Ausbau des Wechselgesangs. Es hat grundsätzlich nichts zu bedeuten, wenn die eine der singenden Gruppen von den Sängern gebildet wird, denen die Gabe des Gesanges in höherem Maße verliehen ist. Ja wenn man sich erinnert, daß ein volles Jahrtausend hindurch die Christenheit nur einstimmigen Chorgesang gekannt hat, so steht durchaus nichts im Wege, derjenige von zwei einstimmigen alternierenden Gruppen, die am besten singt, mit Betonung, als den „Chor" zu bezeichnen. Es gehört nicht zum Wesen des Chorgesangs, daß er mehrstimmig sei, so wenig es zum Wesen des Gemeindegesangs gehört, daß er einstimmig sei. Wiederum ist es ganz angemessen, wenn das eine der alternierend singenden Vorsänger einen Solisten in seiner Mitte hat, der mit seiner oder mit der anderen Gruppe in gesondertem Verkehr tritt. So betrachtet ist auch gegen Wechselgesang zwischen Liturg und Chor nichts einzuwenden, wenngleich der zeitweilige Ausschluß der übrigen singenden Gemeinde nur die Ausnahme bilden kann. Jedenfalls liegt in dem Wettgesang zweier Gemeindehälften, die einander schlicht einstimmig ansingen, die Präexistenz des heutigen, mit der übrigen Gemeinde Zwiesprache haltenden Chores. So ist Smend überzeugt, daß man nur vom Wechselgesang ausgehend die Aufgabe des Sängerchores im evangelischen Sinne verstehen und rechtfertigen kann. Der Chor ist nicht Vertreter der anderen Gemeinde oder der idealen Gemeinde oder der Gesamtgemeinde, er ist auch weder Kantor noch Priesterchor, er

ist weder Prediger noch Liturg. Er kann aber dies Alles sein, wenn nämlich die übrige Gemeinde es ihm erlaubt oder wenn die beim Wechselgesang ihm zufallende Rolle es gebietet.

In einem dritten Teil giebt Smend noch eine Anzahl praktische Ratschläge, die ebenso von der unbefangenen Würdigung der verschiedenen evangelischen Gottesdiensttypen und kirchlichen Gewöhnung, wie von der feinen Empfindung des Liturgikers und dem geübten Blick des erfahrenen Kultusleiters zeugen. Von den Nebengottesdiensten aus soll der Wechselgesang in den Hauptgottesdienst, in welchem er seine geeignete Stelle im Hauptliede hat, Eingang suchen, während an Festtagen der Kunstchor die Stelle der einen alternierenden Gruppe übernimmt. Entscheiden über die Art der Gruppenbildung die örtlichen Verhältnisse, so erhält doch die hauptsächlich von Spitta vertretene Ansicht, nach welcher der Chor angesichts der Gemeinde aufzustellen ist, von dem Gedanken des geordneten Wechselverkehrs aus wesentliche Unterstützung. Smend selbst urteilt übrigens hierüber in diesem Zusammenhang zurückhaltend, und man muß, was er sonst an Winken für die Praxis beibringt, selbst nachlesen und beherzigen. Können doch, wie der Vortragende am Schluß hervorheben durfte, seine Vorschläge auch in den einfachsten Verhältnissen Anwendung finden, und ist bei dem Kirchengesangvereine gewiß ein gemachte Vorwurf, daß er dem Bedürfnis der Gemeinden nicht genug Rechnung trage und in der Hauptsache den ästhetischen Ansprüchen der gebildeten Welt zu genügen suche, hier gegenstandslos. Die von Smend vorgetragenen Gedanken sind für die würdige Belebung des Gottesdienstes „in Dom und Dorf“ von Belang. Das Einfache hat für den evangelischen Gottesdienst stets — neben dem Vorteil praktischer Brauchbarkeit — auch das der göttlichen Verheißung für sich.

An den Vortrag schloß sich eine äußerst angeregte Besprechung, die nach einem mit Beifall aufgenommenen Dankeswort des Generalsuperintendenten Werner, Nelle in seiner zündenden Weise mit näheren Ausführungen zu einzelnen Gedanken des Redners eröffnete. Außer ihm gab Rothert aus mannigfacher Erfahrung heraus Beiträge zu weiterer Gestaltung und Verwirklichung derselben. Kühle freut sich der auf diesem Weg zu erreichenden Stärkung des kirchlichen Gemeindebewußtseins gegenüber zersetzenden Einflüssen evangelistischer Bestrebungen. Daß die anwesenden Lutheraner die weitherzige Anerkennung ihres Rechtes auf den Altargesang der Geistlichen mit besonderer Genugthuung begrüßten, war nicht anders zu erwarten. Unter anderen, warme Zustimmung bekundenden Rednern betonte Abel seine lebhafte Bereitwilligkeit, in dem durch seine liturgische Armut bekannten Württemberg wenigstens innerhalb der Kirchengesangvereine sich die Pflege des Wechselgesangs angelegen sein zu lassen. Der Generalsuperintendent der unierten Kirchengemeinschaft Pfeiffer gab seine Sympathie für die Smendschen Vorschläge zu erkennen, doch blieb von seiten seiner reformierten Amtsgenossen Lohr auch die Warnung vor allzu schnellem Vorgehen nicht aus. Flöring schlug als die für den Wechselgesang geeignete Stelle den Höhepunkt des Gottesdienstes, der mit dem Schlusse der Predigt erreicht ist, vor, eine Ergänzung, gegen welche Smend da nichts einzuwenden haben wird, wo die Gottesdienstordnung unter gewöhnlichen Verhältnissen für ausgedehnten Wechselgesang nach der Predigt den nötigen Raum bietet. Budde redete im Unterschied von den ἰδιώτην ἔχοντες als dankbares Kirchenchormitglied. Mit Pezolds freudigem Dank für den vom Vortragenden erschlossenen Ausblick auf eine noch ungeahnte reiche Entwicklung des evangelischen Gottesdienstes schloß die Debatte. Die von Nelle vorgeschlagene Resolution fand einstimmige Annahme:

„Der XVI. deutsche evangelische Kirchengesangvereinstag erklärt zu dem Vortrage des Herrn Professor D. Smend über den Wechselgesang im evangelischen Gottesdienst seine freudige Zustimmung, beschließt den Druck des Vortrags unter Erweiterung seines geschichtlichen Teiles und empfiehlt den Gemeinden und insbesondere den Kirchengesangvereinen und Kirchenchören die eifrige Pflege des Wechselgesanges, giebt auch dem Wunsche Ausdruck, daß bald eine Sammlung erscheinen möge, welche auf grund gottesdienstlicher Erfahrung Stoff und Anleitung für den Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde darbietet, unter besonderer Berücksichtigung der Schulchöre.“

Man kann mit Sicherheit voraussagen, daß der in die Tiefe gehende und aus dem

vollen schätzende Vortrag auf die Betätigung der Kirchengesangvereine und durch ihre Vermittlung auf den evangelischen Gottesdienst der deutschen Kirchen, auf welche Smend selbstverständlich sein Augenmerk beschränkt hat, von nachhaltigem Einfluß sein wird. Was Hagenbach, Spitta, Rietschel, Simons, Günther mehr gelegentlich gefordert und andere in glücklichem praktischen Instinkt bisher geübt haben, ist hier zum ersten Mal eindringend nach allen wesentlichen Seiten erörtert und überzeugend begründet. Auch die Liturgik wird sich mit den hier enthaltenen Anregungen zu befassen haben. Und da scheinen mir nun allerdings die prinzipiellen liturgischen Ausführungen anders denkenden Fachgenossen einen Angriffspunkt darzubieten, der sich vielleicht noch vor der Drucklegung beseitigen läßt. Wie ersichtlich, nimmt Smend von dem formalen Gedanken des Wechselverkehrs einer zu kultischen Zwecken vereinigten Vielheit seinen Ausgangspunkt. Es liegt ihm an, den Wechselgesang als eine möglichst allgemeine Form kultischen Lebens aufzuzeigen. Aber wenn er diesen Wechselverkehr gleich zu Anfang als ein dualer bezeichnet, so schwebt ihm dabei alsbald die allein adäquate Form dieses Wechselverkehrs auf evangelisch christlichem Boden vor. In der That wird da, wo er das Wesentliche des kultischen Wechselverkehrs herausstellt, die evangelische Gestalt desselben, welche durch das Vorhandensein des Gleichgewichts und der Gleichberechtigung zwischen den mit einander handelnden Personen bedingt ist, ohne weiteres eingeführt. So spielt also hier ein formaler und ein materialer Begriff des gottesdienstlichen Wechselverkehrs durcheinander, und es ist die klare Sonderung beider zu wünschen, wenn nicht die bei formaler Betrachtung berechtigte Nebeneinanderstellung protestantischer und antiprotestantischer Kultusmittel einer schiefen Auffassung ausgesetzt sein soll. Denn der Wechselverkehr der Gemeinde ist selbstverständlich innerhalb des evangelischen Gottesdienstes qualitativ verschieden von demjenigen, der zwischen den Kultgenossen einer theurgisch gerichteten Religion statthat. Die Vergegenwärtigung dieses Unterschieds ist aber gerade im Interesse des echt evangelischen Verständnisses der objektiven und subjektiven Kultuselemente zu fordern, das bei Smend zu finden ist. Da indessen das „Gleichgewicht" zwischen den Faktoren des evangelischen Gottesdienstes nicht im Sinne der Mechanik und Statik zu verstehen ist, so ist an der bekämpften Unterscheidung von sacramentum und sacrificium doch als richtig anzuerkennen, daß im evangelischen Gottesdienst Funktionen überwiegend objektiver und überwiegend subjektiver Art bestehen. Sonst läuft man Gefahr, durch die Überspannung des Begriffs der idealen Gottesdienstgemeinde den Vollzug des Gottesdienstes zu verwirren oder die Wahrheit desselben zu gefährden.

Die Aufstellungen Smends über die Bedeutung des Chores im evangelischen Gottesdienst, in welchen man eine selbständige Weiterbildung Spittascher Gedanken erblicken wird, sind geeignet, zu neuen Verhandlungen über das ehedem vielbesprochene Thema anzuregen. Der Versuch, die Stellung des Kunstchores von der Forderung des Wechselgesanges aus zu bestimmen, hat etwas sehr Bestechendes und ist sorgfältigster Prüfung wert. Daß bei dieser Lösung das Problem des Verhältnisses zwischen Religion, Kirche und Kunst nur vorläufig zurückgeschoben ist, dessen ist Smend sich sicher bewußt, wenn er auch die sehr anfechtbare Behauptung vertritt, daß zum Wesen des Chors mehrstimmiger Gesang ebensowenig gehöre wie einstimmiger Gesang zum Wesen des Gemeindegesanges. Dieser Ansicht steht schon die ganze Thätigkeit unserer Kirchengesangvereine entgegen. Wenn auch die Kirche ein Jahrtausend lang nur einstimmigen Chorgesang gekannt hat, so hat doch inzwischen die geschichtliche Entwicklung selbst unsere Vorstellung vom Chorgesang und damit den Sprachgebrauch verändert. Und wenn die einstimmig, oder besser singende Gemeindegruppe als Chor bezeichnet werden soll, so kommt damit doch wieder der abgewiesene Kantor, und zwar in etwas schulmeisterlicher Gestalt, zum Vorschein. So einsichtsvoll die nüchterne Begründung des Kunstchores anmutet, so wird man doch der zweckentsprechenden Einordnung ästhetischer Gesichtspunkte hier weder entgehen können noch sie zu scheuen haben. Den mehrstimmigen Gemeindegesang der Schweiz, auf den Smend sich beruft, werden andere vielmehr als einen Versuch ansehen, den Kunstgesang auf den Gemeindegesang zu übertragen. Das Natürliche und daher auch Wesentliche beim Gemeindegesang ist nach meinem Verständnis der einstimmige Gesang.

Endlich glaube ich, daß gerade bei diesem Anlaß an die Kirchenleitungen die Forderung zu richten ist, der in den größeren Städten überhandnehmenden Auflösung der alten wohlbegründeten Ordnung, wonach wenigstens die Geschlechter im Gottesdienst räumlich getrennt waren, zu wehren. Was auch für die Vereinigung der Familien im Gottesdienst sprechen mag, die hergebrachte Ordnung hat nicht nur ihren Grund in christlicher Wohlanständigkeit, sondern hat auch ihre unleugbare soziale Bedeutung. Ohne diese Ordnung fehlt eine wichtige Grundlage für die Gruppenbildung beim Wechselgesang.

Mit diesen wenigen Erwägungen kann ich nur den geringsten Teil der Dankesschuld abtragen, zu welcher der so reiche Vortrag des Verfassers mich verpflichtet hat. Wer die in diesem Vortrag dargebotenen praktischen Ratschläge und Beispiele zur Hand nimmt und dazu auch noch des Verfassers Deutsches Liederbuch (Dortmund, Crüwell 1893) benützt, hat jetzt schon mannigfaltige Mittel, den Gedanken des Wechselgesangs im Gottesdienst zu verwirklichen. Daß es sich dabei um die Wiedergewinnung eines wesentlichen Ausdrucksmittels für den evangelischen Gottesdienst handelt, kann nicht zweifelhaft sein. Wer überhaupt an eine Zukunft des evangelischen Gottesdienstes glaubt, dem muß auch jedes rechtschaffene Mittel zur Entfaltung seiner Kräfte willkommen sein. Die Bewegung auf dem Gebiet des Wechselgesangs, die von dem Tag in Kassel ausgehen wird, bleibt mit dem Namen Julius Smends verbunden. Vielleicht ergeht auch daranschließend wieder einmal die Anklage auf Enthusiasmus. Aber ein wenig Enthusiasmus ist immer besser als unverbesserliches Phlegma.

Praktische Winke für das Erntefest

von **Friedrich Spitta.**

Wiederholt habe ich im allgemeinen wie im besonderen mich über die Gestaltung des Erntefestes und seiner gottesdienstlichen Feiern ausgelassen. Ich bitte unsere Leser besonders das nachzulesen, was in dieser Beziehung M. Sch. I, S. 165 ff., 367 f. II, 160 mitgeteilt ist. Dort findet man auch das Wichtigste aus der musikalischen Litteratur für diesen Festtag angegeben. Ich verweise außerdem auf die Notenbeilage zu dieser Nummer, sowie zu Nr. 9 des vorigen Jahrganges. — Für dieses Mal biete ich zunächst den Entwurf einer liturgischen Erntefeier, wie sie sich leicht in jeder Dorfkirche ausführen läßt. Die angegebenen Gesänge finden sich in den meisten Gesangbüchern, bezw. in den Liederbüchern für den Kindergottesdienst. Ich gebe in den Fußnoten die Nummern des Gesangbuches für Elsaß-Lothringen an.

Auf dem Altartisch, bezw. zu dessen Seiten, sind die Gaben der Ernte aufgebaut, die an diesem Tage als Opfer des Dankes zum Besten der Armen der Gemeinde dargebracht worden sind. Unter dem Klange der Glocken kommen die Kinder mit voran getragenem Erntekranz in einem Zuge, zwei und zwei, in die Kirche und legen die Gaben, die sie ihrerseits noch spenden wollen, nach bestimmter Ordnung bei den anderen nieder. Dann nehmen sie nach Geschlechtern getrennt, in dem Altarraume (wo möglich mit dem Angesicht gegen die Gemeinde) Platz. Die Orgel intoniert ein festliches Präludium, Gemeinde, Pfarrer und Kinder erheben sich und singen stehend das Eingangslied.

Gemeinde [1]) Nun danket alle Gott. Str. 1.
oder [2]) Nun preiset alle, Str. 1, 4, 5.
oder [3]) Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut. Str. 1—3.

Pfarrer: Gott, man lobet dich in der Stille zu Zion u. s. w. (Psalm 65, 2, 3, 10—14).
Die Gemeinde setzt sich. Die Kinder beginnen einen Wechselgesang, in dessen Refrain jedes Mal die ganze Gemeinde mit voller Orgel einfällt.

Knaben:

Wir pflü- gen und wir streuen den Sa- men auf das Land, doch

Wachs- tum und Ge- dei- hen steht in des Him- mels Hand, der thut mit lei- sem

[1]) Nr. 216. [2]) Nr. 220. [3]) Nr. 223. [4]) Nr. 393. Die schlichten Worte von Claudius

We-hen sich mild und heim-lich auf und träuft wenn heim wir ge-hen Wuchs und Ge-dei-hen drauf.
Alle.
Al-le gu-te Ga-be kommt her von Gott dem Herrn, drum dankt ihm, dankt drum dankt ihm dankt und hofft auf ihn.

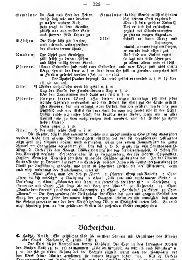
Mädchen	Er sendet Tau und Regen — und Sonn und Mondenschein und wickelt seinen Segen — gar zart und künstlich ein und bringt ihn dann behende — in unser Feld und Brot, es geht durch unsere Hände — kommt aber her von Gott
Alle	Alle gute Gabe u. s. w.
Knaben	Was nah ist und was ferne — von Gott kommt alles her der Strohhalm und die Sterne — das Sandkorn und das Meer Von ihm sind Busch und Blätter — und Korn und Obst von ihm das schöne Frühlingswetter — und Schnee und Ungestüm.
Alle	Alle gute Gabe u. s. w.
Mädchen	Er läßt die Sonn aufgehen — er stellt des Mondes Lauf er läßt die Winde wehen — und thut die Wolken auf Er schenkt uns so viel Freude — er macht uns frisch und rot, er giebt dem Viehe Weide — und seinen Menschen Brot
Alle	Alle gute Gabe u. s. w.
Pfarrer	So spricht unser Herr Jesus Christus Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln u. s. w. (Matth. 6, 19—24)

Alle [5])

Für dich sei ganz mein Herz und Leben, mein süßer Gott, und all mein Gut; für dich hast du mirs nur gegeben, in dir es nur und selig ruht. Hersteller meines schweren Falles, für dich sei ewig Herz und alles	Ich fühls, du bists, ich muß dich haben, ich fühls, ich muß für dich nur sein, nicht im Geschöpf, nicht in den Gaben, mein Platz der ist in dir allein hier ist die Ruh, hier ist Vergnügen drum folg ich deinen selgen Zügen

Pfarrer	Unser Herr Jesus spricht Sorget nicht für euer Leben u. s. w. (Matth. 6 25—34)
Alle	[6]) Wohlauf mein Herze, sing und spring (Str. 12 ans Ich singe dir mit Herz und Mund)
Gemeinde	Er ist dein Schatz, dein Erb und Teil u. s. w.
Kinder	Was kränkst du dich in deinem Sinn u. s. w.
Gemeinde	Hat er dich nicht von Jugend auf u. s. w.
Alle	Er hat noch niemals was versehn u. s. w. Ei nun, so laß ihn ferner thun u. s. w.
Pfarrer	Es spricht eine Stimme Predige, u. s. w. (Jes. 40, 6—8)
Kinder [7])	Der rauhe Herbst kommt wieder, jetzt stimm ich meine Lieder in ihren Trauerton Die Sommerlust vergehet nichts in der Welt bestehet, der Mensch muß endlich selbst davon.

mit der entsprechenden Melodie von J. A. P. Schulz eignen sich vorzüglich für eine ländliche Erntefeier. Da dieses nicht überall bekannt ist, habe ich es vollständig abdrucken lassen. — [5]) Nr. 255 V. 6. Da meistens das Tersteegensche Original verändert ist, indem die Bitte an Gott zu einer solchen an Jesus umgestaltet ist, habe ich die Verse abdrucken lassen. Eventuell mag man sich dazu entschließen, ein anderes Lied zu wählen, dessen Gedanken sich mit dem des hier gewählten berühren, also etwa „Allgenugsam Wesen“ (Nr. 228) „Dein, dein soll sein“ (Nr. 229) u. s. w. — [6]) Nr. 114, 17ff. — [7]) Nr. 409. Den schönen Wortschen Text (vgl. die Oktober-Nummer), nach der Melodie „O Welt, ich muß dich lassen“, habe ich abdrucken lassen, da er verhältnismäßig wenig bekannt ist.



Gemeinde: Du Gott und Herr der Felder,
willst daß wir uns bereiten
zu unsrer wahren Ruh,
stets zeigst du dem Gemüte,
schickst uns aus milder Güte
auch stumme stille Lehrer zu.

Mädchen: Die Rose läßt sich brechen,
wird niemals widersprechen
des Gartenherren Hand,

Knaben: Der Apfel zum Genießen
fällt selbst zu deinen Füßen
und lässet willig seinen Stand.

Gemeinde: Und du Mensch willst nicht eben
dich deinem Gott ergeben?
Was ist dein größter Ruhm?
Daß er dich hat erschaffen,
geziert mit Glaubenswaffen
zu seinem ewgen Eigentum.

Alle: Schickt er dann Kreuz und Schmerzen,
nimmt was uns liegt am Herzen,
er meints doch allzeit gut.
Und sind wir Gottes eigen,
so laßt uns stille schweigen
zu allem, allem, was er thut.

Pfarrer: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr u. s. w. bis: denn ihr sollt in Freuden ausziehen und im Frieden geleitet werden (Jes. 55, 8—12a).

Der Apostel Paulus bezeugt: Es wird gesäet verweslich u. s. w. (1. Kor. 15, 42. 43. 49).

Alle: ¹) Wieder aufzublühn werd ich gesät u. s. w.
Tag des Danks, der Freudenthränen Tag u. s. w.
Wie den Träumenden wird dann uns sein u. s. w.

Pfarrer: Kurzes freies Wort. (An diesem ewigen Erntetage soll uns jedes irdische Erntefest vorbereiten und alle Arbeit, die Gott vor die Ernte gestellt, aller Gewinn, den wir erlangt, aller Verlust, den wir erlitten, werde uns zum Sinnbild und zum Mittel für jene Zeit, da man sich freuet wie in der Ernte. Dahin richte sich unser Blick, das bekräftige unser Gebet, wenn wir in aller Einfalt uns zu dem ewig reichen Gott wenden, wie die Kinder zu ihrem lieben Vater.)
Vater unser u. s. w.

Alle: ²) Der ewig reiche Gott u. s. w.

Die Gefahr, daß in Gottesdiensten, welche mit mehrstimmigem Chorgesang ausgeführt werden, leicht eine gewisse Buntscheckigkeit entsteht, bei der die verschiedenen Stilarten allzu grell auf einander stoßen, wird vermieden, wenn von einem Komponisten der ganze Bedarf an Chorgesang dargeboten ist. Das hat z. B. R. Franz für den Sonntagsgottesdienst, A. Becker für den Advent, Müller-Hartung für das Reformationsfest, B. Scholz für das Tauffest versucht. Besonders aber ist es Herzogenberg, der für Advent, Epiphanias, Passion, Erntefest, Totenfest sämtliche liturgische Gesänge geschrieben hat. In der Martin Luther-Kirche zu Dresden hat man am Erntefeste vorigen Jahres die ganze Herzogenberg'sche Musik zur Aufführung gebracht, und zwar in folgender Weise, die der Mitteilung, wenn auch nicht unbedingt der Nachahmung, wert ist:

1. Chor: „Gott, man lobt dich zu Zion". 2. Pfarrer: Gruß und Kollekte. 3. Chor: „Herr, du bist würdig." 4. Vorlesung. 5. Chor: „Alle gute und vollkommene Gabe." 6. Vorlesung. 7. Chor: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist." 8. Vorlesung. 9. Gemeinde und Chor: „Ich singe dir mit Herz und Mund." 10. Ansprache. 11. Chor: „Danket dem Herrn." 12. Gebet und Vaterunser. 13. Chor: „Halleluja." 14. Segen. 15. Chor: „Amen." — Die Herzogenberg'sche Reihenfolge der Chöre hat man mit großem Geschick den Gang der ganzen Feier bestimmen lassen. Dagegen scheint es mir unmöglich, daß man die Gesamtgemeinde nur bei dem Wechselgesang Nr. 9 in Thätigkeit treten läßt. Es wird nicht schwierig sein, an den gehörigen Stellen die passenden Lieder einzuschieben.

Bücherschau.

C. Faißt, Ruth. Ein geistliches Lied für mittlere Stimme mit Begleitung von Klavier oder Orgel. Karlsruhe, C. Faißt. Mk. 1.

Der Titel dieser Komposition könnte täuschen. Der Text ist den bekannten Worten des Buches Ruth (1, 16. 17) entnommen: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen" u. s. w., die sich zu einem Gesang bei der Hochzeit eignen, wenn auch der Komponist, der das Werk seiner Mutter gewidmet, sie anders bezogen haben mag. Mit A. Beckers Trauungsmotette auf diesen Text teilt auch das Faißt'sche Lied — vielleicht ganz zufällig — einige Züge, jedenfalls fehlt es ihr an Wärme des Ausdrucks und Adel der Tonsprache.

¹) Nr. 345, 2—4. — ²) Nr. 216, 2.

nicht nach, wobei vielmehr bei den Worten über Tod und Begräbnis mehr als bisher die Grundstimmung eines für die Trauung passenden Gesanges. Sei es denn zu diesem Zwecke sowie für verwandte Anlässe warm empfohlen. Es wird den seinen Zweck ungleich viel besser erfüllen als das Meiste, was man bei Trauungsfeierlichkeiten vormusiziert bekommt. Hoffentlich begegnen wir dem Komponisten bald wieder. Fr. Spitta

Druckfehler-Berichtigung. In Nr. 6 S. 213. Der Preis des Klingemann'schen Vortrags beträgt nicht 1 Mk., sondern 10 Pfg. — Nr. 8 S. 289. In dem Aufsatze Günthers ist zu lesen in der 5. Zeile vom Schluß „an der", in der dritten „mit diesem". — S. 290, in der Rezension des Hohmann'schen Psalmes ist in der 4. Zeile zu lesen „Gegensatz", nicht „Orgelsatz".

Motette für das Erntefest.

(Für 3 stimmigen Frauenchor und Orgel)

Allegro moderato

Elias Oechsler, Erlangen
op. 16 Nr. 1.

Sopr. I. u. II

Alt.

Orgel.

mf sempre legato.

cresc.

Las-set uns dem Herren froh-lok-ken und jauch-zen und

Las-set uns dem Herrn froh-lok-ken und

jauchzen dem Hort unseres Heils! Lasset uns dem Herrn froh-lok-ken und

jauchzen dem Hort unseres Heils! Lasset uns dem Herrn froh-lok-ken

Jauchzen dem Hort, dem Hort unsres Heils und jauchzen dem Hort dem

und jauchzen dem Hort unsres Heils und jauchzen dem Hort, dem

dem Hort unsres Heils und jauchzen

Hort unsres Heils, und jauchzen dem Hort, und jauch - zen dem

Hort unsres Heils, und jauch - zen, und jauch - zen dem

rit.

Hort dem Hort unsres Heils.

Hort, dem Hort unsres Heils.

rit.

p

tempo

rit.

Laßt uns mit Dan-ken vor sein An-ge-sicht kommen und mit

Laßt uns mit Dan-ken vor sein An-ge-sicht kommen,

Psal-men ihn lo-ben, und mit Psal-men ihn

und mit Psal-men ihn lo-ben, und mit Psal-men ihn

lo-ben, und mit Psal-men ihn lo-ben, und mit Psal-men ihn lo-ben, laßt uns

lo-ben, und mit Psal-men ihn lo-ben, und mit Psal-men ihn lo-ben, laßt uns

uns mit Dan - ken vor sein An - ge - sicht kom-men und mit Psal - men ihm

uns mit Dan - ken vor sein An - ge - sicht kom-men und mit Psal - men ihm

mf

lo - - - ben. Laß - set

rit.

lo - - - ben. Laß - set

rit. tempo

mf

uns dem Herrn froh - lo - cken und jauch-zen und jauch-zen dem Hort auf - ers

cresc

uns dem Herrn froh - lo - cken und jauch - zen dem Hort und ers

Heils, laſ - ſet uns dem Herren froh - lok - ken und jauch-zen dem Hort, dem

Heils, laſ - ſet uns dem Herren froh - lok - ken und jauch-zen dem

Hort unſ - res Heils und jauch-zen dem Hort, dem Hort unſ - res Heils, und

Hort unſ - res Heils, und jauch-zen dem Hort dem Hort unſ - res Heils, und

dem Hort unſ - res Heils, und jauch-zen

jauch-zen dem Hort und jauch - - - - - zen dem Hort, dem

jauch - zen und jauch - - - - - zen dem Hort, dem

dim. e rit. tempo

Hort uns'res Heils. Denn in sei - ner Hand ist, was die Er - de brin-get die

dim. e rit.

Hort uns'res Heils.

tempo

dim. e rit. mf

Er - de brin-get denn in sei - ner Hand ist, was die Er - de

Denn in sei - ner Hand ist, was die Er - de

brin - get, was die Er-de brin-get, denn in sei - ner Hand ist, was die

denn in sei - ner Hand ist,

brin-get die Er - de brin - get was die Er - de

Er - de bringet, die
was die Er - de bringet, die Er - de bringet und die Hö - hen der
brin - get die Er - de bringet, und die Hö - hen der
sind auch sein
rit.
ff langsamer
Ber - ge, die Hö - hen sind sein
Lo - bet uns dem
rit.
ff langsamer
Ber - ge sind auch sein.
Lo - bet uns dem
rit.
f langsamer
breit
dim.
Herrn froh - lo - cken und jauch - zen dem Hort uns - res Heils.
breit
dim.
Herrn froh - lo - cken und jauch - zen dem Hort uns - res Heils.
breit
dim.
pp

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der ev.-theol. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 25 Pf., für 1 ganze Seite 24 M., ½ S. 13 M., ¼ S. 7,50 M.

Die erste deutsche Liturgie der katholischen Kirche im Zeitalter der Aufklärung

von Lic. th. **Rudolf Günther**, Dekan in Langenburg.

Unter den Trägern der Aufklärung stehen, wie sich erwarten läßt, Theologie und Kultus an letzter Stelle; beide haben sich auch nur langsam dem mächtigen, von großen Weltveränderungen und einem tiefgreifenden Wandel des geistigen Lebens und der allgemeinen Stimmung getragenen Strom der neuen Ideen erschlossen. Aber sie gehören doch zu den wichtigeren Kanälen, durch welche die veränderte Denk- und Empfindungsweise breiteren Volksschichten zugeführt worden ist.

Auch die katholische Kirche, die noch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von dem Jesuitenorden beherrscht war, hat sich nicht einmal in den geistlichen Staaten dem Einfluß der neuen Richtung zu entziehen vermocht. Schon äußerlich war durch die Anfänge konfessioneller Mischung der Bevölkerungen die strenge Sonderung der Bekenntnisse durchbrochen. Aber auch innerlich war eine Annäherung der Konfessionen vorbereitet. Die Spannung zwischen denselben war wesentlich bedingt durch die religiös-theokratische Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche, in welcher auch innerhalb des Protestantismus das Mittelalter sich fortsetzte. Diese theokratische Betrachtungsweise wurde durch das Naturrecht abgelöst und damit das Interesse an der Einheit der Landesreligion den Forderungen der allgemeinen Staatswohlfahrt untergeordnet. Nach jahrhundertelangen Bewegungen voller Kämpfe, Blut und Thränen arbeitete sich endlich der Toleranzgedanke empor. Die Vorherrschaft des kirchlichen Supranaturalismus und der theologischen Kultur, welche bisher Denken und Leben bestimmt hatte, wurde zurückgedrängt. Eine abstrakte Vernünftigkeit, welche alles Geschehen aus immanenten Ursachen zu begreifen suchte, und ein reformlustiger Utilitarismus, welcher auf allen Lebensgebieten eine rationale Ordnung anstrebte, trat an ihre Stelle. Die

katholischen Geister wurden von dem Licht der neuen Erkenntnis um so lebhafter angezogen, je mehr sie zuvor unter eine unbedingte höchste Autorität geknechtet waren.

So mußten die aufstrebenden Gedanken des Zeitalters bald auf das katholische Lager überspringen, und es konnte nicht ausbleiben, daß sie sich wie des Unterrichts- und Erziehungswesens so auch des Kultus zu bemächtigen suchten. Das immer wieder auftauchende Verlangen nach Zulassung der Volkssprache im Gottesdienst fand jetzt kräftige Unterstützung durch das Bestreben der Aufklärung, eine Volksbelehrung im großen Stil ins Werk zu setzen; für diesen Standpunkt mußte sich auch der katholische Kultus in eine Belehrungsanstalt verwandeln, einen so unübersteiglichen Damm das System übernatürlicher Gnadenkräfte, auf dem er beruht, und die der Naturreligion verwandten mystischen Gefühle, die er erzeugt, diesen Bemühungen zuletzt entgegenstellten. Selbstverständlich wurde von dem neuen Zuge zunächst die Predigt ergriffen, und alsbald schossen wie Pilze aus dem Boden populäre Zeitschriften und Broschüren auf, in welchen die kirchliche Aufklärungspartei den altgläubigen Predigern mit rücksichtsloser Kritik zu Leibe ging.[1] In die Liturgie der katholischen Kirche Deutschlands ist die Volkssprache in größerem Umfang erst übergegangen, nachdem das Wessenberg zugeschriebene Ritual von 1806 ein achtbares Vorbild gegeben hatte. Die Aufklärungsideen waren nun weit genug vorgeschritten, daß ihr Individualismus und Subjektivismus auch festgeprägte kirchliche Formen durchbrechen konnte. Die Verwirrung, welche der Zusammenbruch der deutschen Reichskirche zunächst zurückließ, machte gegen Abweichungen von der katholischen Einheit ohnedem weniger empfindlich. Auch der Einfluß des bureaukratischen Aufklärungsstaats kam den Neuerern zu statten.

Es ist nicht etwa der katholische Aufklärungsstaat par excellence Joseph II, in welchem mit der Verdeutschung der Meßordnung begonnen wurde. Gefordert wurde dieselbe auch dort von Männern wie Pehem in Wien, Roeber in Mähren, und zwar unter lautem Beifall. Die Geistliche Kommission, deren Reformeifer dem Kaiser öfters zu weit ging, erstattete schon unter dem 27. September 1782 Vortrag „wegen Haltung der Messe in der deutschen Sprache“. Der Kaiser entschied jedoch: „Von diesem nur zu Absurditäten führenden Vorschlag ist gänzlich zu präscindiren und hat die Kommission sich mit wichtigeren Gegenständen, die ich ihr aufgetragen habe, hinlänglich zu beschäftigen und dergleichen Anträge und Hirngespinstereien von der Hand zu weisen.“[2] Als ein Bedürfnis, das seine Kanzlei befriedigen sollte, sah er die Abfassung guter Gebet- und Gesangbücher an,[3] er erlaubte sich auch im Brevier Neuerungen durch Zensurstriche vorzunehmen, jedoch tragen seine geistlichen Reformen politisches und kein religiös-theologisches Gepräge. Das Ziel seiner Regierung ist eine durchgreifende Hebung der materiellen und sittlichen Volkswohlfahrt. So geht das Toleranzpatent vom 13. Oktober 1781 nicht auf völlige Gleichstellung der Akatholiken mit den Bekennern des römischen Glaubens, denen allein das öffentliche Exerzitium ihrer Konfession zustand; sein Zweck war, durch Zulassung der Protestanten zu den bürgerlichen und staatlichen Rechten dem Staate neue Talente und neue ökonomische Quellen

[1] So in Österreich: Wöchentliche Wahrheiten für und über die Prediger in Wien. Wien und Prag 1782 ff. Über Gottesdienst und Religionsübung der österreichischen Staaten 1784 ff. Kritische Bemerkungen über den itzigen Zustand der k. k. Staaten 1786 ff.
[2] Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II. Wien 1868. S. 430.
[3] Ebenda S. 428 f.

zu erschließen. Die Idee des Vernunftstaats leitete den Kaiser bei seinen wohlgemeinten aber sich überstürzenden Anordnungen, denen es an dem Verständnis für das geschichtlich Gewordene wie für das Volksempfinden gebrach. Von diesem Gesichtspunkt aus ist schon die erste staatliche Gottesdienstordnung, welche durch das Hofdekret vom 21. April 1783 zuerst für Wien und dessen Vorstädte eingeführt wurde, zu verstehen. Im Vordergrund steht „Beseitigung der bisherigen Mißbräuche und unechten Andächteleien.“ Der aufgeklärte Monarch eines katholischen Staates mußte allerdings in allen Auswirkungen jesuitischer Volkserziehung einen Hauptgegner seiner Ziele erblicken, den in seine Schlupfwinkel zu verfolgen er nicht müde ward. Daher besteht die ironische Bezeichnung des Kaisers als Sakristan, wie Friedrich der Große sie ausgesprochen hat, mit der Einschränkung zurecht, daß die kirchlichen Reformbestrebungen als ein Ausfluß der politischen Ideen desselben anzusehen sind. Auch der aufgeklärte Teil des Episkopats, der auf diese Ideen des Kaisers willig einging, ist von dem neuen Staatsgedanken beherrscht.

Stärker traten die eigentlich liturgischen Reformversuche in den rheinischen Erzbistümern, vor allem in **Mainz**, hervor. Den episkopalen Selbständigkeitsbestrebungen schien die Gönnerschaft, welche man der Aufklärungswissenschaft und der kirchlichen Neologie erwies, einen besonderen Glanz zu verleihen. Auch hier wurden Prozessionen, Wallfahrten, abergläubische Gebräuche wie das Übermaß der Feiertage so viel als möglich mit polizeilichen Mitteln bekämpft oder beschränkt. Mit weitergehenden Entwürfen noch befaßte sich das Generalvikariat zu Mainz 1790 bei der Vorbereitung einer beabsichtigten Synode; in dieser sollten die Ursachen untersucht werden, welche „die Administrierung der heiligen Sakramente in lingua vulgari nützlich und ersprießlich machen würden“[4]). Die Synode kam indessen nicht zu stande, und damit wurden auch die schon weit gediehenen Reformpläne begraben. Wie stark doch das Verlangen nach einer Verdeutschung der Liturgie sich regte, geht auch daraus hervor, daß ein entschiedener Gegner desselben sich genötigt sah, ferneren Anstalten zu einer deutschen Meßliturgie in Mainz durch eine Übersetzung des römischen Meßrituals zu begegnen[5]).

In Baiern erfuhren die traurigen Zustände in Kirche und Schule unter Maximilian Joseph III., welcher wohl durch Ickstadt für die josephinischen Staatstheorien gewonnen worden war, einige Verbesserungen, aber bereits unter Karl Theodor erfolgte der Rückschlag, und wenn auch die freieren Regungen in den Mysterien des Illuminatenordens Zuflucht suchten, so war doch an eine befruchtende Wirksamkeit dieser phantastischen Vereinigung nicht zu denken. Im katholischen Gottesdienst hatte der deutsche Gesang einige Aufnahme gefunden, für eine tiefergreifende Änderung desselben war kein Boden vorhanden. Auch im Fürstbistum Würzburg blieben die hergebrachten Formen des Kultus bis auf wenige unbedeutende Abweichungen unversehrt.

Die erste, wenn auch nicht vollständige, deutsche Meßliturgie ist seit 1786 an der katholischen **Hofkapelle** zu **Stuttgart** anzutreffen, wo sie auf Befehl des Herzogs **Karl Eugen** eingeführt worden ist. Dieser Umstand rechtfertigt eine kurze Darstellung der hauptsächlichen Vorgänge, und wenn es wahr ist, daß der

---

4) H. Brück, Die rationalistischen Bestrebungen im katholischen Deutschland. Mainz 1865. S. 100.
5) Oberdeutsche Litteraturzeitung 1788. S. 3382.

Herzog die Genehmigung des Papstes Pius VI. für seine liturgischen Neuerungen erlangt hat[6]) so haftet daran ein weiteres Interesse.

Herzog Karl (1737—1793) hatte an seinem fünfzigsten Geburtstag, dem 11. Februar 1778, von den Kanzeln des Landes ein Sündenbekenntnis verlesen lassen, in welchem er die Verirrungen seines früheren Lebens bekannte und Besserung versprach. In der That, während der erste Abschnitt seines Lebens fast nur Handlungen der Laune und Gewalt aufweist, gehen in dem zweiten Wirkungen von ihm aus, welche ihm ein besseres Gedächtnis in der Geschichte sichern. Nach dem Kranz des Heldenruhmes hat er in der ersten Periode vergeblich gestrebt, dazu mangelte es ihm schon an Feldherrntalent, und auch wenn dieser Kranz ihm geworden wäre, so wäre derselbe durch die schnöde Bedrückung seiner Unterthanen, von denen er ungeheure Summen erpreßte, für immer befleckt. Dagegen hat er sich bei der Nachwelt den Ruf eines Beschützers von Kunst und Wissenschaft erworben. Bei alledem ist die Selbstgefälligkeit dieses Fürsten unbeschränkt. Goethe spricht seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht ab, aber er fügt auch hinzu, daß sie nur zur Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisierung abwechselnder Phantasieen gedient haben. Seine bekannteste Stiftung, der freilich nur kurze Dauer beschieden war, ist die nach ihm benannte Akademie, die eine Frucht der durch Rousseaus Emil geweckten Vorliebe für das Erziehungswesen bildet. Ein kleines Seitenstück hierzu auf kirchlichem Boden muß man in den liturgischen Reformen erkennen, welche der aufgeklärte Herzog in seiner Hofkapelle vorgenommen hat.

Fragt man nach der eigentlichen Seele des letzteren Werkes, so ist es kein anderer als der Hofprediger des Herzogs, Benedikt Maria Werkmeister (geb. 1745, gest. 1823), einer der bestgehaßten katholischen Aufklärungstheologen seiner Zeit. Mitglied des Benediktinerordens, war er in Lehr- und Verwaltungsämtern zu Freising und Neresheim thätig, an letzterem Orte, dessen Reichsprälat Benedikt Maria Angehrn mit dem Herzog bekannt und ihm in der Ehescheidungsangelegenheit behilflich war, hörte ihn dieser predigen und berief ihn 1784 an seine Hofkapelle nach Stuttgart. Werkmeister verfügte über eine tüchtige philosophische und theologische Bildung; außer zahlreichen Predigten hat er eine Reihe von selbstständigen Schriften und kleineren Aufsätzen veröffentlicht, welche das kirchenrechtliche, kirchenpolitische, asketische und namentlich das liturgische Gebiet betreffen[7]). In reger Verbindung mit angesehenen Häuptern der katholischen und protestantischen Aufklärungstheologie kämpfte er hellen Geistes und unerschrockenen Sinnes gegen den Obskurantismus in der römischen Kirche, ein klarer, nüchterner Kopf, ohne alle mystische Anlage, in der rationalistischen Denkweise völlig befangen, ohne religiöse Tiefe, aber von unantastbarer sittlicher Haltung, an Gellert und Mosheim gebildet, doch auch als Wortführer der Aufklärung und Toleranz katholischer Priester mit Überzeugung, ein Vertreter des josephinischen Staatsgedankens, zu Wessenbergs Idee einer deutschen Nationalkirche hinneigend, voll Eifers für die Reinigung des Kultus und die Einführung deutscher Liturgie.

Für die Ausführung dieses Lieblingsgedankens bot sich ihm in seiner neuen Stellung bald günstige Gelegenheit. Die katholische Hofkapelle bestand seit der Regierungszeit des Konvertiten Karl Alexander (1733—1737) und war als eine

6) So Steitz in dem Art. „Messe“ Prot. RE² IX, 640.

7) Ein Verzeichnis derselben in Jahrschrift für Theologie und Kirchenrecht VI. Ulm 1824. 1830. S. 328 ff.

Mission von der Propaganda abhängig, welche den Kapellanen die fast bischöflichen Fakultäten zu verleihen hatte. Die Wachsamkeit, mit der man in dem lutherischen Herzogtum jeden Versuch, über das zugestandene Privatexerzitium der katholischen Religion hinauszugehen, zurückwies, verhinderte konfessionelle Übergriffe meist von vorn herein. Die Hofkapelle zu Stuttgart genoß nur weithin den traurigen Ruf, daß sie zu zweifelhaften Eheschließungen, die anderwärts nicht zustande kommen konnten, leichthin die Hand bot. Herzog Karl, dem wiederholte Erfahrungen den niedrigen intellektuellen und moralischen Stand seiner Kapläne zum Bewußtsein brachten, wünschte bessere Verhältnisse zu schaffen, schon um des Urteils der Protestanten willen, das ihm nicht gleichgiltig war, dann aber auch, weil er um jene Zeit sich für dieses kirchliche Institut zu interessieren anfing. Er erneuerte und ergänzte das Kollegium seiner Hofgeistlichen, deren Zahl er auf fünf brachte, indem er sich nach Ordensleuten von allgemeinerer Bildung umsah. Nunmehr ein Liebhaber der Aufklärungspredigt, verwandelte er 1784 auch den Titel Hofkaplan in den Titel Hofprediger. In Werkmeister hatte er den geeigneten Mann gefunden; daß er auch jetzt in der Wahl nicht immer glücklich war, beweist die Berufung des berüchtigten Eulogius Schneider, der jedoch nach wenigen Jahren 1789 seine Stellung mit einer Professur am Gymnasium in Bonn vertauschte und, auch dort unmöglich geworden, sich nach dem Elsaß wandte, um dann als wilder Revolutionsheld auf dem Schaffot zu enden.

Mit der Anstellung der neuen Hofprediger wandte der Herzog jetzt auch der Verbesserung des Gottesdienstes selbst sein Augenmerk zu [9]). Nachdem er 1784 die Herstellung eines Gesangbuchs angeordnet hatte, schritt er 1786 zu weiteren Änderungen. Die Anregung zu diesen wird auch in den Fällen, in welchen es nicht ausdrücklich bezeugt ist, von Werkmeister ausgegangen sein. Besonders in der ländlichen Zurückgezogenheit von Hohenheim hatten die Hofprediger, wie Werkmeister berichtet, die bequemste Gelegenheit, dem Herzog ihre Ideen und pia desideria mitzuteilen, die dann in seinem Geiste nicht unfruchtbar liegen blieben [10]). So ging schon die Verwandlung der Vesper in eine dem protestantischen Kultus recht ähnliche nachmittägige Gottesverehrung aus einem Vorschlag Werkmeisters hervor. Wie die Vorrede zu der zweiten Auflage des Gesangbuchs der Hofkapelle (1786) besagt, wurde ehedem nach der Christenlehre die lateinische Vesper vom ganzen Volke in den gewöhnlichen Kirchentönen abgesungen, und zum Beschlusse betete man den Rosenkranz und die Lauretanische Litanei. Von jetzt ab wurde an Sonn- und Festtagen, wenn die Christenlehre beendet war, ein Lied

---

[9]) Aus dem K. Württ. Geh. Haus- und Staatsarchiv. 1) 1785/87 bezw. 89 Correspondenzen zwischen dem Constanzer Generalvikar, Grafen von Bissingen, und den Pfarrern von Hofen und Justingen, dem Herzog von Württemberg und Bischof von Constanz, betr. Einführung eines neuen Gesangbuchs für den katholischen Gottesdienst im Württembergischen 20 Bl. 2) Schriften, betr. Reform des Gottesdienstes in der katholischen Hofkapelle zu Stuttgart 50 Bl. Vgl. ferner (Werkmeister) Gesangbuch nebst angehängten öffentlichen Gebeten zum Gebrauche der Herzogl. Wirtembergischen katholischen Hofkapelle auf gnädigsten Befehl Sr. Herzoglichen Durchlaucht dem Drucke übergeben 1784. 2. und 3. Auflage 1786. 4. Auflage 1797. (Derselbe) Gottesverehrungen in der Charwoche zum Gebrauch der herzogl. wirtemb. Hofkapelle übersetzt. Stuttgart 1786. (Derselbe) Über die deutschen Meß- und Abendmahls-Anstalten in der kathol. Hofkapelle zu Stuttgart, ein Sendschreiben zur Belehrung der Mainzer Journalisten. Ulm 1787. (Derselbe) Beytrag zur Verdeutschung der kathol. Liturgie in Deutschland. 1. Heft. Ulm 1789. Werkmeister, Geschichte der ehemaligen katholischen Hofkapelle in Stuttgart vom 1733—1797 in Jahrschrift für Theologie und Kirchenrecht VI. S. [illegible]—567. In demselben Bande auch Werkmeisters Selbstbiographie.

[10]) Geschichte der ehemal. kath. Hofkapelle in Stuttgart a. a. O. S. 506.

aus dem zu diesem Zweck vermehrten Gesangbuch angestimmt, darauf wurden einige biblische besonders neutestamentliche Abschnitte in deutscher Sprache auf der Kanzel vorgelesen, „die schweren Stellen deutlich erklärt und besonders moralische Betrachtungen und Lehren für das Herz eingemischet, endlich aber diese mittägige Gottesverehrung durch Fortsetzung des anfangs gewählten Liedes und durch ein kräftiges Gebet in deutscher Sprache geschlossen.“

Wichtiger sind die Meß- und Abendmahlsanstalten, die unter Werkmeisters Führung seit 1786 an der Hofkapelle getroffen wurden. Werkmeister selbst berichtet über des Herzogs und der Hofprediger Stellung in dieser Angelegenheit: Der Herzog „war mit uns vollkommen überzeugt, daß durch Verdeutschung einiger Teile der Liturgie, besonders der Messe, die Axt nicht an die Wurzel des Übels gesetzt wird. Wollte man bei einer vorzunehmenden Reformation der Messe ganz zweckmäßig verfahren, so müßte nicht etwa das Ganze, wie es da liegt, in die Muttersprache übersetzt, sondern nach dem reinen Geschmacke und nach der höhern Aufklärung unseres Zeitalters umgearbeitet werden.“[10] Indessen geschah was nach Lage der Verhältnisse ausführbar erschien. Vor allem durfte bei der sonn- und feiertäglichen Hauptmesse die Predigt nie fehlen, auf welche der Herzog immer mehr Wert legte; gefiel ihm eine Stelle besonders, so gab er seinem Beifall zuweilen laut gegen die mitanwesende Reichsgräfin von Hohenheim zu erkennen. Auf die Predigt folgte ein allgemeines Kirchengebet in deutscher Sprache. Mit dem öffentlichen Sündenbekenntnis in der Landessprache stand man auf altem Boden. In einer Eingabe vom 17. Juni 1786 trugen sodann die Hofprediger dem Herzog die Gründe vor, welche die Genehmigung zu einer wenigstens teilweisen Verdeutschung der Meßliturgie erwirken sollten. Sie beriefen sich auf die geschichtliche Entstehung wie auf die beschränkte Herrschaft der römischen Kultussprache, sie entwickelten den nach ihrer Meinung wahren Sinn des can. 9 der sess. VI und can. 13 der sess. VII Conc. Trid. und erinnerten den Fürsten in schmeichelhaften Worten an das ihm gegenüber der Kirche und den Gläubigen zukommende Landesherrenrecht, Schutzherrenrecht und Erziehungsrecht.

Ihrem Antrag gemäß entschied der Herzog dahin, daß bei der Messe Epistel und Evangelium, sowie das Gebet Orate fratres deutsch vorgesprochen werden solle. Aber bei diesen Anfängen konnte es nicht bleiben. Bald wurden die bedeutenderen Meßgebete sämtlich deutsch vorgetragen, schon Introitus und Gloria setzten deutsch ein. Der Herzog hatte freilich zunächst vorausgesetzt, daß die ins Deutsche übertragenen Bestandteile zuerst nach lateinischem Ritus absolviert und dann deutsch wiederholt würden, aber dies war schon wegen der Ausdehnung, welche alsdann die Messe hätte annehmen müssen, undurchführbar. Nur der canon missae blieb ganz unverändert, wohl weil der Reformtrieb der hier auf eine noch unüberwindliche Schranke stieß, auf die hergebrachte Weise sich am leichtesten mit demselben abfand. Die Orationes und Praefationes für die verschiedenen kirchlichen Zeiten wurden dagegen sogar frei komponiert und gehen ganz aus dem rationalistischen Ton des Zeitalters. Der Verfasser derselben ist Werkmeister, von ihm rührt auch die Übersetzung der übrigen Teile der Meßliturgie her.

Besonderen Eindruck machte die deutsch gehaltene Abendmahlsfeier. Wie Werkmeister sich überhaupt darauf berufen konnte, daß er dem Gang des Constanzer Ritus durchweg folge, so konnte er auch für sich geltend machen, daß schon

[10] Geschichte der ehemal. kath. Hofkapelle a. a. O. S. 499.

dieser eine deutsche Ansprache an die Kommunikanten vorgesehen habe[11]). Das Formular welches Werkmeister an deren Stelle setzte, ist für die Situation so bezeichnend, daß es hier nach der ältesten Niederschrift wörtlich folgen möge[12])

„Geliebte Freunde in Christo!

Keine kirchliche Handlung kann für Sie rührender und wichtiger seyn als der Genuß des hl. Abendmahles.

Laßen Sie also jetzt Ihr ganzes Herz, Ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen feyerlichen Religionsakt gerichtet seyn.

Wenn Sie aus den Händen des Priesters das heil. Abendmahl empfangen, so müssen Sie sich dabey vorzüglich an den großmüthigen Tod Jesu und an die herrliche Wohlthat seiner Religion erinnern. Da, da ist der Zeitpunkt, wo Sie den Bund des Christentums aufs neue beschließen und das ernsthafte Gelübde bekräftigen sollen, das uns als Schüler Jesu zur Beförderung der Wahrheit und Tugend in uns und andern verpflichtet.

Wenn Sie diese feyerliche Handlung nicht unwürdig vornehmen, wenn Sie als wahre Freunde Jesu nach dem Geiste der Religion Jesu zum Tische des Herrn hinzunahen wollen, so müssen Sie Ihr Herz von allen bösen Gesinnungen und Neigungen reinigen; Sie müssen die Schätzung und Liebe der Tugend in Ihrem Busen erneuern und den schönen Vorsatz in sich aufleben lassen, nach dem Maße Ihrer Kräfte Menschenfreunde zu werden, — den Vorsatz, Gutes zu thun, so viel wir vermögen, — den Vorsatz, der Tugend selbst unter den größten Prüfungen getreu zu bleiben und Ihren bürgerlichen Beruf nach seinem ganzen Umfange zu schätzen, zu lieben und zu erfüllen.

Dieß heißt, das hl. Abendmahl nach dem Sinn unseres großen Religionsstifters Jesu genießen. Diese heilige Handlung soll dazu beytragen, uns zu besseren Menschen, Bürgern und Christen zu machen.

Ein jeder prüfe sich also noch einmal selbst, wie uns der hl. Paulus befiehlt, und so esse er dann von dieser geheiligten Speise. Denn wer den Leib des Herrn unwürdig genießt, ißt sein eigenes Gericht hin, indem er die höhere Speise der Religion von der gemeinen Speise nicht unterscheidet. Er wird desto sträflicher, je weniger sein Herz zum Genuße dieses Liebesmahls vorbereitet ist, je weniger er mit den Gesinnungen des Christentums erfüllt ist, an dessen würdigen Anstalten er Antheil nimmt."

Die weitere Feier verläuft einschließlich des öffentlichen Sündenbekenntnisses und der Absolution durchweg in deutscher Sprache. Auch die Krankenkommunion wird in derselben abgehalten.

Das Sündenbekenntnis trägt ebenso sichtbar den Stempel der Aufklärungsfrömmigkeit wie die von Werkmeister verfaßten Kirchengebete. Namentlich die für die nachmittägige Gottesverehrung bestimmten sind langatmige und empfindsame Reflexionen über christliche Religionswahrheiten. Der Autor charakterisiert seine Gebet-Formulare am Besten selbst: „Meine Absicht war nicht sowohl viele leere und immer einerlei sagende Worte in eine Gebetsform zu bringen, sondern über jeden Gegenstand . . . . die interessantesten und richtigsten Grundsätze in der Sprache des Herzens vorzutragen und solchergestalt durch das öffentliche

[11]) RITUALE ECCLESIAE ET DIOECESIS CONSTANTIENSIS MDCLXXXVI.
[12]) Abgedruckt in deutsche Meß- und Abendmahlsanstalten &c. und in dem Gesangbuch der katholischen Hofkapelle 4. Auflage. Vgl. Mainzer Monatschrift 1786, S. 701 ff.

Gebet zugleich zu erbauen und zu unterrichten."[15] Am Karfreitag, der besonders berücksichtigt wird, beginnt das auf die Lektion von Hosea 6 folgende Gebet: „O Gott, du foderst also von den vernünftigen Geschöpfen nicht Opfer, sondern Tugend", das Gebet nach der Lektion von Exod. 12: „O Gott, so feierte ehemals eine kleine Nation die Wohltat ihrer Befreiung vom Joche Egyptens etc." An die Verlesung der Leidensgeschichte schließt sich ein allgemeines Gebet für alle Stände und Gattungen der Menschen. In den Gebeten von der Mutter Jesu, von den Aposteln, von den Heiligen werden diese Personen der biblischen und der Kirchengeschichte als Tugendbeispiele vorgestellt. Das Legendarische wird dabei abgelehnt.

Auf Veranlassung des Herzogs wurden auch die sogenannten dreitägigen Metten in der Karwoche von Werkmeister ins Deutsche übersetzt. Er benützte dabei die „besten Quellen deutscher Psalmen- und Bibelübersetzungen." Auch die Leidensgeschichte wurde nach den einzelnen Evangelien deutsch gegeben. Das hier gebrachte Gesänge selbst mußte hier belassen werden.[16] (Schluß folgt.)

Heinrich Albert

(Gestorben am 6. Oktober 1651.)

von **Eugen Segnitz.**

„In der Entfernung kennt man manche Meister oft nur dem Namen nach; kommen, wenn man diesem Sternenhimmel näher tritt und nun die von der zweiten und dritten Größe auch zu flimmern anfangen und jeder auch ein Stern ist, dann wird die Welt weit und die Kunst reich." Dieses von Goethe in Bezug auf die Entwickelung der italienischen Malerei gebrauchte Wort gibt Anlaß, auch auf dem Gebiete der protestantischen Kirchenmusik Heinrich Albert's zu gedenken, welcher dereinst von seinen Zeitgenossen hochgeschätzt wurde, dessen Liederspenden in frohen und schweren Tagen Allen willkommen waren und dazu beitrugen, in Norddeutschland ein neues, die Bestrebungen eines Gabrieli und Schütz vereinigendes musikalisches Element einzuführen. Albert vermochte zwar die Höhe eines Michael Praetorius, Joh. Eccard oder gar Heinr. Schütz nicht zu erreichen, hat aber in seiner Lebensarbeit die preußische Ton- und Dichterschule aufs Würdigste repräsentiert und besaß in vollem Maße die „geheimnisvolle Gabe, jene herzbewegenden Akzente und Tonbewegungen zu finden, welche, scheinbar den Modulationen der Sprache abgelauscht, uns in die Tiefen individuellen Empfindens hinabschauen lassen" (Ph. Spitta). —

Heinrich Albert (oder wie er sich im Königsberger Taufbuch und im Album seines Freundes Val. Thilo unterzeichnet, Alberti) wurde am 28. Juni alten Stils, dem 8. Juli unserer Zeit entsprechend, 1604 geboren. Sein Vater war seit 1590 Amtsschösser (Amtsverwalter) in Lobenstein im Vogtlande, seine Mutter Justine eine Tochter des Bürgermeisters Burger in Gera. Anfangs besuchte Albert die Schule seiner Vaterstadt, wurde aber 1619 von den Eltern nach Gera gesandt, woselbst er sich drei Jahre hindurch Gymnasialstudien widmete. Verwandtschaftliche Beziehungen ließen den Jüngling sich dann nach Dresden wenden. Kein Geringerer als der weltberühmte Heinrich Schütz, sein Oheim, stand hier in kurfürstlichen Diensten und ließ ihm eine gründliche Unterweisung in musikalischen Dingen angedeihen, obgleich Albert nach seiner Aussage „nicht von Jugend auf in dieser Kunst erzogen, noch einige Gedanken gehabt hiervon Profession zu machen." Auch den Eltern schien wenig oder nichts daran gelegen, daß der Sohn sich ganz dem

15) Geschichte der ehem. kurf. Hofkapelle a. a. O. S. 497.

16) Darunter zu den „Gottesverehrungen in der Charwoche." Benutzt wurden hauptsächlich Kamp, Herder und Mendelssohn (Psalmen) sowie Sailer (N. T.)

Dienste der Frau Musika widmete, sondern sie riefen ihn von Dresden zurück und sandten ihn behufs Studiums der Rechte nach Leipzig. Im Verlaufe seines dreijährigen Verweilens in der Pleißestadt sah sich Albert auch fleißig auf dem Gebiete der schönen Litteratur um und pflegte die ihm verliehenen dichterischen Gaben. Im Jahre 1623 kam er nach Königsberg i. Pr., verließ diese Stadt aber, seinem Wandertriebe nachgebend, bereits nach einjährigem Aufenthalte, um sich im Gefolge einer holländischen Gesandtschaft nach Warschau zu begeben. Noch wütete der Krieg zwischen Polen und Schweden, Albert wurde auf dem Wege nach Polen gefangen genommen und durfte von Glück sagen, daß er, endlich wieder frei gelassen, Gelegenheit fand, nach Königsberg zurückzukehren.

Nachdem der Deutsch-Ordensstaat Preußen 1525 durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg in ein weltliches Herzogtum umgewandelt worden war, hatte die Residenzstadt Königsberg und ihre 1544 gegründete Universität einen regen Aufschwung genommen. Hier hatte Johannes Eccard achtundzwanzig Jahre gewirkt und, noch ganz unmittelbar von Luther beeinflußt, den evangelischen Kirchengesang in Melodie und Harmonie zu einer herrlichen Kunstblüte entfalten helfen. Durch Simon Dach, welcher seit 1636 als Konrektor an der Domschule, seit 1639 als Professor der Poesie an der Universität wirkte, wurde Königsberg „der Wohnsitz der Musen, da sie in Deutschland vom Kriege verjagt worden." In diesen preußischen Dichterkreis wurde Heinrich Albert, welcher seit 1626 seinen dauernden Aufenthalt in Königsberg genommen hatte und sich mit rechtswissenschaftlichen, poetischen und musikalischen Studien beschäftigte, mit Freuden aufgenommen. In Alberts künstlerischem Wesen reichten sich, wie es Luther nennt, „Musika und Poeterey, als zwo gleich gezierte Schwestern" die Hände; seine zwiefache Begabung war den Kunstfreunden, denen er sich zugesellte, deren Versammlungen er mit seinen Liedern belebte, doppelt erfreulich. Nach halbjährigem Probedienste wurde Albert vom Magistrate die Stelle eines Organisten an der Domkirche übertragen, welche ihm eine zwar bescheidene, aber immerhin sichere Einnahmequelle gewährte. Zwanzig Jahre lang, bis zu seinem Tode, bekleidete Albert dieses Amt, welches ihm keinerlei Verpflichtungen auferlegte, Sonn- und Feiertagsmusiken für kirchliche Zwecke zu liefern, sondern ihm vielmehr hinreichend Zeit ließ, sich nach eigenem Wesen und Geschmack kompositorisch wie dichterisch zu bethätigen, ja sogar noch bei dem wohlangesehenen Joh. Stobaeus, dem Kantor und späteren kurfürstlichen Kapellmeister, weiteren musikalischen Unterricht zu nehmen, um die übernommenen Pflichten durchaus erfüllen zu können. Sein ganzes Leben hindurch blieb Albert in den bescheidenen, durch seine Stellung bedingten Verhältnissen, welche infolge seiner Verheiratung mit Elisabeth Starck und des dieser Ehe entsprießenden reichen Kindersegens sich im Laufe der Zeit noch schwieriger gestalteten.

Die notwendige Erholung von des Tages Last fand Albert im Kreise der Familie und der Dichterfreunde. Die Versammlungen der letzteren wurden im Sommer in den Gärten, im Winter in den Häusern der Mitglieder des Dichterkreises abgehalten. Um Dach und Roberthin scharten sich Mich. und Andreas Adersbach, Kaldenbach, Titz, Tinctorius, Rose, Faber, Willow, Laudenberg, Pistorius und andere. Der Sänger ihrer Lieder war Heinrich Albert. Die Gesellschaft war, wie Pisanski mitteilt, 1636 gegründet worden, hatte zwar „nicht die feierliche Verfassung einer nach entworfenen Gesetzen errichteten Sozietät, deren Mitglieder durch ausgefertigte Diplome aufgenommen und zu bestimmten Arbeiten verpflichtet gewesen wären, war aber doch jenen im wesentlichen gleich." Die Versammlungen bezweckten die gegenseitige Anregung und Belehrung der Mitglieder, welche es liebten, nach dem Vorbilde der italienischen Akademieen und der Pegnitzschäfer Namen aus dem Altertume anzunehmen oder die eigenen in anagrammatische Rätselweise zu verstellen. Man pflegte gemeinsam zu musizieren, einzelne Lieder vorzutragen, über verschiedene Probleme zu disputieren, Gedichte vorzulesen und neue Aufgaben für die poetische Behandlung zu stellen. Albert setzte als „Damon" eigene wie Freundesdichtungen in Musik. Während ein heiterer Lebensinn in den weltlichen Liedern erklang, herrschte der Geist der Schwermut und Trauer in allen geistlichen Dichtungen der Freunde, welche noch bei Lebzeiten einander Grablieder dichteten und sich zu einem engeren Bund „der Sterblichkeit Beflissenen" zu-

sammenschlossen. Neben dem tiefernsten religiösen Lied wurde von den Königsberger Dichtern mit besonderer Vorliebe noch die Gelegenheitsdichtung gepflegt. Die Freunde begleiteten einander mit ihren Liedern und Gesängen durch alle Lagen des Lebens, erhöhten und verklärten die Freude, halfen das Leid leichter tragen. Alle fühlten sich verbunden durch das Bewußtsein von der Hinfälligkeit des Lebens und durch den vom Tode zum Leben dringenden Glauben. Albert starb am 6. Oktober 1651, hochgeehrt von Allen und betrauert von dem Kreise, welchem er in der zweiten Hälfte seines Lebens angehört hatte.

In Heinrich Albert verband sich tiefes geläutertes Christentum mit der unbefangenen Freude an reinem Lebensgenusse. Er war der Meinung, „man könne wohl an einem Tage des Morgens andächtig, des Mittags in einem Garten oder lustigem Ort und des Abends bei einer ehrlichen Gesellschaft, auch wohl gar bei der Liebsten fröhlich sein“, verlangte aber, daß „bei allem unserem Thun billig eine Geistlichkeit sein solle.“ Mit Recht urteilte einst Winterfeld über unseren Meister: „Aus jeder Zeile, die der ungeschminkte Mann geschrieben hat, leuchtet sein rechtschaffenes, redliches Gemüt, sein Gott und Tugend liebendes, treues Herz sowohl als seine Kraft und Geschicklichkeit hervor.“ Das Hauptwerk Alberts sind die „Arien etlicher teils geistlicher, teils weltlicher Andacht, guter Sitten keuscher Liebe und Ehrenlust dienender Lieder“, eine aus acht Teilen bestehende Sammlung von Gesängen weltlichen und geistlichen Inhalts, welche ein anschauliches und lebendiges Bild jener Tage geben und auch in rein musikalischer Hinsicht in einem besonderen Verhältnisse zur Tonkunst stehen. Denn diese Arien erschienen in einer Zeit, da „in Italien die Richtung auf redegemäßen Ausdruck des Gesangs und Hand in Hand damit auf diejen Zierlichkeit herrschend geworden war, die man durch feinste Ausbildung der Kehlfertigkeit zu erreichen suchte.“ Schon Joh. Eccard hatte in seinen fünfstimmigen Tonsätzen über 55 kirchengebräuchliche Melodieen wie in seinen preußischen Festliedern die Choral- oder Liedmelodie in den Diskant gelegt, die übrigen kontrapunktierenden Stimmen möglich einfach und mäßig bewegt erhalten und einen Mittelweg zwischen der Motette und dem Liede einzuschlagen gewußt. Wurde Albert durch Stobäus, der seine Ausbildung Eccard verdankte, zum ein mittelbarer Schüler des Letztgenannten, so wirkte doch andernfalls auch die früher genossene Unterweisung seines Oheims Schütz in den Arbeiten unseres Meisters nach. Schütz stand auf völlig anderem Boden als Stobäus, blieb als Schüler des großen Venetianers Giovanni Gabrieli innerlich stets mit Italien verbunden und war übrigens auch ein aufrichtiger Verehrer von Claudio Monteverde, durch den die Formen des Recitativs wie des freien Wechselspieles mehrerer Stimmen gegen einen begleitenden Baß erst allmählich Gestalt und Bedeutung gewonnen. Albert war durch Schütz in diese neue Sehart eingeweiht worden und führte nun seinerzeit durch die Verbindung beider Stileigentümlichkeiten ein neues tonkünstlerisches Element in Preußen ein. Anfangs fanden seine Kompositionen nur in dem engeren Freundeskreise Aufnahme und Anerkennung. Er ward nicht müde, durch schriftliche wie mündliche Unterweisung für diese Vereinigung einer großen, strengen und anmutigen, zierlichen Setzweise Anhänger zu gewinnen. Es gemahnt förmlich an die Prinzipien des modernen Sprechgesanges, wenn der „Dichterkomponist“ Albert daran erinnert, „daß der Sänger in denen Liedern, welche in genere recitativo gesetzt, so auf die meisten Sylben fusas (Achtelnoten) haben, fast keines Taktes sich gebrauche, sondern die Worte, wie sie ungefährlich in einer etwas langsamen und deutlichen Erzählung ausgeredet werden, singen möge.“ Die „Arien“ fanden trotz des bereits angedeuteten Widerspruchs viele Verbreitung und wurden im einzelnen ihrer Teile drei bis vier Mal neu aufgelegt. Um seine Lage in finanzieller Beziehung zu verbessern, hatte Albert gern mehrere seiner Werke veröffentlicht, mußte aber in vielen Fällen davon absehen, weil sein „Beutel es nicht zugelassen hat, und eines anderen Freigebigkeit hat ihn auch nicht angereizt.“

„Nicht ohne spöttisches Bereden der Leute“ hatte Albert sich einen kleinen Garten angelegt, in dessen mit Kürbissen geschmückte Laube er seine Freunde gern zusammenrief. Einst beschrieb er die Kürbisse mit den Namen seiner Genossen und fügte das Wort des Propheten Jonas: „Aber der Herr verschaffte einen Wurm des Morgens, da die Morgenröte anbrach, der stach den Kürbis, daß er verdorrete“ — zu Grunde legend, diesen Inschriften

allerlei auf Tod und Vergänglichkeit bezugnehmende Reime hinzu. Die letzteren benutzte Albert auf die dringenden Bitten der Freunde zu dreistimmigen Tonsätzen, welche dann gemeinsam gesungen wurden. Im Jahre 1641 erschienen diese (zwölf) Kürbisreime mit den Kompositionen und einer Abbildung der Kürbislaube unter dem Titel „Musikalische Kürbs-Hütte, welche uns erinnert Menschlicher Hinfälligkeit, geschrieben und in drei Stimmen gesetzt von Heinrich Alberten.“

Wie bereits oben dargethan wurde, war Albert auch zu heiteren Scherzen aufgelegt. Hierfür geben verschiedene seiner Lieder, wie z. B. das vergnügliche Tanzlied „Jungfer Volk man rufet Euch zu dem Tanz herein“, ferner das Mädchenlied „Eure Pracht und stolzes Prangen, Ihr Jungfrauen, so ihr führt“ wie auch das niedliche Mailiedchen „Komm Dorinde, laß uns eilen“ hinreichend Zeugnis. Aber alle weltlichen Lieder des Meisters sind verklungen und unwiderruflich der Vergessenheit anheim gefallen, während seine geistlichen Schöpfungen die Zeit überdauerten. Die geistlichen Lieder „Gott des Himmels und der Erden“, „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpfet“, „Der Mensch hat nichts so eigen“ und die Melodie zu Simon Dach's „Ich bin ja, Herr, in Deiner Macht“ sind ein schönes Denkmal für des Sängers Glaubensfreudigkeit, festes Vertrauen und innige Hingabe an seinen Schöpfer. Albert war einer jener Stillen im Lande der Wahlspruch der Preußischen Ton- und Dichterschule „Modestia victrix“ war auch der seinige. Aus seinen Werken spricht nicht die hervordrängende Unruhe der Bravour, sondern die gemessene Ruhe der Meisterschaft, in seinem künstlerischen Naturell lag es, sich in der Produktion wohl zu fühlen und in den Erholungsstunden nach dem Schaffen auch den Scherz produktiv werden zu lassen. In seiner Treue gegen sich selbst und Andere, in dem unausgesetzten Streben nach dem ihm vorschwebenden Ideale wie in der sich in seinem Wesen darbietenden Vereinigung von trefflichen menschlichen und künstlerischen Eigenschaften bleibt Albert wie C. von Winterfeld bezeichnend sagte, immer eine ehrenwerte und merkwürdige Erscheinung und als kirchlicher Sänger auch eine bedeutende.*)

Zur Geschichte der Gesangbuchbewegung in Hessen-Darmstadt in den Jahren 1771—73

von Lic. Dr. **Wilhelm Diehl**, Pfarrer in Hirschhorn a/N.

(Fortsetzung.)

II.

Nach diesem geschichtlichen Überblick wenden wir uns nunmehr zu der Betrachtung der Kritiken, die dem Ouvrierschen Gesangbuch das Durchdringen unmöglich machten. Wir beginnen mit der gelindesten der von Ouvriers Spezialkollegen. Zamp schreibt in seinem Bericht vom 3. Juli 1772:

„Bey Durchblätterung dieses Gesang Buchs fande ich in Wahrheit, daß solches eines der vollständigsten in seiner Art und ich finde, was den inneren Werth und Beschaffenheit desselben betrifft, gar nichts weiter dabey zu erinnern, außer daß ich wünschte, es möchten bey der Samlung derer Lieder weniger von den Klopstockischen gewählt worden seyn, indem viele Ausdrücke und Redensarten darinnen fürkommen, die, um solche denen Singenden verständlich zu machen, einer starken Erläuterung und Er-

---

*) Benutzte Quellen: C. von Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang &c. II. Teil. Ed. Emil Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges &c. I. 3. Dr. Cosack, Heinrich Albert im „Evangel. Kalender“ 1861. Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrh. Nr. 44 ff.: Gedichte des Königsberger Dichterkreises &c., herausgegeben von H. C. Fischer. G. Weber, Allgem. Weltgeschichte Bd. 12. Pisansky, Preußische Litterärgeschichte II. Th.

klärung bedürfen. Um eine Probe davon anzuführen, so lese ich in dem Liede „Gelobet seyst du Jesu Christ"
O du, der Gnad um Gnade gibt | Dank ihm, dank ihm, erlöste Schaar
Herr! wie hast du uns geliebt | Für die den Ewigen gebahr die sterbliche
Doch¹ zur Sache selbst zu kommen, so sind bey Einführung eines neuen Gesangbuchs vornehmlich zwey Stücke nothwendig: 1. daß man die dessen alten, geistreiche und erbauliche Lieder, wenn auch manche darinn befindliche Redensarten nicht allzu poetisch klingen, unverändert beybehalte, 2. daß das Gesangbuch in jedermanns Händen seyn müsse. Was den ersten Punkt anlangt, so sind die meisten alten Lieder in dem neuen Gesangbuch zwar beybehalten, allein wie groß war meine Verwunderung, da ich fande, daß nicht ein einziges dieser Lieder nur das erste: Komm heil. Geist, ausgenommen unverändert gelassen worden. Zur Probe will ich nur, so viel in der Kürze der Zeit mit flüchtigen Augen wahrnehmen können, etliche anführen. In der hies. Gemeinde ist von jeher gewöhnlich, daß vor der Predigt und besonders in allen Wochenpredigten das Lied gesungen wird Herr Jesu Christ dich zu uns wend. Diß Lied ist zwar pag. 2 beybehalten aber so: Der du stets unsre Zuflucht bist, sei mit den deinen. Bisweilen wird anstatt dieses so eben gedachten Lieds gesungen: Liebster Jesu! wir sind hier. Nach der Klopstock-Verbesserung heißt pag. 4 Jesus Christus wir sind hier deine Weisheit ... Und so, wo auch die Anfangs-Worte der Gesänge beybehalten worden, sind die Veränderungen so groß und häufig, daß sie sich gar nicht mehr gleichen ... Alle hohe Fest-Tage wird nach langem Herkommen das Lied: Herr Gott dich loben wir gesungen, und ich wollte mich nicht unterstehen dagegen zu handeln, indem solches aus verschiedenen Ursachen grosen Nachtheil nach sich ziehen würde, gleichwohl sehe ich keine Möglichkeit diesen alten Gesang mit der Klopstockischen Veränderung pag. 524 so wie alle übrige, auch die denen Leuten bekanntesten Lieder: Was Gott thut das ist ... Wer nur den lieben Gott; Jesus meine Zuversicht zu vereinigen und die äußerste Confusion und Disharmonie im Gesang zu verhüten, es sey denn, daß welches der andere Punct ist, das alte Gesang-Buch gänzlich abgeschaft und das neue in jedermans Händen gebracht werde."

Was hier Jaup in einem immerhin noch wohlwollenden Gutachten an dem Gesangbuch auszusetzen hat, wird mit eingehenderer Begründung im Bericht des Gießener Consistoriums angegriffen. Zugleich wird aber ein Gesichtspunkt hereingebracht, dessen Jaup mit keinem Worte gedenkt, der aber seine Durchschlagskraft schon gegenüber dem Rambachischen Gesangbuch von 1733 erprobt hatte: das Gesangbuch nimmt zu wenig Rücksicht auf das hessische Herkommen, auf die im Lande üblichen Lieder und auf den erprobten konservativen Sinn der oberhessischen Bauernschaft. Hören wir ihre Aussagen im Auszug!¹

„Vor allem hat man nach Ansicht der Gießener zu wenig Rücksicht auf die im Lande gebräuchlichen Lieder genommen. Man hat sie teils „ganz ausgemustert, teils umgeschmolzen, daß manche sich nicht mehr gleich sehen". So sind „Luthers, Paul Gerhards, Ristens Compositionen in diese Reduction gefallen, zum Exempel bey öffentl. Gottesdienst: Herr Jesu Christ dich zu uns wend, Liebster Jesu wir sind hier, Allein Gott in der Höh, Vater unser im Himmelreich, Bekänntnis Lieder zur Zeit der Reformation, Fest- und Communion-Lieder, Leichen-Lieder sind auf gleiche Art behandelt, am Fest der Geburt Christi ist mit allem Fleiß das Lied: Ein Kindelein so löbelich, das die Catholiken noch mit uns gemein haben, weilen es aus der alten Lateinischen Kirche herrühret, um Unsere Harmonie mit denselben zu bezeigen, in Unserer Kirche beybehalten worden." Ferner ist das erhebende Lied: Ermuntere dich mein schwacher Geist ausgefallen. „Im Gesang Gelobet seyst du Jesu Christ ist in etlichen Versen nicht mehr Luthers Geist zu finden." Auch sind „die Lieder Vom Himmel kam der Engel Schar, Frölich soll mein Hertze springen geändert". In „eine veste Burg fehlt Luthers heroischer Geist und der Ausdruck des Heldenglaubens, welcher dem Wohlklang der heutigen Poesie weit vorzuziehen ist".

Zu diesen inhaltlichen Mängeln kommen nun die äußeren Schwierigkeiten, sobald man an die Einführung denkt. Man kann den Gemeindegliedern nicht zumuten, das alte Gesangbuch bei Seite zu werfen und das neue für teueres Geld anzuschaffen. Man wird

glauben, es handle sich hier um eine Änderung der Religion. Dazu wäre es sehr gefährlich, wollte man nach dem Plan Ouvriers den einzelnen Geistlichen die Einführung oder Nichteinführung in die Hand geben. Sie raten daher vorerst noch einmal „zu warten, bis etwan der Geschmack an neuen Liedern gemeiner oder nur solch Sammlung veranstaltet wäre, welche das nützliche und angenehme besser verbinde."

Was von diesen beiden Kritikinstanzen an dem Ouvrierschen Gesangbuch ausgesetzt worden war, das wird mit Aufbietung wissenschaftlicher Mittel und eines gewissen Hohnes in dem kritischen Gutachten Bahrdts noch einmal zum Ausdruck gebracht. Zugleich aber wird eine andere Thatsache ihrer Verurteilung näher gebracht, nämlich die ganze unkritische Art, wie Ouvrier seine Liederauswahl vollzog und auch äußerlich betrachtet zum Abdruck brachte. Bahrdt spricht es offen aus, und man kann ihm nicht so ganz unrecht geben, daß Ouvrier sich die Sache recht leicht gemacht und auch hinsichtlich der Formalia etwas geknausert habe, was den übergeringsten Anforderungen nicht genüge. Indem Bahrdt zugleich die Gelegenheit benutzt, um durch das Medium Ouvrier auf die von Klopstock eingeleitete „Liederverwässerung" einzuhauen, wird dies Gutachten zugleich zu einem interessanten Beispiel aus dem Lager der Gegner der rationalistischen Liedverhunzungen. Bahrdt führt etwa folgendes aus:

Erstens hält er es für einen großen Fehler Ouvriers, daß er sich die publica autoritas erst einholt, nachdem das Gesangbuch vollendet im Druck vorliegt. Er hätte vorher mit andern sich beraten sollen, jetzt ists zu spät. Außerdem hat das Buch große Fehler. Die Änderungen sind in ihm oft so schlecht, „daß ich es beklage, manch altes schönes Lied à la mode durchwässert zu sehen. Ich will nur ein Exempel anführen, welches auf die übrigen schließen lassen wird, da die Verbesserung von dem großen Klopstock gemacht worden ist. Man nehme das Lied Wenn meine Sünd mich kränken und vergleiche folgende Stellen:

v. 1 alte Art: Und alle meine Schulden Last,
neue Art: … meines Elends Last.

Ist nicht die Determination, daß Jesus unsere Sündenlast weggenommen, wichtiger als das vage und zugleich undeutsche Elendslast?

v. 6 A. Mein Kreuz und meine Plagen
Sollts auch seyn Schmach und Spott,
N. Mein Elend, meine Plagen
Ach alle meine Noth.

Wer sieht hier das Kreuz gern weggeschafft, da es den Gedanken an das Kreuz Jesu erneuert? Und worin soll wenigstens die Verbesserung bestehen? Ist denn Elend deutscher und kerniger als Kreuz? das Ach aber ist gar unausstehlich, so wie überhaupt der ganze Gedanke weit signifikanter ist: sollts auch seyn Schmach und Spott! Wenigstens ist es kein so elende Tautologie, wie zwischen den klopstockischen Sätzen, wo offenbar mein Elend, meine Plagen — und — ach alle meine Noth einerley sagen.

v. 8 A. Weil ich auf dein Verdienst nur trau
N. du bists allein, auf den ich trau.

Ist hier nicht ohne alle Not das Verdienst Jesu herausgeworfen worden? Daß aber diese offenbar schädliche oder doch zum Teil unnötige Verbesserungen nicht die einzigen sind, erbiete ich mich auf Erfordern durch eine allgemeine Zensur über das ganze Ouvriersche Gesangbuch jedermann vor Augen zu legen.

Drittens taugen Klopstockische Lieder, welche einen ansehnlichen Theil des Gesangbuchs ausmachen, zur öffentlichen Andacht gar nicht, sondern sind nur für den denkenden Geist, der sie zu Hause liest oder singt. Ich will zur Probe das neue Te Deum von Klopstock durchgehen:

Der Herr ist Gott! ist Gott!
Der Herr ist Gott! ist Gott!
den uns die Sterbliche gebahr!

Wie abgeschmackt! und im Gegenteil wie edel und erhaben ist unser altes Te Deum!

Herr Gott dich loben wir! Heilig ist unser Gott!
Herr Gott dir danken wir! Heilig ist unser Gott!

Ich sehe auch nicht, was den Mann bewogen, Jesum Christum allein zum Gegenstand des Te Deum zu machen? Doch weiter

Die Cherubim, die Seraphim Gott ist des Menschensohn!
Die Todten Gottes loben ihn Gott ist des Menschensohn!

Das ist für den gemeinen Mann unverständlich!

Du starbst den Mittler Tod
Du Liebe, Mensch und Gott!

Die Rede ist hier unausstehlich steif!

Sie beugen feiernd ihre Knie
mit lauten Thränen singen sie

Wie man mit Thränen singen kann, weiß ich nicht, und zwar so erschrecklich

daß dessen Thron der ewig lebt
von ihrer Jubel Schall erbebt

Und man sage mir, was heißt das gleich folgende

Wie stammeln in der Engel Chor

Wir stimmen stammelnd ein in der Engel Chor, wollte ich H. sagen, aber das denkt sich keine deutsche Seele bey seinen Worten. Der Schluß

Du siegetst, aber namenlos
uns unempfindbar, furchtbar groß

ist nicht für das Nachdenken gemeiner Christen, so wie fast alle Klopstockische Lieder.

Viertens. Gute alte Lieder fehlen allerdings und zwar so viele, und von solcher Wichtigkeit, daß ich bloß deswegen oft mich nicht habe überzeugen können, daß Ouvrier selbst etwas bey diesem Gesangbuch gethan habe."

Fünftens sind zu wenig Lieder drin. Bahrdt hat eine Sammlung von 1000 der schönsten Lieder. Aber die Sache ist immer noch im Fluß. Darum soll man sich nicht mit einem solchen Büchelchen begnügen, sondern, wenn man etwas machen will, ein Buch schaffen, das bleibenden Werth hat. Dies um so mehr, als es doch ein recht wichtiger Schritt ist, wenn sich ein Landesherr entschließt, ein neues Gesangbuch einzuführen. Da das Marburger elende Gesangbuch als „Last" zu Pfarrer und Gemeinde abgeschafft werden muß, so soll man sich jetzt durch ein weiteres mangelhaftes Gesangbüchelchen nicht den Weg im Voraus verschließen.

Sechstens ist die Orthographie Ouvriers sehr mangelhaft. Substantiva werden bald groß, bald klein geschrieben. Dies darf in einem Buch, das man auch Kindern in die Hand gibt, nicht sein.

Siebentens. Einzelne Stellen lassen das Metrum vermissen.

Achtens fehlen die beim Gottesdienst unentbehrlichen „Casuallieder" z. B. nach dem Abendmahl. Gott sey gelobt und gebenedeyt, da die Gemeinde leer geworden seyn soll, als nach Endigung der Kommunion alles stille ward, weil im neuen eingeführten Gesangbuch kein Danklied nach der Kommunion zu finden war, bis endlich einer das Lied aus dem alten Gesangbuch anfing."

Nach diesem Gutachten, das Ouvriers Gesangbuch so ziemlich den Garaus macht, ist es unsere Aufgabe, nur noch eine bedeutsame Stelle aus einem Promemoria des damaligen hessischen Ministers v. Moser folgen zu lassen. Es wird durch die Gedrungenheit der Sprache und die Kraft des Urteils für sich selber reden. Moser schreibt zur Begründung seines Antrages, man möge das Ouvriersche Gesangbuch auch aus der Garnisonkirche in Gießen verbannen (diesmal in Übereinstimmung mit Bahrdt, mit dem er sonst nicht zu gehen pflege) folgendes:

„Der Gesang ist ein so wesentliches Stück des öffentlichen Gottesdienstes, daß, so wenig einem Geistlichen, wann er auch der beste wäre, gestattet wird, die Liturgie und Agenden eigenmächtig abzuändern, eben so wenig einem einzelnen Pfarrer, wann er auch der Geschmackvollste wäre, die allengefällige und eigenmächtige Abänderungen und Um-

schmelzung eines einmal und von langer Zeit her im Gebrauch gestandenen Kirchen-Gesangbuchs überlassen werden sollte; sondern es gehört allerdings autoritas publica und zwar desjenigen Collegii dazu, so über die Kirchen und Schulen eines Landes gesetzt ist. Noch weit mehr, wann alte seit Jahrhunderten im allgemeinen Gebrauch gestandene, im Geist der wahren Salbung gedichtete und als Monumente der Zeugen der Wahrheit beibehaltene Kirchenlieder um ihres weniger modernen oder feinen Ausdrucks willen ausgemustert und in den Ton des Galantismi theologici unserer Tage umgestimmt werden wollen, welches mir ebenso vorkommt, als wann man dem Kopf oder Büste eines römischen Konsuls eine französische Beutel perruque aufsetzen oder von einer alten Münze den Stempel eines Konventsühle fordern wollte. Luther in seiner Bibel und dem rauhen Heldenton seiner in der Glut der Anfechtungen und Verfolgungen gesungenen Glaubenslieder ist einem vom Gefühl der Herzensreligion durchdrungenen Menschen noch immer ehrwürdiger und schmackhafter als die von Lob und Beifall eingewiegte Klopstockische Muse, die man nach 50 Jahren ebenso wenig goutieren wird, als des Lully künstliche Opern aus dem Siecle de Louis.

Daß H. Sup. Onerier vor die hiesige Hofgemeine ein Gesangbuch nach der Mode zusammengetragen hat, bleibt als eine nun schon geschehene und entschiedene Sache an seinem Ort stehen. Daß aber solches successive in andern Teilen des Landes eingeführet werden solle, ist altioris indaginis und just das taugt am allerwenigsten, daß es an einem Ort geschehen solle und am andern nicht. Entweder ganz oder gar nicht. Die Kollektion in dem novellen sogen. Marburger auch dem hiesigen neuern Darmst. Gesangbuch ist zu wohl eine Schmach unserer Tage, die Onerierische Sammlung thut aber wahrhaftig diesem Mangel kein Genüge." (Schluß folgt.)

Eine katholische Kunstgeschichte

von Superintendent **Rich. Bürkner** in Ostheim (Rhön)

Unter dieser Überschrift, ähnlich lautend wie die, unter der im III. Jahrgang der Monatschrift (Seite 89 ff.) Herr Pfarrer Bergner das hervorragende Werk des Freiburger Theologen Franz Xaver Kraus (Geschichte der christlichen Kunst, 3 Bände, der letzte ist noch nicht vollendet) rühmend besprochen hat, sei dieses Mal auf ein anderes katholisches Buch empfehlend hingewiesen. In der bekannten Verlagsanstalt von Benziger u. Co. in Einsiedeln erscheint seit 1891 eine *Allgemeine Kunstgeschichte* von dem Professor der Ästhetik und klassischen Litteratur Dr. *Albert Kuhn*, einem Benediktiner. Von allen jetzt in Erscheinung begriffenen Kunstgeschichten ist diese die umfangreichste. Der Verfasser hat sich nichts geringeres vorgenommen, als alle hauptsächlichen Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der Geschichte, der Technik und der Ästhetik aus zu betrachten. 26 Lieferungen (zu 2 Mark) sind bisher erschienen und führen die Darstellung bis zur italienischen Renaissance. Da das große Werk bis zur Gegenwart fortgeführt werden soll, dürfte es noch weitere 10—12 Lieferungen beanspruchen.

Kuhn hält die rein historische Auffassung der Kunstgeschichte nicht für genügend, denn wer ein Kunstwerk beurteilen oder ein Kunsturteil auf seinen Wert prüfen wolle, der müsse doch vor allem erst wissen, was schön sei, ferner, was Kunst im allgemeinen sei, was die einzelne Kunst leisten könne und solle u. dergl. Und weil auf diese und ähnliche Fragen allein die Ästhetik oder die Wissenschaft vom Schönen Antwort gebe, so stellt er der eigentlichen Kunstgeschichte eine ästhetische Vorschule voran, welche die wichtigsten Fragen über das Schöne und über die Kunst grundsätzlich behandelt. Ebenso gehen den einzelnen der drei Bände, die je von Architektur, Plastik und Malerei handeln, ästhetische Einleitungen voraus, welche sich im Besondern auf die Werke, Aufgaben und Leistungen dieser Künste beziehen. Und endlich ist in der Geschichte der einzelnen Perioden und Abschnitte immer ein Exkurs eingeschaltet, welcher über die ästhetische Bedeutung der zugehörigen Kunstwerke die nötigen Aufschlüsse geben soll.

Der Verfasser weiß die Erweiterung seiner Darstellung geschickt zu rechtfertigen. Die historische und ästhetische Kunstkritik — so sagt er — unterstützen und ergänzen sich, aber sie decken sich keineswegs. Die historische Richtung urteile relativ, nach der geschichtlichen Entwickelung einer Kunst und ihrer Motive, sie weise nach, aus welchen Einflüssen, fremden und eigenen Bestandteilen die Kunst dieser oder jener Epoche hervorgegangen sei, das einzelne Motiv werde von ihr auf sein Entstehen, seine Anfänge und seine Weiterbildung zurückgeführt. Die ästhetische Betrachtung aber urteile absolut, d. i. allgemein, nach dem wesentlichen Schönheitswert, welcher in einer Kunstrichtung und in ihren Leistungen liege, im einzelnen wie im ganzen. Die historische Kritik beruhe hauptsächlich auf analytischem, antiquarischem, gelehrtem Wissen, die ästhetische Leitung dagegen vorwiegend auf der Kenntnis der Gesetze des Schönen und auf dem Geschmack oder dem Gefühl für das Schöne.

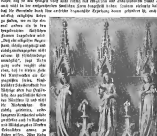
Ich kann diese und ähnliche Gedanken nicht geradezu mißbilligen, bewundere sogar den Mut, mit dem Kuhn daran geht, absolut gültige Lehrsätze aus der philosophischen Ästhetik aufzustellen und ein stattliches System zusammenzuschmieden, bei dem denn auch Lotze und Weiß Gevatter stehen. Aber trotz dieser Eideshelfer und aller dialektischen Begründung des absoluten Geschmacksurteils bekenne ich doch meinerseits in aller Bescheidenheit, daß mir persönlich einstweilig noch jedes Organ für ein solches doamatisierende Lehrgebäude der Ästhetik abgeht, und daß ich mich vorerst noch unbefangen und dilettantisch mit den erlaubten Ergebnissen begnügen möchte, die mir die rein geschichtliche Beleuchtung darbietet, umsomehr als ich merke, wie auch diese feinen Gedanken gespitzte oder engere und einseitigere Auffassung der Kunstwerke nicht zu schützen vermögen.



Figur 1

Das nehme ich gleich wahr an den Erörterungen Kuhns über das grundsätzliche Verhältnis von Religion und Kunst. Es klingt ja richtig, wenn gesagt wird, daß der Künstler, der einen religiösen Stoff wahr und richtig behandeln und dafür die entsprechende Form finden wolle, nicht nur den ästhetischen Gesetzen, sondern auch notwendig den Zwecken der Religion dienen müsse, d. h. der sittlichen Erhebung und Erbauung. Aber es gilt mir doch nur mit Einschränkung für wahr. Ich halte den Einfluß von Kunstwerken auf das sittliche Wollen des Menschen überhaupt nur für sehr gering schätzen und finde ihn nur mittelbar darin, daß durch die dargestellten Gegenstände belehrend auf den Verstand gewirkt wird, der die so gewonnene Einsicht von der Schönheit und Güte des geschilderten Vorgangs etwa auf den Willen mit übertragen und ihn zur Nachahmung reizen kann, aber es gewiß nur äußerst selten thut. Eher erkläre ich mich mit der rein erbaulichen Wirkung der religiösen Kunstwerke einverstanden, d. h. ich glaube, daß durch die innere Kraft und Wahrheit des Dargestellten die religiösen Grundgefühle der Ehrfurcht und der Dankbarkeit ausgelöst werden können, und daß so eben diese Kunstwerke eine wahre und wertvolle religiöse Gemütsstimmung hervorrufen können. Nur glaube ich, versteht Kuhn mit vielen katholischen und evangelischen Theologen unter Erbauung noch etwas anderes, nämlich die Stärkung des Glaubens (als des Fürwahrhaltens) an einen bestimmten Vorgang oder dogmatischen Lehrsatz: religiöse Kunstwerke sollen nicht nur religiöse Gefühle hervorrufen, sondern die Wahrheit einer kirchlichen Überlieferung erhärten. Denn für erbaulich werden gemeinhin von der amtlichen Kirche und Theologie und auch von dem durch diese Mächte irregeleiteten Gemeindebewußtsein nicht die Kunstwerke gehalten, in denen eine starke Persönlichkeit nach

dem Ausdruck ihres inneren Schauens gerungen hat, sondern vielmehr die Kunstübungen mittelmäßiger Geister, die nach der allgewohnten Schablone vorsichtig der Überlieferung folgen und womöglich auch noch irgend ein Dogma fein säuberlich lehrhaft illustrieren, ohne irgendwie durch Eigenart und Auffassung von dem gewohnten Pfade abzuweichen. Daß viele religiöse Bilder auch von großen Meistern wie Michelangelo, Raffael und Rubens keinen religiösen Eindruck machen und nicht erbauen, kommt, falls es überhaupt in solcher Allgemeinheit als thatsächlich ausgesprochen werden darf, doch nicht — wie Kuhn meint — daher, daß sie den heiligen Stoff nicht richtig mit religiösem und andachtsvollem Sinne und auch nicht in der entsprechenden kirchlichen Form dargestellt haben, sondern vielmehr daher, daß die Gemeinde durch ihre einseitige dogmatische Erziehung daran gehindert ist, auch da wirklich religiöses Leben zu finden, wo es ihr einmal anders als in den hergebrachten kirchlichen Formen dargeboten wird. „Daß ein religiöser Gegenstand richtig aufgefaßt und richtig wiedergegeben nicht erbaue, ist schlechterdings unmöglich", sagt Kuhn ganz wahr; vergißt aber eben, daß in diesem Falle bei Kunstwerken als Erzeugnissen freier, künstlerischer Schaffenskraft das Richtige eben das Persönliche, das persönliche Leben des Künstlers ist und nicht die Kirchenlehre. Ein richtig geleitetes, unbefangenes Kunstauge würde zweifellos auch in Raffaels und Michelangelos Werken Erbauliches genug zu finden wissen. Aber Kuhn sagt (und er nicht allein, sondern die kirchlichen Kunstrichter auf protestantischer wie katholischer Seite in ihrer Mehrheit sagen so): „Selbst bei Raffaello und anderen Cinquecentisten wird der Zug der Linien und überhaupt ihr Ideal der Schönheit sehr oft zu fein, zu schmeichlerisch, zu weltlich und sinnlich reizend, zu wenig von überirdischer Würde verklärt erscheinen, um wahres religiöses Gefühl und heilige Gedanken richtig auszusprechen. Der ruhige Fluß der Linien bei vielen Vorraphaeliten, der heilige Ernst eines Giotto und die reine Milde eines Fra Angelico stehen zweifellos dem religiösen Ideal viel näher." Wie eng und wie kleinlich ist solche Auffassung von der Religion, wie beschränkt dieser Gesichtskreis, der schließlich religiöses Leben nur bei der künstlerischen Mittelmäßigkeit wahrzunehmen im Stande ist, weil sie sich in den Schranken des Herkommens hält und auf freies persönliches Auswirken um ihres Unvermögens willen verzichtet. Wahrlich, ich schätze den genialen Maler des heiligen Franziskus, den engelhaften Dominikaner und die anderen herrlichen Quattrocentisten hoch genug, aber das ist doch sicher, daß sie die volle Beherrschung der Kunstmittel noch nicht besaßen, daß sie vielmehr bei aller Innigkeit ihres Empfindens



Figur 2.



Figur 3

und bei aller Größe ihres Wollens noch fest an die Grenze ihres Könnens gebunden waren und zwar die großen Anfänger einer hohen Zeit, oder nicht deren Gipfelkünstler darstellen. Und diese letzteren, die ganz großen Meister, hatten wirklich nicht soviel Ernst und Gefühl in sich und ihrem Schaffen gehabt, daß der religiöse Mensch der der Betrachtung ihrer Bilder eine Erhöhung seines Empfindens gewinnen könnte? Diese Kunstheiden müßten in ihren religiösen Werken den gläubig fühlenden Beschauer innerlich leer lassen? Wer das doch glauben könnte! Aber es ist so: die offiziellen Kirchen der Gegenwart sind aller vergangenen kirchlichen Kunstpflege zum Trotz nur die Hüter und Förderer der künstlerischen Mittelmäßigkeit. Ein Bild mag noch so schlecht sein, es ist kirchlich rezipiert, wenn es die gewohnten Geleise einhält. Und ein anderes mag noch so persönlich empfunden und groß dargestellt sein — anathema sit, denn es entspricht nicht dem Herkommen!

Ich habe im Marzhefte rühmend auf die Dresdner Kreuzkirche hingewiesen, bei deren Erneuerung der trefflich gelungene Versuch gemacht worden ist, zum ersten Male moderne Stilformen in einer Kirche anzuwenden, und zwar diese in einer Verschmelzung mit Barockformen, die durch den aus dem 18. Jahrhundert stammenden Aufriß des Gottes-Hauses bedingt waren. Die Kirche in diesem eigenartigen Stilcharakter in all ihrer Lichtfülle mit den hell durchschimmernden, in Opaleszentglas mit moderner Linienführung und Farbengebung hergestellten farbigen Fenster macht einen festlichen weihevollen Eindruck,



Figur 4

dem sich auch der eingefleischte Lobpreiser der guten alten Zeit nicht zu entziehen vermag. Der einzige dunkle Punkt (dunkel im doppelten, d. h. auch im eigentlichen Sinne des Wortes gebraucht) in ihr ist das große Altarbild, das eine im höchsten Pathos deklamierte Kreuzigung darstellt. Sein Maler, so dann und dieser er sein Werk herstellte, hat sich dabei ganz unprotestantisch nicht auf das Bibelwort, sondern auf die Tradition gestützt. Es ist ein letzter Ausläufer der Art, wie vor dreihundert Jahren die großen Italiener biblische Gestalten sahen, aber es ist nicht die Darstellung persönlichen inneren Schauens. Hier hätte ein Bild von Max Klinger oder von Uhde oder von sonst einem Neueren hergehört, von einem der Künstler, denen die Überlieferung nichts, aber das eigene Sehen und Gestalten alles ist, wie es sich für protestantische Kunst so geziemt. Aber freilich, eben diese durch ihr Alter geheiligte Tradition — ob sie künstlerisch wahr oder schulmäßig anempfunden ist, bleibt sich gleich — ist die „richtige“ Auffassung, wie ganz im Sinne des amtlichen Kirchentums Kuhn sagt.

Er sagt noch mehr ähnlich engherziges und unlebendiges, so z. B. in der Frage nach der Darstellung des Nackten, aber ich verzichte darauf, ihm auf allen diesen Gängen nach-



Figur 5

zuwandeln, stelle nur mit Befriedigung fest, daß der systematische Teil seines Buches, in welchem er als in seiner ästhetischen Vorschule solche und ähnliche Ansichten vorträgt, glücklicherweise nur ganz kurz ist und zudem auch viel Treffendes enthält.

Rückhaltloser stimme ich Kuhn bei einer zweiten Erweiterung seiner geschichtlichen Betrachtung zu. Er behandelt nämlich die Kunstwerke auch von dem Standpunkte ihrer Technik aus. Und das ist überhaupt dankenswert. Denn thatsächlich ist die sinnenfällige Form eines Kunstwerks ihrerseits durch die Idee, den Grundgedanken bestimmt, welchen es verkörpert, andererseits aber auch durch den Stoff, aus dem es besteht, durch die Mittel und Werkzeuge, mit denen es hergestellt wird, kurz, durch das, was wir unter dem Worte Technik zusammenfassen. Es ist nicht möglich, über ein Werk der Kunst ein umfassendes, sicheres und gerechtes Urteil abzugeben, ohne daß einer wenigstens im allgemeinen weiß, wie, womit, woraus es unter der Hand des bildenden Künstlers entstanden ist. Würde dies immer beachtet, so könnte man nicht, wie dies oft der Fall ist, dem Maler, dem Kupferstecher, dem Holzschneider u. s. w. Dinge zumuten, die von ihren betreffenden Künsten, nach Maßgabe der Zwecke und Stoffe und Mittel gar nicht gefordert werden können.

Betrachtet somit Kuhn die Werke des gesamten Kunstlebens nach dreierlei Richtung hin: historisch, ästhetisch, technisch, so überwiegt doch naturgemäß bei weitem die rein geschichtliche Betrachtung, und diese ist des höchsten Lobes wert, denn sie gibt das Urteil eines überaus kenntnisreichen und feinsinnigen Kunstgelehrten in ansprechender Darstellung. Man geht von seiner Hand geleitet einen sicheren Gang durch das ganze weite Gebiet der Kunst und empfängt dabei von ihm die reichste Anregung und Belehrung.

Das Buch ist dem Papste gewidmet und von diesem mit einem gnädigen Handschreiben angenommen worden. Es ist also ein durchaus katholisches Buch, doch macht sich der gutrömische Standpunkt des gelehrten Mönches selten störend, nirgends verletzend geltend, auch bleiben seine Erörterungen durchaus frei von gehässiger konfessioneller Polemik. Was ich vorher grundsätzlich auszusetzen hatte, sind nicht Fehler der katholischen Auffassung allein, sondern auch der offiziell protestantischen — diese allerdings ein starker Rest katholischer Religions-Auffassung —, sodaß ich oftmals mehr das Gefühl gehabt habe, das Werk eines orthodox-protestantischen Theologen zu lesen als das eines römischen Priesters. Freilich wird das in den folgenden Heften vielleicht etwas anders werden. Aber Häßliches haben wir auch bei der Schilderung der letzten Jahrhunderte keinesfalls zu erwarten, dafür bürgt die vornehme Gesinnung des Schriftstellers und sein maßvolles Kunsturteil, das ja glücklicherweise nicht immer ganz mit seinem ästhetischen System zusammenstimmt, indem er den ganz Großen auch da unbefangen Lob zu spenden weiß, wo sie nicht so „religiös" gemalt haben, wie ihm eigentlich lieb wäre.



Figur 6.

Ein besonderer Vorzug des groß angelegten Werkes ist sein Bilderschmuck, und hier ist neben dem Verfasser auch der Verlagsanstalt das Lob mit vollsten Tönen zu singen. Über den inneren Wert der verschiedenen jetzt erscheinenden Kunstgeschichten mag man verschiedener Ansicht sein, darüber ist aber keine Meinungsverschiedenheit möglich, daß nach der Seite der künstlerischen Ausstattung hin dieses Werk bei weitem das reichste und schönste ist. Es ist schier unglaublich, welch eine unermeßliche Fülle von Bildern, kleinen und großen, in trefflicher Wiedergabe durch Typographie, Lithographie, Lichtdruck und Farbendruck hier dargeboten wird, den überreichen Stoff der Kunstgeschichte übersichtlich zu verbildlichen.

Die Verlagsanstalt hat, um von diesem Bilderschmuck ein Beispiel geben zu können, mir freundlichst nach ihrer Wahl sechs Druckstöcke überlassen, die hier abgedruckt sind und zu denen ich noch kurze Erläuterungen bieten möchte. Natürlich konnten es nur solche Bilder kleineren Formats sein, deren Wiedergabe durch den Buchdruck möglich ist; die vielen ganzseitigen und farbigen Kunstbeilagen des Werkes waren von einer Benutzung in der Monatschrift von vorn herein ganz ausgeschlossen.

Fig. 1 stellt eine Hydria dar, ein Schöpfgefäß aus der zweiten Epoche des hellenischen Stils, also etwa in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. in Griechenland hergestellt, und zwar in dem schwarzfigurigen Stil, dem wir noch viele andere prächtige Vasen verdanken.

Fig. 2 gibt drei von den fünf klugen Jungfrauen wieder, die am Münster von Freiburg Wache halten, eine der tüchtigsten Leistungen der gotischen Bildnerkunst, deren

künstlerische Auffassung im charakteristischen Ausdruck, in der dramatischen Bewegung, in der edlen Haltung und in dem freien Wurf der Gewandung trefflich zu Tage tritt.

Fig. 3 zeigt ein Säulenkapitäl von dem Palazzo Quaratesi in Florenz, aus der Anfangszeit der Renaissance, von Brunelleschi (1379—1446) gestaltet.

Fig. 4 bietet das Innere der Kirche S. Giovanni Evangelista in Parma. Es ist die Kirche eines alten Benediktinerklosters, ein schöner Kreuzbau der Renaissance mit Kuppel, drei Schiffen und zwei Kapellenreihen, erbaut 1510 von Zaccagni. In der dunklen Hauptkuppel hat Correggio ein großes Bild al fresco gemalt.

Fig. 5 ist eine der schönsten Schöpfungen der italienischen Kunst, die Kreuzabnahme von Fra Bartolommeo (1475—1517), jetzt in der Galerie Pitti in Florenz. Es ist das letzte Werk des Meisters, ein Muster der Komposition, gradezu durch tiefste Empfindung und reinste Formen. Der Ausdruck und die Abstufung des Gefühls, auch die Art, wie bei Johannes sich Seelenschmerz und körperliche Anstrengung aussprechen, offenbaren die höchste und sicherste Meisterschaft des Malers.

Fig. 6 zeigt von demselben Künstler einen allerliebsten Engel, der in anmutigster Naivität zur Laute singt. Es findet sich an dem Altarbild in der Kathedrale von Lucca.

Das neue Ruhegehaltsgesetz für die Organisten, Kantoren und Küster in den älteren Provinzen Preußens

von **A. Werner** in Bitterfeld.

Durch das preußische Volksschulgesetz von 1897 wurde sowohl die Besoldung als auch das Ruhegehalt und die Fürsorge für die Hinterbliebenen der Kantoren und Organisten geregelt. Ein erfreulicher Mindestsatz hob die vorgenannten Kirchenbeamten bezüglich des Gehaltes über die Kollegen, die hier und da sich bisher besser gestanden hatten, hinaus. In manchen Dörfern erreichte nun das Kirchengehalt die erfreuliche Höhe von 600 Mk. und darüber. Naturgemäß fielen unter das Volksschulgesetz nur solche Kirchenstellen, die mit einem Schulamte organisch verbunden waren, also neben den Stellen auf dem Lande solche in Kleinstädten und vereinzelt in kleineren Mittelstädten. Nachdem jahrelang Erhebungen stattgefunden hatten, wurde durch Kirchengesetz bezw. Staatsgesetz vom 7. Juli 1900 einem Teile der übrigen Organisten und Kantoren ein Ruhegehalt und die Sorge für Hinterbliebene gewährleistet. Die Vorschriften besagten Gesetzes, das mit dem letzten 1. Oktober in Kraft getreten ist, finden Anwendung auf die als Organisten, Kantoren und Küster im Dienste einer Kirchengemeinde fest angestellten Beamten, deren kirchliches Amt mit einem Schulamte nicht vereinigt ist, wenn sie in dem kirchlichen Amte ihre hauptsächliche Beschäftigung finden, und wenn mit demselben ein Diensteinkommen von mindestens 900 Mk. verbunden ist. Das Konsistorium kann anordnen, daß dieses Gesetz auch auf eine Organisten- und Kantorenstelle Anwendung findet, in welcher der Kirchenbeamte nicht seine hauptsächliche Beschäftigung findet oder mit welcher ein Diensteinkommen von weniger als 900 Mk., jedoch nicht unter 400 Mk. verbunden ist, wenn die Verwaltung des Amtes eine besondere **künstlerische Vorbildung** voraussetzt. Das Konsistorium macht seine Entscheidung bezüglich der Frage, ob eine künstlerische Kraft zur Verwaltung einer bestimmten Stelle Vorbedingung ist, von dem Beschlusse des Gemeindekirchenrates abhängig; es wäre im Interesse der Organisten und Kantoren gelegen, den Ausdruck „künstlerische Vorbildung“ genauer zu fassen, da mehrfach der Fall eingetreten ist, daß Mitglieder der örtlichen Kirchenbehörde in der Befürchtung, daß sie im Falle der Zustimmung künftig hohe Ruhegehälter zahlen müßten, die Frage, ob künstlerische Vorbildung erforderlich sei, verneint haben. Die Pensionsberechtigung beginnt wie bei den unmittelbaren Staatsbeamten nach 10 Dienstjahren mit $^1/_4$ des Gehaltes, das Ruhegehalt steigt dann um jährlich $^1/_{60}$ bis $^3/_4$ des Gehaltes.

Das Konsistorium hat es in Händen, auch bei geringerer Dienstzeit ein zeitweiliges oder dauerndes Ruhegehalt zu bewilligen.

Mit Genehmigung des Konsistoriums kann seitens der Kirchengemeinde die Dienstzeit angerechnet werden, während welcher der Kirchenbeamte nach vollendetem 25. Lebensjahre im Dienste des Reiches, des Staates oder einer öffentlichen Schule im Gebiete des Staates oder im Dienste der innerhalb der Landeskirche mit Korporationsrechten versehenen Anstalten und Vereine der äußeren oder inneren Mission gestanden hat. Das Ruhegehalt soll mindestens 400, im günstigsten Falle 1500 Mk betragen. Die Berechnung des Witwengeldes erfolgt nach denselben Grundsätzen, die bei unmittelbaren Staatsbeamten gelten, es beträgt mindestens 150 Mk. Weder die Waisengelder (für jedes Kind 100 Mk) noch das Witwen- und Waisengeld zusammen dürfen den Betrag der Pension übersteigen, zu welcher der Verstorbene berechtigt gewesen sein würde, wenn er am Tage des Todes in den Ruhestand versetzt worden wäre. Die Verpflichtung zur Zahlung des Ruhegehalts sowie des Witwen- und Waisengeldes liegt dem zu bildenden landeskirchlichen Fonds für Organisten, Kantoren und Küster ob. Die Einnahmen desselben bestehen aus:

1. den Beiträgen der beteiligten Beamten,
2. den Zinsen der Überschußabgaben der Kirchen (10 %),
3. den Beiträgen der verpflichteten Kirchengemeinden.

Die Beiträge der Organisten, Kantoren und Küster betragen $1\frac{1}{2}$ % bei einem Gehalt bis 1600 Mk, 2 % bei einem Gehalt von 1600—2400 Mk, $2\frac{1}{2}$ % bei einem Gehalt von über 2400 Mk. Die beteiligten Kirchengemeinden steuern nur dann bei, wenn die Einnahmen aus 1 und 2 nicht ausreichen.

Es ist eine empfindliche Härte, daß viele Organisten und Kantoren, obwohl sie künstlerisch vorgebildet sind und an größeren Kirchen in fester Anstellung wirken, nur deshalb von der Wohltat des Gesetzes ausgeschlossen sind, weil sie ein allzu niedriges Gehalt (unter 400 Mk) beziehen. Der Wunsch der Beteiligten, daß wie den Beamten, die bezüglich ihres Kirchenamtes unter das Volksschulgesetz fallen, auch bei ihnen bald eine allgemeine Gehaltsregulierung folgen und dadurch die in doppelter Weise benachteiligten nicht ferner zurückgesetzt werden möchten, ist darum ein sehr begreiflicher.

Die Orgel für die Gedächtniskirche in Speyer

von Organist **Budenbender.**

> O saget an, wer jenen Wunderbau
> Voll Stimmen aller Lebenden erfand,
> Den Tempel, der von Gottes Hauch belebt,
> Der Heiligen Wohnung herzerschütternde
> Gewalt mit leisen Klagetönen
> Und Jubel, Cymbeln- und Schalmeienklang,
> Mit Kriegsdrommetenschall und mit dem Ruf
> Der siegenden Posaune kühn verband?
>
> J. G. Herder.

> Orgel und Predigt sind nicht menschliches Machwerk, sondern Erzeugnis des Geistes Gottes.
>
> C. Hommel.

Es war eine weihevolle Stunde, als vor 10 Jahren der erste Stein zum Bau der Gedächtniskirche der Protestation von 1529 zu Speyer gelegt wurde, und nun soll auch bald der Wunsch in Erfüllung gehen, dem ich damals mit den Worten Ausdruck gab:

„Möge bald in diesen Hallen
Orgelton und Lied erschallen
Zu Gottes Ruhm und Preis!"

Was das Gemüt in jenem Augenblick so tief bewegte, war das Bewußtsein, daß hier der Grundstein gelegt wurde zu einem Dankes-Denkmal, das die evangelische Welt

schon längst den glaubensmutigen Vätern schuldig war. Durch den Protest vom 19. April 1529 wurde das Werk der Reformation gerettet und somit auch das deutsche evangelische Lied. Seine erhabene Führerin und Begleiterin, die Orgel, soll nun im Mai des nächsten Jahres in der Gedächtniskirche zur Aufstellung kommen. Der berühmten Firma Carl G. Weigle in Stuttgart-Echterdingen wurde der Orgelbau übertragen, sie wird für Speyer ein Kunstwerk schaffen, das wegen seiner ganzen Disposition, mit allen erprobten und bewährten Neuerungen der modernen Orgelbau-Technik ausgestattet, eines der berühmtesten Orgelwerke Deutschlands zu werden verspricht.

Die Orgel erhält 4 Manuale mit 61 Registern, worunter 5 Weigle'sche Hochdruckluft-Register mit 300 mm Winddruck und 8 Register mit einem auf 150 mm erhöhten Winddruck. Die Tonkraft und Tonfülle der Orgel wird daher mindestens gleich 100 klingenden Registern gewöhnlicher Konstruktion und gewöhnlichen Winddrucks wirken.

Die Disposition der Orgel ist folgende:

I. Manual: Prinzipal 16', Bourdon 16', Prinzipal 8', Doppel Gedeckt 8', Viola di Gamba 8', Konzert-Flöte 8', Gemshorn 8', Dulciana 8', Flûte octaviante 8', Trompete 8',*) Oktave 4', Rohrflöte 4', Mixtur 4', Fugara 4', Quint 2⅔', Oktava 2'.

II. Manual: Prinzipalflöte 16', Prinzipal 8', Hohlflöte 8', Salicional 8', Lieblich Gedeckt 8', Violine 8', Wienerflöte 8', Cornett 8', Clarinette 8', Geigenprinzipal 4', Doppelflöte 4', Viola d'amore 4', Dolcette 2⅔' und 2', Piccolo 2'.

III. Manual (Schwellwerk): Salicional 16', Hornprinzipal 8', Doppelflöte 8', Viola 8', Quintatön 8', Bourdon doux 8', Aeoline 8', Voix céleste 8', Dolce 8', Oboe 8', Violine 4', Traversflöte 4', Progressio harmonica 4'.

IV. Manual (Hochdruck-Solo-Manual und Hochdruck-Schwellwerk): Hd. Stentorphon 8', Hd. Grobgedeckt 8', Hd. Solo-Gambe 8', Hd. Tuba mirabilis 8', Hd. Geigenprinzipal 4'.

Pedal: Prinzipalbaß 32', Prinzipalbaß 16', Subbaß 16', Violonbaß 16', Gedecktbaß 16', Harmonikabaß 16', Posaune 16', Trompete 8', Oktavbaß 8', Flötendry 8', Bassethorn 8', Cello 8', Hd. Oktave 4'. (Gesamtpfeifenzahl: 3657.)

Dazu kommen noch 12 Koppelungen, darunter eine Suboktav-Manual-Koppelung. Durch die Koppelung von Manual II zu Manual I erklingen die Register des 2. Manuals, aber im 1. Manual eine Oktave tiefer, während sie im 2. Manual in ihrer natürlichen Tonhöhe erklingen. Diese Koppelung ermöglicht daher noch eine große Anzahl der schönsten und interessantesten Registermischungen und gibt dem ganzen Werk bedeutende Fülle.

Die Total-Koppelung koppelt alle Manuale und Pedal zusammen, jedoch ohne Suboktav-Manual-Koppelung. Ferner erhält das Werk 23 pneumatische Kollektiv-Druckknöpfe und feststehende Kombinationen. Für die frei einstellbaren Kombinationen werden 4 pneumatische Druckknöpfe angebracht. Durch diese kann sich der Organist jede beliebige Register-Kombination mit oder ohne Koppelung einstellen. — Der Registerschweller ermöglicht ein Crescendo und Decrescendo für das ganze Werk wie für die einzelnen Manuale und das Pedal auf leichte und bequeme Weise.

Der Jalousieschweller für das 3. Manual (Schwellwerk) ermöglicht eine eigenartige, sehr schöne Tonwirkung, die beim Öffnen der Jalousieen einem vom Pianissimo bis Fortissimo steigenden Orchester gleichen wird, das wieder rasch oder langsam zum zartesten Pianissimo gebracht werden kann. Das 4. Manual oder Hochdruck-Solo-Manual mit seinen 5 Hochdruckluft-Registern**) wird durch einen gemauerten Raum vollständig eingeschlossen werden. Der gemauerte Raum wird mit Jalousieen versehen, welche durch einen Balancier-Tritt am Spiel-

*) Die Trompete 8' erhält 150 mm Winddruck. Der Ton der mit erhöhtem Winddruck intonierten Trompete ist nicht nur stärker, sondern auch schöner und glänzender und hält besser Stimmung als der einer Trompete mit gewöhnlichem Winddruck.

**) Bei Hochdruckluft-Registern wird der Ton dadurch erzeugt, daß ihnen eine höhere Druckluft (300 mm) zugeführt wird, daher ihr Name. Der Ton dieser Pfeifenart ist ein viel vollerer und kräftigerer als bei den gewöhnlichen Orgelpfeifen, jedoch bleibt bei dieser gesteigerten Stärke die Klangfarbe immer schön und angenehm.

lisch vom Organisten geöffnet oder geschlossen werden können. Durch diese Einrichtung wird es möglich, die einzelnen Hochdruckluft-Register als starke Solo-Register zu benutzen, welche vom Fortissimo bis zum Piano langsam oder schnell herabgemindert werden können. Hierdurch erhalten diese Register eine wunderbare und großartige Ausdrucksfähigkeit, wie solche bei den Hochdruckluft-Registern der großen Einsiedeler Orgel in der Schweiz durch Anwendung eines gemauerten Jalousieraumes erzielt wurde. Die Windladen der Manuale und des Pedals werden für 61 Register eingerichtet. Es sind pneumatische Membranladen (Weigle'sche Erfindung) von einfachster und dauerhaftester Konstruktion, die sich bereits bei mehr als 80 neuen Orgelwerken bewährt haben. Statt der komplizierten mechanischen „Traktur“, welche durch Temperaturwechsel trotz solidester Konstruktion und Ausführung oft nachteilig beeinflußt wird, kommt in dieser neuen Orgel der jetzt allgemein üblich gewordene „Röhrentraktur“ zur Anwendung. Das Innere einer modernen Orgel bietet einen höchst einfachen Anblick. Man sieht eine Menge messingener Röhren, welche das ganze Werk durchlaufen, in die Windladen einmünden, um ihnen Luft zuzuführen. Bei allen von Weigle mit röhrenpneumatischen Membranladen erbauten Orgeln funktionieren die Membranen mit überraschender Sicherheit, und es ist die Präzision der Ansprache selbst bei größter Entfernung zwischen Taste und Pfeife (bei der Orgel in der neuen kath. Garnisonkirche in Straßburg beträgt dieselbe 21 m) eine tadellose. Das „Gebläse“ wird bestehen aus 2 großen Schöpfbälgen und 3 großen Magazinbälgen, ferner aus 2 Kompensationsbälgen und 6 Regulatoren zur Ausgleichung des Winddruckes und wird für Motorbetrieb eingerichtet. Die Treteinrichtung des Gebläses dient nur zum Notbehelf, wenn beim Motorbetrieb einmal eine Störung eintreten sollte.

Wenn die Mittel aufgebracht werden können, soll zur Vergrößerung und Verschönerung vorstehender Disposition noch ein „Fernwerk“ auf dem Kirchenboden über dem Kreuzgewölbe der Kirche gebaut werden: 1. Vox humana, 2. Unda maris. Durch ein Vox humana-Register, in einem akustisch besonders günstigen Echoraum aufgestellt, kann eine der Menschenstimme täuschend ähnliche Klangwirkung hervorgebracht werden. Diese neuzeitliche Konstruktionsweise (neuerdings auch in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin vom Orgelbaumeister Sauer aus Frankfurt a. O. eingerichtet) müßte für die Speyerer Gedächtniskirche in Betracht gezogen werden, wenn die von ganz Deutschland gestiftete Orgel auf der Höhe der Zeit stehen soll. Es ist nicht das Vox humana-Register als solches, um das es sich hier handelt, sondern die entfernte Aufstellung desselben, durch die sich jene täuschend ähnliche Wirkung ermöglichen läßt. Ebenso sollte die Einfügung einer Unda maris 8' mit Bourdon 8' zur Ausführung kommen. Das äußerst überraschend klingende, das Rauschen der Meereswellen nachahmende Unda maris-Register kann ganz besonders dazu beitragen, der Orgel einen großen Ruf zu verleihen. Sie würde dadurch, neben ihren vielen anderen Veranlagungsvorzügen, musikalische Effekte ermöglichen, die man bisher noch kaum kannte.

Die Fertigstellung dieses großartigen Orgelwerkes kostet somit Mark 30 180 Mark, mit Einfügung des Vox humana- und Unda maris-Registers mit Bourdon 8' würden noch 2700 Mark mehr erforderlich sein. Das Gehäuse wird auf ca. 10 000 Mark zu stehen kommen und wird von der Bauverwaltung im gotischen Stile aus Eichenholz erstellt.

Einen ganz besonderen Vorzug in vorstehender Disposition sehe ich darin, daß die Orgel ohne Hochdruckluftstimmen ein in sich abgeschlossenes Ganze darstellt, ferner in der Vollständigkeit, mit welcher auf jedem Manual die verschiedenen Klangfarben im Achtfußton und Vierfußton vertreten sind, sowie in der Aufnahme sehr zahlreicher schöner Solostimmen. Während es bei uns in Deutschland bis jetzt üblich war, den Schwellwerken nur zarte Stimmen zuzuweisen, die stärksten Register aber außerhalb desselben zu lassen, um sie nicht zum Schaden der Gesamtwirkung abzudämpfen, so zeigt uns diese Disposition ein Schwellwerk, das mit den zartesten auch die machtvollsten Stimmen in sich vereinigt, mithin ein Crescendo vom duftigsten Pianissimo bis zum Forte, ja Fortissimo gestattet, also eine Ausdrucksfähigkeit gewährleistet, wie sie bis jetzt unerhört, weil eben nur durch verständige Ver-

wendung der Hochdruckstimmen zu erreichen war. Diese Vergfamkeit des Tones ist im gottesdienstlichen, wie im konzertmäßigen Gebrauche von größter Bedeutung.

Die Orgel wird in erster Linie eine Kirchenorgel von monumentaler Würde. Macht und Erhabenheit des Voll- und Wohlklanges werden, fähig, das „Ein feste Burg ist unser Gott“ mit erschütternder Tongewalt wiederzugeben, fähig, den vom Dank für die Segnungen der Reformation erfüllten, auf die Höhe evangelisch-protestantischen Bewußtseins gehobenen Stimmung einer feiernden Volksmenge auch bei vollständig gefüllter Kirche festlich-prächtigen Ausdruck zu verleihen. Andererseits wird sie in möglichst vollkommener Art die Mittel darbieten, um Kirchen- und Orgelmusik auch in konzertmäßiger Art zu pflegen. Die Gedächtniskirche ist ein historisches Monument, und die Orgelbaukunst wird ihr Bestes, was sie heutzutage leistet, darreichen zur Verherrlichung der Reformation.

Diese Schilderung der Orgel für die Gedächtniskirche zu Speyer veröffentliche ich besonders deshalb, um die Evangelischen Kirchengesangvereine Deutschlands nochmals an den „Aufruf“ des Orgelbaukomitees zu erinnern, doch mit zuhelfen und beizusteuern an der Vollendung des Werkes, das eine Stiftung der Kirchengesangvereine Alldeutschlands sein soll. Viele haben unserem Aufrufe die That folgen lassen, Konzerte veranstaltet und den Reinertrag eingesandt. Mögen die vielen hundert rückständigen Vereine nachkommen, damit die an der Orgel anzubringenden Worte: „Dieses Orgelwerk ist eine Stiftung der evang. Kirchengesangvereine Deutschlands“, auch die volle Wahrheit sei.

Für Fenster, Altar, Kanzel, Kirchengeräte haben sich Stifter finden lassen! Mögen auch edle, reiche Kunstfreunde der Königin der Instrumente in der Gedächtniskirche zu Speyer gedenken!

Praktische Winke für das Reformationsfest

von **Friedrich Spitta.**

Vgl. meine Ausführungen über Reformationsfeiern M.-Schr. I, 220 f.

Unsere Nummer bietet in der Musikbeigabe Orgelpräludien zu dem Luther- und Zwingli-Liede von Max Reger, die hoffentlich vielfach Verwendung finden. Für das Lutherlied bedarf es keiner weiteren Empfehlung, es wird am Reformationsfeste überall in den evangelischen Gemeinden angestimmt werden, nicht bloß in denen lutherischer Konfession. Auch das Zwinglilied hat seit unseren Veröffentlichungen M.-Schr. II, 196—199. 231—235. 320—322 u. s. w. von Jahr zu Jahr weitere Verbreitung gefunden, und es ist uns eine besondere Genugthuung, daß man jetzt auch in der Heimat des Reformators, der Schweiz, wo man erst dem romanischen Gesangbuch für Graubünden abgesehen,[1]) das Lied in die öffentlichen Gesangbücher der Neuzeit nicht aufgenommen hat, es immer häufiger anstimmt. In Goldschmids 26 Kirchenliedern für dreistimmigen Männerchor ist es aufgenommen worden, und in diesem Jahre hat man es z. B. in den Festgottesdiensten des 5. schweizerischen Kirchengesangstages in Zürich und der Schweizerischen Predigerversammlung in Winterthur mit Begeisterung gesungen. In Deutschland ist es letzthin nun durch das neue elsässische Gesangbuch in den Gebrauch der Gemeinden gekommen. So wird es bei den Reformationsfeiern meistens dem Chor zu übertragen sein. Ich erinnere daran, daß es in den Sonderabdrücken unsrer M.-Schr. in vierfachem Satze für die Gemeinde, für Kinder-, Männer- und gemischten Chor, erschienen ist. Man versäume nicht, rechtzeitig Bestellungen auf dieses Stück zu machen, das bereits in 6. Auflage (10 000 Ex.) erschienen ist und schon einmal gerade vor dem Feste vergriffen war. Der besonders niedrige Preis beträgt für das Exemplar 10 Pf., bei Partieen von 15 Exemplaren an je 6 Pf. Denselben Preis hat das ebenfalls wiederholt aufgelegte Reformationslied von Schütz „Komm! her des Königs Aufgebot“. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die eindrucksvolle und nicht schwierige Motette für das Reformationsfest von Mechsler hingewiesen. Bezüglich einer anderen zuerst von der M.-Schr. veröffentlichten Komposition für das Reformationsfest „Frisch auf in Gottes Namen“ von Max Bruch, M.-Schr. I, 222 bin ich letzter Zeit wiederholt gefragt worden, wo Partitur und Stimmen dazu zu haben seien. Die Komposition ist in den Verlag von

---

1) Canzuns choralas per baselgia scola, famiglia e societad. 2 ed. Cuira, Casanova 1899. Nr. 67. An Genauigkeit der Nachbildung der Reime des Originales steht diese Übersetzung hinter der älteren von Champel (M.-Schr. III, 62) zurück.

Simrock-Berlin übergegangen und von dort zu beziehen.[1] Der Vortrag dieses Liedes vom Chor unter Begleitung von Orgel und Posaunen im Wechsel mit dem Gemeindegesang von „Ein feste Burg" (vgl. III. Sche. I. 221) hat sich an vielen Orten fest eingebürgert.

Besonders gern wird man das Reformationsfest durch liturgische Feiern auszeichnen, aber gerade bei dieser Gelegenheit sollte man sich der Freiheit bedienen, diese Feiern nicht nach einem angeblich autoritativen kirchlichen Schema, etwa in Anschluß an die altkirchliche Vesperform zu gestalten, sondern frei aus dem, was sich an Stoff zur Betrachtung und zum Gesang gerade an diesem Tage darbietet. In dieser Beziehung verweise ich gern auf den Aufsatz von Thummins in diesem Jahrgang der III. Sche. S. 79 ff. über die Müller-Hartung-sche Reformationsfeier. — Ich selbst möchte auf zwei Punkte noch besonders die Aufmerksamkeit unsrer Leser richten. Zuerst was die **Lektionen** bei den liturgischen Andachten betrifft. Fast durchweg hält man es für nötig, daß diese aus der Bibel genommen seien, und es blieb nicht ohne Widerspruch, als beim Festgottesdienste des deutschen Kirchengesang-vereins zu Straßburg neben der biblischen Lektion auch eine solche aus den Schriften der Reformatoren gehalten wurde. Aber auch an Nachfolgern hat es nicht gefehlt. Und in der That ist nicht wohl einzusehen, weshalb man wohl die Lieder der Reformatoren singen, nicht aber die herrlichsten Äußerungen aus ihren Schriften vorlesen dürfe. Daß gerade dieses am Reformationsfeste das Naturgemäße sei, ahnte ich dunkel, als ich im Jahre 1883 in meiner Schrift über die Liturgische Andacht am Luther-Jubiläum (Halle, Niemeyer) die drei von mir vorgeschlagenen biblischen Lektionen mit Äußerungen Luthers einleitete. Es ist eine ganz am Äußerlichen hangende Gesetzlichkeit, wenn man meint, ohne **biblische** Lektionen sei ein evangelischer Gottesdienst undenkbar. Wo hören einmal unsre Gemeinden die Worte unsrer Reformatoren, und wann wären sie williger, diese aufzunehmen, als am Reformationsfeste? Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Zwingli, Butzer, Blaurer, Zwick, Brenz u. s. w. bieten in volkstümlichen Aussprüchen so viel Herrliches und unmittelbar Packendes, daß es für Pfarrer und Gemeinde eine Lust sein müßte, das am Reformationsfeste wieder lebendig werden zu lassen. Ja es sollte möglich sein, die Worte dieser Männer dadurch noch besonders lebendig zu machen, daß man sie gelegentlich auch in ihrer dialektischen Eigenart giebt, soweit diese in den betreffenden Gegenden verstanden wird, das Niedersächsische von Doktor Pomeranus, das Schwäbische von Blaurer und Brenz, das Alemannische von Butzer und Zwingli u. s. w. Kurze einleitende Worte des Pfarrers würden die Gemeinden hierüber wie über die Eigenart der verlesenen Stücke schnell aufklären. Solche Lektionen umrahmt von Liedern unserer Reformatoren, das Ganze nach einem natürlichen, einfachen Gedankengang geordnet, würden gesegnete Feiern geben. Meine Absicht, Beispiele dieser Art hier mitzuteilen, mußte ich wegen Raummangels aufgeben. Ich bitte nun unsere Theologen und Liturgiker, selbst einmal die Schriften der Reformatoren zur Hand zu nehmen, um passende, nicht zu knapp bemessene Lektionen ausfindig zu machen und diese dann zu einer Feier zusammenzustellen. Wenn sie mir solche Arbeiten zuschicken wollten, so würde sich im folgenden Jahrgang wohl der Raum finden, sie für das Reformationsfest des nächsten Jahres weiteren Kreisen dienstbar zu machen.

Neben liturgischen Feiern der genannten Art, in denen die Lektion vorherrscht, sollten auch solche stehen, in denen der **Gesang** alles bestimmt. Hat gerade die Reformation uns das deutsche Gemeindelied geschenkt, so sollte eben an diesem Feste eine Gelegenheit geboten sein, wo dieses auf die ausgiebigste Weise sich äußern könnte. Das wird am besten und reichsten dadurch geschehen, daß man nach Art der „Singstunde" in der Brüdergemeine (vgl. III. Sche. VI, S. 118 ff.) die hierher gehörigen Lieder zu einem Ganzen zusammenstellt, das von den Liturgen, der Gesamtgemeinde und den Chören ausgeführt wird. Ich gebe für eine derartige Form ein Schema, bei dem ich mich der Lieder unsres neuen elsässischen Gesangbuchs bediene, und das man leicht nach den verschiedenen anderen Gesangbüchern umgestalten kann.

Präludium über „Ein feste Burg" (siehe Kalenderbeigabe).
Gemeinde: Ein feste Burg ist unser Gott (Nr. 103, 1).
Kinder: Erhalt uns Herr bei deinem Wort (Nr. 104, 1—3).
Chor: Gott Fried zu unsrer Zeit, o Herr (Nr. 107, 1).
Männerchor: Herr, nun selbst den Wagen halt (Nr. 108, 1—5).
Frauen und Männer abwechselnd: Wach auf, wach auf (Nr. 112, 1—4).
Gemeinde: Mit unsrer Macht ist nichts gethan (Nr. 103, 2).
Chor: Verzage nicht, du Häuflein klein (Nr. 113, 1—3). Am besten Str. 1 Männer, Str. 2 Frauen, Str. 3 gemischter Chor.
Kinder: Es muß uns doch gelingen (Nr. 706, 1, 2, 4).
Gemeinde: Und wenn die Welt voll Teufel wär (Nr. 103, 3).
Männer: Lob sei dir, Jesu Christe (Nr. 109, 1).
Frauen: Darum erhebt die Stimmen (Str. 2).

[1] Partitur 3 Mk., Orgelstimme 0,50, Posaunenstimmen je 0,50, Singstimmen je 0,15.

Beide. Dem wolln wir frei ergeben (Str. 8).
Chor. Die Hoffnung harrt der rechten Zeit
Ob sich's anließ, als wollt er nicht (Nr. 103, 3. 4).
Kinder. Einer ist König, Immanuel siegt (Nr. 102, 1. 5).
Chor. Dein Wort ist unsres Herzens Trutz (Nr. 101, 7. 8).
Gemeinde: Das Wort sie sollen lassen stahn (Nr. 103, 4).

Bei dieser Zusammenstellung sind alle Lieder des Reformationsfestes im elf. Gesangbuch mit Ausnahme des Comenischen „Triumphiere, Gottes Stadt“, verwendet worden. Zu Worte kommen aus der Reformationszeit Luther, Speratus, Zwingli, Copius, Blaurer, Vogther, Selnecker, von späteren Altenburg, Wendorf, Weyrmüller. Das Lutherlied, welches das Ganze trägt, ist mit voller Orgel und, wo möglich, mit Bläsern zu begleiten, bei jeder der 4 Strophen hat die Gemeinde einzusetzen. An den Schlußvers schließe sich am besten wieder das Orgelstück, das den Gottesdienst einleitete. Gesprochen wird nichts. Der Klang geht in der Gemeinde auf, doch ist es sehr wirkungsvoll, wenn er von der 1. und 4. Strophe des Lutherliedes je die erste Zeile intoniert mit heller Stimme, während die Orgel schweigt. Ein solcher Gottesdienst wäre eine Hochfeier des evangelischen Kirchenliedes, wie sie gerade am Reformationstage am Platze ist, und hätte überdies das Gute, daß die Gemeinde auch die Gesänge des Chores in ihrem Gesangbuche nachlesen könnte.

Kleine Mitteilungen.

Eine Zuwendung von ganz besonderem Werte wurde der Greifswalder Universitäts-Bibliothek von dem am 20. September 1900 als Pastor an St. Nicolai zu Greifswald verstorbenen Lic. theol. Elias Otto Dietrich Krause zu teil, welcher ihr durch letztwillige Verfügung die hymnologische Abteilung seiner Büchersammlung zusammen mit seinen handschriftlichen Kollektaneen zur Geschichte des evangelischen Kirchenliedes vermacht hat. Mit dieser Schenkung erhielt die Bibliothek eine rund 1900 Bände umfassende, mit vollendeter Sachkenntnis zusammengebrachte Sammlung von Gesangbüchern und hymnologischen Werken jeglicher Art. An der Herstellung eines Inventars hierzu und zu dem handschriftlichen, hauptsächlich aus Exzerpten zu den Drucken bestehenden Nachlasse, der größtenteils auf losen Quartblättern in mehr als 150 Quartfaszikeln enthalten ist, wird noch gearbeitet. — Es ist zu hoffen, daß dieses wichtige Hilfsmittel aus der Hand des auch für die M. Sch. thätig gewesenen Forschers (IV, S. 42) für die hymnologische Forschung nicht unbenutzt bleibe. Sp.

Bücherschau.

Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte. I. Das Altertum. Sechste Auflage, neu bearbeitet von Adolf Michaelis. Mit 652 Abbildungen im Text und acht Farbendrucken. Leipzig, E. A. Seemann, 1901. geb. 8 Mark.

Die kirchliche Kunst des Christentums hat ein reiches Erbteil von der Antike übernommen. Es giebt überaus zahlreiche Verbindungsfäden, die das heidnische Altertum mit der Gesamtgeschichte christlicher Baukunst eng verknüpfen. Aus dem römisch-griechischen Hause ist der Gotteстempel so gut wie das Typus der Kirchgemeinde entstanden. Namentlich die mit Alexander dem Großen anhebende hellenistische Zeit ist die Grundlage der ganzen weiteren Kunstentwicklung bis in die Neuzeit geworden. Also ist Grund genug dafür vorhanden, daß der christliche Theologe die Geschichte der alten Kunst studiere und daß die Monatschrift auch ihr Handbücher antiker Kunstgeschichte empfehle, wenn sie empfehlenswert sind. Dieses Handbuch aber ist empfehlenswert. Der Kunstwart, der in diesen Dingen zumeist meinen Geschmack trifft, wird wohl auch hier Recht haben, wenn er von allen zusammenfassenden Kunstgeschichten eben diese als „noch immer die beste“ bezeichnet. Die neue Auflage des ersten Bandes ist von Springer's altem Freunde, dem Straßburger Archäologen Michaelis, mit vollkommenster Stoffbeherrschung und feinstem Kunstgeschmack bearbeitet worden und hat dadurch an Wert nur noch gewonnen. Der Text ist die Hauptsache geworden, er findet in den Abbildungen nur seine unmittelbare Unterstützung. Aber auch eine vortreffliche Unterstützung, denn die zahlreichen Bilder sind fast ausnahmslos sehr gut gelungen. Eine sehr ansprechende Neuerung sind dabei die neuen farbigen Tafeln, die in dem von der rühmlichen Kunstfirma neuerdings mit bestem Erfolg gepflegten Dreifarbendruck hergestellt worden sind. Mit freudiger Spannung sehe ich dem Erscheinen der weiteren Bände entgegen und empfehle einstweilen lebhaft diesen ersten. Rich. Bürkner.

Druckfehler. In der Oechsleschen Motette Nr. 9 S. 329 muß die erste Note des Soprans im dritten System K. und nicht C. heißen.

Dank. Den vielen Lesern der M. Sch., welche mich durch Zusendung von Mitteilungen über meinen Vater in der Tageslitteratur aus Anlaß des 1. August erfreut haben, sage ich verbindlichsten Dank. Weitere Vervollständigung der Sammlung wäre mir sehr erwünscht. Spitta.

Notenbeigabe 1.

Vorspiele für Orgel über das Luther- und das Zwingli-Lied

von Max Reger

„Ein' feste Burg ist unser Gott"

Sehr lebhaft, mit Schwung

I. Man. *ff* (8', 4' 2', 16') sempre ben legato.

Manuale.

Pedale.

sempre ff e I. Man.

sempre I. Man., ff e ben legato.

sempre

cre - - - - - scen - - - - -

do. fff sempre cres - - - sempre

fff



Notenbeigabe 2.

„Herr, nun selbst den Wagen halt.“

Mäßig bewegt

sempre ben legato. sempre II Man. (8' 4')

II. Man (8' 4') I Man (8' 4')

Manuale.

(8' 16')

Pedale

p

crescendo. mf

mf

cres-cen-do. f

dim - mi - nu - en - do.

rit

p

pp

6. Jahrgang. Nr. 11 November 1901.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.
Anzeigenpreis für die gespaltene Petitzeile 25 Pf., für 1 ganze Seite 24 M., ½ S. 13,50, ¼ S. 7,50 M.

Zum Reformationsfeste.

Es muß uns doch gelingen,
denn Gott ist unser Schutz,
drum laßt uns fröhlich singen
dem bösen Feind zum Trutz.
Er muß doch unterliegen
mit aller Macht und List,
der Stärkre hilft uns siegen,
er heißet Jesus Christ.

Das Feld muß er behalten,
der ewge, starke Gott,
er wird allmächtig walten,
die Hölle wird zum Spott.
Umsonst ist ihre Tücke,
vergeblich ihre Wut;
in einem Augenblicke
entfällt ihr stolzer Mut.

Das Reich muß uns doch bleiben,
hier ist Immanuel,
er wehrt dem wilden Treiben,
er macht das Dunkel hell.
Wer will ihm widerstehen?
Mit Allmacht angethan
geht er auf lichten Höhen
die majestätsche Bahn.

Wir glauben seinem Worte,
wir baun auf seine Treu,
Er macht an jedem Orte
sein armes Häuflein frei,
er führts auf rechter Straßen
zu seines Namens Ruhm;
er kann uns nicht verlassen,
wir sind sein Eigentum.

Drum auf und singe fröhlich,
wer immer singen kann!
Die Thaten sind unzählig,
die er an uns gethan,
und wie in allen Zeiten,
so thut er immerdar.
Der Herr wird für uns streiten,
das ist gewißlich wahr!

Friedrich Weyermüller, Spezereihändler zu Niederbronn im Elsaß, 1810—1877. — Sein Lied, ein glaubensfrischer Nachhall von Luthers „Ein feste Burg" zu singen nach der Melodie „Vater will ich dir geben", hat Aufnahme gefunden im Evangel. Gesangbuch für Elsaß-Lothringen Nr. 206, sowie im Gesangbuch für die evang. Gemeinden in Ägypten Nr. 113 und ist auf dem besten Wege, ein Lieblingslied der Gemeinden zu werden.

Ein' feste Burg ist unser Gott

in lateinischem Gewande

von Realschuldirektor Dr. **Karl Löschhorn** in Wollstein

Es ist bisher in Deutschland ziemlich unbekannt geblieben, daß ein 1818 in Ramsberg (Westmanland) geborener und 1892 in Säter, einer kleinen Stadt Dalekarliens, verstorbener lutherischer Geistlicher C. E. A. Söderström außer einigen lateinischen und schwedischen Originaldichtungen eine im ganzen recht wohl gelungene lateinische Übersetzung von 126 Kirchenliedern aus dem 1819 von Joh. Olaf Wallin herausgegebenen schwedischen Gesangbuche geliefert hat. Dieselbe habe ich in Übereinstimmung mit Dr. Kaiser, Theol. Litteraturblatt Leipzig 1865 7/6 und B. Risberg, Kyrklig Tidskrift, 1895 6 häftet in der „Neuen Philolog. Rundschau", Gotha 1895, 20/7 sogar als eine bedeutende Leistung bezeichnen zu können geglaubt, wie ich denn auch Söderströms andere lateinische, unter dem Titel Carmina selecta veröffentlichte Gedichte an derselben Stelle warm empfohlen habe. Auffallen muß allerdings, daß die Übersetzung zwecks Erzielung geeigneter Reime die lateinische Quantität zuweilen verletzt und dafür die deutsche zu Grunde gelegt hat, auch die Synizese Dei nicht selten anwendet. Man wird jedoch diese Sonderbarkeiten mit der außerordentlichen Schwierigkeit, welche das Übersetzen alt christlicher Ausdrücke ins Lateinische mit sich bringt, entschuldigen.

Aus älterer Zeit haben sich drei Übersetzungen des Lutherliedes ins Lateinische erhalten, nämlich von Petrus Bambamus Malchoviensis (d. h. aus Malchow in Mecklenburg) aus dem Jahre 1609, von W. Ammon aus dem Jahre 1698 und von Joh. Ernst Goldhagen, 1753—1772 Rektor der Domschule zu Magdeburg, aus dem Jahre 1739. Von letztgenannter Übersetzung ist dem Berichterstatter übrigens nur der erste Vers, der von Dr. Kaelsan in der Vorrede zu Söderströms Carmina selecta angeführt wird und auch in den „Neuen Beiträgen von alten und neuen theologischen Sachen", Vol. 1—7, Leipzig 1751—1757 steht, bekannt geworden. Die Version des Petrus Bambamus findet sich in Petri Bambami Malchoviensis Hymnorum sacrorum germanico-latinorum libri VI, Rostochii 1609, die Ammon's in Hymnologia sacra sive decades octo hymnorum, quarum quatuor priorum plerosque melodia et rhythmo conformi germanicis latinos fecit, reliquas quatuor decades collegit et partim recensuit Jacobus Henricus Paulli, Hafniae 1698.

Die Übersetzung des Petrus Bambamus hat die Überschrift:

Hymnus Consolatorius et triumphalis contra Diaboli et Tyrannorum saevitiam ac furores, es (= ex) Psalmo 46 Davidis.

Carmen gen. 53. Tetracolon Enneastr.

1. Arx firma nostra est Deus	2. Est nostra nil potentia
Et arma subministrat	Statimque deperimus,
Hic in necessitatibus	Dei nisi dextera
Servis opem suis dat.	Salvi tuente simus.
Hostis vetus iam	Quaeris, qui est hic?
Effundit iram	Christus audit hic
Vis et dolus sunt,	Dux militaris
Quae tela suggerunt	Immo Deus gravis;
Par ei solo quis illi?	Huic palma cedit uni.

3. Sit plena tellus hostibus,
Qui nos velint vorare,
Nihil tamen pavebimus
Dux hic scit adiuvare
Satan furore
Torvus sit ore
Sed damni non dat
Quem Jova iudicat[1])
Verbo necans vel uno.

4. Verbum relinquent hoc ratum
Quicumque perduelles
Caesum iuvat Christus sacrum
Deinde ei rebelles
Raptent domus rem[2])
Caede coniugem
Natosque tollant,
Pusilla damna dant
Regnum pius manebit.

W. Ammon hat folgende Übersetzung des Lutherliedes gegeben

Carmen triumphale Lutheri Psalmus XLVI

W. Ammon, Interpr.

Metro iambico diametro analecto, Anacreontico et monometro supercatalecto, tricolo.

1. Arx firmo noster est Deus
Defensioque fortis,
E tribulationibus
Nos liberans subortis.
Dum nos acerba
Oppugnat ira
Antiquus hostis
In hisce terris,
Quem fraude nullus aequat.

2. Quid quaerimus resistere?
Statum fuisset actum[3])
Sed posse scimus vincere
Virum Deo protectum.
Vis nomen eius?
Is est Jesus
Christus, sed unus
Deusque verus
Victoriam reportans.

3. Sit plenus orbis daemonum
Qui nos vorare vellent,[4])
Nihil timemus, plurimum
Quamvis nocere tentent.[5])
Dux orbis ille
Turbet frematque,
Est alligatus
Et iudicatus
Vel verbulo peribit.

4. Verbum Dei ne funditus
Tollatur, ipsius ecce[6])
Praesens adest fidelibus
Dans dona spiritumque[7])
Dematur omne
Corpus domusque,
Cum prole cara
Coniux amica
Regnum Dei manebit.

Bei Joh. Eust. Goldhagen heißt der erste Vers:

Arx firma noster est Deus
Et forte munimentum
Ab hostium conatibus
In nosmet irruentum.
Insurgit daemonis
Perhorrida vis
Armata dolo
Furore callido,
Non terra fert aequalem.

Am wenigsten korrekt ist hiernach die Version Ammons, auch hat er und Bambamus zuweilen nur dem Sinne nach übersetzt. Verhältnismäßig am gelungensten erscheinen die Übertragungen von Goldhagen und die nun folgende von Söderström, abgesehen davon, daß sie leider nicht selten unrhythmisch ist, wie in noch höherem Grade die beiden ersteren.

---

1) Besser: Quem deus iudicat.
2) Besser: Raptent domum, rem.
3) Besser wohl: Nihil fuisset rectum mit Bezug auf das folgende protectum.
4) Besser: Qui nos vorare velint.
5) Besser wohl: Quamvis nocere malint.
6) Besser: Tollatur Deus ecce oder Tollatur, Deus usque (stets).
7) Besser: Dans dona spiritusque (auch im guten Sinne: Äußerungen des Geistes).

1. Arx Deus et refugium
Et praesens est tutamen,
In mala re fidissimum
Spei nostrae est fundamen
Tartari descendit dux,[8])
Jactat minas trux,
Iterrum praeparat
Et dolos fabricat
At illum non pavemus

2. Nil nostra vis suppeditat,
Sic mox dispergeremur,
Sed heros is nobiscum stat,
Quo tuti maneamus
Est, si nomen scire vis,[9])
Jesus Christus is,
Est Deus Dominus
Et victor unicus,
Aetarum structor throni

3. Si fines mundus dupliet,
Daemonibus obtectus,
Quum Dominus nobiscum stet,
Nil nostrum pavet pectus
Mundi dux damnatus nam[10])
Est prostratus iam;
Non filum capitis
Curvabit eius vis
Hunc sternit unum verbum

4. Dei verba stant solatia,
In sinu quam gestamus,
Non terrae, — coeli gratia
Gaudentes militamus;
Sumus semper alacres,[11])
Etsi eripiantur res,
Lux, vita, transeant,
Dei iussa maneant!
Dei regnum nos tenemus

Die erste deutsche Liturgie der katholischen Kirche
im Zeitalter der Aufklärung

von Lic th Rudolf Günther, Dekan in Langenburg

(Schluß)

Hand in Hand mit den liturgischen Neuerungen geht die Einrichtung eines Gesangbuchs für den Gebrauch der Hofkapelle Es ist mit den Diözesangesangbüchern jener Zeit nicht zu vergleichen. Wie Herzog Karl überhaupt sein Land nicht empfinden lassen wollte, daß er katholisch getauft war, so war auch die Neuordnung des Gottesdienstes in seiner Kapelle von der Absicht bestimmt, denselben den daran teilnehmenden Protestanten gefällig zu machen Dies spricht die Vorrede zu der ersten Auflage des Gesangbuchs so deutlich als möglich aus „Se. Herzogl. Durchlaucht wollten nämlich in diese Sammlung nur solche Gesänge aufgenommen wissen, die das praktische Christentum empfehlen und von allen Christen unseres Vaterlandes mitgesungen werden können, ohne daß sie in ihrer Andacht durch Stellen gestört würden, welche ihrer innern Überzeugung Gewalt anthun" Die Auswahl der Lieder und Melodien wurde von Werkmeister besorgt und vom Herzog genehmigt Die erste Auflage von 1784 enthält 45 Lieder, die vorzugsweise aus dem Berliner und dem Göttinger Gesangbuch sowie aus Zollikofers Sammlung geistlicher Lieder und Gesänge entlehnt sind Dem Wunsche des Herzogs entsprechend sind sie nach den Sonn- und Feiertagen des Jahres eingeteilt Gellert ist am meisten, nämlich mit 15 Liedern berücksichtigt, von Älteren sind nur N. Decius mit Allein Gott in der Höh und P Gerhardt mit seinem

[8]) Besser Descendit daemonum Jam permagna vis.
[9]) Besser Si nomen scire vis, Est Jesus Christus is.
[10]) Nicht schlecht, besser Dux orbis fami, Ore torvus sit.
[11]) Besser Nos simus alacres

Sommerliede vertreten. Namentlich das letztere ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Was bei einer Verteilung jener allgemeinen Betrachtungs- und Tugendlieder auf die Kirchenjahrszeiten herauskommen mußte, zeigen wenige Beispiele. An den Sonntagen nach Weihnacht und nach Neujahr wird ein Danklied im Winter angestimmt. Die Lieder der beiden ersten Epiphaniensonntage handeln von Gott und seinen Vollkommenheiten. Auf den ersten und zweiten Sonntag nach Ostern ist ein Danklied im Frühling gelegt. Die Melodien wurden aus dem Melodienbuch der evangelischen Kirche Württembergs ausgewählt, wie Werkmeister bemerkt, schon darum, weil man auf die Unterstützung des Kirchengesangs durch die zahlreichen Protestanten, welche die Predigten in der Hofkapelle besuchten, rechnen mußte. Bei denjenigen Liedern, welche für die Feiertage bestimmt waren, sah sich Werkmeister genötigt, seinen Vorlagen leise Beziehungen zum Gegenstand des Tages zu geben, ein Verfahren, das einen Rezensenten der Berliner Allgemeinen Deutschen Bibliothek veranlaßte, über das Buch herzufallen in der Meinung, daß sein Verfasser ein verkappter Jesuit sei. Übrigens erhielt Werkmeister, der mit Nicolai in Verkehr trat, bei dem Fortgang seiner liturgischen Bemühungen die verdiente Genugtuung. Auch fand das Gesangbuch sonst die erwünschte Aufnahme. Die tausend Exemplare der ersten Auflage waren schnell vergriffen. Nun zählte Stuttgart 1770 im Ganzen 15144 Einwohner, und wenn diese Zahl sich auch seit der Anwesenheit des Hofes merklich erhöhte, so ist jener rasche Absatz doch nur dadurch zu erklären, daß dieses dem Bedürfnis kirchlicher Aufklärung entsprechende Gesangbuch auch außerhalb der katholischen Hofgemeinde Abnehmer erhielt. Im Jahr 1786 erschien eine zweite und dritte Auflage, welche die Zahl der Lieder um 56 vermehrte, auf das seitherige Einteilungsprinzip aber verzichtete. 1797 erlebte das Gesangbuch eine vierte Auflage, abermals um 52 Lieder von demselben hymnologischen Charakter bereichert. Um das Gesangbuch zu noch allgemeinerem Gebrauche zu erheben, sind nun auch Meßgesänge zum Introitus, Gloria, Credo, Sanctus, ferner ein deutsches Pange lingua, ein Gesang am Ende der deutschen Messe aufgenommen. Von dem Geiste dieser Meßgesänge mag folgende Umschreibung des Credo Zeugnis geben:

Wir glauben und bekennen,
Daß aus höchstweisem Rat
Gott, den wir Vater nennen,
Die Welt erschaffen hat,
Daß er uns Menschenkinder
Durch seinen Geist regiert,
Den Frommen und den Sünder
Dereinst auch richten wird.

Wir glauben und bekennen,
Daß Du, o Jesu Christ,
Den wir Sohn Gottes nennen,
Für uns gestorben bist.
O gib, daß Deine Lehre,
Dein Evangelium
Die Tugend in uns mehre
Und wahres Christentum.

Am Schluß des Gesangbuchs ist ein „Allgemeines Toleranzlied“ zu lesen. Dieser vierten Auflage sind außer dem Abendmahlsformular auch die von Werkmeister verfaßten Kirchengebete am vollständigsten beigegeben. Neben dem Salzburger katholischen Gebetbuch fand namentlich dieses Gesangbuch der herzoglichen Hofkapelle den Beifall der katholischen Aufklärungstheologen.

In der katholischen Hofgemeinde haben die liturgischen Neuerungen überhaupt keinerlei Schwierigkeiten verursacht. Schon die Vorliebe des Herzogs für diese Anstalten empfahl sie den Mitgliedern derselben, wiewohl der erstere weit davon entfernt war, seine religiösen Meinungen jemandem aufdrängen zu wollen, wie u. a. die herzoglich württembergische Verordnung gegen die Neuerungen in

der Lehre, die protestantischerseits erging,[15]) beweist. Die aufgeklärten Hofprediger fanden auch über den Kreis ihrer Konfessionsgenossen hinaus Anklang. Fremde Kirchenfürsten wie der Fürstbischof von Speyer Graf von Styrum, bezeigten dem Herzog über die von ihm getroffenen Einrichtungen ihren Beifall Dagegen stieß sein Versuch, die Pfarrer von Hofen und Justingen, woselbst das öffentliche Exerzitium der katholischen Religion rechtens war, zur Annahme derselben zu bewegen, auf Widerstand von seiten der bischöflichen Behörde in Constanz, die auch das Werkmeister'sche Gesangbuch an der Hofkapelle abgestellt zu sehen wünschte. Der Stuttgarter Ritus galt zugleich für die Hofkapellen in Ludwigsburg[16]) und Hohenheim. Er umfaßte auch eine deutsche Totenmesse, während die letzte Ölung von den Änderungen nicht berühret wurde

Es erübrigt noch das weitere Schicksal zu verfolgen, welches diesen ersten Versuchen, unter dem Einfluß der Aufklärung die katholische Liturgie umzugestalten, beschieden war Ihre nächste Folge ist eigentümlich genug, indem sie um weniges die päpstliche Legitimation der zweiten Heirat des Herzog Karl verhindert hätten

Karl hatte nach dem Vorbild Ludwig XV von Frankreich in der Person einer adeligen Frau, Franziska von Leutrum geb von Bernardin, sich eine einzige Geliebte erwählt. Als er sie kennen lernte, lebte sie in unglücklicher Ehe mit einem alten rohen Freiherrn, dem sie als Tochter einer armen Adelsfamilie verbunden worden war Ihr Gatte gab sie frei, und das evangelische Konsistorium ließ sich herbei, ihre Ehe für ungiltig zu erklären Kaiser Joseph II erhob sie zur Reichsgräfin von Hohenheim. So wenig vorwurfsfrei die Stellung dieser Frau war so ward doch ihr wachsender Einfluß auf den Herzog vom Lande wohltätig empfunden, sie hat viel dazu beigetragen, daß sein Bild in der Volkserinnerung sich verklärte, sie selbst hat als der gute Engel des Herzogs und auch als die Gönnerin des Theosophen Michael Hahn im Volke ein überaus freundliches Gedächtnis zurückgelassen Nach dem Tode seiner von ihm getrennt lebenden Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth von Brandenburg Baireuth, einer Nichte Friedrichs des Großen, die am 6 April 1780 aus dem Leben schied, reifte in dem Herzog der Wunsch, die Geliebte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen. Auch die abschlägige Antwort welche ihm der Papst 1781 in dieser Angelegenheit erteilte machte ihn nicht irre Er vertraute sich dem Reichsprälaten von Neresheim an,

---

[15]) Vom 12 Februar 1780 Reyscher, Sammlung der württembergischen Kirchengesetze I, S 690 ff

[16]) Als Beispiel der Toleranz jener Zeit sei folgendes Vorkommnis angeführt über welches Werkmeister in seiner Geschichte der Hofkapelle S. 326 berichtet „Als das württembergische Regiment welches der Herzog für Holland errichtet hatte im Begriff war, nach dem Kap abzugehen schickten wir den Hofprediger Schneider nach Ludwigsburg um in Gemeinschaft mit dem dort befindlichen Hofprediger Mayr die katholischen Soldaten des Regiments feierlich dem protestantischen Prediger Spöhn welcher mit nach dem Kap ging, anzuempfehlen Es war eine rührende Ceremonie Nachdem die katholischen Soldaten in der katholischen Hofkapelle das hl Abendmahl empfangen hatten traten die beiden Hofprediger mit dem protestantischen Prediger zum Altar, umarmten einander wie Brüder vor dem ganzen Volke und der Hofprediger Mayr bat den Feldprediger im Namen der Hofkapelle, daß er die Katholiken seines Regiments in seine besondere Leitung nehmen, ihnen religiöse Erbauungsstunden halten den Kranken durch geistliche Zusprüche sie stärken und trösten und überhaupt Lehrers- und Vaterstreue an ihnen ausüben möchte Spöhn versprach es öffentlich und beide Hofprediger beschlossen mit einer Anrede an die Soldaten, worin sie ihnen Vertrauen Achtung und Liebe gegen den Feldprediger einzuflößen suchten" Das Urteil über den Handel des Herzogs mit dem Blut seiner Unterthanen wird hierdurch nicht berührt

der mit Hilfe Werkmeisters Gutachten angesehener Theologen über die Frage beschaffte, ob der Herzog als Katholik eine geschiedene Protestantin heiraten könne. Aber kein maßgebender Kirchenfürst war zu einem entschiedenen Schritte zu bewegen, nachdem der Papst bereits gesprochen hatte. Der Reichsprälat konnte dem Herzog nur den Rat geben, die Heirat einmal zu vollziehen, da im Fall einer vollendeten Thatsache von Rom am ehesten eine Dispensation zu erlangen sei. Dies geschah denn auch im Herbst 1784, Werkmeister fungierte neben dem Staatsminister als Trauzeuge. Die Verbindung wurde geheim gehalten, auf einen Februarsonntag d. J. 1786 befahl der Herzog Werkmeister, im Kirchengebet der Reichsgräfin als herzoglicher Gemahlin zu gedenken. Hierauf wurde die Vermählung bekannt gemacht.

Die Sache erregte begreifliches Aufsehen, in einem wehmütigen Schreiben vom 30. September desselben Jahres mahnte Pius VI. den Herzog seinen Schritt zurückzunehmen. Wiewohl dieser sich durch die päpstliche Entscheidung im Gewissen wenig beunruhigt fühlte, lag es ihm doch schon um seiner Gemahlin willen an, die Anerkennung seines ehelichen Verhältnisses durch die oberste kirchliche Autorität zu erlangen. Er entsandte den weltgewandten Obersten von Mylius, der, obwohl Protestant, doch mit katholischen Kirchenmännern Verbindungen hatte, an den römischen Hof, um dort die Angelegenheit persönlich zu betreiben. Nach mancherlei diplomatischen Verhandlungen schien endlich die Zustimmung des Papstes nahe gerückt. Da drohte ein Artikel der jansenistischen Gazette ecclésiastique, welcher über die rühmlichen Bemühungen des Herzogs und seiner Hofprediger um eine reinere Liturgie etwas übertrieben berichtete, alle Aussichten auf einen günstigen Ausgang zu vernichten. Der an den Verhandlungen beteiligte Abbé Zaccaria bemerkte dem Unterhändler des Herzogs, wie doch dieser hoffen könne, daß ihm der Papst willfahren werde, da er durch seine Neuerungen die katholische Einheit vernichte und die päpstliche Autorität in Bestimmung der Liturgie ganz auf die Seite setze. Herr von Mylius konnte zwar die beruhigende Versicherung geben, daß sowohl der Fürstabt von St. Blasien als der augsburgische Weihbischof von Ungelter, der letztere sogar öfters selbst in seiner, des Obersten, Begleitung dem Gottesdienst in der Hofkapelle beigewohnt und nicht nur keinerlei Anstoß genommen, sondern vielmehr das Erbauliche und Zweckmäßige desselben gegen ihn gerühmt hätten. Aber doch wurde sofort ein Bericht der Hofprediger eingefordert, welche sich nun daran erinnerten, in welchen bescheidenen Grenzen sich die vom Herzog gewünschten Neuerungen ursprünglich bewegt hatten. So erfuhr Pius VI. ebenso viel von der Wahrheit, als ein Papst auf diese Anspruch hat, und wenn die katholische Kirche auf alle Sinne wirkt, nur nicht auf den Wahrheitssinn, so bewiesen auch die aufgeklärten Hoftheologen an ihrem Teil, wie schwer es selbst redlichen Männern wird, sich von den Nachwirkungen ihrer Priestererziehung frei zu machen. Immerhin kommt auch ihnen wie ihren protestantischen Gesinnungsgenossen die Thatsache zu gute, daß sie sich der Tragweite ihrer Abweichungen vom geltenden Lehrbegriff nicht bewußt waren. In der That erließ der Papst im Februar 1791 ein Breve, in welchem die erste Ehe der Reichsgräfin für nichtig, hingegen die Ehe des Herzogs mit ihr für giltig und den katholischen Grundsätzen vollkommen entsprechend erklärt wurde. Von einer förmlichen Genehmigung der liturgischen Einrichtungen der Hofkapelle ist nichts bekannt; Werkmeister hat sich seinen Gegnern gegenüber, die ihn um derselben willen anfochten, nie auf eine solche berufen, was er doch selbstverständlich nicht unterlassen hätte. Auch seine

Geschichte der Hofkapelle, die bis zum Jahre 1797 (bezw. 1806) reicht, weiß nichts davon. Es ist ohnedem schwer denkbar, daß Anstalten wie die geschilderten die Billigung Pius VI. hätten erhalten sollen. Ebenso spricht dagegen Werkmeisters persönliches Geschick, das noch kurz zu erwähnen ist.

Am 24. Oktober 1793 starb Herzog Karl. Ihm folgte in der Regierung sein bigotter Bruder Ludwig Eugen (1793—1795). Die Hofkapelle, welcher Herzog Ludwig bis dahin fern blieb, wurde 1794 in den alten Stand gesetzt, Werkmeister mit einer schimpflichen Pension entlassen, das Hofpredigerkollegium erneuert und auch der frühere Titel wieder hergestellt. Werkmeister wurde von dieser Wendung der Dinge nicht unvorbereitet betroffen. Schon nach dem Erscheinen seiner Beiträge zur Verbesserung der katholischen Liturgie in Deutschland, welche ein gewisses Aufsehen erregt hatten, hatte der Fürstbischof von Constanz dem Herzog nahe gelegt, diesen beständiger Aufsicht bedürftigen Mann in sein Kloster zurückbringen zu lassen. Der Generalsuperintendent und Oberhofprediger Junkheim in Ansbach, welcher mit Werkmeister nicht einmal näher bekannt war, hatte 1790 noch auf seinem Sterbebette Anstalt getroffen, um eine ihm zugekommene Nachricht von feindseligen Plänen des Prinzen Ludwig gegen den ihm anstößigen Hofprediger dem Bedrohten auf sichere Weise übermitteln zu lassen. Die Freunde rieten diesem, sich jetzt schon in sein Kloster zurückzuziehen. Werkmeister hielt das Gegenteil für geratener, er betrieb und erreichte seine Säkularisation. Nach seiner Entlassung, die er um so härter empfand, als seine Gesundheit um jene Zeit erschüttert war, fand er trotz seines Austritts aus dem Ordensverband ein wohlthuendes Asyl bei dem Prälaten von Neresheim, bis er unter Herzog Friedrich Eugen (1795—1797) wieder in seine alte Stellung zurückberufen wurde. Die Propaganda erteilte nach einigem Zögern wieder die Fakultäten. Nun wurde das Werkmeistersche Gesangbuch dem Gebrauch zurückgegeben, die in verschiedenen Bistümern, besonders in Bayern und Österreich gebräuchliche gesungene Messe eingeführt und der nachmittägige Gottesdienst wie unter Herzog Karl gehalten. Dabei verblieb es unter dem evangelischen Herzog, nachmaligem Kurfürsten und König Friedrich II., nur daß jetzt die katholische Hofkapelle zu Stuttgart und Ludwigsburg aufgelöst und in einen Privatgottesdienst der katholischen Gemeinde verwandelt wurde. Durch das königliche Religionsedikt vom Jahre 1806 wurde dieser Privatgottesdienst in beiden Städten zum öffentlichen Gottesdienst mit allen Parochialrechten erhoben. Werkmeister hatte in Voraussicht des Kommenden noch vor der Auflösung der Hofkapelle die Pfarrei Steinbach unweit Stuttgart erbeten und von dem Patron derselben erhalten. Zugleich berief ihn der König 1807 in den geistlichen Rat, als dessen Mitglied er an der Reorganisation des katholischen Kirchen- und Schulwesens im Königreich thatkräftigen Anteil nahm, auch in diesen neuen Ehren und Würden seine Stimme immer wieder für die alten Grundsätze erhebend, den Idealen der Aufklärung bis in den Tod getreu.

Seine litterarischen Arbeiten beanspruchen nur noch historisches Interesse. Über seine hymnologische Thätigkeit können wir um so eher hinweggehen, als sein Gesangbuch vielmehr einen Beitrag zur Geschichte des protestantischen Kirchenlieds in der katholischen Kirche bildet. Das Streben nach einer Erneuerung der katholischen Liturgie hat ihn ebenso lebhaft als dauernd beseelt; nichts hat ihm auch mehr Feinde gemacht. Was er auf diesem Gebiet geleistet hat, ist mit den Mängeln aller rationalistischen Liturgien behaftet, wenn ihm auch viel engere Schranken gezogen waren, als den protestantischen Liturgikern des Rationalismus. Er ist nicht

ohne Empfindung für die Großartigkeit des römischen Kultus aber unvermittelt stellt er Altes und Neues neben einander In den gravitätischen Schritt der Meßliturgie mischt sich der salonmäßige Tritt rationalistischer Rhetorik Was man immer an den liturgischen Erzeugnissen des Rationalismus tadeln wird, den Mangel an Einfalt und Unmittelbarkeit, an edler Volkstümlichkeit die intellektualistische und moralistische Verkürzung der Religion, den unzeitgemäßen und aufdringlichen Belehrungseifer, das Überwuchern der Subjektivität gegenüber dem historisch Gewordenen und objektiv Gegebenen die Sentimentalität und den nur auf die höheren Stände berechneten Salonton, das trifft ohne weiteres auch bei den von ihm verfaßten liturgischen Stücken zu. Aber eines hat doch die rationalistische Liturgik da vermocht wo sie sich ungehindert entfalten konnte, sie hat allen ihren Erzeugnissen ein einheitliches Gepräge verliehen Sie redete wirklich die Sprache der gebildeten Stände ihrer Zeit und sie trägt auch ihre Nüchternheiten und Plattheiten mit einer fast rührenden Zuversicht vor, Gedanke und Ausdruck decken sich, anders als bei der Mischung von Wahrheit und Vorsicht welche heute auch den freieren theologischen Stil im allgemeinen so unwirksam macht Betrachtet man Werkmeisters liturgische Stücke außerhalb des für sie angeeigneten Rahmens, in welchen sie hineingespannt sind, so darf von ihnen ein Gleiches gesagt werden

Er hat seinen Beiträgen zur Verbesserung der katholischen Liturgie das Wort Senecas Veniet tempus, quo posteri nostri tam aperta nos nescisse mirentur, als Motto vorgesetzt Das Verlangen nach einem andern Anteil des Volks am Gottesdienst als die lateinische Messe ihn gewährt, wird in der katholischen Kirche nicht verstummen, und eine spätere Zeit wird sich allerdings wundern daß, was das Aufklärungszeitalter auch hinsichtlich des Gottesdienstes an richtigen und probehaltigen Erkenntnissen bei katholischen Theologen hervorgebracht hat, so schnell und so völlig wieder vergessen worden ist

---

Liturgisches vom Kölner Gustav Adolf-Fest

von Lic. theol **A. Rosenkranz** in Köln.

Man sah der diesjährigen Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins mit Spannung entgegen weil die aufregenden Osnabrücker Tage noch frisch in aller Erinnerung waren Um so glänzender ist die Friedenstendenz des G. A. V durch die hiesigen Festtage gerechtfertigt worden. Die Hauptversammlung trug einen überaus erhebenden Charakter, was in den Festreden mehrfach ausgesprochen wurde, das im Tausenden von Festgenossen unmittelbar zum Bewußtsein es giebt eine evangelische Kirche über all den einzelnen Landeskirchen Und die gastliche Kölner Gemeinde hatte es an großartigen Vorbereitungen nicht fehlen lassen, um der Bedeutung des Festes auch sichtbaren Ausdruck zu verschaffen. Über die großen Versammlungen teils im altberühmten Gürzenichsaale teils im jungen Vereinshause, hat die Tagespresse berichtet Die Leser dieses Blattes interessiert vor allem die Frage: Hat man auch den gottesdienstlichen Veranstaltungen den rechten Festcharakter ausgeprägt?

Wie am Dienstag, 1 Okt, die geschmückte Trinitatiskirche betrat wo Hofprediger D Rogge das Fest durch seine Predigt „einläutete“ (wie er sagte) der hätte zweifellos einen Gottesdienst von hohem auch liturgischem Schwunge erwartet Und in der That als die riesige Gemeinde das Allein Gott in der Höh sei Ehr' anstimmte, da konnte es einem wohl warm ums Herz werden. Aber dann die Liturgie! Es war ein gewöhnlicher Sonntagsgottesdienst nach preußischem Agendenformular, und die Frage regte sich bei

manchem. Konnte bei dieser außergewöhnlichen Gelegenheit kein anderer Weg betreten werden als das gewohnte Geleise der allsonntäglichen Liturgie? Oder soll das als eine besondere liturgische Festgabe empfunden werden, daß der Lobgesang hübsch dreiteilig vorgetragen wurde: vom Geistlichen: Ehre sei Gott in der Höhe!, von der Gemeinde: und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, und vom Chor: Wir loben dich, wir benedeien dich rc.? Vollends unbegreiflich erscheint es aber, wie in einem und demselben Gottesdienst bald nacheinander gesungen werden konnte: Das Wort sie sollen lassen stahn, und: Großer Gott wir loben dich. Man wurde zwischen der allgemeinen christlichen Kirche, der evangelischen Kirche und der preußischen Landeskirche beständig hin und her geworfen, während doch das Eine ganz klar und scharf hätte herausheben müssen: die evangelische Kirche. Und solch ein Gottesdienst dauerte zwei Stunden! Wahrlich, manch einer hatte das Gefühl in eine große liturgische Wüste hineingeraten zu sein.

Am Mittwoch Morgen war es nicht viel besser: auch hier lag die Sonntagsliturgie zu Grunde, eingeleitet durch ein Danklied des Chores.

Dagegen schien sich alles kirchenmusikalische Können auf den Donnerstag Abend konzentriert zu haben, wo den auswärtigen Gästen und den einheimischen Freunden solcher Veranstaltungen ein Kirchenkonzert dargeboten wurde. Es ging in der hier üblichen Form vor sich, nur mit dem Unterschied, daß diesmal kein bezahlter Kirchenchor sang, sondern ein aus Gemeindegliedern zusammengesetzter. Über die Art und Weise des Dargebotenen soll nicht viel gesagt werden, an einem Händel'schen Orgelkonzert und einer Bach'schen Kantate konnte sich jeder herzlich erbauen. Zu der Veranlassung des Festes suchte man freilich meist vergebens nach Beziehungen. Was aber für einen jeden, der an diese „Sitte" der Kirchenkonzerte nicht gewöhnt ist, besonders anstößig sein mußte, war der Konzertcharakter der Feier. Ein dem Programm am Eingang beigegebener roter Zettel brachte die erschütternde Mitteilung, daß in Folge Heiserkeit des Herrn X. folgende Programm-Änderungen eintreten rc. „Die Orgel (op. 478)", so belehrte eine Anmerkung auf diesem Zettel, „ist erbaut von W. Sauer, Königl. Hof-Orgelbau-Anstalt zu Frankfurt a. O." Unwillkürlich kam einem der Gedanke: nächstens werde beim Gottesdienst durch rote Zettel bekannt gemacht werden: „Infolge Heiserkeit des Herrn Pfarrers X. predigt heute Herr Pfarrer Y." — Das sind scheinbar nur Äußerlichkeiten. Aber wer gewohnt ist, dieses Gebäude zum Zweck der andächtigen Sammlung zu betreten, den stößt solch ein Konzertgebahren, besonders wenn vor Beginn ein Summen des zwanglos geführten allgemeinen Gesprächs ungeniert durch das Gotteshaus zieht, und wenn man rings um sich her allerhand Unterhaltungen anhört, die sehr wenig zu diesem Hause passen. Da fragt man sich doch erstaunt: Wer giebt denn das Fest? Ist es nicht das Haus der Gemeinde? Und würde irgend sonst ein Gastgeber Gäste bei sich haben wollen, die so wenig den sonstigen Sitten des Hauses sich anpassen? Ich habe mich danach gesehnt, daß doch ein Gemeindelied am Anfang und am Schluß den Charakter der Zusammenkunft deutlich zum Ausdruck brächte. Dann würde jenes ungehörige Verhalten im Gotteshause mindestens stark eingeschränkt worden sein. Dann müßten freilich auf den gedruckten Texten die Namen der mitwirkenden Solisten wegfallen. Denn wer da als Einzelperson mit thätig ist, der wirkt doch nur als Glied der Gemeinde. Ein „Kirchenkonzert" würde dabei freilich nicht mehr übrig bleiben, wohl aber ein Gottesdienst, bei dem sich ein Mensch mit lebendigem Gemeindebewußtsein weit eher zu Hause fühlen würde. Aber es scheint, daß in Köln das liturgische Feingefühl mit der Freude an der Musik nicht gleichen Schritt hält. Sonst hätte hier, wo so viel musiziert wird, dem hohen Gaste der evangelischen Gemeinde etwas ganz anderes an liturgisch schönen Feiern geboten werden müssen. Ob dieser Mangel allseitig so schwer empfunden wurde, ist mir zweifelhaft; der erhebende Eindruck der Riesenversammlungen überwog begreiflicherweise die Ausstellungen, die man hie und da zu machen hatte. Und auch diese Zeilen sind nicht geschrieben aus nörgelnder Verkleinerungssucht oder Lust am Kritisieren, sondern nur dem herzlichen Wunsche, daß doch auch die vielgenannten „schönen Gottesdienste" demnächst mehr zur Verherrlichung solcher herzerhebenden Feste beitragen möchten.

Die Kirchenlitanei der Brüdergemeine

von Friedrich Spitta

Es ist ein namhaftes Verdienst von Professor Ed. Simons in Bonn, daß er auf die Bedeutung der lutherischen Litanei für unsere Zeit aufmerksam gemacht hat (M. Schr. V, S. 321—329). Eine Empfehlung dieses Kirchengebetes von Seiten eines Theologen, dem keiner reaktionäre bezw. katholisierende Neigungen nachsagen kann, ist wohl geeignet, auch entschiedene Gegner der Litanei nachdenklich zu machen. Meinem warmen Dank für den Gewinn, den ich durch Simons erfahren habe, möchte ich dadurch Ausdruck geben, daß ich seine Untersuchungen von einem Punkte aus weiterführe, den er selbst nur kurz berührt hat: ich meine den Gebrauch der Litanei in der Brüdergemeine. Um aber mit meiner Untersuchung nicht ins Uferlose zu geraten, so werde ich aus dem reichen Schatze von Litaneien und litaneiartigen Gebeten, den das Liturgienbuch der evangelischen Brüdergemeine (Gnadau 1892) enthält, nur die sogenannte „Kirchenlitanei“ in der jetzt offiziellen Gestalt einer Besprechung unterziehen. Sie findet sich in einer längeren und in einer verkürzten Form. Da die charakteristischen Züge auch in letzterer noch hervortreten, so wird es für den Zweck meiner Ausführungen im allgemeinen genügen, wenn ich mit Rücksicht auf den beschränkten Raum eben diese unseren Lesern, von denen die wenigsten das Liturgienbuch besitzen werden, mitteile. Ich bemerke noch, daß die vor dem Texte stehenden einzelnen Buchstaben L. und G. Abkürzungen für Liturg und Gemeinde sind.

L. Kyrie, G. Eleison!
Christe, Eleison!
Kyrie, Eleison!
Christe, Erhöre uns!

L. Herr, Herr Gott! Barmherzig, gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, der du bewahrest Gnade in tausend Glied und vergiebest Missethat, Übertretung und Sünde, und vor welchem niemand unschuldig ist, neige dein Ohr und höre, denn wir liegen vor dir mit unserm Gebet nicht auf unsre Gerechtigkeit, sondern auf deine große Barmherzigkeit.

G. Amen.
Lamm Gottes, heilger Herr und Gott,
nimm an die Bitt von unsrer Not,
erbarm dich unser aller!

L. Herr Gott, unser Vater im Himmel,
G. dein Name werde geheiligt, dein Reich komme u. s. w.
L. Herr Gott Sohn, der Welt Heiland,
G. bekenne dich zu uns!
L. Herr Gott, heiliger Geist,
G. bleib ewiglich bei uns!
Du heilige Dreieinigkeit,
wir loben dich in Ewigkeit.
Amen, Halleluja!
Halleluja!
Amen, Halleluja!

L. Christe, du Lamm Gottes,
G. erhöre uns!

L. Vor Gleichgültigkeit gegen dein Verdienst und deinen Tod,
vor aller Irrlehre,
vor aller Sünde,
vor Satans Mordgeist und Tücken,
vor dem ewigen Tode
G. behüt uns, lieber Herre Gott!

L. Deine menschliche Geburt,
dein Gehorsam bis zum Tode,
dein Todeskampf und blutiger Schweiß,
deine Marter, Wunden und bittrer Tod,
deine Auferstehung und Himmelfahrt,
dein Sitzen zur rechten Hand Gottes,
dein Wort und Sakrament,
deine Wiederkunft in Herrlichkeit
G. tröst uns, lieber Herre Gott!
Wir armen Sünder bitten, du wollest uns erhören, lieber Herre Gott,

L. und deine heilige christliche Kirche regieren und führen,
das Wort vom Kreuze unter denen, die nach deinem Namen genennet sind, allgemein machen,
treue Arbeiter in deine Ernte senden,
deinen Geist und deine Kraft zum Worte geben,
das Wort von der Versöhnung bis ans Ende der Tage unter uns erhalten,
alle Kinder Gottes zu einem Geiste vereinigen, daß sie sich von Herzen einander lieben und im Frieden auf Einem Sinne bleiben!

Wehre allen Ärgernissen und entferne die Verführer von deinem Volke,
sei aller deiner Knechte Licht und Trost unter Juden und Heiden,
mache Bahn unter ihren Füßen und spanne ihre Seile weit, auf daß die Fülle der Heiden bald eingehe
Segne unsre lieben Gemeinen aus den Heiden!
Erlöse das Volk Israel von seiner Blindheit!
Ach daß auch Ismael sollte leben vor dir!

G. Erhöre uns, lieber Herre Gott!

L. Gieb deinem Volke Hirten zu wahren und offenen Thüren für dein Evangelium,
allen Bischöfen Ältesten und Dienern deiner Kirche verleihe und bewahre heilsames Wort und heiliges Leben,
segne leite und behüte alle Beschützer und Pfleger deiner Kirche insonderheit den deutschen Kaiser und unsre liebe Landesobrigkeit sowie alle Beamte des Landes auf daß wir ein geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit
Mache uns unterthan aller menschlichen Ordnung um deinetwillen,
wehre allem Tumult und Aufruhr, allem Krieg und Blutvergießen,
bewahre uns vor Feuer- und Wassersnot, Hagel und Ungewitter, Pestilenz und teurer Zeit,
laß diese Erde ein Feld sein, das du, Herr segnest,
laß es redlich unter uns zugehen in allen Dingen,
segne den Arbeitsschweiß und die Handwerkstreue,
mach uns stets bereit Liebe zu üben gegen jedermann
und laß wohlzuthun und mitzuteilen uns nie vergessen!

G. Erhöre uns lieber Herre Gott!

L. Du Liebhaber der Menschen
hilf allen die in Not und Gefahr sind!
Besuche die Gefangenen und bringe sie zu wahrer Buße,
unschuldig Gefangene mache los und ledig,
tröste alle Betrübte und Blöde,
unterstütze das Alter,
sei der Waisen und Witwen Vater und Beistand und ein Versorger der Armen
pfleg auch der Kranken als deiner Geliebten,
und wenn du die Menschenkinder sterben lässest so gedenke daran daß du nicht allein für unsre Sünde, sondern für der ganzen Welt Sünde gestorben bist
Ja, du Gott über alles, gelobet in Ewigkeit,
werde allen Menschen ihr Heiland,
erbarm dich aller deiner Kreatur,
denn du hast alles durch dich versöhnet zu dir selbst es sei auf Erden oder im Himmel

G. Erhöre uns lieber Herre Gott

L. Segne und heilige den Ehestand
laß unsre Kinder in der Zucht und Vermahnung zu dir aufgezogen werden
welche ledig sind die laß um sorgen was dir angehört daß sie heilig sein am Leibe und am Geiste,
sei den Witwern und Witwen Freude und selige Hoffnung,
geuß deinen heiligen Geist über alle deine Knechte und Mägde aus!

G. Erhöre uns lieber Herre Gott!

L. Lehre uns bedenken daß wir sterben müssen und bereite uns zu einer seligen Heimfahrt,
erhalte uns mit der ganzen vollendeten Gemeine in ewiger Gemeinschaft
und laß uns dereinst bei der zusammen anruhen von unsrer Arbeit

G. Erhöre uns lieber Herre Gott!

L. O du Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt

G. erbarm dich über uns!

L. O du Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt

L. bekenne dich zu uns!

G. O du Gotteslamm das der Welt Sünde trägt

G. gieb uns deinen Frieden!

L. Dem Lamme, das geschlachtet ist und hat uns erkauft aus allen Nationen der Erde,
dem Herrn, der sich unsre Seelen erworben hat,
dem Freunde, der uns geliebet hat und gewaschen von Sünden mit seinem Blute,

der für uns gestorben ist zu einem Male, auf daß wir der Sünde stürben
der für uns auferstand, auf daß wir auch auferstünden
der für uns gen Himmel gefahren ist, uns die Stätte zu bereiten, und sind ihm unterthan die Engel und die Gewaltigen und die Kräfte,
dem sei Ehre zu aller Zeit in der Gemeine, die auf ihn wartet, und die um ihn her ist

G. von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

L. Kindlein, bleibet bei ihm, auf daß wenn er offenbaret wird, wir Freudigkeit haben und nicht zu Schanden werden vor ihm in seiner Zukunft.

G. Er, er ist meine Zuversicht alleine, sonst weiß ich keine.

L. *) Der Herr segne dich und behüte dich!
Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig!
Der Herr erhebe sein Angesicht über dich und gebe dir Friede!
In Jesu Namen.

G. Amen.

*) Oder: Die Gnade unsers Herren Jesu Christi
und die Liebe Gottes
und die Gemeinschaft des heiligen Geistes
sei mit uns allen! Amen.

Daß diese Litanei eine Bearbeitung der in der lutherischen Kirche gebräuchlichen Form ist, wie sie sich in den meisten Gesangbüchern und Agenden findet und deshalb hier nicht abgedruckt zu werden braucht, fällt unmittelbar ins Auge*). Die vier ersten Doppelglieder sind identisch, sodann folgt in beiden die Anrufung der drei Personen der Trinität, ferner die Bitten um Abwendung des Bösen mit der Antwort „Behüt uns, lieber Herre Gott“, sowie der Hinweis auf die erlösenden Wirkungen des Lebens Christi, ferner die Bitten um göttlichen Segen mit der Antwort „Erhör uns, lieber Herre Gott“, endlich der dreimalige Ruf zum Gotteslamm. Wenn nun aber Simons der Meinung war, man müsse die lutherische Litanei kürzen, um sie dem liturgischen Geschmack unserer Zeit näher zu bringen, so ist die Litanei der Brüdergemeine, die doch ein so großes Gewicht legt auf kurze, die Zeitdauer einer Stunde nicht überschreitende Gottesdienste, selbst in der kürzeren, oben mitgeteilten Form, bedeutend länger als die lutherische. Man könnte meinen, es zeige das eine Tendenz, welche der von Simons entgegengesetzt sei. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall. Das Bestreben, die lutherische Litanei so zu gestalten, daß sie weniger langweilig und eintönig werde und daß sie den veränderten religiösen Bedürfnissen Rechnung trage, ist bei der brüderischen Litanei auf das deutlichste zu bemerken, nur daß diese „Modernisierung“, wenn ich so sagen darf, mit ganz anderen Mitteln und auf einem ganz anderen Wege erreicht wird als bei Simons.

Dieser hält daran fest, daß die Litanei gesungen werde, aber eben dadurch kommt es schon zu einer größeren Länge. Beim Gottesdienst der Brüdergemeine dagegen wird sie zum großen Teile gesprochen. In der kleineren Form werden gesungen nur die vier Eingangsresponsen und die drei Bitten zum Gotteslamme sowie die Strophenstücke „Lamm Gottes, heilger Herre Gott“, „Du heilige Dreieinigkeit“, „Er, er ist meine Zuversicht alleine“. In der „großen Kirchenlitanei“ kommen dazu noch vier Strophenstücke und drei kurze Sätze des Chores. Auf diese Weise verläuft trotz des größeren Wortumfanges die Litanei schneller als die gesungene und bietet andererseits eine größere Mannigfaltigkeit des Ausdrucks nicht bloß als die gelesene, sondern auch als die gesungene. Unter den Gründen, welche Simons für die Wiedereinführung der Litanei beibringt, ist der Hinweis auf deren „herrlichen Tonsatz“ für mich keineswegs durchschlagend. Die kirchliche, traditionelle Weise ist der denkbar eintönigste, sich immer wiederholende Gesang auf den drei Tönen f g a, der nur bei dem Schluß-Kyrie noch eine Terz tiefer hinabsteigt. Die Abneigung gegen die Litanei erkläre ich mir ganz besonders aus dieser musikalischen Vortragsweise. Daneben existieren freie Kom-

*) Die Geschichte der Entstehung und Entwickelung der brüderischen Litanei wird demnächst unseren Lesern durch eine berufene Feder dargestellt werden.

positionen für den Kunstgesang, unter denen sich sehr ausdrucksvolle finden*). Aber zum Vortrag durch die Gemeinde eignen sie sich nicht; können überdies die mit der Eigenart des Textes nun einmal gegebene Monotonie nicht ganz überwinden und beanspruchen eine noch viel größere Zeitdauer als der Vortrag in der einfachen Form. Das Mittel der Verkürzung, das in dem sprechweisen Vortrag und in der auch von Simons empfohlenen Antwort der Gemeinde nicht auf jede einzelne Bitte, sondern je nur auf Gruppen von Bitten liegt, führt nun aber nicht zu der scheinbar gerade hier unvermeidlichen Eintönigkeit, weil die gesprochenen Teile immer wieder von gesungenen unterbrochen werden. Ob man die künstlerische Vermittelung dieser beiden Ausdrucksformen immer getroffen hat, ist eine andere Frage. Jedenfalls ist der hier eingeschlagene Weg zur Beseitigung eines Übelstandes bei der lutherischen Litanei sehr glücklich gewählt, um so mehr als es dadurch ermöglicht wird, die inhaltliche Umgestaltung nicht bloß durch das rein negative Mittel der Verkürzung zu vollziehen.

Im Vergleich mit den bescheideneren Änderungen, welche Simons an der lutherischen Litanei vorgenommen hat, zeigt sich bei der brüderischen ein ungenieretes Umgestalten, das wohl geeignet ist, den Liturgikern unsrer Tage mit ihrer kirchlichen Ängstlichkeit und historisierenden Peinlichkeit einen Schrecken einzujagen. So ist, allerdings erst um 1873, nach den ersten Bitterufen das Eingangsgebet „Herr, Herr Gott" eingeschaltet worden. Die Rufe an die drei Personen der Trinität erhalten einen völlig anderen Charakter. Statt des dreimaligen „Erbarm dich über uns" antwortet die Gemeinde auf „Herr Gott, unser Vater im Himmel" mit den Bitten und der Doxologie des Gebetes des Herrn, auf den Ruf zum Sohne mit „Bekenne dich zu uns", auf den zum heiligen Geiste mit „Bleib ewiglich bei uns". Rundet diesen Abschnitt der Gemeinde dann ab mit einem Lobgesang auf die heilige Dreieinigkeit, so erhellt daraus bereits, daß nicht bloß die Form, sondern auch der Grundcharakter der Litanei eine vollständige Umbildung erfahren hat, und zwar im echt evangelischen Sinne. Das tritt noch klarer hervor, wenn man beachtet, daß, wie oben bemerkt, das Bußgebet erst 1873 nicht geschickt eingefügt ist. Aus dem Flehn der „armen Sünder" mit einseitigem Bußton wird das Gebet der erlösten Gotteskinder, die wohl noch viel zu bitten haben im Leiblichen und Geistlichen, die aber zunächst seine Heilsoffenbarung bekennen und preisen. Dem entspricht nun auch, um das gleich hier zu erwähnen, der wahrhaft große und ergreifende Schluß der brüderischen Litanei: der dreifache Ruf zum Gotteslamm mündet nicht in die vier Anfangsresponsen, sodaß das Kyrie eleison das Ganze einrahmt, sondern in einen Hymnus auf „das Lamm, das geschlachtet ist". Daran reiht sich Mahnung und Gelübde, ihr Christen zu dienen, und das Ganze beschließt der Segen. Dabei ist noch zu beachten, daß die aaronitische Form nicht gebraucht wird ohne den christlichen Abschluß „In Jesu Namen", und daß statt des alttestamentlichen Wortes der apostolische Segen 2 Kor. 13, 13 nicht bloß gestattet ist, sondern entschieden bevorzugt wird (vgl. die Bemerkungen G. Burkhardts, M. Schr. I S. 303). Daß bei dieser wesentlichen Umgestaltung viel von dem verschwindet, was man instinktiv als dem christlich-evangelischen Charakter eines Gemeindegebets widersprechend beurteilt hat, liegt auf der Hand. Es ist damit das Schema verlassen, das die katholische Kirche in allen ihren Litaneien festhält, und damit eine Veränderung vollzogen, bei der einem wohl Röm. 8, 15 in den Sinn kommen darf.

Sehr tiefgreifend ist die Umgestaltung der alten Litanei in der Gruppe von Bitten, bei denen es sich um Bewahrung vor dem Bösen handelt, und die deshalb mit „Behüt uns, lieber Herre Gott" beantwortet werden. Während dort über die Hälfte der Bitten sich auf leibliche Übel bezieht, von denen Simons mit Recht sagt, daß wir gar nicht wissen können, ob sie uns nicht zum Heile notwendig sind und die jedenfalls in einem evangelischem Gebete nicht obenan stehen sollten, so enthält die brüdeeische Litanei nur solches, was der Seele schadet. Die fünf Bittrufe der „kleinen Kirchenlitanei" fügen zu den vier geistlichen Übeln

*) Vergl. z. B. die sechsstimmige von H. Schütz, Sämmtliche Werke XII S. 185—197, vgl. auch die vierstimmige S. 163—170, sowie die von Schoeberlein, Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs I, S. 731—749 mitgeteilten Kompositionen von Prätorius und Vulpius.

der alten Litanei noch die Gleichgültigkeit gegen Jesu Verdienst und Tod. Noch stärker tritt jene Absicht in der unverkürzten Form heraus, wo sich außerdem folgende Bitten finden: „vor der Schmälerung des Ruhmes an dir, vor unseligem Großwerden, vor aller Selbstgefälligkeit, vor unnötiger Verlegenheit, vor Mißverstand und Verstellung, vor leichtsinniger oder finsterer Schwärmerei, vor dem Betrug der Sünde". Man mag über das Einzelne urteilen, wie man will — in der Brüdergemeine ist man hiergegen am allerwenigsten kritiklos gewesen — so viel ist klar, daß auch hier eine evangelische Verinnerlichung des Gebetes vorliegt.

Eine solche wird man vielleicht am ersten vermissen in der folgenden Gruppe, die auf Hauptmomente des Lebens Jesu hinweist als die Quellen, aus denen dem Betenden Trost zuströmt. Die alte Litanei hat statt dessen: „Durch deine heilige Geburt, durch deinen Todeskampf und blutigen Schweiß, durch dein Kreuz und Tod, durch dein heiliges Auferstehn und Himmelfahrt, in unsrer letzten Not, am jüngsten Gericht — hilf uns, lieber Herre Gott". Daß die Einheit dieser Gruppe durch die beiden letzten Glieder gestört wird, liegt auf der Hand, die brüderische Litanei hat sie denn auch beseitigt. Simons dagegen möchte die ganze Gruppe streichen, weil „diese Verweisung auf isolierte Momente etwas die Einheitlichkeit des Heilandswerkes Zerspitterndes an sich hat". Und nun finden wir statt der vier Züge aus dem Leben Jesu in der kürzeren Form der brüderischen Litanei acht, in der längeren gar dreißig. Im Vergleich hiermit erscheinen die 4 Züge der alten Litanei in besonderer Beleuchtung: Menschwerdung, Tod und Auferstehung sind die drei Momente, auf denen nach dogmatischer Betrachtung die Erlösung durch Christus beruht. Dem gegenüber bieten die 30 Sätze der großen Litanei eine Fülle von bedeutsamen Zügen aus dem ganzen Leben Jesu, in Bezug auf welche der Eingangssatz sagt: „Mit dem ganzen Verdienste deines Lebens segne uns, lieber Herre Gott" — und der Schlußsatz: „tröst uns, lieber Herre Gott". Man kann ästhetische wie religiöse Bedenken gegen diese Art des Gebetes zu Jesus haben, und ein Blick auf die katholischen Litaneien zeigt die Gefahren, welche hier lauern, aber gewiß ist, daß die brüderische Litanei eine dem Empfinden ihrer Kirchengemeinschaft entsprechende Umgestaltung und Weiterbildung der älteren dogmatischen Form zeigt, gegen deren teilweise Rückbildung in der „kleinen Kirchenlitanei" ich als Mitglied der Brüderkirche mich gesträubt haben würde.

Der bedeutsamste Teil der Litanei ist der, welcher sich auf die Bitten für die konkreten Verhältnisse des Lebens in den verschiedenen natürlichen Gemeinschaften und Berufen bezieht und dessen Bitten mit „Erhör uns, lieber Herre Gott" aufgenommen werden. Hier bietet die lutherische Litanei 21 Sätze, welche von Simons auf 18 reduziert werden, während die brüderische Litanei in der kürzeren Form 52, in der längeren gar 82 hat. Trotz dieser Ausdehnung wird man sagen müssen, daß gerade hier die Fortbildung einen großen Fortschritt bedeutet, und daß formell wie inhaltlich eine liturgische Leistung vorliegt, die in vieler Beziehung geradezu für vorbildlich gelten muß. — In formeller Beziehung zeigt sich eine bessere Ordnung der Bitten. Mit Recht hat Simons darauf hingewiesen, daß die Bitte, welche die Früchte des Landes betrifft, nicht am Ende stehen dürfe, da sie sonst als die wichtigste erscheinen könne. Er hat sie deshalb an den natürlichen Platz gestellt vor die Fürbitte für die, so in Not und Gefahr sind. Eben dorthin stellt sie die brüderische Litanei und läßt dort auch den zu Anfang mit Recht gestrichenen Bitten um Bewahrung vor Tumult und Aufruhr, Krieg und Blutvergießen, Feuer- und Wassersnot, Hagel und Ungewitter, Pestilenz und teuerer Zeit den passenden Platz finden. — Die vorletzte spezielle Bitte der alten Litanei „Unsern Feinden, Verfolgern und Lästerern vergeben und sie bekehren" ist wohl nicht ohne psychologischen Zusammenhang mit der vorangehenden „Aller Menschen dich erbarmen". Trotzdem wird man den Eindruck nicht los, daß sie hier isoliert stehe, und so ist es gewiß eine Verbesserung, wenn sie sich in der längeren Form der brüderischen Litanei mit den auf die Kirche sich beziehenden Bitten verbindet, wo der Satz der alten Litanei „Den Satan unter unsre Füße treten" folgende schöne Ausführung findet: „Hindre oder brich allen Rat und Willen Satans, tritt ihn unter unsre Füße und nimm uns in Schutz gegen seine Anklage. Laß uns um des Friedens willen, den wir mit dir haben, auch Frieden bei

den Menschen finden; laß uns segnen die uns fluchen, und wohltun denen die uns hassen, unseren Verfolgern und Verleumdern behalte ihre Sünde nicht." Übrigens ist auch der Satz der alten Litanei „Den Satan unter unsre Füße treten" zusammt den beiden vorangehenden „Allen Rotten und Ärgernissen wehren, Alle Irrigen und Verführten wiederbringen" von seiner ursprünglichen Stelle gerückt worden, damit nun an die Bitte „Deine heilige christliche Kirche regieren und führen" zunächst die positiven Wirkungen des Evangeliums geschlossen werden könnten. Noch tiefer in den Sinn greift es ein, wenn die an die Bitte um die Kirche sich anschließende „Alle Pfarrherren und Diener der Kirche im heilsamen Wort und heiligen Leben behalten" ihren bevorzugten Platz verliert und erst lange nachher erscheint, wo von den Kirchenbeamten und dann von der staatlichen Obrigkeit die Rede ist. Welche Ordnung die evangelischere ist, darüber wird man nicht zweifelhaft sein. — Durch alle diese Umstellungen wird schließlich auch der an der Litanei gerügten Monotonie gewehrt. Besteht sie aus einer bunten Reihe einzelner Bitten, deren relative Isoliertheit noch besonders dadurch hervortritt, daß die Gemeinde auf eine jede von ihnen respondiert, so muß sich schließlich etwas von der Monotonie und der Äußerlichkeit einstellen, die uns bei den katholischen Litaneien in so abschreckender Weise entgegentritt. Die brüderische Litanei schließt die einzelnen Bitten zu inhaltlich eng verbundenen Gruppen zusammen, die dann je mit einer Antwort der Gemeinde abgeschlossen werden. Das vertieft und verinnigt das Ganze und ermöglicht es, die Bitten zu vermehren, ohne daß man den Eindruck der Länge und Breite erhält.

Und damit komme ich zu der inhaltlichen Umgestaltung unseres Abschnittes. Sie zeigt sich einesteils in der Vertiefung und Erweiterung der Einzelbitten. Davon sind oben bereits einige Beispiele gegeben. Die Bitte für die Diener der Kirche wird in der großen Kirchenlitanei folgendermaßen weitergeführt: „Unser Bischofsamt köstlich wie die erhalten, alle Ältesten wohl vorstehen lassen, zu weiden die Gemeine Gottes, welche du durch dein eigen Blut erworben hast, alle Diener deiner Gemeine mit deinem Blut besprengen, zum Dienst in deinem Hause die Herzen selbst zubereiten, alle Lehrer der Jugend mit deinem Geiste erfüllen." Die Bitte für die Obrigkeit wird einerseits dahin erweitert, Gott wolle „über alle Regenten der Völker gnädiglich wachen, ihnen Gedanken des Friedens verleihen und erhalten", andererseits dahin, daß um den rechten Geist der Untertanen gebetet wird: „Mache uns untertan aller menschlichen Ordnung um deinetwillen, lehre uns der Städten Bestes suchen, wo du uns hast, laß es ihnen wohlgehen." In ähnlicher Weise wird die Bitte für die Gefangenen erweitert und vertieft: „Besuche die Gefangenen und bringe sie zu wahrer Buße, unschuldig Gefangene mache los und ledig, alle Gefangene um des Wortes willen laß durch das Wort leben, das dich in der Wüste erhalten hat." — Ebenso aber erhält eine Bitte erst nur durch Eine Wendung eine besondere Innigkeit und bedeutsame Beziehung, wie es der „Pfleg auch der Kranken als deiner Gebeinen". — Beachtenswerter aber ist es noch, daß ganze Gebiete des christlichen Lebens, die in dem Gesichtskreise der alten Litanei nicht liegen, die aber doch zu den Stücken gehören, ohne die das Christentum unsrer Zeit nicht denkbar ist oder sein sollte, von der brüderischen Litanei aufgenommen sind. Dahin gehört vor allem die Bitte um Mehrung der christlichen Erkenntnis und Einigkeit: „Du wollest des Verstandes im Geheimnisse Christi mehr und des Mißverstandes weniger machen, den Schwachen im Glauben aufnehmen lehren und die Gewissen nicht verwirren lassen, das Wort vom Kreuze unter denen, die nach deinem Namen genennet sind, allgemein machen, alle Kinder Gottes zu Einem Geiste vereinigen, ihr einiger Hirte, Hoherpriester und Heiland bleiben." Sodann die Bitte um die Mission unter Heiden, Juden und Mohamedanern. Hier findet auch die von Simons erörterte Frage, ob auch der Türke in die Litanei gehöre, eine vollkommene Erledigung durch die überaus glücklich formulierte Bitte: „Ach daß auch Ismael leben sollte vor Dir!" Ferner die Bitten sozialen Inhaltes, die leider in der kleinen Litanei mehrere bedeutsame Züge verloren haben: „Laß Handlung und Gewerbe unter uns dir geheiligt sein, daß sich aber keines in Handel der Nahrung verflechte und man in keiner Mühe finde Nachschmack der Sünde." Endlich die Bitten für das Leben der Gemeinde in ihren einzelnen Gliedern und Geschlechtern und in ihrer Gemeinschaft mit der Gemeinde der Vollendeten. Es ist unmöglich, hier auf das Einzelne einzugehen, man müßte sonst

nach zu der oben mitgeteilten neuen Litanei alle die Sätze hinzufügen, welche die große vor ihr voraus hat, und würde doch den tiefsinnigen, ja stellenweise machtvollen Eindruck nicht erzielen den man von dem Ganzen erhält, und wie er nicht zum wenigsten dadurch bedingt ist, daß es sich dabei nicht um ein schon durch sein Alter ehrwürdiges und ästhetisch interessantes liturgisches Denkmal handelt, sondern um eine geweihte Form die ein selbstbewußtes christliches Glaubens- und Gemeindeleben in völlig freiem Anschluß an ältere Traditionen geschaffen hat.

Ich bin dabei gegen gewisse Schwächen in der Komposition des Ganzen wie in der ästhetischen und dogmatischen Formulierung des Einzelnen keineswegs blind, beabsichtige aber nicht, hier darauf weiter einzugehen, da in der Brüdergemeine selbst die Kritik nicht schweigt, und da von der im Juni d. J. zusammengekommenen brüderischen Synode in Herrnhut ein Antrag auf Revision des Liturgenbuchs angenommen worden ist. Mir liegt vor allem daran, daß meine Untersuchung ebenso wie die von Simons, der sie ihre Entstehung verdankt, den liturgischen Bestrebungen in den großen Landeskirchen bei der Neuschaffung und Revision ihrer Agenden nütze. Wie steht man dort doch an liturgischer Schöpferkraft und Unmittelbarkeit so weit hinter der Brüdergemeine zurück! Von einigen schüchternen Abstrichen und Zusätzen abgesehen konserviert man wörtlich Luthers Litanei und denkt wohl kaum an eine Weiterbildung und Neugestaltung dieser Gebetsform. In der Brüdergemeine dagegen sehen wir volle Freiheit der Bewegung und das freudige Bewußtsein, daß der lebendige Glaube das Recht habe, sich immer wieder neue Formen des Gottesdienstes zu schaffen, entsprechend der Verschiedenheit der Ausdrucksform in den Zeitepochen und der Fortentwickelung der geistlichen Erkenntnis und des Gemeindelebens. Woher kommt es, daß in unseren Agenden bis aufs Wort festgelegt wird, was man bei den gottesdienstlichen Handlungen reden darf, daß die sächsische Landeskirche sich in ihrer Einheit bedroht sah, als einige Gemeinden einen Gesang nach der Predigt einschoben (vgl. M. Schr. I, 356. 360), und daß die preußische für die Autorität des Apostolikums fürchtet, wenn man in Gemeinden, wo es bisher nicht Sitte gewesen, Luthers Vorschrift folgend sein Glaubenslied anstimmen will — während die Brüdergemeine Luthers Litanei tapfer umgestaltet, dann ihr eigenes Werk verkürzt zum Gebrauch darbietet, es von Zeit zu Zeit immer wieder revidiert und dabei ihre Prediger in keiner Weise an den Buchstaben bindet? Die so oft gehörte Äußerung, es müsse der Unordnung und der Willkür ein Ende gemacht und durch die absolute Einheit der gottesdienstlichen Form ein Band der Einheit zwischen den einzelnen Gemeinden der Landeskirchen geknüpft werden, nimmt sich sehr merkwürdig aus angesichts der Haltung der Brüdergemeine, die mit der That bewährt, um was sie in ihrer Litanei bittet: „Verleihe Liebe und Einigkeit allen unsern Gemeinen, hilf uns dein Testament (Joh. 17) glücklich auszuüben“ und „Gieb, daß man an deinen Gemeinen erkenne, daß du ein Gott der Ordnung bist.“ Es ist ja gewiß zuzugeben, daß die Aufgabe, um die es sich bei der Gestaltung unsrer Gottesdienste handelt, leichter gelöst werden kann in einer kleinen Kirchengemeinschaft, in der der Geist des Glaubens und der Liebe das Verhältnis von Tradition und Fortschritt regelt, als in dem großen Mechanismus einer Landeskirche, in der der heilige Bureaukratius ein gewichtiges Wort mit zu reden hat, und wo den wirklichen Gefahren nicht so leicht gewehrt werden kann als dort. Aber es sollte doch wenigstens das Gefühl lebendig bleiben, wo der evangelischen Ideale auch für das liturgische Gebiet liegen, ob in Rom oder in Herrnhut, damit wir die Weissagung von der unaufhaltsamen Katholisierung unsrer Landeskirchen zu Schanden machen können. — Die kleine Brüdergemeine hat unsern großen Landeskirchen schon mannigfachen Segen gebracht. Auf dem Gebiete des Gottesdienstes hat sie noch eine große Mission zu erfüllen — nicht, daß sie uns ihre Formen mitteilen sollte (das würde dem brüderischen Geist geradezu widersprechen), sondern daß sie uns die rechte liturgische Gesinnung lehrte in ihrer Gebundenheit und ihrer Freiheit, daß wir lieber einmal, wie man sich ausdrückt, „liturgisch inkorrekt“ wären, als die Forderungen des Christen unsrer Zeit für seinen Gottesdienst knebelten durch historische und ästhetische Satzungen, welche nie und nimmer das Leben schaffen, aus dem ein wahrhaftiger Gottesdienst entspringt.

Noch eine katholische Kunstgeschichte

von Superintendent **Rich. Bürkner** in Ostheim (Rhön)

Es ist dieses Mal keins der großen kunstgeschichtlichen Werke auf das ich hinweisen möchte, sondern ein kurzgefaßtes Handbuch. Sein Titel lautet: Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Erich Frantz, Professor an der Universität Breslau. Mit Titelbild und 393 Abbildungen im Text. XII und 440 Seiten. 9 Mark, gebunden 11 Mark. Freiburg im Breisgau, Herder, 1900.



Fig. 1

Dem Verfasser ist häufig von akademischen Zuhörern der Wunsch nach einem Handbuche mäßigen Umfangs ausgesprochen worden, einem Buche, das in präziser Darstellung das Wachsen und Gedeihen der Kunstidee von den Anfängen bis auf die neuere Zeit schildern, die Hauptepochen gut charakterisieren, alle wichtigen Erscheinungen plastisch hervortreten lassen solle. Diesem Wunsche ist er hier nachgekommen und hat dieses Werk geschrieben, dem nach seiner Meinung weder phrasenreiches Ästhetisieren, noch die dürre, poesielose Sprache des Materialismus anhaften, das vielmehr die Dinge aus sich heraus sprechen, sie

sich in ihrem Wesen frei präsentieren läßt. „Trotz aller Kürze sollte es aber auch bilderreich erzählen und dem ewig Schönen dem Ideal voll gerecht werden in Auffassung und Diktion." Das ist dem Verfasser im Allgemeinen recht gut geglückt, das Buch ist thatsächlich trotz aller Gedrängtheit der Darstellung inhaltreich genug, um dem Leser einen vollen Überblick über das Gesamtgebiet der Kunstgeschichte zu gewähren. Freilich macht sich hier auch der katholische Standpunkt des Verfassers mehr geltend, als in den großen Werken von Kraus und Kuhn. Nicht als ob er etwa sein Buch mit katholischen Dogmen und Überlieferungen arg belastete oder gar gegen die Reformation und ihre Anhänger zu Felde zöge, durchaus nicht. Aber es weht doch naturgemäß durch das ganze hübsche Werk ein Hauch, der unser einen fremd anmutet, und der gelegentlich in der frommen Überschwänglichkeit des Ausdrucks, im Hange zum Schematisieren und Dogmatisieren und in der Auswahl des Stoffes zu Tage tritt. Das darf nun nicht ohne weiteres als Vorwurf gesagt werden. Es kann Niemand aus seiner Haut, und wer solche Bücher schreibt, einem Drange folgend und sein Bestes gebend, der kann natürlich nichts anderes bieten als seine Eigenpersönlichkeit. Und wenn diese katholisch ist, so muß auch sein Werk katholischen Geist atmen. Das ist nicht zu umgehen und sicherlich kein Schade, denn kein gereifter Leser wird sich durch solche bewußte, unbewußte Tendenz in seinem religiös kirchlichen Vorstellungskreise irre machen lassen. Aber es kann doch den Wunsch nach einem ähnlichen kurzgefaßten Handbuche erwecken, das aus der protestantischen Gedankenwelt heraus geschrieben sei. Und mir ist, als sollte ich versuchen solchem Wunsche zu entsprechen. Inzwischen aber kann ich das Frantz'sche Werk mit gutem Mute empfehlen.

Es darf mir wohl füglich erlassen werden, auf die Einzelheiten des Buches kritisch einzugehen. Ich habe bei seinem Studium der Fragezeichen und der Ausrufungszeichen viele an den Rand gesetzt als Bedenken und als Lob. Aber sie alle hier zu begründen führte zu weit. Nur um zu erhärten, wie in solchem Werke doch eine katholische Grundstimmung weht, die uns nicht verletzt, aber fremd anmutet, führe ich gleich aus der Einleitung als Beispiel diese Sätze an: „Verschieden war und ist auch das Vermögen der Völker diese Kunstsprache ihrer Vollendung nahe zu bringen, verschieden sind die Geistesrichtungen, welche in ihr sich ausprägen. Das höchste Ziel erstrebte naturgemäß die christliche Kunst, indem sie auf dem sicheren Fundament geoffenbarter Wahrheit ihren kühnen und wohlgeordneten, zum Himmel weisenden Bau errichtete, durch Unterordnung alles Kreatürlichen unter die göttliche Allmacht und Wirksamkeit, durch harmonische Auffassung des Universums und der Menschengeschichte jedem Dinge seinen ihm zukommenden Platz im Lichte höherer Erkenntnis zu geben bemüht war." „Mit dieser neuen Lebensansicht [der christlichen] ward auch die Kunst neu geboren, erhielt sie ein überirdisches Ziel und insbesondere auch das priesterliche Amt, die Mysterien des Glaubens zu verherrlichen, in ihrem Dienst höhere Würde zu empfangen." Das nenne ich katholisieren und dogmatisieren, und die Folge solches engen Standpunkts macht sich alsbald darin geltend, daß während alle alten und neuen Stilepochen ganz kurz behandelt werden, der „inneren christlichen Kunst in Italien", d. h. den Quattrocentisten und Cinquecentisten eine ganz ungebührlich große Ausführlichkeit der Darstellung eingeräumt wird. Natürlich, denn das war auch Frantz' Ansicht der Höhepunkt aller Kunst, was vorher war, ist wie eine Vorbereitung darauf hin, was nachher kam, als ein Abflauen anzusehen. Daher denn auch die kümmerliche Kargheit, mit der die ganze neuere Zeit im raschen Fluge durchlaufen wird und die winzig kleine Anzahl von Künstlernamen, die er aus der Gegenwart für würdig hält, genannt zu werden. Wem es zum Grunddogma der Kunstanschauung geworden ist, in diesen großen Italienern ein für allemal den Gipfelpunkt der Kunst anzuschauen, der muß notwendiger Weise ungerecht gegen alles sein, was nach dieser Zeit geschaffen wurde, und ihm fehlt von vornherein auch vor allem der gerechte Maßstab zur Beurteilung der gesamten deutschen Kunst.

Die Herdersche Verlagshandlung, die das Buch vortrefflich ausgestattet und mit reichem Bilderschmuck versehen hat, überließ der Monatschrift auf meinen Wunsch und nach meiner Wahl vier Druckstöcke, die hier wiedergegeben sind.

Zuerst schien es mir, wie ein Werk der Pietät, erwünscht, zur Illustrierung eines Aufsatzes über ein katholisches Buch die zarte, heilige Sinnesweise des Meisters im Bilde zu zeigen, der vor allem ein echter katholischer war, ich meine den Dominikaner Fra Giovanni Angelico da Fiesole (1387—1455), den Franz sehr treffend schildert, als „ein von Gebet und Andacht befruchtetes Talent, selbstlos und stark, die Wunder des Glaubens zu schildern, nur schwach im Ausdruck des Bösen und der Leidenschaft, konsequent bis zuletzt aus innerer Anschauung (d. h. ohne Modelle) gestaltend, Mystiker wie die Sienesen, Dramatiker im Sinne von Orcagna, mit dem kräftigen Zug der Florentiner." Das Letztere wäre vielleicht etwas einzuschränken, denn gerade die Kraft des Ausdrucks wird man bei dem frommen Altmeister am ehesten vermissen. Aber sonst wird man schon in dieses und jedes andere Lob einstimmen, das dem seligsten aller Maler gespendet wird, vor dessen rührenden Werken Jedermann mit andächtiger Freude stehen muß, der sich den Sinn für das Reine und Fromme bewahrt hat. Giebt es doch kaum einen ergreifenderen Ort, als jenes Markuskloster in Florenz, dessen stille Zellen und Säle der ehrwürdige Meister mit den schlichten, lieblichen Früchten seiner hohen Gaben ausgeschmückt hat. Der alte Kunst-



Fig. 2.



Fig. 3

schriftsteller Vasari rühmt als das Herrlichste aller seiner zahlreichen für die Brüderschaft gemalten Werke die Krönung Mariae, deren Nachbildung hier in Fig. 1 geboten wird, und die jetzt im Louvre zu Paris hängt: ein ganz in Licht und Seligkeit getauchter Vor-

gang: die Angesichter der Seligen leuchten voll heiliger Begeisterung. Nach meinem Geschmack hat Fra Angelico noch Schöneres gemalt, aber jedenfalls zollen wir alle diesem Bilde gern unsere Bewunderung.

Die alte christliche Kunst trug schriftgemäß und vernunftgemäß gerechte Scheu, den allgegenwärtigen Geist, dessen Antlitz kein Mensch je gesehen hat noch sehen wird, gestaltlich darzustellen, und beschied sich, die Gegenwart des Allmächtigen durch die segnende Hand, durch den aus den Wolken reichenden Arm zu symbolisieren. Und wo der Gegenstand der Darstellung, wie in der Schöpfungsgeschichte u. a. m., die Darstellung der leibhaftigen göttlichen Gestalt erheischte, erscheint bis tief ins Mittelalter hinauf stets statt des gestaltlosen, undarstellbaren Vaters der Sohn, als das Fleisch gewordene Wort, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, durch den alle Dinge gemacht sind. Erst seit dem Ende des 14. Jahr-



Fig. 4

hunderts bildet sich für Gott den Vater ein eigener Typus aus: er erscheint als Greis, als der Alte der Tage (Daniel 7, 9. 13. 22), etwa 60—80jährig, mit langem weißen ungeteilten Bart, bekleidet mit den Insignien der Majestät, mit der Tracht des Papstes, Kaisers, Königs, den Reichsapfel zum Zeichen der Weltregierung haltend. Die Renaissance hat auch hier mit schöpferischer Freiheit geschaltet und das hinfällige, häßliche Bild des Alten mit Allgewalt und Würde geschmückt, um so der erhabenen Idee näher zu kommen. So hat auch dann Raffael Gott Vater mehrfach gemalt, wie er hier (Fig. 2) dargestellt ist in den Loggien des Vatikans, deren Gewölbe und Pfeiler er mit 52 Bildern, seiner „Bilderbibel", geschmückt hat. Die Darstellung lehnt sich sichtlich an ein übermächtiges nahes Vorbild, an Michelangelos Schöpfungsgemälde in der Sixtinischen Kapelle (vergl. M. Sche II, S. 301 ff.) an, bleibt aber trotz der kleinen Verhältnisse, kaum hinter dem großen Vorbilde zurück. Sie zeigt die Scheidung von Licht und Finsternis durch das Machtwort Gottes.

Bis zu welchem frommen Unsinn die Kunst gelangen kann, wenn sie Unsinnliches sichtbar machen und Glaubensmysterien malend verkörperlichen will, zeigt Fig. 3, ein Bild, das wie bisher ganz unbekannt geblieben war: die Krönung Mariae von Fouquet. Jean Fouquet, ein Franzose, lebte von 1415—1480 und war für die Könige Karl VII. und Ludwig XI. thätig. Es haben sich von ihm nur Miniaturen erhalten, die er in einem „Livre d'heures" für Etienne Chevalier gemalt hat in edlem vornehmen Stile mit starken Anklängen an die Italiener, sonderlich an Fra Angelico und Filippo Lippi. Die Anklänge sind ja auch in der Wiedergabe hier deutlich genug, aber sie interessieren uns weniger als die Darstellung selbst, die die heilige Dreieinigkeit einfach als drei gleiche Personen malt, alle drei, auch Gott Vater in der Mitte und der heilige Geist zu seiner Linken, mit dem Christustypus, alle mit der Weltkugel. Das ist ganz naiv gemeint, ist aber doch eigentlich eine Ungeheuerlichkeit, die hart an Heidentum grenzt. Es gehören doch wahrlich schon sehr subtile dogmatische Kenntnisse dazu, um hier nicht drei Götter zu sehen.

Endlich bieten wir noch (Fig. 4) eine Darstellung der Dreieinigkeit in der Krönung Mariae von Velazquez, dem großen Spanier, der eigentlich mehr durch seine wunderbar schönen Bildnisse als durch seine Andachtsbilder berühmt geworden ist. Dieses Gemälde, das jetzt im Pradomuseum in Madrid hängt und unter den Werken des Meisters durch seinen kleinen Maßstab auffällt — die Figuren haben nur zwei Drittel Lebensgröße —, ist der merkwürdigste Beweis für die einzig dastehende Begabung des Velazquez, gleich der Natur selbst in jede beliebige Farbenzusammenstellung die vollkommenste Harmonie zu bringen. Es ist so farbenbunt, wie man sich nur denken kann, und wirkt doch völlig einheitlich in einem feierlichen Zusammenklang der miteinander unverträglich scheinenden Farbentöne. Davon ist freilich hier nichts zu merken. Die Photographie zeigt uns nur eine Schilderung des heiligen Vorgangs in katholisch hergebrachter Manier, nur daß uns dabei auffällt, wie wenig oder gar nichts die Köpfe der Himmlischen in der Form von übermenschlicher Hoheit besitzen: es sind spanische Zeitgenossen des Malers, keine Gottheiten.

Heinrich Alberts Kompositionen

von **Max Trümpelmann** in Magdeburg.

Nachdem Segnitz in der Oktobernummer dieser Zeitschrift das Interesse der Leser für Heinrich Albert wachgerufen hat, erscheint es berechtigt, auf seine Kompositionen im Einzelnen noch etwas einzugehen.

Hochinteressant ist die Vorrede zu seinen*) „Poetisch-Musikalischen Lustwäldlein der Arien oder Melodien etlicher teils weltlicher, teils geistlicher zur Andacht guten Sitten keuscher Liebe und Ehren Lust dienender Lieder".

Er gibt da dem Leser Anweisungen über den aus Italien herübergekommenen Generalbaß: 1. Zum untersten Sonus (Ton) eines Stückes sind zu diesem die Konsonanzen zu spielen. 2. Wo nicht Zahlen und signa stehen, soll man die Quinte und Terz spielen nach dem natürlichen Ton, in dem das Stück steht. 3. Zu den 3 Sonos kann man noch mehr Stimmen hinzufügen. 4. Da, wo die Konsonanzen mit den Dissonanzen verbunden sind (Synkopen), werden sie mit Zahlen angedeutet. 5. Die Bindungen müssen auf dem Klavier durch öfteres Anschlagen der Akkorde [illegible] gemacht werden, da auf einem Klavicymbel, einer Laute, Pandora, Theorbe, Bandor oder einem anderen vollstimmigen Instrument der Ton der gerührten Saite bald aufhört und verklingt. 6. Man soll nicht aus der Tiefe in die Höhe springen auf dem Klavicymbel, sondern per gradus (stufenweise) fortschreiten, daß die Hände nicht zu weit voneinander kommen. 8. Zur Unterscheidung der großen und kleinen Terz dient die Zahl 6 und das signum chromaticum ✕ (unser ♯). 9. Die Sänger sollen die Worte deutlich herausbringen. In den Liedern in genere recitativo (Recitativstil) soll man keinen Takt gebrauchen, sondern die Worte wie in einer etwas langsamen, deutlichen Erzählung singen.

*) Nach dem aus der Königlichen Bibliothek in Berlin von mir entliehenen Exemplar.

Dieser Recitativstil ist ein italienisches Produkt und ist zuerst um das Jahr 1600 hervorgetreten. Unverkennbar macht sich nun bei H. Albert in der Anwendung dieses Stiles bei seiner Kompositionstechnik der Einfluß seines Oheims Heinrich Schütz, des Schülers von Joh. Gabrieli geltend. Die Herrschaft des allein als Kunstmusik im Mittelalter geltenden mehrstimmigen Gesanges begann damals etwas zu wanken, und Albert war einer der ersten, der den Einzelgesang mit Instrumentalbegleitung in Deutschland einführte. Sein Freund und Lehrer Stobäus z. B. stand noch ganz unter dem Einfluß der mehrstimmigen Gesangskompositionen des berühmten Eccard, eines der Vorgänger Alberts in Königsberg, des Komponisten der Preußischen Festlieder. Albert hat übrigens seine Gesänge so eingerichtet, daß sie ohne Instrumentalbegleitung auch von mehreren Stimmen gesungen werden können, eine Konzession, die er damit noch dem mehrstimmigen Gesange machte. Die meisten seiner Gesänge enden mit einer sog. Symphonia am Schluß, einem kurzen zierlichen Nachspiel. Im Laufe der einzelnen Gesänge finden sich oft kurze Zwischenspiele, die die Wiederholung einer vorhergehenden melodischen Phrase geben (Echo), z. B. in dem Lied Rosabella. Die Harmonie ist bei Albert klar und durchsichtig, oft bevorzugt er die Dominantenbewegung. Dadurch erhalten seine Gesänge einen volkstümlichen Charakter. Dies gilt z. B. von dem Satz Alberts zu der lieblichen Komposition „Anke von Tharau“ (Nr. 100 des Preußisch-Musikal. Lustwäldleins). Wir geben sie hier.

Anke von Tharau ist, die mir gefällt, sie ist mein Leben, mein Gott und mein Geld

In ihrer keuschen und herben Reinheit möchte ich diese Komposition fast über die andere bekannte Melodie zu demselben Text stellen.

Äußerst anmutig und das individuelle Gefühlsleben Alberts verratend ist ferner Nr. 38: „Soll denn, schönste Doris“ (Kastor).

Soll denn schönste Doris ich e-wig le-ben oh-ne dich weil ich end-lich mei-ne Pein

durch dich auch be-frei-et sein.

Das kleine charakteristische Motiv des Anfanges wird im Laufe des Liedchens dreimal in verschiedenen Tonlagen wiederholt, dies gibt dem Ganzen bei richtigem Vortrag einen leidenschaftlichen Charakter. Energisch und trotzig erklingen die Töne in Nr. 116: „Mein Lieb will nichts nach Liebe fragen“.

Mein Lieb will nichts nach Lie-be fra-gen, ist sol-cher Wol-lust spin-nen-feind,

wer ihr von Bräutigam was will sa-gen, macht daß sie sehr   der-i-der wirst.

Der Aufbau des Liedes ist sehr durchsichtig, es stellt sich als eine stiktige Periode dar mit dem öfters bei Albert vorkommenden Halbschluß auf der Oberdominante (bei dem Worte „zinneselnd“).

Eines der stimmungsvollsten und schönsten Lieder Alberts ist Nr. 141 „Waldgesang“. Eine selige, wonnevolle Ruhe liegt über dieser Komposition. Die Melodie schließt sich den Versen S. Dachs auf das engste an und gibt den poetischen Gehalt derselben getreu wieder.

Hier, wo die di-cken Bäu-me stehn, in de-ren Schatten kann man gehn, will
ich ver-ges-sen al-les Leid und mei-ne lan-ge Trau-rig-keit bei-sei-te thun auf ei-ne Zeit.

Wer fragt dar-nach?

Außerordentlich charakteristisch ist ferner die Melodie zu dem humoristischen Trinklied S. Dachs „Wer fragt darnach?“ schon ihres kräftigen durchschlagenden Anfanges wegen.

Etwas zu sanft und lieblich erklingen die Töne zu dem Winterlied „Seelchen, hast du nicht gesehen?“

Seelchen hast thenk du ge-sehen, wie der Wald und al-les Feld sich so traurig hat verstellt;

Und doch ist auch hier der Übergang von G dur nach dem düsteren D-moll bei den Worten „traurig“ charakteristisch und passend.

Verwandte Töne bringt das zweistimmige Herbstlied (Nr. 99) mit seinem echt volkstümlichen Charakter.

Jetzund he-ben Wald und Feld wie-der an zu kla-gen,
denn es will die grim-me Kält al-le Kraft ver-ja-gen;
Bo-reas pfeift sanft und ruft

hin und wieder durch die Luft fäl-let al-le Blät-ter durch sein strenges Wet - ter.

Im ersten und vierten Takt übersteigt hier die zweite Stimme die erste aus melodischen Rücksichten. Einigemale findet sich bei den Liedern Alberts die Bezeichnung „Italienische Aria“ (z. B. Nr. 71), ferner „Aria Gallica“, oder „nach Anleitung der französischen Weiß Gondinelo“ (Nr. 28 und 86), „Air de Mouline“ (Nr. 60) und endlich „nach Art der Polen“ (119). Es sind dies Bearbeitungen fremder Melodien durch Albert. Von diesen verdient vor allem das graziöse „Soll denn, liebste Phyllis“ mit seinem charakteristischen Rhythmus genannt zu werden. Wir geben es nach dem Original hier wieder.

Soll denn lieb-ste Phil-lis en - den sich mei-ne Pein, so mußt du bald zu mir

wen - den dein Äu - ge-lein dich zu ei-gen mir verpfän - den,

mein Lieb zu fern.

Ansätze zur kanonischen Nachahmung der ersten durch die zweite Stimme finden sich hier in Takt 1, 4 und 6. Große kontrapunktische Künste, wie sie die kunstreichen mehrstimmigen Gesänge des 16. Jahrhunderts bieten, finden sich bei Albert fast gar nicht, meist stellt er Note gegen Note so auch in seiner bekanntesten und zum festen Bestand des evangelischen Kirchengesanges heute noch gehörenden Originalkomposition „Gott des Himmels und der Erden“, deren Urform wir hier wiedergeben.

Gott des Him - mels und der Er-den, Va-ter Sohn und heil-ger Geist
der es Tag und Nacht läßt wer-den Sonn und Mond uns schei-nen heißt

des-sen star - ke Hand die Welt und was drin - nen ist er - hält.

Warum man in unseren Choralbüchern diese Urform der Melodie Alberts nicht beibehalten hat, ist mir nicht ersichtlich; jedenfalls ist sie viel schöner als die jetzt geänderte Form. Die ungemein frische und glaubensfreudige Komposition Alberts zu seinem eigenen Gedicht sichert ihm einen bleibenden und hervorragenden Platz unter den Kirchenliederkomponisten aller

Zeiten und der Einblick in die wenigen, zum teil bis jetzt noch nicht veröffentlichten Proben Abert'scher Kompositionen, die wir gegeben haben, zeigt uns, daß uns in ihm ein gesunder, volkstümlich und individuell empfindender Tonkünstler entgegentritt, in dessen Kompositionen sich außerdem der Übergang aus dem System der alten Kirchentonarten zu unserem heutigen temperierten Tonsystem mit seinen zwei Tongeschlechtern außerordentlich leicht vollzog, und der in der Geschichte des deutschen Liedes einen der ersten Plätze unter seinen Zeitgenossen verdient.

Liturgisch-musikalische Bestrebungen in den russischen Ostseeprovinzen

von **Carl Hunnius.**

I.

Liturgisch-musikalisch-dramatisches aus Riga.

Folgende Aufzeichnungen, die je nach dem mühsam zusammengesuchten Material, das leider auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann, eine nur annähernde Übersicht über kirchenmusikalische oder gottesdienstlich-liturgische Bestrebungen in den russischen Ostseeprovinzen zu geben versuchen, mögen für die in Frage kommenden Gebiete, die bei uns nur recht unvollständig angebaut sind, Anregungen für die Zukunft geben. Vielleicht gelingt's gelegentlich, die Lücken in den Berichten in Zukunft auch für die Städte nach auszufüllen, deren leitende musikalische Autoritäten auf meine Anfragen um statistisches Notizenmaterial sich leider bisher s c h w e i g e n d verhielten.

Infolge meines Wohnorts in Riga fließen die Quellen für diesen Vorort protestantisch-kirchlicher Kultur in Bezug auf das in Frage stehende Thema etwas reichlicher. Immerhin muß auch hier leider von Vollständigkeit aus verschiedenen Gründen Abstand genommen werden. Es bieten übrigens die meisten Veranstaltungen auf liturgisch-musikalischem Gebiete, je nach den bestimmten Kirchen, die sich dieser Bestrebungen überhaupt annehmen, eine stets gleichbleibende Physiognomie, sodaß oft die Kontrole zweier Gottesdienste genügt, um festzustellen, nach welchen Idealen künstlerisch-liturgischer Vollendung hier gestrebt wird, und ob die aufklärend-erzieherische Wirkung der „Monatschrift" Berücksichtigung gefunden hat oder nicht. Im Allgemeinen muß es wohl sehr bedauert werden, daß die Pastoren die vortreffliche und zeitgemäße Monatschrift zu wenig kennen und nicht genug halten. Vom Pfarrhause, wo dieser oder jener Besucher auf das eine oder andere Heft gelegentlich zur eigner Kenntnisnahme aufmerksam werden könnte, sollte bei einigermaßen gutem Willen die Anregung auf die Gemeinden ausgehen. Aber dies geschieht leider nicht. Die Zeiten haben sich ja freilich auch bei uns gegen früher verschlechtert, und der deutsche Philister, der schwer dazu zu bewegen ist, für ein Buch Geld auszugeben, findet sich auch bei uns. Umsomehr sollte die Institution von kirchlichen G e m e i n d e b i b l i o t h e k e n, die bei uns noch ein frommer Zukunftswunsch sind, immer mehr in Angriff genommen werden. Von diesem könnte ein sehr befruchtender Segen auf das religiöse Leben der Gemeinden ausgehen. Hier müßten Zeitschriften angeschafft werden und den Interessenten zur Verfügung stehen, die, wie unsere „Monatschrift", es verdienen, allgemein verbreitet und gelesen zu werden. Nur wenn auch in die Dunkelheit mancher verjährter Laienvorurteile, die namentlich bei uns in Gemeindekreisen ein zähes Dasein fristen, das befreiende Licht der Reformbewegung fiele, das von Straßburg in Bezug auf gottesdienstliches Leben ausgeht, kann die öffentliche Meinung allmählich zum Verständnis und thätiger Mithilfe auf unseren Interessengebieten herangezogen werden. Mir passierte es jüngst bei einem Besuche im Hause des mir befreundeten trefflichen Pastors an der reformierten Kirche zu Mitau, dessen schmuckes Gotteshaus vor Kurzem durch das Vermächtnis eines Gemeindegliedes in den Stand gesetzt wurde, das Innere einer stilgemäßen Restauration zu unterwerfen und den bisher turmlosen Bau

mit einem schönen Turm im Renaissancestil zu schmücken,*) daß ein Gemeindeglied sich bei ihm nach der „Monatschrift“ erkundigen kam, die er gern kennen gelernt hätte. Mein kürzlich erschienener Aufsatz über H. von Herzogenberg in der Düna-Zeitung, die auch in Mitau viel gelesen wird, hatte das Interesse auf die Zeitschrift gelenkt. Natürlich mußte der Frager resultatlos aus dem Pastorat abziehen, da der verehrte Freund trotz der Wohlfeilheit der „Monatschrift“ sich bisher noch nicht zu ihrem Abonnenten aufgeschwungen hatte. Ob diese Zeilen ihn dazu bewegen werden? — Natürlich nahm ich sofort Anlaß, ein Gespräch über Gründung von Kirchenbibliotheken einzuleiten. An Leihbibliotheken, die oft das banalste belletristische Lesefutter unter die Menge bringen, fehlt es bei uns in allen Landessprachen schon lange nicht mehr. Etwas Ähnliches wie die großartige „Evangelische Bibliothek“ in Petersburg, die den Gemeinden die teuersten und gehaltvollsten Werke zugänglich macht, die der Einzelne sich schwer anschaffen kann, fehlt in den Ostseeprovinzen noch gänzlich.

Riga steht also zunächst im Vordergrunde unseres Überblicks. Hier ist in den letzten Jahren, seitdem die „Monatschrift“ existiert und über ihre Bestrebungen regelmäßig in der weitverbreiteten Düna-Zeitung von mir referiert wird, unleugbar ein erfreulicher Aufschwung in der Gründung deutscher und lettischer Kirchenchöre zu bemerken gewesen. Leider ist's eine Geldfrage, und von den Mitteln hängt die Leistungsfähigkeit der Tonkörper ab, die — auf Bereitwilligkeit mitwirkender Gemeindeglieder angewiesen — bessere Gesangs-Kräfte in den seltensten Fällen heranziehen können. Relativ am meisten Mittel stehen dem Rigaschen Domchor zur Verfügung (Dirig. Wilh. Bergner), dem die erste Stelle gebührt, und der auch höheren Anforderungen genügt. Die liturgischen Gottesdienste im Dom sind darum die besuchtesten. In neuerer Zeit werden, was durchaus nachahmenswert ist, auch bei den Chorkompositionen in den Programmen hier die Namen der Komponisten vermerkt, was bei den übrigen Kirchen nicht der Fall ist. Meiner Ansicht nach ist die Nennung der Tondichter nicht unwesentlich, weil dadurch Interesse und Kenntnis der Kirchenmusik in den Gemeinden nur gehoben werden kann; die Unbildung auf diesem Gebiete ist groß genug. Ich greife aus der Fülle des mir vorliegenden Programm-Materials die liturgische Weihnachtsvesper 1899 heraus, deren Höhepunkt das prächtige Weihnachtslied von Alb. Becker war. Die wunderbare Behandlung des Chorals „Vom Himmel hoch“ ist hier ganz dazu angetan, die Herzen in die nachhaltigste Feststimmung zu versetzen. Eine derartige Verwendung eines nicht zu langen Sologesangs im Gottesdienste wirkt sehr erbaulich. — Bekanntlich verflicht sich das Sopransolo in der Beckerschen Komposition abwechselnd bald mit einem Frauen- und Männerchor, die in wunderbarer Zartheit den Weihnachtschoral anstimmen, dessen Harmonien wie ein stimmungsvoll abgetönter Goldhintergrund der Solostimme zur eindrucksvollsten Folie dienten. Ebenso schön war die liturgische Passionsfeier in der Charwoche 1900, wo Gemeindegesang, Gebet, Schriftlektion und Chorgesang in kunstsinnig abgewogenen Verhältnissen miteinander abwechselten und namentlich der Chor durch eine Fülle klassischer Kompositionen hervorstach (Lotti, Psalm 43 von Mendelssohn, Mozart, Miserere von Allegri, O. Nicolai „Die Strafe liegt auf ihm“, Palestrina, Improperien, Mich. Haydn, Seb. Bach und wieder Palestrina). Die liturgische Reformationsfestfeier 1900 wurde bereits eingehender hier schon besprochen. (Vgl. Monatschrift VI S. 19.) Besonders erwähnenswert ist noch die am Sylvesterabend 1900 veranstaltete Jahrhundertfeier, an der sich neben dem Domchor ausnahmsweise auch noch der Bachverein beteiligte. Die Klangfülle der Chöre war in Folge dessen eine so grandiose, wie ich sie noch nie in einem Rigaschen Gottesdienste gehört habe. Seit der Aufstellung der neuen Riesenorgel (Monatschrift V S. 196 ff.) ist der Chorraum des Doms auch so geräumig, daß er größere

*) Zu vergl. die Denkschrift zur Erinnerung an die Gedächtnisfeier des 150-jährigen Bestehens des evang.-reformierten Gotteshauses zu Mitau am 11./24. Mai 1890. Mitau 1891. Fr. Lucas'sche Buchhandlung. — Sie bringt die Reden, die bei der Weihe gehalten worden sind, und eine interessante Übersicht u. A. auch über die Geschichte des Baues der Kirche.

Chormassen und sogar ein Orchester bequem aufnehmen kann. Das ist leider noch bei keiner der übrigen Kirchen der Fall, sodaß für die Aufstellung eines Kirchenchors oft recht bedeutende technische Schwierigkeiten erwachsen. Mendelssohns triumphierend jubelnder Psalm 100 „Jauchzet dem Herrn, alle Welt" eröffnete die erhebende Feier im hell erleuchteten Gotteshause, das die Zahl der Andächtigen kaum zu fassen vermochte. Ich sah lange vor Beginn große Scharen umkehren, die offenbar mit einem Stehplatz nicht fürlieb nehmen wollten. Dieses Mal hatte ich mich unmittelbar in der Nähe des Altars postiert, an dem wie gewöhnlich an diesem Tage eine abendliche Kommunionsfeier stattfand. Es gab in der That vielleicht auch nur hier noch ein wenig Platz zum Stehen. Sonst war der ganze Raum Kopf an Kopf gefüllt. Ich konnte also direkt im Angesicht der Orgel und des Sängerchors die Wirkung der Tonfluten kontrollieren, die durch das Hauptschiff ohne jedes Hindernis direkt zu mir drangen.

Man hat wiederholt von der schlechten Akustik des Doms gesprochen und diese daraus erklärt, daß Orgel und Gemeindegesang hier eigentlich in beständigem Kampf mit einander lägen. So schlecht zum Gemeindegesang begleitet wird nämlich kaum in einer anderen Kirche wie im Dom. Das ist eine fatale Thatsache, unter der mancher wiederholt gestraft hat, ohne sie ändern zu können. Auf meine Befragung antwortete mir einmal der Domorganist Wilh. Bergner, der Ton der begleitenden Orgel werde in den Nebenschiffen immer etwas später gehört, wodurch der unerträgliche Hiatus zwischen Begleitung und Gesang entstehe. Ich kann an diesen Grund nicht glauben und würde mich freuen, wenn diese Bemerkung etwa veranlassen würde, der Sache auf den Grund zu gehn und die Störung zu beseitigen. Es ist bei dem bisher beliebten Modus an einen Gesang einfach nicht zu denken. Die Gemeinde zerrt und zieht in larmoyanter Weise die Choralzeilen schläfrig und kreuzlahm hin, die Orgel geht in geschäftsmäßiger Weise, ohne alle Rücksicht auf den nachschleppenden Gesang zu nehmen, ihre eignen Wege, es entsteht hier und da ein Tohuwabohu zum Davonlaufen. Der musikalische Kirchenbesucher ergiebt sich schließlich schweigend in sein Schicksal und resigniert auf jeden Gesang. Das Hauptlied der Gemeinde im Sylvester-Gottesdienst kommt darum auch um alle seine Wirkung, das herrliche, freudige „Sollt ich meinem Gott nicht singen", eine Perle unserer Choräle, die auch der uns zu den bekanntesten und bestgesungenen Gemeindeliedern gehört. Ich stand, wie gesagt, im Hauptschiff der Orgel gegenüber, es konnte sich hier also nicht um jenen akustischen Mangel handeln. Vielmehr gebe ich hier nur dem Organisten Schuld, der durch sein saloppes und rasch abhetzendes Spiel den Eindruck hervorrief, als ob ihm das Ganze doch gleichgültig sei. Das ist sehr zu bedauern! Der Organist, der „Steuermann im Kirchenschiff" (Monatschrift V S. 147), hat eine sehr wichtige Rolle im Gottesdienste, er kann den Choral sehr erbaulich spielen oder sehr geschäftsmäßig abmachen. Ich war selbst Organist und hatte in der Arensburger Laurentiuskirche eine schöne 2manualige Sauersche Orgel unter den Händen (das Lebenswerk des verdienten, leider zu früh verstorbenen Organisten Joh. Marsberg aus Gütersloh), auch vertrat ich wiederholt den Organisten Punschel an der Hauptkirche Wolmars und Brenner in der Universitätskirche Dorpats. Da weiß ich sehr gut, daß es keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört, die Gemeinde sorgfältig und konzis zu begleiten. Man muß freilich nicht mit dem Kopf durch die Wand wollen, sondern die Kunst des Nachgebens zu üben verstehn, die vielleicht beim Gemeindegesang noch notwendiger als beim Solo- und Kunstgesang ist. Denn unser Gemeindegesang ist im allgemeinen sehr zum Schleppen geneigt. Das ist eine leidige Erziehung, an der ein himmelstürmendes Gedröhn und titanenhaftes Dreinfahren von der Orgelbank aus mit einem Schlage am wenigsten zu ändern vermag. Da gilts langsam und zäh und unverrückt auf das Ziel losgehen. Über das Wie ausführlicher vielleicht ein anderes Mal. — Jedenfalls muß der Organist immer und stets mit allen erlaubten Mitteln danach streben, einen rascheren und belebteren Gemeindegesang zu erreichen. Wenn er sich des Strebens nach diesem Ideale bei jeder Gelegenheit bewußt ist, wird er ihm schon allmählich immer näher kommen. Es empfiehlt sich auch, um die lethargische Art, wie der Choral gewöhnlich von unseren Stadtgemeinden abgesungen wird, zu brechen, wenn der Organist in seiner

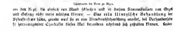
Begleitung möglichst individualisiert. Das Gesangbuch muß unbedingt während des Spiels neben dem Choralbuch auf dem Orgelpult vor ihm aufgeschlagen stehen. Es muß ihm nicht nur eine musikalisch interessante, sondern auch am Herzen liegende Gewissenspflicht sein, sich liebevoll in der Weise für Behandlung des zu singenden Chorals vorzubereiten, daß er die Registrierung und illustrative Markierung der einzelnen Choralstrophen



Kanzel im Dom zu Riga.

vorher durchstudiert und Alles im Einzelnen überdenkt. So wird er seinem Spiel Architektonik, Farbe, individuelle Belebung verleihen und an seinem Teil den Gesangbuchtext geradezu in erbaulicher Weise interpretieren helfen. Wo dies geschieht — und ich habe es immer getan, — belebt sich unwillkürlich auch das Interesse des Mitsingenden am Choral,

und es wird dem geistreichen Organisten, der etwas Improvisator sein muß, auch während des Choralspiels — er ist eben doch nicht nur für Vorspiele und Nachspiele allein da! — Gelegenheit geboten, die Singenden geistig mit fortzureißen. Mit der brutalen Gewalt der vollen Orgel, die blind dreinfährt, ist dieser tief eingewurzelten Unart des Schleppens nicht beizukommen. Damit erreicht man nichts und stößt nur die Musikalischen



Altarraum im Dom zu Riga.

vor den Kopf, die einfach den Mund schließen und in diesem Sammelsurium von Orgel und Gesang nicht mehr mittun können. — Eine rein liturgische Behandlung der Sylvesterfeier hätte, gerade weil sie in eine Abendmahlshandlung auslief, bei Vorhandensein so hervorragender Chorkräfte dieses Mal besonders erhebend sich gestalten können. Leider

wurde uns die herkömmliche Predigt mit dem noch herkömmlicheren Psalm 90 als Introitus und die sich daran knüpfenden Auseinandersetzungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen wiederum nicht erspart. Ich mußte an Prof. Smends treffende Bemerkung über die nachgerade zur Kalamität werdende Klassizität denken, wie der schöne 90. Psalm bei jeder Gelegenheit dazu dienen muß, den Defekt homiletischer Gemeinplätze zu verhüllen. Natürlich hatte der Prediger nicht Zeit, die „Monatschrift“ zu lesen, die ihn durch ihre gesunde Ironie davor vielleicht bewahrt hätte, zum so und so vieltesten Mal über den Moses-Psalm zu stolpern. Aber zu einer Predigt von 40 Minuten Länge nahm man sich doch die Zeit, was schon angesichts der zum großen Teil stehenden Zuhörerschaft ein Mißgriff war. Es kam hinzu, daß bei so gedrängt gefülltem Dome Viele beim besten Willen die Stimme von der Kanzel nur als ein unartikuliertes Getön zu vernehmen in der Lage sind. Auf dem sehr großen Altarchor z. B., wo ich mich redlich bemühte, den Sprechenden zu verstehen, war absolut nichts verständlich. Es ließ sich nur mit einiger Anstrengung der Text konstatieren Psalm 103, 14—17, welcher dann auch wirklich, trotz des einleitenden Psalms 90, der schon ähnliche Gedanken der Betrachtung anregt, auf seine Vergänglichkeitsstimmung in immer wiederkehrender, etwas ungemütlicher Breite ausgebeutet wurde. Man atmete förmlich auf, als die Gemeinde den bei uns üblichen Kanzelvers anstimmte, eine Einrichtung, die uns nachahmenswert erscheint, insofern den Zuhörern sofort im Anschluß an das soeben vernommene Kanzelwort die Gelegenheit geboten wird, durch ein geschickt gewähltes, den Worten des Predigers sich unmittelbar anpassendes Lied ein Echo in ihrer Brust anklingen zu lassen. Wenn man selbst auf der Kanzel gestanden, weiß man in diesem Augenblick besonders ein frisches, aus dem Herzen der Gemeinde steigendes Votum zu würdigen, das einem die seelische Resonanz wird für die um die Herzen werbende Arbeit der verklungenen Predigt.

Das Kanzelgebet schloß mit dem Vater Unser. Ich habe Gottesdienste erlebt, die in eine Abendmahlsfeier ausliefen und mit einem Taufakt begannen (erstere Praxis ist in holländischen Landgemeinden üblich, indem sich die Taufhandlung nicht unsinngemäß vor dem apostolischen Glaubensbekenntnis in die gottesdienstliche Anfangsliturgie eingliedert), infolgedessen das Vater Unser somit dreimal im Gottesdienste vorkam. Das ist entschieden zuviel und erinnert an Luthers Wehklage, daß das Gebet des Herrn der „größte Märtyrer“ auf Erden sei, der es sich gefallen lassen müsse, „zerklappert und zerplappert“ zu werden. Da das Vater Unser schon in der Abendmahlsliturgie eine Rolle spielt, sollte es auf der Kanzel fortfallen. Bei uns herrscht ohnehin die schöne Sitte, daß fast die ganze Gemeinde dem Abendmahlsakte mitfeiernd beiwohnt, sich daran entweder aktiv beteiligt oder im Schiff der Kirche in Gedanken das Mysterium begeht. Mit dem Beginn der schönen Abendmahlsliturgie erhebt sich alles. In Deutschland namentlich in Württemberg, fiel es mir wiederholt unangenehm auf, daß diese höchste Feier der christlichen Kirche nicht den Höhepunkt des Gottesdienstes bildet und eigentlich nur Privatangelegenheit der einzelnen Abendmahlsgäste bleibt, während die Kirche sich leert. So empfing ich hier oft den Eindruck einer Art Winkelkommunion, während es der Würde des Sakraments doch mehr entspräche, den Hauptgottesdienst in die Feier ausmünden zu lassen.

Und nun setzen Domchor und Bachverein machtvoll in den Chor aus dem Mendelssohnschen „Lobgesang“ ein: „Saget es, die ihr erlöset seid von dem Herrn aus schwerer Trübsal. Er zählet unsre Thränen in der Zeit der Not.“ Es folgt das schöne Sopransolo: „Ich harrete des Herrn und er neigte sich zu mir.“ Sologesang im Gottesdienste, wenn er gewisse Dimensionen nicht überschreitet und wie hier aus dem Chorgesange organisch herauswächst, hat seine nicht zu unterschätzende erbauliche Bedeutung, die auch liturgisch sich rechtfertigen läßt, doch kann er sich in gar zu geschmacklos subjektivistisch sentimental moderner Weise ungebührlich in die Länge ziehen und Selbstzweck werden, wie ich es einmal bei einem liturgischen Gottesdienste in St. Gertrud erlebte; da wirkt er zu konzertmäßig ungottesdienstlich und stört den erbaulichen Eindruck. Es folgt in der gewöhnlichen liturgischen Einrahmung Beichtvermahnung, Sündenbekenntnis und Absolution, welche bei uns eine applikative ist (mit Handauflegung), die in Deutschland übliche Wandelprozession während der Kommunion kommt bei uns nirgends vor. Die zur Absolution oder zum Sakramentsempfange vor dem Altar versammelten Abendmahls-

gemeinde tritt reihenweise vor, kniet nieder und empfängt die Gnadengaben der Kirche knieend, — eine schöne Sitte, der ich keine andere vorziehen möchte, und die mir sehr nachahmenswert erscheint. Ein jeder „Tisch“ wird nach erfolgter Austeilung der Absolution, sowie später der Abendmahlselemente mit einem treffenden Bibelspruch vom Pastor entlassen. Erst dann erheben sich die Knieenden leise zurück und machen den anderen Platz. Dieser Abendmahlsspruch, der jedesmal wechselt, bietet die beste Gelegenheit, eine seelsorgerlich bleibende Wirkung auf die Herzen auszuüben, die in diesem Augenblick besonders geöffnet für die Wirkungen des hl. Geistes sind. So mancher hörte hier ein Wort, das sich ihm tief fürs Leben einprägte und in dem seine Seele eine Wirkung fürs Leben mitnehmen konnte. Bei sehr langen Absolutionen und Kommunionen macht sich hier eine liturgisch-musikalische Lücke spürbar, die sehr wohl durch Abendmahlsgesänge des Kirchenchors ausgefüllt werden könnte. Bei uns spielt der Chor leider noch nicht eine solche wichtige liturgische Rolle; man läßt eher die Gemeinde ein Abendmahlslied anstimmen. Ganz unzulässig erscheint mir hier nur eine musikalische absolute Generalpause oder ein Interludieren der Orgel, das oft dem feierlichen Augenblicke sehr wenig angepaßt wird. Nach dem Schlußgesang der Gemeinde „Ach, bleib mit deiner Gnade“ klingt der schöne Gottesdienst im Schlußchor aus dem „Lobgesang“ aus „Ihr Völker, bringet her dem Herrn Ehre und Macht,“ dessen imposante Dimensionen zu Mendelssohns schönster Kirchenmusik gehören.

(Fortsetzung folgt.)

Praktische Winke für Bettag, Totenfest und Advent

von **Friedrich Spitta.**

Bei der Mehrzahl der deutschen Landeskirchen fällt der **Bettag** in die späterbstliche Zeit. So darf in dieser Nummer der M. Sch. seiner mit ein paar Worten gedacht werden. Von jeher war für diesen Tag die Verwendung der Litanei gebräuchlich (vgl. M. Sch. V, 323). Wo diese Gebetsform noch in Übung ist, möge man sich daran erinnern, wo das nicht der Fall ist, möge man etwaige liturgische Gottesdienste nach Vorbild der Litanei gestalten, d. i. als eigentliche Gebetsgottesdienste, und nicht nach dem traditionellen Schema einer Komposition aus Gesang, Gebet und Lektüre. Der Aufsatz über die Kirchenlitanei der Brüdergemeine S. 375 kann hierzu vorläufige Anregung geben. Weitere Ausführung dieses Vorschlags spare ich mir für später auf. Ist gemeinsames Sprechen der Gemeinde nicht anzuführen, so richte man es der lutherischen Litanei folgend so ein, daß das Gebet des Pfarrers, das den eigentlichen Körper des Gottesdienstes bilden muß, je an passenden Stellen durch Gesang der Gemeinde oder des Chores unterbrochen wird. Ein solcher reiner Gebetsgottesdienst in die Nachmittags- oder Abendstunden gelegt, wird neben dem Predigtgottesdienste des Vormittags von tiefer Wirkung sein. Gemeinsame Arbeit sollte uns zur Gewinnung solcher Formen von Bettagsliturgien verhelfen, bei denen uns unsere neuen restaurierenden Agenden durchweg im Stiche lassen.

Zum **Totenfeste** vgl. M. Sch. I, 245—48. — Ganz besonders seien die Feiern auf dem Friedhofe zur Nachahmung empfohlen, von denen wir M. Sch. V, 334. VI, 65 berichtet haben. Durch richtige Gestaltung derselben kann die Kirche auf weite Kreise wirken, die sie im Gotteshause sonst nicht erreicht. Guter Chorgesang, sei es auch nur von einem Kinderchore ausgeführt, Mitwirkung von Posaunenbläsern, ein knappes, volkstümliches Wort von Seiten des Pfarrers oder sonst eines Vertreters der Kirche kann tiefer wirken als die aufs reichste künstlerisch ausgestaltete liturgische Feier in der Kirche. Damit soll dieser kein Abbruch geschehen; ich verweise dafür auf die früher gegebenen Vorschläge, besonders auf die liturgische Verwendung unserer entsprechenden Notenbeigaben und der Musikalischen Exequien von Schütz (M. Sch. III, 301—316, bei Hug & Co. erschienen in Klavierauszug und Stimmen). Dazu füge ich den Entwurf einer liturgischen Feier, in der vom Chore Herzogenbergs Liturgische Gesänge zum Totensonntag op. 92 (Rieter-Biedermann, Leipzig; vgl. M. Sch. I, 288) ausgeführt werden. Die den Gesängen der Gemeinde beigesetzten Zahlen beziehen sich auf die Nummern des neuen Gesangbuches für Elsaß-Lothringen.

Präludium für die Orgel (M. Sch. V, 336). **Chor:** Selig sind, die da Leid tragen. **Pfarrer:** Einleitende freie Ansprache. **Gemeinde:** Ich bin ein Gast auf Erden (333, 1. 4. 6). **Pfarrer:** Psalm 39, 5—13. **Chor:** Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. **Gemeinde:** Laß mich deizeit mein Haus bestellen (348, 4). **Pfarrer:** Offenbarung Joh. 7, 9—17. **Chor:** Und ich hörete eine Stimme vom Himmel zu mir sagen. **Gemeinde:** Was für ein Volk, was für ein edle Schar (349, 4. 6). **Pfarrer:** 1. Korinther

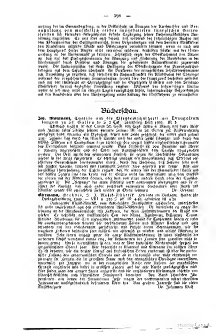
15, 42—57. Chor: Weiß du vom Tod erstanden bist. Gemeinde: Jesus, meine Zuversicht (67, 1. 2). Pfarrer: 2 Korinther 5, 1—8. Chor: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. Gemeinde: Christus der ist mein Leben (330, 1. 2). Pfarrer: Psalm 116. Chor: Sehr, um Trost war mir sehr bange. Gemeinde: Ich steh in meines Herren Hand (310, 1. 6). Pfarrer: Gebet. Chor: Zu uns komme dein Reich. Amen. Pfarrer: Unser Vater. Gemeinde: Gloria sei dir gesungen (554, 3). Pfarrer: Segen. Chor: Amen.

Bei diesem Programm ist genau die Reihenfolge inne gehalten, in der Herzogenberg die Chöre veröffentlicht hat. Bei der ganz regelmäßigen Konstruktion der Andacht kann, wenn man kürzen will oder nicht alle Chöre einüben kann, leicht der eine oder der andere Gesang der Gemeinde oder des Chores gestrichen werden, ohne daß dadurch der Gang des Ganzen gestört wird.

Zur Adventszeit vgl. M. Sch. I, 289. — Wenn eine Zeit des Kirchenjahres, so ist es die Advents- und Weihnachtszeit, in der der Gesang gepflegt werden soll. Werden Haus, Schule und Kirche hier in der richtigen Weise zusammengreifen, so entstehen Wirkungen, die nicht bloß für den Augenblick die Seele erheben, sondern wie ein nie verhallender Klang das ganze Leben durchströmen. Schon vor fünf Jahren machte ich auf die Sitte des Adventsbaumes oder Leuchters aufmerksam, über dessen Ursprung ich von kundigen Lesern gern Belehrung erhielte. Ich beschreibe diese Sitte, wie sie mir von lieber Hand gestiftet ist und jährlich die Adventswochen mit Licht und Klang füllt. Ein Leuchter mit 4 Armen zu je 7 Lichtern wird hergestellt, eingerichtet zum Hinstellen oder Aufhängen, was ohne besondere Kosten leicht ausgeführt werden kann mit zwei kreuzweise genagelten Leisten, auf die man je 5 Querleisten setzt. Auf diese Weise können, den Tagen der 4 Adventswochen entsprechend, auf jeden Arm 7 Lichter aufgesteckt werden, ein großes für den Sonntag und 6 kleinere für die Wochentage. Der Leuchter selbst wird mit Moos oder Tannenreis grün umwunden. Vom ersten Advent an wird jeden Abend ein neues Licht mehr angezündet, so daß am Ende der zuerst nur dürftige Schein sich zu vollem Weihnachtsglanze entfaltet. Bei dem Anzünden der Lichter singt die Hausgemeinde je einen Adventsgesang, wie er durch das Sonntagsevangelium bestimmt ist. Will man den Leuchter außerdem durch darauf geschriebene Sprüche und Strophen schmücken, so werden sich diese dadurch dem Gedächtnis der Familie nur um so fester einprägen. Um die Sache zu verdeutlichen, stelle ich hier die vierfache Reihe solcher Lieder zusammen, die Zahlen beziehen sich auf das elsässische Gesangbuch. **1. Woche:** 1) Siehe dein König kommt zu dir sanftmütig. Matth. 21, 5. Wie soll ich dich empfangen (54, 1), 2) Dein König kommt in niedern Hüllen (2, 1), 3) Hosianna, Davids Sohn (5, 1), 4) Macht hoch die Thür, die Thor macht weit (8, 1), 5) Tochter Zion, freue dich (360), 6) Hosianna, dem Sohn Davids, dem Gesegneten des Herrn (6, 4), 7) Komm, o mein Heiland Jesus Christ (8, 5). — **2. Woche:** 1) Hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung nahet. Luk. 21, 28. Er wird nun bald erscheinen (10, 6), 2) Wachet auf, ruft uns die Stimme (554), 3) Ermuntert euch, ihr Frommen (547), 4) Was fragt ihr nach dem Schreien (14, 9. 10), 5) Der Herr bricht ein um Mitternacht (546), 6) Wir warten dein, o Gottes Sohn (550), 7) Teilt der Schlange Kopf entzwei (4, 6. 7). — **3. Woche:** 1) Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 3. Auf, auf, ihr Reichsgenossen (1, 1), 2) Kommst du, kommst du, Licht der Heiden (7, 1), 3) Es kam ein Heiland, ein Befreier (206, 6), 4) Sich, wer da will, ein ander Ziel (205), 5) Warum willst du draußen stehen (13), 6) Jesu, meine Freude (238), 7) Ach, daß ich dich so spät erkennet (237, 3). — **4. Woche:** 1) Richtet den Weg des Herrn. Joh. 1, 23. Mit Ernst, o Menschenkinder (9, 1), 2) Bereitet doch fein tüchtig (9, 2), 3) Lauset nicht hin und her, eilet zur Quelle (102, 5), 4) Es kommt ein Schiff geladen (3), 5) Jesus ist kommen, ein Weg führt Weide (31, 8), 6) Gott sei Dank durch alle Welt (4), 7) Sei mir willkommen, edler Gast (568, 8). — Eine Gemeinde, in deren Häusern solche oder ähnliche Sitte Platz gefunden hat, kann sich leicht zu liturgischen Adventgottesdiensten versammeln, in denen sie, ohne an das Gesangbuch gefesselt zu sein, mit hundertfachem Jubel die Willkommenlieder singt, die sie bereits im stillen Heim anzustimmen gelernt hat, und wo sich der Schule diese Aufgabe mit annimmt, da werden die Kinder zu Lehrern der Älteren werden und ein Feuer anfachen, dessen Licht und Wärme wir in den winterlichen Lebenstagen gebrauchen können.

Kleine Mitteilungen.

Der Preuß. Evang. Oberkirchenrat hatte an die Konsistorien eine Verfügung über die Förderung der kirchenmusikalischen Ausbildung der Geistlichen erlassen. u. a. war darin vorgeschrieden, die Geistlichen, welchen Lehrvikare zur praktischen Ausbildung überwiesen werden, in der ihnen zu erteilenden Instruktion ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß sie, sei es persönlich, sei es durch Heranziehung der Organisten und Lehrer, dafür Sorge tragen, den Lehrvikar über Einrichtung und Verwertung der Orgel zu orientieren und zur Be-



nutzung der im Gemeindegesang, in der Volksschule, in Übungen der Kirchenchöre und Veranstaltung von musikalisch reicher ausgestatteten liturgischen Gottesdiensten sich bietenden Gelegenheiten behufs Ergänzung seiner kirchenmusikalischen Ausbildung anzuleiten. Es wurde aber auch betont, daß, während des sechswöchigen Kursus auf dem Lehrerseminar der Gesangunterricht sowie Besprechungen mit dem Seminar-Musiklehrer den Kandidaten nützliche Winke und Belehrungen vermitteln könnten, wenn es auch mit dem Hauptzweck dieses Kursus nicht vereinbar erscheine, denselben stärker mit der Unterweisung in der Kirchenmusik zu belasten. Schließlich regte der Oberkirchenrat von Neuem an, daß auf den Predigerseminaren der Anregung und Förderung der Kandidaten in der Kirchenmusik durch Vorträge und Übungen die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt werde. Der Kultusminister hat diese Verfügung des Oberkirchenrats den Provinzialschulkollegien mit dem Ersuchen übersandt, der Direktoren der evangelischen Schullehrerseminare mit Anweisung zu versehen, daß dieselben die Aufmerksamkeit der Kandidaten der Theologie während des vorgeschriebenen Seminarkursus, soweit dies der Hauptzweck desselben gestattet, auch auf den Unterricht im Choralgesange und im Orgelspiele hinleiten und dem Seminar-Musiklehrer hierauf bezügliche Anweisung erteilen. Während des sechswöchigen Kursus werde es sich auch wohl an einigen Tagen ermöglichen lassen, informatorische Besprechungen mit den Kandidaten über den Kirchengesang unter Leitung des Musiklehrers zu veranstalten.

Bücherschau.

Jos. Mantuani, Tuotilo und die Elfenbeinschnitzerei am Evangelium longum zu St. Gallen. 50 S. 2 Taf. Straßburg, Heitz 1900. M. 3.

Ekkehard erzählt in den Casus St. Galli, daß Erzb. Hatto v. Mainz auf einer Reise nach Italien seine Schätze seinem Freunde Salomo III. in St. Gallen zur Aufbewahrung übergeben habe, darunter ein Diptychon, dessen eine Seite geschnitzt, die andre glatt poliert war. Salomo ließ durch den Mönch Tuotilo auch die andre Seite schnitzen und durch den Mönch Sintram ein Evangelium dazu schreiben, das wegen seines ungewöhnlichen Formates das Evangelium longum genannt wurde. Diese Nachricht ist von Dümmler und Meyer v. Knonau angezweifelt und die Tafel von Kunsthistorikern dem Tuotilo abgesprochen worden. Der Verf. macht den gelungenen Versuch, sie gegen die überkritische Behandlung wieder in ihr Recht einzusetzen. Er beseitigt zunächst den Haupteinwurf, daß Ekkehard verschiedene Generationen durcheinander werfe, durch den Nachweis, daß Salomo sehr wohl mit Notker, Tuotilo, Ratpert und Hartmann Schüler Isos gewesen sein könne. Und eine sorgfältige Untersuchung der Tafeln ergiebt, daß die untere mit der Himmelfahrt Mariä und den beiden Szenen aus dem Leben des hl. Gallus wohl im allgemeinen nach dem Vorbild der oberen mit der Majestas domini, aber doch von einer andern Hand, eben der Tuotilos, gearbeitet ist. Die „Rettung" des alten Meisters wirkt vollkommen überzeugend und sie eröffnet die Aussicht, daß auch andre vorschnell verworfene Nachrichten über Kunst und Künstler gerade der ottonischen Zeit wieder zu Ehren kommen. Dr. Bergner.

Gietmann, Gerhard, S. J. Musik-Ästhetik. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung, 1900. — VIII u. 370 S. 8°. M. 4.40, gebunden M. 6.20.

Vorliegende Musik-Ästhetik, vom katholischen Standpunkte geschrieben, unterscheidet sich nicht unwesentlich von den erschienenen Musik-Ästhetiken. Vf. unterscheidet in engrer Anlehnung an die Musikwissenschaft alle Faktoren, die beim Zustandekommen der Musik mitwirken. Er bespricht den musikalischen Ton, den Klang, Konsonanz, Dissonanz, Tonart, Melodie, Rhythmus, die Ton erzeugenden Instrumente, sowie die Tonformen, indem er dabei die auseinandergehenden Lehren der verschiedenen Zeiten und Männer darlegt und ganz besonders auf das Griechentum zurückgreift, und knüpft daran Betrachtungen, wie die einzelnen Faktoren beschaffen sein müssen, um ästhetisch zu wirken, und welche Wirkung sie ausüben. Sein Urteil umfaßt zwar die ganze Musikentwickelung, ist indes hinsichtlich der modernen Musik manchmal etwas eng, der Definitionen der Formen sind zuweilen nicht bestimmt genug. Um so vortrefflicher ist das, was er über katholische Kirchenmusik speziell den gregorianischen Choral sagt. Hier beherrscht er Material und Litteratur im vollsten Maße. Es ist bekannt, wie ein breiter Kampf auf katholischem Boden entbrannt ist über die rhythmische Fassung des gregorianischen Chorals und ob er rhythmisch oder nicht rhythmisch vorzutragen sei. Fragen, die in gewissem Sinne auch den evangelischen Theologen interessieren, namentlich zur Jetztzeit, wo in der evangelischen Kirche eine Reform der musikalischen Liturgie angestrebt und dabei in gewissen Fragen auf die alte Kirche zurückgegriffen wird. Hier findet man den ganzen Streit aufgerollt und die verschiedenen Meinungen objektiv vom historisch-kritischen und ästhetischen Standpunkt beleuchtet. Den Band schmücken Illustrationen, von denen der Stammbaum Jesse wegen der vorkommenden mittelalterlichen Instrumente musikgeschichtlich besonderen Wert hat. Von großem Interesse sind die vielen Musikbeispiele. Dr. Johannes Wolf.

Notenbeigabe.

Introitus.

Adagio. — Georg Raphael.

Sopran, Alt, Tenor, Baß

p — mf

Herr, sei nicht ferne, meine Stärke eile mir zu helfen.

Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe und meine Zunge klebt an meinem Gaumen, und du legst mich in des Todes Staub. Mein Gott, mein

Zur Musikbeigabe. Über Georg Raphael sind unseren Lesern bereits früher (M.-Schr. VI, S. 66) einige Mitteilungen gemacht worden. Meiner Bitte an den Komponisten um weitere biographische Notizen hat er mit folgendem Berichte freundlichst entsprochen: „Ich bin am 29. Dezember 1865 in Berlin geboren. Nach Absolvierung des hiesigen Königl. Wilhelms-Gymnasiums bezog ich 1884 die Universität, um Medizin zu studieren. Erst im Jahre 1888 folgte ich meinem bis dahin streng in mir verschlossenen Herzenswunsche, mich ganz der Musik zu widmen. Ausschlaggebend war dabei für mich das Urteil des Herrn Professors Woldemar Bargiel, in dessen Schule ich mich auch zunächst begab. Drei Jahre hindurch habe ich den von ihm geleiteten Kompositionsklasse der sogen. Meisterschule angehört und habe danach noch längere Zeit Privat-Unterricht bei ihm genossen. Vom Jahre 1896 an war ich Schüler meines späteren Schwiegervaters A. Becker und zwar bis zu seinem Tode (1899). Mein Haupt-Interesse war von jeher auf den kirchlichen a cappella-Gesang gerichtet, in dem ich mich schon als Gymnasiast, bevor ich regelrechten Unterricht in der Harmonielehre und im Kontrapunkt gehabt hatte, mehrfach versucht habe. Erst verhältnismäßig spät habe ich mich etwas mehr dem Instrumentalen zugewendet; augenblicklich arbeite ich vorwiegend Orchester-Musik." Die Stellung eines Organisten und Chordirektors an der Lutherkirche zu Berlin hat Raphael seit dem 1. Oktober dieses Jahres mit der gleichen an der Matthäikirche vertauscht. Der hier mitgeteilte Introitus ist gedacht als Fortsetzung der S. 66 besprochenen sechs Motetten über Texte aus der neuen preußischen Agende. Er ist zunächst für den Charfreitag bestimmt, kann aber auch, an den richtigen Platz gestellt, beim Totenfest verwendet werden. Sp.

6. Jahrgang Nr. 12. Dezember 1901.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.
Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 30 Pf., für 1 ganze Seite 24 M., ½ S. 12.50, ¼ S. 7.50 M.

Weihnachtsklänge aus Schneebergs Vergangenheit

von Organist **Frenzel** in Schneeberg

„Freut euch, freut euch, all in gemein,
Und thut mit Freuden springen!
Uns ist geborn ein Kindelein
Und laßt uns fröhlich singen!

Sein Name heißt Immanuel,
Er wird erlösen Israel,
Dazu uns arme Heiden
Zu seinem Reich bescheiden."

Diese Strophe aus einem Weihnachtsliede des als Übersetzer der Psalmen in deutsche Reime und als Dichter geistlicher Lieder bekannt gewordenen Schneeberger Stadtkindes Ambrosius Lobwasser[1]) (geb. am 4. April 1515, gest. am 27. November 1585 als Rat und Professor zu Königsberg) dürfte geeignet sein, die folgenden Zeilen einzuleiten und zugleich anzudeuten, daß die geistliche Musik in Schneeberg sich von jeher reger Pflege und hoher Schätzung erfreuen konnte. Schon in der „Schneebergischen Stadt- und Bergchronik" (1716) preist der Verfasser, Pfarrer Christian Meltzer in Buchholz, daß es hierorts seit Gründung der Stadt immer ein sangeslustiges Volk gegeben habe. So war denn auch in Schneeberg durch den Oberpfarrer Mag. Fabian Heyden und seinen Kantor Heinrich Spillner am 22. Februar 1626 eine Kantorei begründet worden, welche gegen 100 Bürger, darunter die angesehensten der Stadt, zusammen scharte, um mit ihnen edle Geselligkeit auf Grundlage des geistlichen Gesanges zu pflegen, denn in der „Ordnung" und den „Artikeln" heißt es: „Diese Kantoreigesellschaft soll zu keinem andern Ende fürgenommen oder gemeint sein, denn Gott dem Allmächtigen zu Ehren und zur Beförderung und Unterhaltung des Chori musici und christlicher Kirche Ceremonien und Figuralgesang, und damit junge Bürger und Gesellen desto mehr Lust und Gefallen zur Musika haben mögen." Alljährlich einmal, am 24. August,

1) Wackernagel bringt von ihm 65 Lieder zum Abdruck.

kamen die Mitglieder der Kantorei zu einem „Convivium musicum“ zusammen, das „von dem Einkommen der Gesellschaft und eines Ehrenfesten Rates Verehrung aufgerichtet“ wurde. Nach der Aufführung eines Psalms mit Instrumentalbegleitung ging es zur Tafel, nach deren Aufhebung der 147. Psalm „Laudate dominum mit gebührender Reverenz“ gesungen wurde. Die eigentliche Blüte der Gesellschaft währte aber nur bis 1632, in diesem Jahre wurde das letzte Convivium gefeiert. Dann kamen für Schneeberg die schwersten Jahre des 30jährigen Krieges, und dessen zerstörender Einfluß zeigt sich eben recht deutlich darin, daß auch eine so stattliche Institution, wie sie die Kantorei von Haus aus war, die schwere Zeit der Bedrängnis nicht hat überstehen können. Spätere Versuche zur Neubelebung der Kantorei in den Jahren 1636 und 1641 blieben erfolglos, und im Jahre 1654 wurde sie endgültig „per Richter und Rat“ aufgelöst.

Die Mitglieder der Kantorei waren stets der Leitung des Kantors unterstellt gewesen, dessen musikalisches Amt schon sehr früh mit einem Lehramt am Lyzeum verbunden war. Der berühmteste aller Kantoren Schneebergs mag wohl Adam Sieber (1516—1584) gewesen sein, der mit Luther, Melanchthon, Stephan Roth und anderen Persönlichkeiten der Reformation in Beziehung stand und als Rektor der Fürstenschule zu Grimma starb. Auch als Komponisten sind etliche Kantoren Schneebergs tätig gewesen, so Valentin Rab um 1540, dessen zahlreiche handschriftliche Kompositionen sich in der Zwickauer Ratsschulbibliothek befinden, ferner Christian Weinhold (starb 1696) und dessen Nachfolger Christian Umlauf, nach Walther „ein wohlgeübter Musikus und Komponist“.

Erinnert nun gegenwärtig auch fast nichts mehr an die alte Bergherrlichkeit Schneebergs, so haben doch zwei starke Zeugen alle Stürme vergangener Zeiten überdauert: die aus Abgaben vom Silberbergbau in den Jahren 1516—1540 im spätgotischen Style erbaute mächtige St. Wolfgangskirche und die an alte Zeiten der Stadt heute noch erinnernde und mit dem Leben des Bergmanns innig verbundene Feier des Weihnachtsfestes mit durchaus eigenen Sitten, Gebräuchen und Liedern. Indem aber im folgenden von einer Schilderung jener Sitten und Gebräuche wegen ihres mehr nur ethnographischen Wertes abgesehen wird, sollen diejenigen alten Weihnachtslieder aufgezählt werden, die bis vor kurzem Schneeberg eigentümlich waren, weil sie nur handschriftlich existierten, nun aber in Neubearbeitung für gemischten Chor[2]) und zum Teil für 2 bis 3stimmigen Kinderchor[3]) der Öffentlichkeit übergeben worden sind. Diese für den Hymnologen wie Musikphilologen gleich interessanten Lieder fanden sich in Stimmenheften sogen. „Chorbücher“ verzeichnet, welche mit dem Jahre 1680 einsetzen und bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts reichen. Ihr Satz ist meist homophon und sehr einfach gehalten. Etwaige „Sänger“ der Melodien (mit Ausnahme einer einzigen von Doles) oder „Setzer“ des ursprünglichen Satzes sind bis zum heutigen Tage unbekannt geblieben. Diese Lieder wurden noch vom Ende des 18. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Advents- und Weihnachtszeit von den Kurrendeschülern und etlichen Chordjuvanten unter Leitung des Kantors vor den Häusern und in der Kirche gesungen und stets mit großem Beifall aufgenommen. Hierauf verstummten sie fast zwei Menschenalter lang und lebten nur in der Erinnerung vieler Einwohner und ihrer Nachkommen fort, bis sie im Jahre

---

[2]) Alte Weihnachtslieder in neuem Gewande. Bearbeitet von Bruno Dost. 2 Hefte. Partitur à 1 M., Stimme je 30 Pf. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

[3]) Alte und neue Weihnachts- und Berglieder aus dem Erzgebirge. Für die Volksschule gesammelt und bearbeitet von Alfred Dost. 25 Pf. Schneeberg, Goedsche's Buchhandlung.

1897 durch die gelungene und weit kunstvollere Neubearbeitung eine „fröhliche Urständ" feierten, also daß diese Lieder in ihrem neuen Gewande neben den von Karl Riedel bearbeiteten „altböhmischen Weihnachtsliedern" und dem von Dr. Göhler für Aufführungszwecke hergerichteten „Weihnachtsliederbuch" von Cornelius Freundt (1563—1591, Kantor zu St. Marien in Zwickau) nun zu dem Besten gehören, was die Litteratur in diesem Genre aufzuweisen hat. Die 6 Schneeberger Lieder sind Kompositionen zarten und lieblichen Charakters, voll frischen Ausdrucks und duftigen Wohlklangs. Musikalisch interessieren sie weiter durch reiche rhythmische und harmonische Ausgestaltung, wirkungsvolle, den Eindruck sinnigen Frage- und Antwortspiels erweckende Nachahmungen zwischen den Ober- und Unterstimmen, imitatorische Behandlung der 4 Singstimmen im übrigen und volle, gefällige Klangwirkung. In ihrer neuen Bearbeitung gestatten diese Lieder die vielseitigste Verwendung in Haupt- und Nebengottesdiensten wie sinnigen außerkirchlichen Weihnachtsfeiern; sie seien darum allen Dirigenten leistungsfähiger Chöre wärmstens empfohlen. Zum Schlusse seien die Textanfänge der Lieder mitgeteilt: 1. Heft: 1. Dein König, Zion, kommt zu dir. 2. Auf, Tochter Zion, schmücke dich. 3. Wie sehnlichst seufzt die Schar der Frommen. 2. Heft: 1. Komm herein, du Gesegneter des Herrn! 2. Kommt herbei, ihr frohen Hirten! 3. Nun ist der Väter Wunsch gestillt.

Metamorphosen eines Kindergebetes.

Eine Plauderei für die Weihnachtszeit

von **Friedrich Spitta.**

Von meiner frühsten Kindheit an ist mir, wie gewiß vielen unsrer Leser, das Gebetlein bekannt und lieb gewesen:

„Lieber Gott, mach mich fromm,
daß ich in den Himmel komm."

In einigen Häusern, deren Frömmigkeitsform sich etwas von der unsrer Familie unterschied, beteten die Kinder:

„Lieber Heiland, mach mich fromm,
daß ich in den Himmel komm."[1])

Die kindliche Kritik beurteilte diese Variante natürlich als Umgestaltung des mütterlichen Originales, und mehr noch das Weihnachtsliedchen:

„Christkindchen, komm,
mach mich fromm,
daß ich in den Himmel komm'!"[2])

zumal da in unserem Hause die Legende von dem Christkind, das die Geschenke bringt, nicht gepflegt wurde. Wir Kinder sangen gut rationalistisch, ohne doch etwas von dem Zauber der Weihnacht zu verlieren:

---

[1]) Vgl. Ludwig Grote, Aus der Kinderstube. Niedersächsisches Kinderbuch, ein Reim- und Liederschatz für Eltern und Kinder. Hannover 1863. S. 94.

[2]) Vgl. Karl Simrock, Das deutsche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime, Lieder, Erzählungen, Übungen, Rätsel und Scherze für Kinder. 3. Aufl. S. 83 Nr. 292. — Auch L. Grote a. a. O. S. 201.

„Welch ein schöner Tag ist morgen, | lange, lange schon dafür
welche Freude hoffen wir, | O gewiß, wer sie nicht ehrt
unsre guten Eltern sorgen | ist der ganzen Lust nicht wert."

Noch wegwerfender, ja geradezu entrüstet, lautete das Urteil, als ich mein altes liebes Kindergebet in einem kirchlichen Sonntagsblatte folgendermaßen entstellt antraf

„Liebe Rut, | mach mich fromm,
mach mich gut! | daß ich in den Himmel komm."
Lieber Gott,

Es schien mir fast an Frivolität zu grenzen, daß hier in einem Atem ein Gebet an die Rute und an Gott gerichtet wird. Auch die eine reimlose Zeile ärgerte mich, und so war ich, noch ehe mir der auf dem Gebiete der Kritik oft verwandte zweifelhafte Grundsatz „Bei litterarischen Parallelen hat die längere als die spätere zu gelten" bekannt geworden war, auf das festeste überzeugt, jene ärgerliche Form des Gebetes sei Ausdruck einer von meiner Mutter gemißbilligten frommen Spielerei. Damit war die Sache für etwa dreißig Jahre abgethan, bis sie sich mir letzthin auf einmal in ganz anderem Lichte darstellte.

Es kam mir ein Andachtsbuch aus dem Reformationsjahrhundert in die Hand: „Trostbüchlein / wie man die Sünde erkennen / Gott umb gnad vnd vergebung anruffen . . . sol. Durch Nicodemum Kramer, 1566.' Dort las ich folgende Ausführung[3]: „Wiewol das Creutz so grossen nutz bringt / das viel andere vrsachen mehr zu erzelen / So ist doch unter dem Creutz der höchste Trost / das wir damit versichert / das wir Gottes Kinder in ewigkeit sein und bleiben sollen / Sintemal ein jeder Vater sein liebs Kind (Auff das ers unter seinem kindlichen Gehorsam erhalte) steupet / so ers auffnimpt / Ebre. 12 Prouer 3. Vnd gehet hie nach dem gemeinen Sprichwort / Wie offt frome Eltern jren lieben Kinderlein für sagen

O liebe Rut / | Du machst mich from /
Du machst mich gut / | Das ich nicht vntern hencker kom."

Im Augenblicke fiel mir ein, was ich vor so vielen Jahren mit Entrüstung im Hannoverschen Sonntagsblatt gelesen, und wenn sich auch der Wortlaut nicht völlig deckte, so lag doch auf der Hand, daß eben das, was mir in jener Form des Kindergebetes als modern religiöse Spielerei erschienen, sehr alter Herkunft war. Nikodemus Kramer citiert sein Verslein als ein allgemeines Sprichwort, das fromme Eltern oft in der Erziehung ihrer Kinder gebrauchen. Was Mitte des 16. Jahrhunderts so verbreitet war, dessen Ursprung kann man getrost noch eine gute Zeit früher ansetzen. Und dafür fehlt es nicht an Beweisen. Für das Jahr 1541 ist von Sebastian Franck folgende Variante des Kramerschen Versleins bezeugt[4]:

On die ruth
thut das kindt kein gut;

für das Jahr 1512 von Geiler von Kaysersberg folgende[5]:

Liebe rut, | werestu,
trute rut, | ich thet nymer gut.

[3] Ein Exemplar befindet sich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin. Vgl. Blatt G IV a.
[4] Sprichwörter 2, 61 b.
[5] Christenlich bilger 68. Desgleichen Seb. Franck a. a. O. 2, 16.

In immer neuen Formen tritt dieser Gedanke uns entgegen;[6]) z. B.: „... Rut macht die Kinder gut," — oder „... die ruthe macht aus bösen Kindern gute," — oder „... du liebe ruth, wie thust du mir so gut," — oder „... Ein Vater sein Kind mit der Rut hauet es, daß es soll werden gut."[7])

Nicht minder läßt sich der Gedanke weiter verfolgen, der in der dritten Zeile vorliegt. So heißt es bei Luther[8]) „Ruthe macht fromme Kinder," und ein Sprichwort[9]) „Frische Ruthen, fromme Kinder". Vor allem aber ist der uns besonders auffällige Gedanke der vierten Zeile „daß ich nicht untern Henker komm", häufig genug nachzuweisen. Luther sagt in der Auslegung des 101. Psalms[10]) „... gleichwie ein Vater keine größer unväterlichere That an seinem Kinde begehen kann, denn daß er der Ruthen sparet und dem Kindlein seinen Muthwillen läßt, denn mit solcher thörichter Liebe zeucht er zuletzt dem Henker einen Sohn, der ihn darnach anders ziehen muß, mit dem Strick an den Galgen." An anderer Stelle bezeichnet er diesen Gedanken geradezu als Sprichwort[11]) „Wie man spricht: wer Vater und Mutter nicht hören will, der muß den Henker hören."[12]) Mit etwas anderer Formulierung tritt uns dieser Gedanke entgegen in der Wendung[13]) „Wer der Ruthe nicht folgt, muß dem Stricke folgen", oder[14]) „Wer seinen Eltern nicht folget in der Jugend, der muß dem Henker folgen im Alter."

Daß der im Kramer'schen Sprichwort vorliegende Gedanke in der evangelischen Liederdichtung die deutlichsten Spuren hinterlassen hat, bedarf kaum der Erwähnung.

In der 4. Strophe des Held'schen Pfingstliedes „Komm, o komm, du Geist des Lebens" heißen die Schlußzeilen

„Denn des Vaters liebe Rut
ist uns alle Wege gut."

Paul Gerhardt singt in der 8. Strophe von „Sollt ich meinem Gott nicht singen":

„Also hält auch mein Verbrechen
mir mein frommer Gott zu gut,
will mein Fehlen mit der Rut
und nicht mit dem Schwerte rächen."

Umgekehrt gewendet findet sich dieser Gedanke in dem Liede „Warum willst du doch die Deinen ganz" Str. 2[15])

„Mache nur Gnad und Strafe gleich
und deines Schwertes Hieb zu einem Rutenstreich."

Strophe 10 von Mentzers „O daß ich tausend Zungen hätte" lautet:

„Vor andern küß ich deine Rute,
die du mir aufgebunden hast.
Wie viel thut sie mir doch zu Gute
und ist mir eine sanfte Last,
Sie macht mich fromm und zeugt dabei,
daß ich von deinen Liebsten sei."

Diese Worte weisen nun auch auf den Anlaß hin, wo jene an die Rute gerichteten Worte zum Gebrauch kamen, nämlich nicht etwa beim Aufsagen kleiner

6) Deutsches Wörterbuch von Jac. Grimm und W. Grimm VIII, 1561.
7) Johannes Fabricius bei Wackernagel V. 61 Nr. 79.
8) Jenaer Ausgabe 5. 214b.
9) K. Fr. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon III, 1780, 41.
10) Erlanger Ausgabe XXXIX, 275.
11) Jenaer Ausgabe 5. 165b.
12) Auch in seiner (falschen) Übersetzung von Prov. 23, 13 („wo du ihn mit der Rute haust, darf man ihn nicht töten") scheint dieser Gedanke nachzuwirken.
13) Wander III, 1781, 61.
14) Schottelius 1130a.
15) Vgl. Serpilius, Liederkonkordanz.

Verslein in der Spielschule, sondern in hochernster Situation. Im Jahre 1512 erzählt Geiler von Kaysersberg [16]) „Wenn man ein Kind haut, so muß es die Ruten küssen und sprechen: Liebe Rut, treue Rut u. s. w."[17]) Eben dorthin weisen die Gebete und Lieder Joh. Zwicks „Zu der gemeinen straff und Züchtigung, die an etlichen orten brüchig, vnnd ja etwan mit besunderem ernst bschähen soll."[18]) In dem ersten bei dieser Gelegenheit zu sprechenden Gebete heißt es [19]) . . . „so wir yetzund wol empfindend das die streich wee thun, so verlych vns gnad das wir vns davor hütind. Doch so sinds gulde streich / vnd ist ein feyner frryt vnnd sig / daruß man lernt f r u m m syn / vnd da man ein bessers gemüt vnd g u t sitten da von bringt." Und im zweiten Gebete, das anfängt „Wir sollend all mächtiger Gott / ongeschlagen vnd on die ruten / ymerdaren selbs willig vnd geflissen syn recht zethun", heißt es zum Schluß „Vor allen Dingen aber beware vns o himmelischer vatter daz vns der n a c h r i c h t e r nicht züchtigen müsse."

Aus alle dem ergiebt sich, daß die Bitte an die Rute, die mir den Eindruck einer anstößigen Neuerung machte, im Gegenteil viel eher als die Zeilen „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm" Anspruch auf höheres Alter haben. Ja, sollte nicht überhaupt das Gebet an den lieben Gott erst aus dem Verslein an die liebe Rut entstanden sein? Identisch ist beiden das „fromm machen". Der scheinbare Gegensatz aber zwischen den Zeilen „daß ich in den Himmel komm" und „daß ich nicht unters Henker komm" wird schon rein äußerlich durch die Thatsache vermittelt, daß Simrock[20]) unser Gebet in der Form mitteilt

„Liebe Rut, mach mich fromm
mach mich gut, daß ich in den Himmel komm."

Vor allem aber ist ja nichts leichter einzusehen, als wie es dazu kam, daß die Rute und der Henker verschwanden und dem lieben Gott und dem Himmel Platz machten. Die Gebete in der verschiedenen Form sind getreue Abbilder der Zeiten, aus denen sie stammen. Der Periode der rauhen Pädagogik, von der ein Luther so manches treffende Wort hinterlassen hat[21]) spiegelt sich getreu in dem Urbilde unsres Kindergebetes. Zuerst ists dann der Henker, der verschwindet, die negative Wendung wird zur positiven, der irdische Vater, der die Rute führt, zum Bilde Gottes, der die Menschen züchtigt, um sie in seinen Himmel zu nehmen, wie das in einem herzigen Gedichte von Johannes Fabricius so schön ausgesprochen ist[22])

„Ein Vater sein Kind mit der Rut
hauet, daß es soll werden gut,
Ob ers siehet unfreundlich an,
dennoch will ers zum Erben han.
Also thut auch Gott unser Herr,
die von ihm nicht sollen sein ferr,
die züchtigt er auf dieser Welt,
damit er sie ewig behält
im Himmel, in dem schönen Saal,
bei sich und seinen Engeln all,
da sie als Gottes Kinderlein
nimmer sollen geschieden sein.
Das verleih uns, Herr Jesu Christ,
der unser Bruder worden ist."

[16]) Der christenlich Bilger 68, vgl. auch Simrock S. 21 Nr. 95.
[17]) Vgl. E. L. Rochholz „Die Rute küssen", in Germania I, 184—188. Derselbe Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel S. 513.
[18]) Gebätt für Jung lüt, die man in Schulen vnd im Huß alltag vnnd durch dwochen sprechen mag. (Ein Exemplar auf der Königl. Bibliothek in München. Sammelband Catech. 638.)
[19]) Vgl. auch F. Spitta, Gebete und Lieder für die Jugend von Johannes Zwick.
[20]) A. a. O. S. 19 Nr. 276.
[21]) Tischreden. Ed. Förstemann und Bindseil, IV, 76, auch Rochholz a. a. O.
[22]) Wackernagel V, 61 Nr. 79.

Dann wendet sich an diesen unsern Bruder den „lieben Heiland“ selbst das Gebet und zuletzt hat es, wenigstens in evangelischen Kreisen so ganz allen Nachklang jener finsteren Pädagogik abgestreift, daß es zum Weihnachtslied geworden ist und mit dem Christkindchen scherzt, das ja ausschließlich ein Freudenspender ist, während sein katholisches Gegen- oder Urbild, der heilige Nikolaus, bei allem Wohlwollen gegen artige Kinder doch nicht ohne die Rute erscheint

„Gott grüß euch, liebe Kinderlein — so aber eins nicht folgen thut,
euch soll was schöns bescheret sein — dem bring ich die gesalzne Ruth.“[23])

Alle diese ein Stück Kulturgeschichte darstellenden Metamorphosen des Kindergebetes haben ihren guten Sinn, nur nicht jene an der ich als Kind Anstoß nahm. Diese scheint nichts als eine voreilige Komposition von zwei jener Formen zu sein[24]) Kann man das vierzeilige Gebet zur Rute nicht mehr gebrauchen, so noch weniger das fünfzeilige zur Rute und zum lieben Gott Möchte die Liebesfülle der fröhlichen seligen Weihnachtszeit unsre Kleinen lehren, ehrlich und andächtig das zweizeilige zu beten

Die neuen protestantischen Kirchen in Aussersihl Zürich III

von **H. Hirzel,** Pfarrer

I Die Johanneskirche

Die Kirchgemeinde Aussersihl, früher eine Vorstadt des alten Zürich und zu der Kirche St Peter pfarrgenössig war erst 1883 selbständig geworden Als Gotteshaus ward ihr eine städtische Bestattungs- oder Abdankungs-Kapelle zugewiesen welche nur für 5—600 Personen Raum hatte und im Ganzen sehr einfach und provisorisch eingerichtet war Als die Seelenzahl in den letzten 15 Jahren von 5000 rasch auf über 20 000 anstieg wurde das Verlangen nach würdigen Gotteshäusern immer stärker Weil die Gemeinde durch sämtliche in Zürich einmündende Eisenbahnlinien und durch die weite Bahnhofanlage in zwei Teile geteilt wird, beschloß die Kirchgemeinde-Versammlung im November 1896 die Erstellung von zwei Kirchen, eine kleinere mit 900 Sitzplätzen für rund 200 000 Franken sollte im Industriequartier, die größere mit 1400 Sitzplätzen für 400,000 Franken im obern Gemeindeteil errichtet werden Die Baugelder brachte man in der Hauptsache in der Gemeinde selbst durch Zeichnung von $2^1/_2$ % tragenden Obligationen à 200 Franken amortisierbar in 35 Jahren, auf Außer den vermöglichen Kirchgenossen beteiligte sich auch der Mittelstand, ja sogar die Arbeiterklasse in sehr erfreulicher Weise

Zu der kleinern der Johanneskirche, verfertigte Architekt Paul Reber in Basel die Pläne Am 29 August 1897 fand die Grundsteinlegung und am

[23]) Germania I, 147, Simrock a a O S 255, L Grete S 138

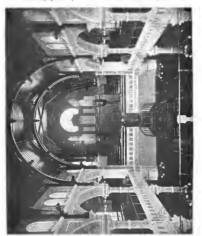
[24]) Meine Anfrage bei dem damaligen Herausgeber des Hannoverschen Sonntagsblattes Herrn Pastor Freytag in Ilfeld am Harz bestätigte daß jene Form des Gebetes im Jahrgang 1870 des Hannoverschen Sonntagsblattes gestanden mit anderen scheinbar aus Simrock entnommenen Kindergebeten Die Vermutung daß sie aus Grete's Kinderbuch genommen sei das übrigens erst 1874 erschienen ist hat sich als unzutreffend herausgestellt

13. November 1898 die feierliche Einweihung statt. Sie repräsentiert sich als ein wohl proportionierter Bau in den Formen der deutschen Renaissance. Wenn sie auch nicht ein Zentralbau genannt werden kann, ist die ganze Anlage doch einem

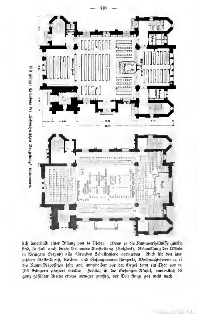


solchen ähnlich. Die Kanzel, in der Längsachse liegend, ist möglichst in den Mittelpunkt gerückt, sodaß der Prediger fast von allen Plätzen gesehen werden kann, sogar von der Orgelempore aus, die er im Rücken hat. Auf allen vier Seiten sind geräumige Emporen angebracht, die zusammen für 400 Personen Platz bieten.

Die Kirche als reformiertes Gotteshaus ist vor Allem als Predigtkirche gebaut, der Verkündigung des ewigen Gotteswortes soll sie dienen. Die Akustik ist denn



auch ganz ausgezeichnet gelungen, die Entfernung des Predigers vom weitest entfernten Zuhörer beträgt nicht mehr als 18,5 Meter, die meisten Zuhörer befinden



Mit gütiger Erlaubnis der „Schweizerischen Bauzeitung" entnommen.

sich innerhalb einer Distanz von 14 Meter. Wenn ja die Raumverhältnisse günstig sind, so sind auch durch die innere Ausstattung (Holzdecke, Behandlung der Wände in körnigem Verputz) alle störenden Schallreflexe vermieden. Auch für den liturgischen Gottesdienst, Kirchen- und Gesangvereins-Konzerte, Weihnachtsfeiern &c. ist die Raum-Disposition sehr gut, unmittelbar vor der Orgel kann ein Chor von ca. 100 Sängern plaziert werden. Freilich ist die Gesanges-Akustik, namentlich bei ganz gefüllter Kirche etwas weniger günstig, der Ton klingt gar nicht nach

Die beiden Räume unter der Orgel und der gegenüber liegenden Empore sind abschließbar und werden als Unterrichtszimmer verwendet. Beim ersten, der nur für Festgottesdienste geöffnet wird, ist der Abschluß durch eine zusammenlegbare Holzwand bewerkstelligt, beim zweiten wird die ganze Abschlußwand in den Boden versenkt. Die Kosten für diese Einrichtung waren ziemlich beträchtlich. Für die vier Gemeindegeistlichen sind diese Unterrichtsräume, die jederzeit zur Disposition stehen, sehr angenehm. Mit diesen zwei Sälen bietet das Parterre für 520 Personen Raum. In den Treppenhäusern sind daneben die Aborte angebracht und ein einfaches aber vollkommen genügendes Pfarrzimmer (Sakristei). Letzteres darf um so kleiner sein, als keine kirchlichen Amtshandlungen darin stattfinden.

Die Kanzel im Mittelpunkt der Kirche nimmt mit dem Treppenaufstieg zu beiden Seiten etwas unverhältnismäßig viel Platz ein. Dafür bietet der untere, vordere Teil des Kanzelaufbaus eine sehr praktische Vorkanzel oder Rednertribüne für Abhaltung der Kinderlehre und Sonntagsschule, oder auch für nichtkirchliche Vorträge und Versammlungen.

Vor der Kanzel steht à niveau mit den Kirchenbänken der Taufstein. Ein Altar ist nicht vorhanden. Für die wenigen Abendmahlsgottesdienste (7 Festtage) wird über den Taufstein ein mit weißen Tüchern verhüllter hölzerner Tisch angebracht.

Die lichte Höhe des Innenraumes beträgt 12 Meter. Letzterer ist in vielfarbiger, sehr freundlich wirkender Bemalung gehalten, namentlich die Brüstung der Emporen ist ein Meisterwerk in dieser Richtung, durch diese hellen Töne, verbunden mit denjenigen der wohnlich wirkenden Holzdecken, erhält die Kirche eine „heimelige“ Stimmung. Reich mit elektrischen Lampen ausgestattet, gewährt sie bei voller Beleuchtung einen überraschend schönen, festlichen Eindruck. Der Prospekt der Orgel (24 Register) wirkt durch die vorherrschende Zinkpfeifen-Dekoration sehr hübsch. Die Heißwasserheizung hat sich gut bewährt. Über dem Haupteingang schützt eine große „marquise“ (Glasdach) Kirchgänger und zufahrende Gefährte bei Taufen, Hochzeiten und Leichengeleiten vor Regen.

Das Äußere der Kirche mit der Bolligerstein-Verkleidung (auch am Turme) macht einen soliden und zugleich malerischen Eindruck. Der Sockel ist aus Granit, Portale und Fensterkreuze aus Sandstein (Haustein). Leider wurde der Billigkeit halber in den oberen Partien auch Kunststein verwendet, dieser hält sich gar nicht gut, sondern verwittert bedenklich. Gotthard-Granit wäre wenig teurer und viel haltbarer gewesen.

Als ein Mangel wird die Aufstellung der Orgel empfunden. Sie hätte mehr in die Breite gezogen werden sollen, sodaß sie die ganze Hinterwand der Orgel-Empore in Beschlag genommen hätte, dann wäre für die Aufstellung von Chören erheblich mehr Platz gewonnen worden. — Sonst ist die Kirche in allen Teilen wohl gelungen.

Die Kosten beliefen sich auf 297,000 Franken, bedeutend höher als der Voranschlag. Solidere und schönere Ausführung sowie eine namhafte Erhöhung des Turmes erklären die Mehrkosten. Die Ausgaben für Hochbau belaufen sich auf 222,000 Franken, für die innere Ausstattung, Umgebungsarbeiten, Architekten-Honorar und Übriges auf 75 000 Franken. Die Kubierung des umbauten Raumes ergibt 7134 Kubikmeter, der Kubikmeter kostet also 31,10 Franken. Da die Kirche Raum für 920 feste Sitzplätze enthält, kostet ein Sitzplatz 322,8 Franken (256 Mark).

Ein neues deutsch-amerikanisches Gesangbuch

von **Julius Smend.**

Jedem Herde deutschen Kirchentums in fernen Landen gehört die Sympathie der Glaubensgenossen in der Heimat. Der Zusammenhang des germanischen Stammesbewußtseins mit evangelischem Bekenntnisleben fällt an vielen Orten in die Augen. Und speziell in Nordamerika können die Kirchen zur Erhaltung des Deutschtums gewiß reichlich so viel beitragen wie nationale Turn- oder Kriegervereine. Unter diesen Umständen erweckt ein vor kurzem erschienenes nordamerikanisches Gesangbuch[1]) ein zwiefaches warmes Interesse. Es ist im Januar dieses Jahres in Camp Washington, Cincinnati, Ohio, herausgegeben worden, und zwar durch einen Predigerverein, der die von dem Geistlichen der genannten Gemeinde Herrn J. A. Voss gelieferte Arbeit einstimmig gutgeheißen hat.

Der erste Eindruck des Buchs ist ein überaus günstiger. Bei geringem Umfang — es enthält nur 360 für den öffentlichen Gottesdienst bestimmte Lieder — ist es handlich, solid, gut ausgestattet und wahrscheinlich auch billig. Jedem Liedertext ist die Melodie in Notensatz beigegeben. Als praktisch hebe ich die Einzelheit hervor, daß man bestrebt gewesen ist, Wort und Weise stets auf einer Seite zusammen zu halten, was allerdings zur Folge hat, daß die Reihenfolge der Lieder in den einzelnen Abschnitten ganz prinziplos und die Auswahl der in Verszeilen gedruckten Strophen oft gewaltsam und willkürlich erscheint.

Unsere Teilnahme an dem Buche wächst, wenn wir, das Vorwort überschlagend, das **Inhaltsverzeichnis** betrachten: „Erster Hauptteil. Die gottesdienstlichen Zeiten und Handlungen. I. Gottesdienstliche Zeiten. II. Gottesdienstliche Handlungen. Zweiter Hauptteil. Das christliche Heil. 1. Leben im Besitze des Heils. 2. Streben nach Vollendung des Heils." Das ist ja aufs Haar die Disposition des neuen Gesangbuchs für Elsaß-Lothringen, — so denkt man und kehrt nun schleunigst zu dem Vorwort zurück, eine Dankesbezeugung für unsere Vorarbeit erwartend. Dort aber liest man: „Die Einteilung des Buches nach gottesdienstlichen Gesichtspunkten ist neu und entspricht der Einteilung des — vom Verein der Prediger herausgegebenen Liederbuches mit Chorälen für Sonntagschule und Haus." Wie? Sollte einer von uns Straßburgern jenes „Liederbuch" gekannt und uns übrige durch seinen scheinbar originellen Einfall in die Lage versetzt haben, uns mit fremden Federn zu schmücken? Aber wir haben uns ja doch Monate lang den Kopf zerbrochen, selbst das richtige Prinzip zu finden und den passendsten Ausdruck zu wählen. Das Rätsel wäre unlösbar, erführe man nicht unter der Hand, daß das erwähnte „Liederbuch" völlig umgestaltet im Herbst 1900 erschienen ist, also um ein Beträchtliches später als unser neues elsässisches Gesangbuch. Doch wir wollen nicht eitler Ehre geizig sein. Unsere überseeischen Freunde haben in den Unterabteilungen zwar nichts Neues gebracht, sich jedoch von dem Straßburger Vorbilde da und dort wirklich emanzipiert. Sie unterscheiden einen „Weihnachts-, Oster- und Pfingstkreis", zu letzterem zählt das Himmelfahrtsfest. Auch giebt es Lieder für die vier Jahreszeiten, sowie solche für Einweihung eines Schulhauses, für Orgelweihe, Begräbnis eines Predigers, Einweihung eines Gottesackers. Sonst ist Alles genau wie in der Vorlage.

Verdient hiernach das neue amerikanische Gesangbuch das Lob einer modernen Erscheinung, so läßt sich diese Zensur auch noch weiter begründen. Niemand kann dem Bearbeiter den Vorwurf blinder Vorliebe für Archaismen oder auch nur für die Produkte längst vergangener Zeiten machen. Das zeigt die Wahl der **Texte**. Fehlt es auch nicht an einigen wuchtigen Klängen aus den Jahrhunderten der Reformation, der Orthodoxie, des Pietismus, so waltet doch sehr entschieden die Dichtung späterer Tage vor. Auch Kinkel und Geibel, J. Sturm und Knapp, Hagenbach und K. Weber fehlen nicht. Ja, wenn von Gellert als dem sonst meistvertretenen Dichter 32 Lieder aufgenommen wurden, so finden sich von Spitta deren 34. Ob auch hier eine Abhängigkeit vom elsaß-lothringischen Gesangbuch vorliegt, bleibe auf sich beruhen. Jedenfalls ist die Auszeichnung dieses Sängers zumal

1) Kirchengesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche deutscher evangelisch-protestantischer Gemeinden von Nord-Amerika. Zu beziehen vom „Verein der Prediger der Deutschen Evangelisch-Protestantischen Kirche von Nordamerika." IV u. 537 S.

auf dem Boden der durch kirchliche Traditionen weniger gebundenen Gemeinden Amerikas, wohl verständlich und einwandfrei. Nebenbei wird manchem Leser dieser Zeilen durch das Nebeneinander von Gellert und Spitta die Äußerung Nelles (Nr. 9, S. 256) gewichtiger werden, Spitta sei der Gellert des 19. Jahrhunderts. Ich bemerke noch, daß die bisher erwähnten Texte durchweg in Originalgestalt geboten werden.

Auch in Sachen der Melodienfrage offenbart sich der Herausgeber als ein mitten im Leben der Gegenwart stehender Mann. Für 360 Lieder 80 Melodien, das ist eine recht stattliche Zahl, die auf einige Fühlung mit der hymnologischen Bewegung unserer Zeit und auf sangestüchtige Gemeinden schließen läßt. Aber wie wenig Herr Pastor J. A. Vas einseitig moderen sein möchte, ergibt sich daraus, daß 39 Texte mit elf Melodien rhythmisch gesungen werden sollen. Hier begrüßen wir außer anderen Bekannten die schönen französischen Psalmweisen „O Gott der du ein Heerfürst bist“ und „O selig Haus“ (Melodie des 32. Psalms) ganz in der Fassung unseres Straßburger Gesangbuchs. Das Vorwort sagt in seiner schlichten Art: „Die Gestaltung der Melodien hält die besonnene Mitte zwischen alten und neuen Weisen.“ Besonders anerkennenswert ist auch die Aufnahme dreier Lieder für Wechselgesang; sie sind sämtlich der Konfirmationsfeier zugedacht, also dem kirchlichen Akte, wo alternierender Gesang am allernatürlichsten ist.

Wie gern würde ich in dieser Tonart fortfahren und an einem gewiß gut gemeinten Werke loben, was irgend löblich ist. Aber die Übersicht der Vorzüge dieses Gesangbuchs ist erschöpft, und der Rest darf um der Sache willen nicht mit Schweigen übergangen werden.

Amerikanisch im üblen Sinne des Wortes darf man vielleicht den Umstand nennen, daß das Buch einen völlig geschichtslosen Charakter hat. Den Liedern ist nichts als ein alphabetisches Verzeichnis der Textanfänge beigefügt. Die Herkunft der Dichtungen wie der Melodien bleibt gänzlich dunkel. Wie soll man sich das erklären? Wer als Vertrauensmann einer großen Anzahl evangelischer Geistlichen ein Kirchengesangbuch herausgibt, der weiß natürlich, welches die Dichter der aufgenommenen Lieder sind und woher deren musikalisches Gewand stammt. Herr Vas muß also bestimmte Gründe gehabt haben, seine Kenntnisse zu verbergen. Fragt man etwa in Nordamerika nicht darnach, ob ein Lied von Luther stammt oder von Puchta? Oder hatte der Herausgeber nicht den Mut, die von ihm dargebotenen Texte als von Paul Gerhardt, Fleming, Radigast herrührend, — die Melodien als von Joh. Crüger, Heinrich Isaak, Hans Leo Haßler stammend zu bezeichnen? Es kann doch nicht des Bearbeiters Absicht gewesen sein, weder sich selbst als den Urheber aller dieser Gesänge zu bezeichnen (die Urheberschaft würde nicht überall ehrenvoll genannt werden können), noch auch denen, die sich für solche Bücher interessieren, die sehr zeitraubende Arbeit eingehender Nachforschung zuzumuten (wie haben die Mühsal solcher Beschäftigung reichlich gekostet!)

Sieht man auf die Auswahl der Texte und auf ihre Rezension, so möchte man allerdings annehmen, daß die Unterdrückung jeder Auskunft über die Dichter keinesfalls als zufällig oder harmlos bezeichnet werden kann. Von Luther sind zwei Lieder aufgenommen: Eine feste Burg und Aus tiefer Not, letzteres entstellt. Von Paul Gerhardt finden sich acht Dichtungen, mehr als die Hälfte verstümmelt und geschändet. Unverhältnismäßig stark vertreten sind in Anbetracht der Zahl 360, Klopstock, Krummacher, Lavater, Chr. Fr. Neander, Liebich, Hippel, Liskow, Ramler usw. Aber was soll man dazu sagen, daß Dichter wie die folgenden, die in Europa mehr oder weniger unbekannt geblieben oder inzwischen wieder vergessen worden sind oder doch hinter die Front gehören, der Ehre teilhaftig wurden, in einem amerikanischen Gesangbuch neuesten Datums, das nur 360 Lieder enthält, einmal oder mehrmals vertreten zu sein: Kopge, Behbe, Münter, Aschenfeld, Schiebeler, Niemeyer, Dietrich, Meister, Lader, Hermes, Sachse, Funk, Garbe, Frühing, Küster, Rodtse usw. usw.

Und nun die Lesarten! Es ist wirklich nicht um Beinsilgung zu thun, oder wer bringt es fertig, über folgende Veranstaltungen ungemischte Wut zu empfinden?

Nun ruhen alle Wälder
mit ihnen Stadt und Felder,
es schlafen Hain und Flur.

Du aber, meine Seele,
sei munter und erzähle
das Lob des Vaters der Natur!

In dem Liede „O Welt, sieh hier dein Leben“ lauten die 4. und 5. Strophe so:

Die Menschheit zu erretten
von Wahn und Sklavenketten
habsücht'ger Priesterschaft,
die Liebe auszusuchen,
die Menschen frei zu machen
von Selbstsucht, Sünde, Leidenschaft:
dies Streben deiner Liebe
entflammt der Priester Triebe
des Zornes und der Wut,
Du kannst und darfst nicht leben, —
sonst unterliegt ihr Streben —
drum lechzen sie nach deinem Blut!

Drei Proben noch von der Wiedergabe älterer Texte:

Wer ist gut wie du,
Stifter wahrer Ruh?
Jesu, Freund der Menschenkinder,
Retter der verlornen Sünder,
Licht und Seelenruh
fließt von dir uns zu.

Ferner — rhythmisch zu singen —

Allein Gott in der Höh sei Ehr,
und Dank für seine Gnade!
Allsehend blickt sein Aug umher
daß uns kein Unfall schade.
Den Sünder trägt er mit Geduld,
den Frommen segnet seine Huld,
er ist der Allerbarmer!

Die Strophen 2, 3 und 6 des Bickelschen „O Jesu, Herr der Herrlichkeit“ sind zum Teil unkenntlich gemacht worden. Die 2. (hier die erste!) lautet:

Wohl uns, wohl uns, daß Gott uns liebt,
uns immer treue Lehrer giebt,
die uns zum Himmel führen,
die, aufgeklärt durch Wissenschaft,
voll Tugendliebe, Geist und Kraft
der Brüder Herzen rühren.
Preiset, rühmet
seine Treue!
Uns auf's Neue
krönt sie heute,
Dank sei unsre heil'ge Freude!

Auf diese Weise werden die Lieder unserer Väter auf die Höhe der späteren Poesien gebracht, die einfach von den nämlichen Dichtern zu stammen scheinen. Ich greife blindlings in den Schatz der neuzeitlichen Lieder hinein.

Jeder Schritt der Zeit
wallt zur Ewigkeit,
Tage, kaum erst angebrochen,
werden, eh man's denkt, zu Wochen.
Wohl dem, der mit Fleiß
sie zu nützen weiß!

Man singt nach der Weise „Wer nur den lieben Gott läßt walten“:

Der Edle starb, der unverdrossen
sein Glück im Recht- und Wohltun fand.
Er starb, von seinen Zeitgenossen
gelohnt mit Undank und verkannt.
Des Hasses Opfer und der Wut
floß des erhabnen Weisen Blut.

Nach der Melodie „Lobe den Herren, den mächtigen“ erschallt ein Sonnenlied zur Verherrlichung der Welt und zwar ihrer „Gestalten“, ihrer „Genüsse“ und ihrer „Räume“. Es schließt:

Herrliche Welt, zehnfach schön, wenn die strebenden Seelen
Wahrheit und Güte und Liebe zum Ziele sich wählen,
wenn der Gewalt
irdisch ein Himmelreich blüht!
Seligkeit kann da nicht fehlen.

Nach der Weise „O Ewigkeit, du Donnerwort“:

Wer schleicht dort in der Nacht einher,
umringt von einer Mörderheer,
zu greifen den Gerechten?
Wer naht sich kühn zu Jesu hin,
küßt mit verruchten Lippen ihn
und winkt den Mörderknechten
und sieht, wie sie ihn fesseln, zu?
O Judas, Judas, das bist du! —

Letzteres sieht in seiner dichterischen Unmittelbarkeit ganz wie unveränderte Originalpoesie aus. Doch, was ihm und anderen dieser Produkte auch auf dem Wege nach Amerika zugestoßen sein mag, genug und übergenug von diesen Wassergüssen!

Die Melodien sind großenteils für die Texte viel zu gut. Zwar sind manche alte Weisen durch die überflüssigsten Verschnörkelungen verunstaltet worden, aber darüber würde kaum ein Wort zu verlieren sein. Reichlich zwei Dutzend der Melodien sind dagegen als

fade und trivial zu bezeichnen. Ihre Herkunft festzustellen reicht Jahn's berühmtes Werk nicht aus. Etwa sechs scheinen aus dem Gesangbuch der Ostschweiz (Frauenfeld 1868) zu stammen, andere darf man wohl kurzweg amerikanisch nennen, in die Schweiz weisen zwar auch manche der Dichternamen. Ein Stück ist so charakteristisch, daß ich es hersetzen muß.

Eigene Melodie

Gott ist mein Licht! Ver - za - ge nicht, mein Herz, in ban - ger, dunk - ler Zeit! Die Son - ne sinkt, die Nacht dringt Furcht und Schmerz, mein Licht strahlt al - le - zeit. Es schim - mert an dem Tag der Freu - den, es leuch - tet in der Nacht der Lei - den Gott ist mein Licht!

Ob das wirklich die „eigene Melodie" ist? Es giebt noch viel „schönere", aber sie sind des Abdrucks nicht wert.

Besonders unwesentlich ist sehr oft das **Verhältnis von Text und Melodie**. Die meist verwendeten Weisen sind: O du Liebe meiner Liebe und Jesus, meine Zuversicht (je 17 mal), Herzlich thut mich verlangen (16 mal), Wie schön leucht uns (15 mal), Vom Himmel hoch, Christus der ist mein Leben, Nun ruhen alle Wälder, Valet will ich dir geben, Wer nur den lieben Gott läßt walten (je 13 mal), Wachet auf (12 mal). Die Benennung der Melodien ist willkürlich. Die Weihnachtsweise „Vom Himmel hoch" begleitet uns getreulich durch das ganze Buch; man soll sie u. a. am Himmelfahrtstage, zu Pfingsten und im Herbst, beim Begräbnis des Pfarrers und bei Einweihung eines Schulhauses singen. „Herzlich thut mich verlangen" stimmt man zu Weihnachten an, „jauchzt" man zu Neujahr, zu Ostern, zu Pfingsten, am Mittag, am Abend (— „Es ist so still geworden!"), im Frühling, kurz überhaupt jederzeit. Das Wunderlichste ist aber doch die Verwendung von „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende", darnach singt man 11 verschiedene Lieder, z. B. am Sonntag am Morgen, zum Preis der Religion, der gottesdienstlichen Handlungen jeder Art, bei der Konfirmation, der Orgelweihe usw. Es ist aber ein unverdientes Glück, daß es gar nicht Melodie „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" heißen darf, sondern „Wer nur den lieben Gott läßt walten"!

Alles in Allem gewinnt man von dem vorliegenden Werke den Eindruck, daß, wenn die armseligsten der seligen Rationalisten heute aufständen und dies Gesangbuch fänden, sie zuerst etwas befremdet sein, dann aber schmunzelnd singen würden:

Die alte Schule nur ist fern
geblieben ist uns doch der Reim!

Schade, so sagen wir zum Schluß, schade um die Mühe, die die Herstellung dieses Buches verursacht hat! Das soll ein **deutsches** Gesangbuch sein, des neuen Jahrhunderts wert? Schon sprachlich angesehen ist es kein Produkt moderner Bildung. Der Herausgeber, dem doch sonst kein Verständnis Kummer macht, läßt seine Glaubensgenossen ein „Preislied" nach dem andern singen, weiß also noch nicht einmal, daß nach gutem deutschen Sprachgebrauch ein Preislied ein solches ist, das bei öffentlichem Wettbewerb angestimmt oder als Meisterleistung dotiert wird. Wer kann denn seinem Gott ein Preislied singen? — Aber von solchen Einzelheiten abgesehen, wie wenig **wahr** ist der Geist eines Buches, in dem man sich immerfort Gott „weiht", von ihm „im Stande liegt" und dabei seine

„Pulse klopfen fühlt“ und das doch für einen Gottesdienst bestimmt ist darin man weder von Benediktionen noch von Kniebeugungen noch von irgend welchen Aufregungen weiß! — Und nun bei alledem unsere schöne liturgische Disposition des Buches! Gott weiß, wir hätten diese sowie auch die erfrischenden Melodien und andere moderne Vorzüge gern vermißt wäre nur der Inhalt ein guter und brauchbarer Ausschnitt von dem kostbaren Erbteil unserer Kirche gewesen! Wenn uns das freie kirchliche Amerika nicht mehr bieten kann als diese Freiheits- und Wahrheitsgedanken so ziehen wir europäisches kirchliches Leben trotz all seiner erblichen Belastung ganz entschieden vor — Wie weit mag das Gesangbuch verbreitet sein? Wir ahnen es nicht, wenn aber vorstehende Charakteristik seine Verbreitung nur ein wenig zu hindern im Stande wäre so wollten wir — ohne Redensart — Gott ein Loblied singen

Zur Geschichte der Gesangbuchbewegung in Hessen-Darmstadt in den Jahren 1771—73

von Lic Dr **Wilhelm Diehl,** Pfarrer in Hirschhorn a/N

(Schluß)

III

Zum Schlusse mögen noch einige Aktenstücke mitgeteilt sein, die sich auf das Projekt Mosers, ein über das Offenbacher Gesangbuch hinausgehendes wirklich besseres Kirchenliederbuch zu schaffen beziehen. Wir haben dabei da die übrigen Fakultätsmitglieder in Gießen wenig Bemerkenswertes zu sagen wußten, vornehmlich auf das Projekt Bahrdts und dessen Abfertigung durch den Minister zu achten Interessant wird es jedenfalls sein, Bahrdt auch einmal als Geschäftsmann und Moser als liturgischen Kritiker kennen zu lernen Bahrdt hatte gar nicht abgewartet bis er von der Fakultät um Mitteilung seines Gutachtens aufgefordert wurde, und auf eigne Faust ein solches nach Darmstadt gelangen lassen Darin entwickelt er seine Grundsätze zu dieser Frage in folgender Weise „1 die Sammlung muß von einem Kenner geistlicher Lieder dirigiert aber hernach mehreren zur Beurtheilung vorgelegt werden, welche aber nicht mehr haben können als votum negativum“ Arbeiten mehrere daran so wird es „ein buntschäckiges Werk wo ein schlechte und gute abwechseln“ 2 „Die Sammlung muß sich über alle Hauptmaterien der Religion und über alle Situationen des Herzens erstrecken (nur über keine schwärmerischen) folglich vollständig seyn Sie muß daher nahe an tausend Liedern enthalten“ 3 „Alle Lieder müssen correkt, auch dem blödesten Verstande faßlich, voll Wahrheit und Erwecklichkeit und fern von aller Polemik seyn.“ 4 Diese „von verständigen und unparteiischen Männern approbierte Sammlung müßte so dann im ganzen Lande dezirksweise eingesandt werden“ 5 Die meisten Einwohner müssen die Erlaubnis haben, das Geld successive aufzubringen zu dürfen und zwar innerhalb eines Jahres 6 Man soll die Sammlung in zwei Auflagen erscheinen lassen, in groben und feinen Lettern 7 Die Armen und der Mittelmann müssen das Exemplar von kleinem Druck (etwa 30 Bogen) für 12 Kreuzer, das von grobem für 16 Kreuzer erhalten, die Reichen zahlen mehr

Bahrdt erbietet sich nunmehr als praktischer Mann unter folgenden Bedingungen den Verlag und die ganze Arbeit des Werks zu übernehmen 1 Er trägt aus seinem ansehnlichen Vorrate 1400 der schönsten und erbaulichsten „Lieder eventuell zusammen daß gewiß das neue Gesangbuch eines der completesten und reichhaltigsten in Deutschland werden dürfte“ 2 Er will den Professor Schulz und Professor poeseos Schmidt bei der Auswahl zu Rat ziehen doch so daß er sich das votum decisivum vorbehalte 3 „Wenn die Sammlung fertig ist (während deß im Lande die Praenumerationsgelder eingetrieben werden), will er es einem Geheimenratscollegium zur Censur überreichen, wobey er sich nur dieses unterthänigst verbitte, daß das Collegium es nicht weiter dem Urtheile seiner offenbaren

Gegner in Gießen unterwerfe“. 4. Er übernimmt Besorgung von Papier, Druck u. s. w. und wünscht nur, daß der Auftrag noch diesen Winter erteilt werde, damit er Papier bestellen kann, „daß im Frohe am weißesten ausfalle“. 5. Zu seinem Schutz gegen Nachdruck bittet er um ein Privilegium auf 20 Jahre. Die Preise stellen sich dann so: Bahrdt scheidet zwei Ausgaben nach der Druckart (grob und fein), sowie drei Ausgaben nach dem Papier (gewöhnlich, fein und Post). In groben Lettern sollen gedruckt werden

5000 Stück für Arme	gewöhnlich Papier	à 18 Kr	=	1500,— fl
500 Stück für Wohlhabende	„ „	à 40 Kr	=	333,20 fl
500 „ „ „	fein „	à 56 Kr	=	466,40 fl

In feinen Lettern sollen gedruckt werden

4500 Stück für Arme	gewöhnlicher Papier	à 12 Kr	=	900,— fl
1500 „ „ Wohlhabende	„ „	à 30 Kr	=	750,— fl
1000 „ „ „	fein „	à 48 Kr	=	800,— fl
500 „ „ „	Postpapier	à 1 fl	=	500,— fl
			Summe	5239 fl 30 Kr

„Wer sein Exemplar gebunden haben will, zahlt für Lederrücken und Ecken 10 Kreuzer extra, für ganz Leder 12 Kreuzer. Im Lande müßte bekannt gemacht werden, daß die sämtlichen in Besoldung stehende fürstliche geistlich und weltliche Dienerschaft, inclusive der Herrn Staabsofficiere, im ersten Monathe nach Bekanntmachung des Befehls Praenumeration auf die zweite und dritte Classe à 40, 56 und 60 Kr einschicken müssen.“ Wer von diesen Familie hat, muß außerdem wenigstens noch auf ein Exemplar der ersten Classe à 30 bis 48 Kr mit praenumeriren. Die Beamten endlich müssen alle Einwohner des Landes nach ihren Einkünften in Classen verteilen und monatlich den zwölften Teil eintreiben, das eingenommene Geld aber in brauchbarer Münze vierteljährlich an Bahrdt abliefern. Ebenso muß diese Verteilung in allen Regimentern vorgenommen werden. Für ganz Arme zahlen die Kirchenkästen. Bahrdt hofft, auf diese Weise bald 14000 Stück abgesetzt und so dem ganzen Land ein gutes Gesangbuch geliefert zu haben.

Bahrdt hatte unstreitig geschäftsmännisches Talent. Leider fand dies bei der Regierung nicht die entsprechende Würdigung. Gerade umgekehrt! Was er mit Aufbietung von so viel Überlegung zusammengestellt hatte, wurde vom Minister „quoad formam als unartig und unschicklich“ zurückgewiesen, da Bahrdt das Monopolium erlangen wolle, ehe er überhaupt weiß, wie die Fakultät sich entscheiden wird, „quoad materiam aber ergeht der Entscheid: ich glaube nicht, daß die Sache bei dem mit dem Reformations-Geist und Neuerungssucht so stark behafteten H. D. Barth in den besten Händen seye. Was er schwärmerische Lieder nennt, würden fast andere vor die geistreichsten und aus dem Affect eines gefühlvollen Herzens geflossendste halten, er würde auch, da ihm alles alte so verächtlich in seinen Augen ist, die alte Kirchen Lieder vollends so abscheulich, daß sie einer geistlosen Mumie glichen.“ Auch taugt der Plan nichts, da man einem Privatmann den Profit nicht überlassen soll, sondern einer milden Stiftung zuweisen oder eventuell zur Gehaltsaufbesserung der Schulmeister verwenden muß.

Bahrdt hatte damit sein Teil abbekommen. Freilich scheints Moser nicht genug gewesen zu sein, sonst hätte er den ihm widerlichen Gelehrten nicht noch einmal in dem nach Einlauf des Fakultätsgutachtens erstatteten Berichte mitgenommen, wo er die Gesangbuchsangelegenheit mit folgenden bezeichnenden, aber auch wahren Worten vorläufig zu Grabe brachte: „Wie ist es gut, daß die Bibel schon publici juris ist, die Theologen würden es sonst nicht mehr dazu kommen lassen und H. D. Barth am allerwenigsten. Es ist betrübt und ärgerlich, daß vier Leute, so auf Einen guten Zweck arbeiten sollen, in keiner Sache Eins werden können. An statt eines gemeinsamen Facultäts-Berichts haben wir nun 3 verschiedene. H. D. Benners seiner hat ein Schloß am Mund und sagt nichts, als was man schon weiß. H. D. Bechtold verschiebts auf 8 Jahre hinaus, und H. D. Barth will vor allen Dingen wegen des Privilegii exclusivi gesichert seyn und alsdann selbst Hand anlegen, er, dessen Herz und Mund so verschiedenen Glaubens sind. H. Sup. Ouvrier wollet gar

nicht, weil er am liebsten sein Gesangbuch eingeführt sähe. In beiden Consistoriis ist keiner, dem man mit Zuversicht auf die bey einer solchen Collection so vervielfältigt nöthige Rücksichten eine solche Arbeit anvertrauen oder auch nur ein satisfacierendes Gutachten gewärtigen könnte, meine Meinung geht also dahin, es noch zur Zeit ruhen und zu anderen piis desideriis legen zu lassen, biß sich ein Mann findet, dessen Kopf und Herz zu einer solchen Arbeit mit Hoffnung eines zu erzielenden Realen Nutzens hinreicht."

Dabei blieb es auch bis 1777, da man wieder in einem Hofprediger (J. K. Krämer) den Mann glaubte gefunden zu haben. Er lieferte denn auch 1779 ein Gesangbuch, das unter starkem obrigkeitlichen Druck nach und nach auch ziemlich allgemeine Einführung im ganzen Lande fand. Ouvriers Gesangbuch mußte ihm in der Hofkirche schon 1779 weichen. In der Garnisonkirche scheint es sich länger gehalten zu haben. Es erlebte keine Neuauflage, die Verlegerin (das Waisenhaus in Darmstadt) kam aber trotzdem auf ihre Kosten.

Zum Spitta-Jubiläum und zur Spitta-Litteratur

von Superintendent **Nelle** in **Hamm**.

Der Geburtstag des Sängers von Psalter und Harfe, dessen hundertste Wiederkehr wir am 1. August dieses Jahres gefeiert haben, liegt für eine festliche Begehung so ungünstig wie möglich. Da ist Ferienzeit für Schulen, Vereine, Kirchenchöre. In solcher Ruhezeit kann man zur Zurüstung einer Feier, die immerhin einen intimen Charakter an sich trägt und gediegener Vorbereitung bedarf, nur schwer die Kräfte zusammenbringen. Trotzdem ist manche Spittafeier am 1. August oder in der Nähe dieses Tages gehalten worden. Weihevoll war die Feier am Grabe in Burgdorf, zu der auch Kinder des Entschlafenen sich eingefunden hatten. Am Sonntag, 4. August wurde in der Kirche zu Burgdorf ein Gedächtnisgottesdienst gehalten. Am selben Tage veranstaltete Prediger Hoen an der Martinikirche zu Halberstadt eine Spittafeier. Die dabei gehaltene Predigt über Psalm 108, 2–4 und Römer 8, 1. 2 ist im Druck erschienen. Sie ist von überraschender Lebendigkeit und Eindrücklichkeit durch die sinnige Ineinanderwebung von Worten aus Spittas Psalter und Harfe. Am 1. August feierten in Hannover das Henriettenstift und das Kaiser Wilhelm-Gymnasium, in Rotenburg a. T. die St. Jakobskirche mit köstlichen Spittachören, in Wernigerode das Feierabendheim in Gemeinde-, Chor- und Einzelgesängen und Deklamationen ausschließlich Spittascher Lieder, in deren Reigen sich zwei Ansprachen über das Leben und über die Dichtung Spittas einfügten. In ähnlicher Weise wird noch manche Feier stattgefunden haben, von der uns keine Kunde geworden ist. Gewiß ist, daß in vielen Gottesdiensten am 4. August die Predigt ganz oder teilweise auf Spitta Bezug genommen und die Gemeinde seine Lieder gesungen hat. Auch ist und wird im Laufe des Winterhalbjahres an manchen Orten die Feier durch Veranstaltung eines Spittaabends nachgeholt werden. In Hamm feierte der Kindergottesdienst das Spittajubiläum im Juli und August durch Spittalieder und am 27. Oktober durch eine Festkirchfeier, die die liebe Jugend über Erwarten erfreute. Auch den Volksschulen wissen wir in deren Gesangbuch und Lesebuch in Verbindung mit einer Lebensbeschreibung den Stoff zu einer schönen Spittafeier bieten.

Ganz allgemein wurde in der **christlichen Presse** des Sängers von Psalter und Harfe gedacht. Es sind wohl nur wenige der überaus zahlreichen kirchlichen Sonntagsblätter schweigend an dem Jubiläum vorübergegangen. Vor uns liegen mehrere Dutzend solcher Blätter, meist mit Originalaufsätzen. Sie sind in ihren Darlegungen warm und warm. Fast allen liegt Münkels, nur wenigen Ludwig Spittas Lebensbild zu Grunde. Es ist schade, daß die feine Charakteristik K. Spittas (in Perthes Bibliothek theologischer Klassiker Band 25) verhältnismäßig wenig bekannt geworden ist. Sie ist eine wertvolle Ergänzung des trefflichen Münkelschen Buches. Einige neue, noch nicht gedruckte Züge aus Spittas Leben scheint uns von allen diesen Sonntagsblättern nur das Hannoverische gebracht zu

haben. Die meisten Aufsätze füllen 1 bis 2, etliche auch 3 bis 6 Nummern dieser kleinen Blätter. — Von umfangreicheren christlichen Blättern erwähnen wir das Augustheft des Volksblattes der Fliegenden Blätter a. d. Rauhen Hause, das vornehmlich die christliche Liebesthätigkeit Spittas schildert, das August- und das Septemberheft des Kirchlichen Monatsblattes für Rheinland und Westfalen, die Katechetische Zeitschrift mit einer Sonntagskinderlehre über Spitta von Kölling in Fischbach im Riesengebirge, „Haus und Schule“ mit einem Aufsatze von Westphal, das Korrespondenzblatt der Kirchengesangvereine mit einem solchen von H. A. Köstlin. — In unerwarteter Weise haben auch die politischen Zeitungen des Dichters zum 1. August gedacht. Für die hannoverschen, braunschweigischen, überhaupt die niedersächsischen Lande lag das nahe. Aber weit und breit in Nord- und Süddeutschland ist es geschehen, auch im Berliner Tageblatt. Auch in diesen Blättern finden sich meist Originalartikel.

Von illustrierten und schönwissenschaftlichen Blättern sind zu nennen das Daheim, die Leipziger Illustrierte Zeitung, die Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung, die Erwinia in Straßburg. Besondere Erwähnung verdient die Zeitschrift Niedersachsen (VI. Nr. 21, vom 1. Aug. 1901). Leider bringt dies sonst tüchtige Blatt einen Aufsatz („Niedersachsens größter geistlicher Sänger“), der auffallend ungenau in den Daten und Thatsachen ist und dessen Phantasie gar oft daneben trifft. Die „Blätter für Bücherfreunde“ drucken die Biographie Spittas von Julius Sturm aus der Heinsiusschen Ausgabe von „Psalter und Harfe“ mit sämtlichen Bildern unserer Monatschrift ab. In den Aufsätzen dieser Blätter wird Spitta ausnahmslos aufs wärmste und sympathischste gewürdigt. Wenn das „Journal für Buchdruckerkunst“ sagt: „Spittas Psalter und Harfe ist Gemeingut der Nation geworden“, so ist das nur die Anerkennung einer objektiven Thatsache. Und so ist es im Grunde so auch mit den Anerkennungen von Spittas Lauterkeit, Charakterstärke, Sanftmut und Demut, poetischer Bedeutung. Aber es freut uns doch, daß das auch von solchen, die sonst dem christlichen Leben fern stehen, so rückhaltlos und dankbar ausgesprochen wird.

Nicht wenige der Aufsätze, namentlich in den Sonntagsblättern, sind mit Bildern geschmückt. Die meisten haben diese Bilder aus dem Augustheft der Monatschrift entnommen. Sie bietet auch das beste Brustbild Spittas. Leider aber finden sich hie und da auch zwei andere nicht getreue Spittabilder: eins, in dem er sehr jüdisch aussieht (es steht z. B. in Hendels Ausgabe von Psalter und Harfe), eins mit aufgedunsenem Gesichte. Beide weisen unter einander keine und mit dem authentischen Bilde nur sehr geringe Ähnlichkeit auf.

Von eigentlichen Schriften zum Spittajubiläum weiß ich nur eine zu nennen. Es ist das von mir geschriebene Heft 10 der Sammlung „Unsere Kirchenliederdichter“: „Philipp Spitta, der Sänger von Psalter und Harfe“. Das Heft ist mit besonderem Umschlage vor dem 1. August erschienen. Daß nicht mehr Bücher und Büchlein dem Dichter zu diesem Tage gewidmet worden sind, hat seinen Grund wohl hauptsächlich darin, daß die beiden Darstellungen von Münkel und von L. Spitta in ihrer Weise erschöpfend und zugleich trefflich lesbar, nach Inhalt und Umfang für den weitesten Leserkreis anziehend sind. Und weil beide aus den Quellen geschöpft haben, so war es schwer, sie zu berichtigen, so sie zu ergänzen.

Trotzdem bedarf die Geschichte Spittas nach zwei Seiten hin der Berichtigung und Ergänzung. Und sie ist aus Anlaß seines Jubiläumstages gegeben worden. Zunächst habe ich aufgrund der Mitteilungen des inzwischen heimgegangenen L. Spitta in der Monatschrift bekannt gegeben, daß die Familie nicht erst im 17., sondern schon im 16. Jahrhundert aus Frankreich ausgewandert ist. Fast alle Aufsätze zum 1. August bringen noch die haltlos gewordenen Angaben über die Auswanderung der Familie nach 1685 oder nach 1628; ja einige korrigieren die ihnen bekannt gewordene in der Monatschrift gegebene Jahreszahl „1572 bald nach der Bartholomäusnacht“ in 1672! Ich hebe das hier hervor, damit auch hierdurch verhütet werde, bei Spittas Vorfahren länger von La Rochelle, der Aufhebung des Edikts von Nantes u. dgl. zu reden. Die hierzu von mir verwendeten Angaben L. Spittas sind urkundlich und machen alle anderen hinfällig.

Zum andern handelt es sich um das Geburtshaus, den Geburtstag und die Jugendjahre unseres Dichters. Ehe ich meinen Aufsatz in der Augustnummer dieser Monatsschrift verfaßte, lag mir eine Abschrift der Eintragung aus dem Taufregister der Marktkirche in Hannover vor, welche sagt, daß „Johann Karl Philipp" Spitta am 31. Juli 1801 geboren sei. Trotzdem bin ich bei dem 1. August als Geburtstag geblieben, und zwar aufgrund der Mitteilungen der Familie, daß der Dichter selbst stets den 1. August als seinen Geburtstag angegeben hat, und daß alle Beteiligten in der Familie die Angabe des Kirchenbuches für irrtümlich halten. Ohne Zweifel ist der Dichter wiederholt in seinem Leben in der Lage gewesen, seinen Taufschein zu gebrauchen. Hat er trotz dessen Aussage am 1. August als seinem Geburtstage festgehalten, so hat der doch in äußeren und kleinen Dingen sorgfältige Mann seine Gründe dafür gehabt. Über Spittas Geburtshaus Sicheres ermittelt zu haben ist das Verdienst des Inspektor a. D. Heinrich Ahrens in Hannover. Er schreibt darüber in der 2. Beilage zu Nr. 232 des Hannoverischen Tageblattes vom 4. August d. J. Wir geben daraus einige Sätze, die sich zugleich auf die Familie und das Jugendleben des Dichters beziehen, wieder. Der Vater des Dichters, Lebrecht Wilhelm Gottfried Spitta, verlor seine erste Frau, eine geborene Steineken, am 10. April 1789. Sie starb zusammen mit ihrem 6 Tage alten Kinde. Am 13. Mai 1791 verheiratete er sich wieder und zwar mit der 32 Jahre alten Henriette Charlotte Frommen. Aus dieser Ehe sind fünf Kinder entsprossen, von denen Philipp das vierte ist. Philipp Spitta wurde in dem Hause Kleine Packhofstraße 4 geboren. Das Kirchenbuch der Marktkirche gibt an, daß er, am 31. Juli geboren, am 13. August 1801 in der Kirche getauft sei. Es berichtet ferner, daß der Vater, der „Schreib- und Rechenmeister" Spitta am 7. Juli 1805 51 Jahre alt, gestorben ist. Die Witwe verheiratete sich wieder, nach dem Kirchenbuche ist sie mit dem Perückenmacher und Kaufmann Georg Jakob Knocke am 19. Februar 1809 in der Marktkirche getraut worden. Die Knockeschen Eheleute wohnten bis Michaelis 1814 in der Ködelingerstraße 41 und verzogen dann in das von ihnen gekaufte Haus Burgstraße 10. Hier hatte der Stiefvater ein Café. Er starb hier am 17. September 1835. Der Dichter hat also vom 8. bis zum 13. Lebensjahre in der Kobelingerstraße 41, vom 13. bis zum 20. Jahre (Michaelis 1814 bis Ostern 1821) in der Burgstraße 10 gewohnt. Diese Ermittelungen hat Ahrens vor acht Jahren gemacht, als es sich darum handelte, eine Gedenktafel an Spittas Geburtshause anzubringen. Das Haus Packhofstraße 4 wurde aber damals für gar zu bescheiden erachtet, auch sein baldiger Abbruch befürchtet. Deshalb brachte man die Tafel an dem Hause Burgstraße 10 an. Sie sagt: K. J. Ph. Spitta . . . „verlebte hier seine Jugendjahre." Natürlich entstand hieraus leicht der Irrtum, Spitta sei Burgstraße 10 geboren. Erwähnt mag noch werden, daß der Uhrmacher Heyse, bei dem Spitta über drei Jahre in der Lehre war, neben dem elterlichen Hause wohnte, Burgstraße 9.



Spittas Geburtshaus.

Als Student hat Spitta in Göttingen zuletzt in der Weenderstraße Nr. 19 gewohnt. Die Stadtverwaltung hat hier jetzt eine würdige Gedenktafel anbringen lassen. Der Göttinger Anzeiger vom 2. August d. J. bemerkt dazu, Spittas Studienzeit sei reich an Entbehrungen gewesen, nur durch Privatstunden habe er seinen Unterhalt sich verschaffen können und eine Mal habe er infolge des Druckes der Verhältnisse die Wohnung wechseln müssen. Aber hiergegen darf nicht unerwähnt bleiben einmal, daß L. Spitta doch ein anderes Bild von der Studienzeit seines Vaters entwirft, sodann daß Ahrens berichtet, es müsse dem Stiefvater des Dichters in seinem Geschäfte seit 1814 sehr gut gegangen sein, 1831 sei dieser „Partenller"

Über das Verhältnis Heines zu Spitta ist viel geschrieben worden. Zur guten Stunde hat Ernst Elster in Leipzig in der Deutschen Rundschau, 1901, S. 427 ff. (Juni) S. 127 ff. (Juli) Neues über „Heine und Christiani“ veröffentlicht, wodurch auch auf des genialen Spötters Verhältnis zu Spitta neues Licht fällt. Ich konnte diese Mitteilungen für meinen Aufsatz im Augustheft noch benutzen. Hier sei noch zweierlei dazu gesagt. Wenn Heine im Dezember 1825 an Christiani schreibt (Juliheft S. 131): „Grüß mir … ganz apart das kleine Mystikerchen“, so ist damit wohl ohne Zweifel Spitta gemeint. Sodann hat man viel Wesens davon gemacht, wie Heine sich an unserem Dichter nach dem bekannten Bruche in Lüne in seinen „Reisebildern“ in seiner Weise gerächt habe. Es ist wohl der Mühe wert festzustellen, daß es sich hier nur um eine einzige Stelle handelt. Sie steht in der Elsterschen Ausgabe von Heines Werken, Leipzig und Wien, III, S. 308 ff. Da schreibt Heine von „obskuren Autoren“, einem „längstverschollenen Büchlein“, „Sangbüchlein für Handwerksburschen von P. Spitta …“, „so können Sie, wenn Sie es der Mühe wert halten, das Büchlein auftreiben. Es ist aber nicht der Mühe wert.“ So schreibt Heine im April 1827. Man sieht, das ist immer noch glimpflich, wenn man bedenkt, wie Heine mit anderen Leuten, Freund und Feind, umgesprungen ist. Aber Heine schlägt insofern in diesen Worten sich selbst, als er gerade über diese weltliche Volksliedlyrik Spittas früher sich aufs anerkennendste geäußert hat. — A. v. Winterfeld befaßt sich in der Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung vom 30. Juli d. J. gleichfalls mit dem Verhältnisse Spittas zu Heine und druckt einige interessante Stellen ab, die Auszüge aus den ungedruckten Memoiren von Maximilian Heine mitgeteilt hat. Sie zeigen, welchen tiefen Eindruck die geistliche und weltliche Lyrik Spittas auf die Brüder Heine bis zu dem erfolgten Bruche gemacht hat. „In seinem Gartenstübchen (in Lüne) saßen Heinrich und ich manche Stunde und hörten mit wahrer Andacht dem Vorlesen seiner Gedichte zu, von denen die meisten in der Sammlung ‚Psalter und Harfe‘ später erschienen sind.“

Nicht mit Unrecht hat man anläßlich des Spittajubiläums sein Befremden darüber ausgesprochen, daß die „Biblischen Andachten“ Spittas so gar nicht erwähnt worden sind. So wollen wir denn nicht verfehlen, aufgrund des uns in seinen beiden Bändchen vorliegenden Büchleins einiges zur Ergänzung des von K. Spitta S. CII Mitgeteilten zu sagen. Laut der Vorrede zum ersten Bändchen gab „der teure Verfasser diese biblischen Andachten mit Verschmähung alles irdischen Lohnes.“ Die Vorrede zum zweiten sagt, dem ersten Bändchen „kam ein freudiges Willkommen in allen Herzen und Häusern entgegen.“ Wieder wird der „edlen Uneigennützigkeit des Verfassers“ gedacht. Das erste Bändchen erschien Halle 1836, das zweite Halle 1839, beide anonym, herausgegeben vom Christlichen Verein im nördlichen Deutschland. Uns liegt von jedem Bändchen die 4. Auflage, 1860, vor. Am Schlusse des 2. Bändchens steht: „30 000 Auflage“. Es ist längst vergriffen. An Verbreitung hat es dem Werke also nicht gefehlt. Das Schlichte und Treffende seiner Sprache, die Innigkeit und gewinnende Nüchternheit seiner Gedanken lassen den Dichter von Psalter und Harfe erkennen. Doch ist's nicht Poesie, sondern Prosa. Man mag sich nach diesen Proben ein Bild der Predigtweise Spittas machen. Wir begreifen, daß der Wunsch erwacht ist, diese Andachten neu herauszugeben.

Die Ausgaben von Psalter und Harfe sind zahlreicher, als die meisten wissen. Der rechtmäßige Verleger, Helwing, bringt das Buch in neun Ausgaben auf den Markt. In der Prachtausgabe sind von Julius Sturm die Lieder seltsamerweise nach den Zeiten des Kirchenjahres geordnet. Das Privilegium erlosch im Jahre 1890. Da erschien sogleich eine Ausgabe in Brandners Verlag mit neun aus Pfannschmidts Werken entnommenen Bildern, im selben Jahre die von K. Spitta bei Perthes in Gotha, dann die in Reclams, Meyers, Hendels Sammlungen, eine für 25 Pf. beim Nassauischen Kolportageverein, eine bei Greiner und Pfeiffer, eine im Verlage von Karl Hirsch in Konstanz. Ob das alle sind?

Auf Kompositionen Spittascher Lieder treffen wir oft unverhofft, gedruckte und ungedruckte. Unter letzteren möchten wir einige uns vorliegende von Friedrich August Jhme nicht unerwähnt lassen, die im Volkstone gehalten sind.

Mehrere der Jubiläumsaufsätze weisen uns darauf hin, wie viele Lieder Spittas in

einzelnen Gesangbüchern finden. So enthält z. B. das Schlesische deren 17, das Gothaische gar 29. — Wer in Zukunft einmal über Spitta schreibt, der möge das Bild nicht unbeachtet lassen, das der Sohn F. Spitta, in seinen Predigten und Gelegenheitsreden Straßburg 1899 S. 121 ff. uns zeigt, das Bild des Familienlebens, in dem Vater und Mutter die Kinder Lieder lehrten und als ein besonderes geliebtes das Lied „Schönster Herr Jesu“.

So viel als Nachlese zum Spittajubiläum und zur Spittaliteratur. Und weil es nur eine Nachlese ist, so bitte ich auch einen Druckfehler in meinem Aufsatze auf S. 289 Z. 2 v. o. hier berichtigen zu dürfen. Da muß es natürlich heißen 1832, nicht 1852.

Praktische Winke für Weihnachten

von **Friedrich Spitta**

Man lese die reichhaltigen Winke und Mitteilungen nach, welche in den ersten 5 Jahrgängen der M. Schr. für die Feier des Weihnachtsfestes geboten und in dem Gesamtregister von O. Michaelis unter den Rubriken „Weihnachten“, „Winke, praktische“ zusammengestellt worden sind. So wenig wie das dort Gegebene wiederholen wollen, so wenig können wir es auf einen Schlag allseitig ergänzen. Für dieses Mal mag es genügen, auf einiges aufmerksam zu machen, was für unsere Chöre von Bedeutung ist.

Den Lesern wird es bekannt sein, daß wir nicht bloß von Bach oder neueren Komponisten wie Barth, Herzogenberg, Woyrsch, Wolfrum u. a. kirchenmusikalische Werke besitzen, die man unter dem Titel „Weihnachtsoratorium“ zusammenfassen kann, sondern auch von dem deutschen Meister, auf den diese ganze Gattung von Kirchenmusik zurückgeht, von Heinrich Schütz. Leider ist von seiner 1664 herausgegebenen „Historia der Freuden- und Gnadenreichen Geburth Gottes und Marien Sohnes, Jesu Christi, Unsers Einigen Mittlers, Erlösers und Seeligmachers“ nur noch der Evangelist erhalten (Sämtliche Werke I, 175 ff.), während die mit verschiedenartigen charakterisierenden Instrumenten begleiteten Chöre und dramatischen Soli verloren gegangen sind. Diese Lücken hat nun Arnold Mendelssohn ergänzt, nicht in sklavischer Anlehnung an Schütz und ohne Verwendung anderer Instrumente als der Orgel bezw. des Harmoniums, und hat damit für die weniger leistungsfähigen Chöre ein schönes Weihnachtsoratorium geschaffen, das gewiß seine Stelle neben den Mendelssohnschen Ausgaben der Schützischen Passionen behaupten wird. Es ist als 14. Band der bei Breitkopf & Härtel erschienenen „Kirchen-Oratorien und Kantaten“ zu haben. Daß der Text des Evangelisten vielfach gekürzt ist, wird man meistens billigen, am wenigsten in dem eigentlichen Weihnachtsevangelium aus Lukas, wo die Streichung der schönen Worte in V. 18 und 19 und die Verknüpfung von V. 17 mit V. 20 ein Fehlgriff ist, der hoffentlich bei einer zweiten Ausgabe beseitigt werden kann. Die Chöre sind mit Ausnahme des etwas komplizierteren „Ehre sei Gott“ geradezu leicht zu nennen, und auch die Soli (Evangelist Tenor, Engel Sopran, Herodes Baß) stellen keine großen Anforderungen. So wird man das Werk, dessen Teile von Gemeindegesang einzurahmen sind, ohne viele Schwierigkeit zur Aufführung bringen können.

Das Gebiet der neuzeitlichen Musik für Weihnachten ist so unübersehbar, daß man gar nicht weiß, wo anfangen und wo aufhören. Unter diesen Umständen ist es recht bequem, wenn man eine Firma nennen kann, die gerade von dieser Musik eine reiche Auswahl bietet. Gern verweise ich auf den Katalog des Musikalienverlages Hermann Oppenheimer in Hameln a. d. W. Unter den Komponisten, deren Weihnachtsmusik hier vorliegt, ist vor allem unser unvergeßlicher Albert Becker zu nennen (vergl. M. Schr. IV, 25. 63), dessen Bild in der Tracht der Mitglieder der Königl. Akademie der Künste wir als Gegenstück zu dem herzgewinnenden M. Schr. V, 311 in unserm Blatte festhalten möchten. Aus der M. Schr. IV, 63 gegebenen Charakteristik der persönlichen und künstlerischen Eigenart dieses Mannes ergiebt sich, weshalb ihm der weihevoll kindliche Ton besonders gelingt, der der Christfeststimmung eigentümlich ist. Ganz besonders empfehlenswert sind die Beckerschen Weihnachtsstücke, weil sie bei großer Klangschönheit und unmittelbarer Wirkung durchweg leicht auszuführen und weil die meisten von ihnen in mehreren Bearbeitungen für verschiedene Stimmen zu haben sind. So sind die drei volkstümlichen Gesänge aus op. 71: „Zu Bethlehem geboren“, „Selige Stunde, frohe Kunde“, „O Jesulein“ für gemischten, Männerchor und 3stimmigen Kinder- bezw. Frauenchor a cappella, für Kinderchor, zwei- und einstimmigen Sologesang mit Orgelbegleitung zu, das zweite der Lieder auch für gemischten 4stim. Chor und Orgelbegleitung zu haben. Der liebliche Gesang op. 31 „Von Davids Reis ein Röselein“, in dem der Choral „Vom Himmel kam der Engel Schaar“ geistreich verwoben ist, existiert für eine Singstimme in dreifach verschiedener Lage, sowie für Sopran oder Tenor Solo mit gemischtem Chor und Orgelbegleitung. Man kann sich die Sachen also ganz nach Bequemlichkeit aussuchen, zumal der sehr entgegenkommende Verleger

Interessenten gern alles zur Ansicht zusendet In einziger Ausgabe existiert nur das Zwiegespräch der Kinder mit dem Christkinde für Kinderchor Sopransolo und Orgel op 88 — Von anderer Weihnachtsmusik aus dem Oppenheimerschen Verlag sofern sie im Gottesdienst Verwendung finden kann nenne ich das schlicht innige Chorlied von Beckers Schwiegersohn



G. Raphael „Die Ehr' sei Gott und Preis gebracht" und das Chor- oder Solo-Duett „Christkindlein kommt", die hübsche Bearbeitung der alten Weihnachtslieder „Laßt uns das Kindlein grüßen" und „O Jesulein zart" von C. Hirsch, „Freuet euch ihr Christen alle" von R. Barth und die einstimmigen Gesänge von Spengler und Teichfischer „O Jesulein, wie knien vor Dir" und „Der heilige Christ ist kommen". Andere dort veröffentlichte Weihnachtsstücke gehören in das Haus oder den Verein, wo sie im Zusammenhang mit Weihnachtsspielen und Deklamationen das Ihrige thun werden zu würdiger Ausstattung des Festes, das allen unsern Lesern ein gesegnetes sein möge.

Kleine Mitteilungen.

Wer von Jugend an auf dem Gebiet des gottesdienstlichen Lebens immer nur reformierte Einfachheit vor Augen hatte, daneben höchstens sektiererische Verirrungen, der wird die Freude verstehen, die man empfindet, wenn aus reformiertem Lager sich eine Stimme für uns erhebt. Es ist eben nicht allen gegeben, lebenslang an der reformierten Eintönigkeit des Gottesdienstes Genüge zu finden. Das Urteil, das ich im Auge habe, stammt von O. Funcke in seinem Buch „Die Fußspuren des lebendigen Gottes in meinen Lebenswegen", Bremen 1898. Dort sagt er gelegentlich des Berichtes über eine Reise nach Köln, die er in seiner Jugend mit seinen Eltern machte: „Die Herrlichkeit und Macht des Katholizismus ergriff mein phantasiereiches Gemüt mit wunderbarer Gewalt. Warum, so fühlte ich damals und so dachte ich später, — warum haben wir Protestanten nur so kahle Kirchen mit weißen Wänden ohne Schmuck und Schöne und sogar ohne Kruzifixe? In unserer Wülfrather Kirche befanden sich nur riesige Tafeln, worauf die Namen der Gemeindemitglieder verzeichnet waren, die während der Freiheitskriege den Heldentod fürs Vaterland starben. In anderen protestantischen Kirchen fand ich nur zu oft große Bilder der verstorbenen Pastoren. Das war also nicht heidnisch, aber Apostel und Propheten der Gemeinde vor Augen zu stellen, soll unpassend sein. Auf dem Friedhof meiner Heimat war damals wenigstens selbst ein einfaches Kreuz verpönt. Verpönt war das Zeichen unserer Versöhnung und unserer Hoffnung; gewöhnlich aber waren furchtbare Steinklötze, die so aussahen, als sollten sie die Todten an der Auferstehung hindern, erlaubt waren auch abgebrochene Säulen, ferner heruntergebrannte Fackeln. Man merkte nicht, daß d i e s e Symbole auch das trostloseste Heidentum anwenden kann. Mir war die kahle Art des reformierten Gotteshauses und Gottesdienstes immer schwer. Was die Verfassung der Kirche betrifft, so bin ich durch und durch reformiert, was aber die Kultusformen betrifft, so bin ich es nie gewesen. Warum soll ein Kruzifix und ein schönes Altargemälde, warum soll ein solcher Chor von Engelsstimmen, wie er uns im Dom entgegentönte, etwas Gottloses sein? Wo auf Erden wäre dann der Platz, wo Alles, was schön und lieblich ist, seine Heimat haben soll, wenn nicht im Hause Gottes, von dem alles Schöne und alle vollkommene Gabe kommt? Haben das die Heiden zu allen Zeiten der Welt nicht auch so empfunden? Dünkte ihnen nicht alle schöne Kunst aus dem Dienst der Götter zu stammen und für den Dienst der Götter bestimmt zu sein? Und ist sie nicht in eben solchem Dienst so viel größer und herrlicher geworden? — Und was das Evangelium betrifft, kann es denn nur durch Worte dargestellt werden? Kann es nicht auch dargestellt werden durch Formen, Farben und Töne? Wohl weiß ich, wie es geschichtlich zugegangen ist, daß der Protestantismus und besonders die reformierte Kirche auf alle Kunst und Schönheit im Gotteshause und Gottesdienst Verzicht leisteten. Aber die Ursachen, die sie in diese Bahn trieben, sind längst nicht mehr vorhanden. Wohl aber sind Tausende und Abertausende von protestantischen Kanzelrednern zu Komödianten geworden, um durch gekünstelte Reden den schmerzlichen Mangel der Kunst im Gottesdienst zuzudecken. Gott sei gepriesen, daß wir auch in dieser Beziehung jetzt in einer heilsamen Reformation begriffen sind." (S. 183—184.) Haarbeck.

Daß weite Kreise der reformierten Kirche in unseren Tagen durchaus kunstoffen sind, beweisen z. B. die Anregungen über den künstlerisch reich geschmückten Festgottesdienst beim Kirchengesangstage in Zürich, die in Nr. 5 des trefflichen Organs des Schweizerischen Kirchengesangsbundes „Der Evangelische Kirchenchor" mitgeteilt worden sind. Obige Äußerungen unsers verehrten Mitarbeiters Haarbeck und O. Funckes sind an sich gewiß vollberechtigt. Doch glaube ich, daß in unsrer Zeit dem evangelischen Gottesdienste die Hauptgefahren weder aus dem „reformierten Lager" noch von den Sekten drohen. Sp.

Am 6. September ist in Dresden nach kurzem Krankenlager Fräulein Magdalene von Broecker im 45. Lebensjahre gestorben. Unsre Monatschrift verliert in ihr eine Mitarbeiterin, die, wie sie schon in ihrer reich gesegneten Berufsarbeit als Lehrerin der Kunstgeschichte die Ausprägung des protestantischen und des katholischen Lebensideales in der Kunst mit einem bei Frauen leider seltenen Verständnis und Ernst zur Anschauung zu bringen gesucht hatte, so auch für die Aufgaben dieser Monatschrift von Anfang an eine lebhafte Teilnahme bewiesen hat (vgl. II, 10, III, 10, IV, 6). — In ihren bereits in vier Auflagen

verbreiteten Kunstgeschichte im Grundriß behandelte sie mit besonderem Verständnis die religiöse Kunst und sie verstand es durch ihre kunstgeschichtlichen Vorträge einen begeisterten ausgedehnten Kreis von Schülerinnen und schulentwachsenen jungen Mädchen um sich zu sammeln. Ihr Lehren war vom echt christlichen Standpunkt ausgehend ein Einprägen höchster Ideale in die jungen Seelen, ein Einpflanzen tiefsten Verlangens und Strebens nach Erkenntnis und Wahrheit und ein Erwecken des Pflichtbewußtseins in echt evangelischer Weise an sich selbst und anderen arbeiten, die Wahrheit über alles sehen zu müssen. Dafür ist ihr auf dem Gothaer Jahresenge des Deutsch-evangelischen Frauenbundes gehaltener Vortrag über Die Erziehung unserer Töchter zur Wahrheit und zum Pflichtbewußtsein, der gerade, als ihr Mund verstummte, erschienen ist (vgl. die Anzeige in voriger Nr.) ein beredtes Zeugnis. R.

Auf eine demnächst im Verlage von Arnold Bergsträsser in Stuttgart erscheinende Geschichte der Kunst von Cornelius Gurlitt sei schon jetzt nachdrücklichst als auf ein Weihnachtsgeschenk edelster Art hingewiesen (Preis 24 Mk., geb. 28 Mk.). Der Name des Verfassers sowie die vom Verleger mitgeteilte Charakteristik des Werkes bürgen dafür, daß hier eine Arbeit vorliegt, deren Tendenzen sich nahe mit denen der M.-Schr. berühren. Sp.

Kirchliche Gesangs- und Orgelmusik der letzteren Zeit

besprochen von Professor **Elias Oechsler** in Erlangen.

Thoma, Rudolf, „Heilig" — für 4stimmigen Frauen- und Männerchor, Verlag Becker-Breslau. Preis 2 Mk. Leicht ausführbar und wohlklingend, wird diese Komposition einen Anspruch auf Bedeutung wohl nicht geltend machen. — **Dierich,** H., „Hymne zum Empfang eines Seelsorgers". Bratfisch, Frankfurt a. O., 1 Mk. In dieser einfach gehaltenen Komposition treten Vorhalte ohne Vorbereitung auf, der Tonsatz ist sonst gut, wenn auch in modulatorischer Hinsicht einigermaßen dürftig gehalten. — **Rühm,** Knel, „6 zweistimmige Motetten", op. 32 und „4 geistliche gemischte Chöre", Verlag Bratfisch. Preis 1 Mk. und Mk. 1.20. Diese überaus einfach gehaltenen Stücke sind wegen ihrer leichten Ausführbarkeit kleineren Kirchenchören zu empfehlen. Ebenso **Herner,** Knel, „Drei Lieder für gemischten Chor", op. 20. Gries-Hannover, 60 Pf. — **Tauwitz,** Ed., „5 geistliche Volkslieder". Forberg-Leipzig, pro Heft 75 Pf. Die fast durchweg in gutem Tonsatz mit fließender Stimmführung geschriebenen Stücke, die eine Schwierigkeit betreffs der Ausführung nicht stellen, sind textlich gut deklamiert. — **Warnstorf,** Paul, „Geistliches Lied mit Orgel", Selbstverlag. Die nüchtern gehaltene, gegen den Schluß sich etwas steigernde Melodie ist mit sehr unruhiger Orgelbegleitung versehen. Für Schülerchöre eignen sich: Derselbe, „6 kurze und leichte Motetten für zweistimmigen Kinderchor" und „Neue Missionsharfe", 102 Melodien im Volkston, Verlag Eckstein-Neustettin. — **Trautner,** Fr. W., „Choralfigurationen über ‚Christe, du Lamm Gottes'" für gemischten Chor. Beck-Nördlingen. Das mit Beibehaltung des Figuralmotivs kontrapunktisch gut gearbeitete Stück enthält den c. f. im Tenor und wird sich in der Passionszeit mit Erfolg verwenden lassen. — **Schurig,** Volkmar, „3 Vaterlandslieder", op. 41, „3 Weihnachtslieder" für gemischten Chor, op. 47, Verlag Bratfisch. Preis je 1 Mk. 50 Pf. Diese gefälligen Lieder sind kleineren, anspruchslosen Chören zu empfehlen. — **Bratfisch,** Knel, „geistliche Lieder" für gemischten Chor (3 Hefte). Bratfisch, Frankfurt a. O. Partitur und Stimmen 1 Mk. 20 Pf. Die in manchen Fällen nicht streng kirchlich geschriebenen Lieder sind leicht ausführbar und wohlklingend. — **Blumenthal,** Paul, „Motetten" für gemischten Chor, op. 40 und 42. Verlag ebendaselbst. Partitur und Stimmen 1 Mk. 20 Pf. Von den in melodischem Fluß und einfacher, natürlicher Harmonie geschriebenen Motetten wäre zur für den Anfang vielleicht besonders zu benennen. — **Freudenberg,** Wilhelm, „Motetten" für 4- und mehrstimmigen gemischten Chor, op. 40 und 46. Verlag Ronke-Pleßkow. Partitur und Stimmen Mk. 1.40 und op. 41, Verlag Deneke-Berlin, Partitur und Stimmen Mk. 1.60. Gut gearbeitet und kirchlich gehalten, werden diese Stücke mit Erfolg angewendet werden können. Besonders schön ist die Motette „Was betrübst Du Dich" —, bei welcher im Schlußsatze der c. f. „Wer nur den lieben Gott" — von der Tenorstimme gebracht wird. — **Eichorn,** C., Motette „Siehe ich stehe" — op. 6. Selbstverlag. Eine in polyphoner Hinsicht mit Geschick gearbeitete Komposition mit entsprechender Steigerung bei dem Texte „Ich selig". — **Herrmann,** W., „Duett" „Selige Stunde" für Sopran und Alt mit Violine, Cello und Orgel, op. 45. Bratfisch. Mk. 1.50. Ohne gerade tieferen Inhalt zu besitzen, wird dieses gefällige Stück von Vielen gerne gehört werden. — **Schärf,** Paul, „8 lit. Gesänge", op. 10 und „2 geistl. Gesänge", op. 11 für 8stimmigen Chor [illegible], Verlag Schlesinger-Berlin. Mk. 1.[illegible] und Mk. 2. Diese polyphonen Stücke lassen sich sowohl im Gottesdienste als im Konzerte mit Erfolg verwenden und stellen an die Ausführenden keine hohen Anforderungen. — **Flügel,** Ernst, „Geistl. Lieder für gemischten Chor", op. 29 und 30 und „altes Weihnachtslied", op. 34. Verlag C. Klinner-Leipzig. Mk. 1.50 und Mk. 1.—. Die Flügelschen inhaltreichen und

klangschönen Lieder werden, da ihnen melodische Fluß, natürliche Harmonisierung und angekünstelte kontrapunktische Bearbeitung eigen, immer Effekt machen und stets gerne gesungen und gehört werden. — **Rudnick, W.** „Der 130 Psalm" für Männerchor und All, „Pfingsthymne", „Himmelfahrtsmotette" und „Weihnachtshymne" — für gemischten Chor und Orchester. Verlag Klinner-Leipzig, je Mk. 2. — Unter diesen in jeder Hinsicht gediegenen Stücken dürfte wohl der auch breiter angelegten Weihnachtshymne der Vorzug einzuräumen sein, in welcher das Sopransolo (Verkündigung) immer bedeutungsvoll erscheint und die für den Chor verwendeten Choralweisen (Weihnachtsmelodien) jede wirkungsvoll in das Stück eingegliedert sind. In lautem Jubel ausklingend, erhebt sich die Hymne im Schlußsatz zu großer Steigerung. — **Raeder, E.** „Sylvestergesang" für Sopransolo, Soloquartett, Chor und Orchester op. 18, „Pfingstbitte" op. 24 ebenso, und „Passionslied" für zwei Frauenstimmen und Orgel. Verlag Klinner, 2 Mk., 2.40 und 1.50. Wegen ihres Wohlklanges und der verhältnismäßig leichten Ausführbarkeit eignen sich die vorgenannten Kompositionen zum Vortrag in Kirche und Konzert und wird namentlich das Passionslied „an Deinem Kreuzesstamme" Eindruck machen. Im gleichen Verlage erschienen „4 geistliche Lieder" für Sopran, All, Tenor und Baß von **Pullhardt,** Heinr., op. 2, die in schlichter Einfachheit gehalten sind. Die in Nr. 4 vorkommenden unschönen Textwiederholungen „schützen in des Freundes, in des Freundes, [...], Freundes treue Brust" wären zu vermeiden gewesen. — **Tiefbach, F.** „geistl. Lieder und Gesänge" mit Klavier und Orgel. Verlag Schmidt-Berlin pro Heft Mk. 1. — Die überaus einfache, an die Bearbeitung von Harmoniebeispielen erinnernde Musik entspricht auch vielfach nicht der im Texte zum Ausdruck kommenden Stimmung. So sind z. B. im Osterliede die Textstellen „sel'ge Osterfreud" und „er ist auferstanden" in düsterem moll gehalten. — **Merk,** Gustav, „Motette" für Männerchor und „Psalm 27" für gemischten Chor, Beatisch, 80 Pf. Durchweg in einfachster Weise im homophonen Stil gehalten, werden diese anspruchslosen Gebilde kein weiteres Interesse erwecken können. — **Wermann,** Oskar, „6 leichte geistl. Chorgesänge", op. 140. Verlag Jimme. Partitur und Stimmen Mk. 1.60. Die nach Worten der heiligen Schrift von Rudolf Kögel gedichteten Texte haben durch den bekannten Dresdner Komponisten eine sehr entsprechende Vertonung erfahren. Die einzelnen Stücke stellen an den Chor gerade keine Anforderungen und werden ihres Wohlklanges wegen besonders in Kirchenkonzerten erfolgreiche Verwendung finden. In Nr. 6 „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben" — treten uns wirkungsvolle Steigerungen entgegen. — **Schreck,** Gustav, „Geistliche Gesänge" für gemischten Chor, op. 31 und 33. Kistner, Partitur und Stimmen je Mk. 1.80. Eigentlich sollte von diesen schönen Chorstücken jedes besonders besprochen werden. Es ist unleugbar, daß der Leipziger Tonsetzer mit diesen Darbietungen den gemischten Chören eine wertvolle Gabe gereicht hat. Die Gesänge sind polyphon geschrieben und doch nicht mit Polyphonie überladen und geben dem a cappella Chore reichlich Gelegenheit, sein Können inbezug auf An- und Abschwellungen zu zeigen. In dieser Beziehung sei z. B. nur auf die 6stimmige Stelle im Passionsgesang „pp „Christe eleison" — verwiesen. Den beiden Werken ist weiteste Verbreitung zu wünschen. — **Winterberger,** Alex., „6 geistl. Gesänge" für Singstimme, Pianoforte oder Orgel (Harmonium) op. 119. Hemme-Leipzig, Mk. 1—3 pro Heft. — Diese Kompositionen verdienen wegen ihrer tiefempfundenen Melodik, wegen der in ihnen enthaltenen wirkungsvollen, modulatorischen Wendungen und wegen ihrer interessanten rhythmischen Gestaltung Beachtung. Ausgabe für hohe und mittlere Stimme. In den einzelnen Fällen ist die Orgelbegleitung besonders beigedruckt. Da in diesem musikalischen Genre gerade eine Überproduktion nicht vorhanden, wird man zu diesen Stücken gerne greifen. — **Reuter,** Martin, „Geistl. Lied": „Sorget nicht" — für Singstimme, Klavier und Harmonium. Reuter-Hannover. Dieses inbezug auf melodische Erfindung und inbezug auf Gestaltung der Begleitung mehr als dürftig erscheinende Liedchen ist im Satze auch nicht frei von Fehlern (Quintparallele im 2. Takt, Eintritt der Vorhalte ohne Vorbereitung) und enthält geradezu plumpe Übergänge (z. B. vom D-dur nach e-moll, oder auf S. 3 von e-moll nach A-dur), die wenig Vertrautheit in der Modulationstheorie verraten. — **Schurig,** Volkmar, „20 geistl. Gesänge für den Lauf des Jahres, mit Klavier, Harmonium oder Orgel op. 14. Hoffarth-Dresden Mk. 2. — Der Titel zeigt schon die Reichhaltigkeit des Inhalts des Heftes an. Die Melodien zu den schönen Texten sind zwar einfach, aber ... und edel und mit entsprechender Begleitung versehen, welche in den einzelnen Fällen der gewandte Spieler leicht orgelmäßig gestalten kann. Warum der Komponist für den Konzertinogesang die gis-moll Tonart gewählt, vermag ich nicht einzusehen. — **Wiedermann,** Friedr., „Der 121. Psalm" für Singstimme und Begleitung der Orgel 2c. op. 9 und „Ich harre des Herrn" op. 10. Plothow-Berlin pro Heft 1 Mk. — Diese Stücke fließen einfach und natürlich dahin und stellen an die Ausführung keine Anforderungen. Wegen dieser Eigenschaft und wegen ihres Wohlklangs wird man diese Gesänge wohl nicht unbeachtet lassen. — **Kühn,** K., „217 Choraleinleitungen", op. 31 und „Orgelvorspielbuch zu 182 Choräle", op. 30. Beatisch, Mk. 2.80 und Mk. 3. — Indem diese kurzen oder nur mäßig langen Sätzchen immer mit einem Motiv aus der Melodie beginnen, bilden sie eine wirklich geeignete Einleitung zu derselben. Beide Werkchen

werden namentlich von weniger geübten Organisten gerne benützt werden. Einige kleine Unkorrektheiten sind nicht von Belang. Derselbe: „21 Orgelvorspiele“ op. 54, Verlag ebendaselbst. Mk 1.50. — Auch dieses Werkchen wird von Organisten, welche nur einfache Stücke bewältigen können, gerne in Gebrauch genommen werden. Die Vorspiele sind in freiem Stile gehalten. — **Magnus,** Emil: „26 Vorspiele zu den gebräuchlichen Chorälen“, Verlag Westphalen-Flensburg, Mk 1.20. — Diese größtenteils auch kontrapunktisch gut gearbeiteten Stücke bekunden Begabung des Autors und bringen nach Art der Choralfiguration Teile der Melodie zu Gehör. Sie sind als Vorspiele schon aus dem Grunde zu empfehlen, als der c. f. auf eigenem Manual mit hervortretender Stimme berücksichtigt ist. Einzelne Stücke, wie z. B. Nr. 15 erscheinen etwas zopfig. — **Bauttisch,** Karl: „12 Präludien für Orgel oder Pedal“, Brattfisch, Mk 1.50. — Die meisten dieser melodisch geschriebenen und teilweise polyphon gehaltenen Stücke eignen sich besser als Nachspiel. An den Spieler stellen sie nur geringe Anforderungen. — **Warnstorf,** P.: „Choralvorspiel“ für Orgel, Selbstverlag, 5 Mk. — Eine schöne Gabe, die der Verfasser den Organisten darreicht. Die Vorspiele haben den Vorteil, daß sie mäßig lang und durchweg polyphon geschrieben sind, dabei immer in inniger Beziehung zum Liede stehend. Die kontrapunktische Bearbeitung besonders einzelner Stücke gereicht dem Verfasser zur Ehre, wenngleich auch im Tonsatze einzelne unmotivierte Härten (Verdopplung der Sept, unrichtige Dissonanzauflösung) vorkommen. Doch ist es echtkirchliche Orgelmusik, die uns im vorliegenden Werke entgegentritt. — **Fasse,** Ferd.: „178 kurze und leichte Choralvorspiele“ für Orgel, op. 9, Zwißler-Wolfenbüttel, Mk 1.80. — Auch dieses Werk kann wegen der in ihm vorhandenen gediegenen, meist kurzen, dabei lieblich gehaltenen Vorspiele bestens empfohlen werden. — **Zehrfeld,** Oskar: „12 Choralvorspiele“ op. 40, Waldr-Löbau i. S., Mk 1.20. Die kontrapunktisch recht gut geschriebenen Vorspiele werden dem Spieler Freude machen, zumal dabei auch die Verwendung des II. Manuals berücksichtigt ist. — **Beckmann,** Gustav: „Orgelfantasie“ über „Wir treten zum beten“, Baedeker-Essen, Mk 2.50. Nach einer kräftig und energisch erklingenden, mehr akkordlich gehaltenen Einleitung wendet sich das schöne Tonstück zu einem sehr gut durchgeführten Fugato. Von außerordentlich schöner Klangwirkung erscheinen im Verlauf des Stückes jene Stellen, welche die Melodie des alten Liedes bringen, begleitet vom zartesten pp (Beimhang des Schwellers) und dabei fortwährend musikalische Steigerungen bietend. Das in der Fantasie vorkommende herrliche Adagio kann, wenn dem Spieler auch ein mit allen Errungenschaften des heutigen Orgelbaus versehenes Orgelwerk zur Verfügung steht, höchst wirkungsvoll dargestellt werden. Das Werk endigt mit einem fugierten Schlußsatz, der bei dem Eintritt der Melodie „Wir loben dich oben“ — sich zu großer Steigerung erhebt. — Derselbe: „10 Choralandanten“, Verlag ebendaselbst, Mk 1.60. Wer eine solche Orgelfantasie schreiben kann, der muß auch erstklassige Vorspiele schreiben können, und dies hat Beckmann auch gethan. Diese kontrapunktisch meisterhaft durchgeführten Choralvorspiele größeren Umfangs und voll tiefen Eindrucks sind wahre Perlen und gehören zu dem Besten, was in dieser Art geschrieben. Daß die Stücke einen guten Spieler verlangen, ist selbstverständlich. — **Wiedermann,** Fr.: „3 Choralvorsp.“ für Orgel, op. 21, Baedeker-Essen, Mk 2.—. Diese breit angelegten und kontrapunktisch gleichfalls sehr gut gearbeiteten Orgelstücke gehören zu den Liedern: „Herzlich thut mich verlangen“ —, „Ein feste Burg —“ und „Gott des Himmels und der Erden —“, deren Melodien als c. f. dem Pedale zugeteilt sind, in Nr. 2 teilweise, und in Nr. 3 durchweg erscheint Baß und Sopran kanonisch geführt. Gute Spieler werden sich an den schönen Stücken gewiß erfreuen und in Kirche und Konzert gerne benützen. — **Thomas,** O.: „Fugierter Satz über eine Stelle aus Mozarts Requiem“, op. 11 und „Fantasie in Variationenform über ein Thema aus dem Agnus Dei der h-moll Messe“ von J. S. Bach, op. 12, Brattfisch, Mk 1.50 pro Heft. Auch diese beiden Werke bilden eine wertvolle Bereicherung der Konzert-Orgelliteratur und stellen dem Autor als guten Kontrapunktisten ein günstiges Zeugnis aus. Bei Berücksichtigung der in den Stücken vorgezeichneten Registermischungen &c. wird es dem tüchtigen Spieler gelingen, mit dem Vortrag derselben Eindruck zu machen. — **Blumenthal,** Paul: „20 kurze und leichte Orgelpräludien“, op. 91, Mk 1.50, „20 leicht ausführbare Nachspiele“, op. 72, Mk 1.50, „9 Festvorspiele“ op. 89, Mk 1.60, „10 Choraltrios“ op. 71, Mk 2.—, Verlag von Brattfisch. Während die beiden Werke op. 91 und 72, wie schon ihr Titel sagt, einfach und darum leicht ausführbar erscheinen, schwingen sich die Stücke in op. 89 und 71 empor und bilden die Festvorspiele überaus passende Einleitungen festlicher Choräle zu den bedeutendsten und darum am häufigsten gesungenen Melodien der höchsten kirchlichen Feste: Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Die Choraltrios in op. 71 sind nicht nur passende, im Gottesdienst verwendbare Vorspiele, sondern bilden auch einen ausgezeichneten Übungsstoff in der Anwendung zweier Manuale. — **Papperitz,** Rob.: „Choralstudien“ op. 15, Heft 4, Forberg, Mk 2.—. Die Melodien: „O selig Haus —“, „O Ursprung des Lebens —“, „Ich laß dich nicht —“, „Wir glauben all' —“, „Vom Himmel hoch —“, „Was mein Gott will —“ sind in dem vorliegenden Hefte kontrapunktisch recht gut bearbeitet und lassen sich als Vorspiele im Gottesdienste vorteilhaft verwenden. Gleichzeitig bilden auch diese Stücke einen guten Übungsstoff in der Verwendung zweier Manuale.

Bücherschau.

Dr. J. G. Herzog, K. Professor der Musik a. D.: 21 Orgelstücke zum kirchlichen Gebrauch und zum Studium. Op. 76. Kaiserslautern, Verlag von J. J. Taschers Buchhandlung (A. Gerle). Preis?

Eine dankenswerte Gabe des noch immer rüstig schaffenden Altmeisters und ein neuer Beweis, daß trotz dem „a. D.“ in seinem Titel die Muse noch nicht gesonnen ist ihn aus ihren Diensten zu entlassen. Von den 21 Nummern sind 12 Choralvorspiele, die übrigen frei erfunden. Das Heft ist „dem Andenken des teuren unvergeßlichen Freundes Professor J. H. Lützel gewidmet“ und Lützels Geist meint man auch zu spüren in der strengen Beschränkung auf das kirchlich Brauchbare, die sich der Meister auferlegt hat. Die Sachen sind durchweg, was Umfang, Faßlichkeit und Ausführbarkeit betrifft, dem gottesdienstlichen Bedürfnis, der Fassungskraft der Gemeinde und der Leistungsfähigkeit unserer Organisten und Orgeln angepaßt. Möchten sie fleißig benutzt werden. A. Beutter.

Walter Lückhoff. Das Harmonium der Zukunft. Eine Erklärung des Wesens und der künstlerischen Bedeutung des modernen Harmoniums. Berlin, Ernst Euting.

Diese mit Fleiß und Hingebung an die Sache geschriebene Broschüre enthält viel wahres und beherzigenswertes; es sei hier z. B. darauf hingewiesen, was der Verfasser bezl. der Einheitlichkeit in den Registerbezeichnungen und Registeranordnungen, sowie der Vereinfachung der Hilfszüge rc. ausführt. Allein die dem Harmonium nun einmal anhaftende unheilbare Unvollkommenheit, welche auf die Eigenart und das einseitige System der Bauart zurückzuführen ist, wird es nie zu einem orchestralen Instrumente, wie es der Verfasser im Auge hat, emporsteigen lassen. Der Zungenstimmen, aus denen ein Harmonium besteht — mögen sie technisch und klanglich noch so verschiedenartig hergestellt werden — können nun einmal den Charakter der Labialstimmen einer Orgel nicht ersetzen, weshalb ein orchestrales Colorit naturgemäß ausgeschlossen ist. Auch die Zweiteilung der Stimmen in einem Harmonium muß als ein Nachteil für musikalische Erfolge angesehen werden. Gewiß lassen sich im gewissen Grade künstlerische Effekte erzielen, aber Bach'sche Fugen sind selbst auf dem vollendetsten Instrumente nicht zu spielen, wohl aber auf einem Klavier. — Schon die Selbstbedienung des Gebläses ist ein Hinderungsgrund für eine allgemeine Einführung dieses Instrumentes. Will man aber zu einem größeren 2manualigen, mit Pedal versehenem Harmonium mit besonderer Gebläsebedienung greifen, so wird doch einer gleichpreisigen Orgel unbedingt und mit Recht der Vorzug eingeräumt werden müssen. Wie gesagt, einer allgemeinen Einführung — wie es z. B. beim Klavier der Fall — wird sich das Harmonium wohl nie zu erfreuen haben. Musikdir. Werner, Freiburg i. B.

L. Bickell, die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Kassel I. Kreis Gelnhausen. Marburg, Elwert 1901. XI und 208 S. 330 Tafeln in Lichtdruck. M. 36.

Über 30 Jahre hat Bickell der Erforschung der hessischen Denkmäler gewidmet und die reife Frucht legt nun in einem Quellenwerke vor, das an liebevoller Sorgfalt, Hingabe und Scharfblick auch für das Kleinste seines Gleichen nicht findet. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, den Denkmälerbestand durch Beschreibung und Abbildungen so festzulegen, daß für alle Zeiten eine ausreichende Vorstellung gewonnen bleibt. Zugleich ist es ihm gelungen, den größten Teil der unsinnig dezimierten Denkmäler nach Beschreibungen, Zeichnungen, Stichen u. dergl. wieder aufziehen zu lassen. Der Löwenanteil fällt natürlich der Stadt Gelnhausen zu mit der köstlichen Marienkirche, der Kaiserpfalz, dem romanischen Rathaus, den zahlreichen Kapellen, Türmen und alten Bürgerhäusern. Das platte Land ist arm an Kunstschätzen, aber interessant durch die seltene Mischung katholischer, reformierter und lutherischer Typen des späteren Kirchenbaues, durch Türme und Kirchhöfe mit Befestigungen, Wallfahrts- und Friedhofskapellen. Recht bezeichnend ist die Saalkirche in Unterreichenbach von 1748 mit Holzschalung innerhalb von Schranken, darüber sich die Kanzel vor einem vergitterten Pfarrstübchen und noch höher die Sängerbühne mit der Orgel erhebt. Daß so vielfach die heiligen Geräte „nicht zugänglich“ waren, ist sehr bedauerlich. Von Glockeninschriften ist eine sehr gelungene in Orb von 1459: Est mea vox bam bam potens repellere Satan und eine ander in Weilheim von 1871: PABST LEO LEBE HOCH!

Für die Fortsetzung ist dringend zu wünschen, daß der Beschreibung auch an sich vollständig und erschöpfend sei und daß nicht so oft die Auskunft gewählt wird: „Der Zustand ist aus der Tafel zu ersehen.“ Denn der Beschauer sieht nicht alles und nicht so, wie der Augenzeuge und es ist doch die Aufgabe der Inventare, auch textlich die Beschreibung so zu formulieren, wie es eben nur aus der lebendigen Anschauung möglich ist. Recht störend wirkt in dem Heft der häufige Irrtum in den Nummern der Tafeln. Die Sonnenuhr im St. Peter sucht man auf Taf. 96 vergeblich, ganz zufällig entdeckt man sie auf Taf. 155. Über Glockengießer darf ich folgende Anmerkungen machen: P. Michelin Adt ist ein herumziehender Lothringer Gießer aus La Mothe. Peter Gerrißer (S. 140) ist Peter Greeß von Augsburg, der im Hennebergischen noch öfter vorkommt. Der Leipziger Gießer heißt nicht

Jonck sondern Junck (S. 132). An der Kreuzkapelle (Inschrift nicht auf Taf. 128 sondern auf 43) dürfte Kelle eher als Werkmeister genannt sein und Heinrich Dingerdal, der als Architekt der Marienkirche angesprochen wird, kann auch bloß ein bewährter Steinmetz gewesen sein. Doch man muß mit großem Dank anerkennen, daß die Denkmälerverzeichnung durch Bickell eine ungemeine Vertiefung und Erweiterung ihrer Aufgabe erfährt. Dr. Bergner.

Gotisches Musterbuch von V. Statz und G. Ungewitter. 2. Aufl., neu bearbeitet von K. Mohrmann. 21 Lieferungen mit je 10 Taf. gr. Fol. und erl. Text à 3.50 Mk. Leipzig, Chr. H. Tauchnitz.

Nachdem K. Mohrmann Ungewitters Lehrbuch der gotischen Konstruktionen zu neuem Leben angeweckt hat — die 4. Auflage ist im Erscheinen — hat er sich auch der Neubearbeitung des Musterbuchs unterzogen. Es galt vornehmlich, eine Reihe minderwertiger Abbildungen durch wertvollere zu ersetzen und den stark hessisch gefärbten Charakter der 1. Aufl. abzuschwächen. Daß hierbei nicht auch sogleich die Backsteingotik mit zur Darstellung gekommen ist, muß man bedauern angesichts der Thatsache, daß sich in der Gegenwart der Backstein im Kirchenbau auf allen Hausteingebieten rapid ausbreitet. Das Musterbuch befaßt sich nicht mit dem Baukörper, sondern nur mit einzelnen Teilen, Thüren, Fenstern, Altären, Kanzeln, Aufsätzen, Kreuzen, Ornamenten u. dergl., und die Wiedergabe beschränkt sich auf einfache Strichzeichnung nach Maß in Steindruck. Im Zeitalter der Photographie wird das leicht als rückständig empfunden werden. Aber wem es nicht um „malerische Ansichten" sondern um wirkliche Einsicht und Belehrung zu thun ist, der wird mit Freuden zu dieser Fundgrube zurückkehren. Nur langsam und unter vielen Mißgriffen ist der Wert der Gotik erkannt und schon gilt es, ihn gegen moderne Blasiertheit zu sichern. Ganz abgesehen von der soliden Sicherheit der Konstruktionen, von der meisterhaften Verschmelzung der Stütz- und Ziergleder — welche Freiheit und Vielheit der Formen, welche malerischen und reizvollen Gruppierungen, welch ungebundenes und liebevolles Interesse für Naturformen. Kein Stil der Welt hat mit solch feinem Beobachtungssinn das Pflanzen-, Tier- und Menschenleben in den Dienst der Ornamentik gestellt. Wie unsterblich oder würdig der allgegenwärtige klassische Akanthus gegen die Fülle allein der Blattmotive, welche die Gotiker in Feld, Wiese und Wald aus der heimischen Flora ausgelesen haben. Deutsche Kunst — wer diese will und liebt, muß für die Gotik in die Schranken treten. In diesem Sinn begrüßen wir das „Musterbuch" als eine stille, starke Macht, welche das Erbe der Väter uns und der Zukunft wieder zum Besitz macht. Dr. Bergner.

Zur Musikbeigabe. Musikdirektor E. Schmidt gehört zu den eifrigsten Arbeitern auf kirchenmusikalischem Gebiete in der protestantischen Kirche des rechtsrheinischen Bayern. Geboren 1864 in Schwebheim absolvierte er Lateinschule, Präparandenschule und Lehrerseminar. In den Jahren 188.—89 war er Musiklehrer an der Lateinschule in Windsbach und genoß von dort aus den Unterricht des berühmten Hymnologen Dr. Joh. Zahn in Neuendettelsau. Von 1889 an entfaltet er in Rothenburg o. T. eine überaus lebendige Thätigkeit, die in den Jahren 1891-2 durch ein Studium auf der Musikschule zu Würzburg unterbrochen wurde. Bis jetzt hat er unter zum Teil sehr schwierigen Verhältnissen nicht weniger als 3. Kirchenkonzerte veranstaltet, darunter Aufführungen großer Oratorien. Daß Schmidt bei den bayerischen Kirchengesangfesten in Rothenburg, Erlangen und Schweinfurt als Dirigent und Organist hervorragend thätig war, begreift sich nach dem oben Gemeldeten leicht. Die Bekanntschaft mit dem frischen, energischen und begeisterten Manne gehört für uns zu den wertvollsten Gaben, die wir im Jahre 1898 vom deutschen Kirchengesangstage in Leipzig mit heimbrachten. Nachstehender Tonsatz von ihm ist vom Verleger in gewohnter Weise (in Partien zu 20 Pfg.) zu beziehen. Sp.

Zum Schluß des 6. Jahrgangs

können wir, ohne unbescheiden zu erscheinen, die Überzeugung aussprechen, daß wir nicht stehen geblieben sind. Äußerer Umfang, Zahl und Mannigfaltigkeit der Aufsätze, Abbildungen und Musikbeigaben übertrifft das in den vorigen Jahrgängen Gebotene sehr beträchtlich, wie ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis lehren wird. Wir danken diesen Fortschritt vornehmlich unseren Mitarbeitern, die uns in solcher Weise mit Stoff versorgt haben, daß es ohne weitgehendes Entgegenkommen unserer Verleger überhaupt nicht möglich gewesen wäre, auch nur einigermaßen die Manuskripte abzusetzen, von denen jetzt noch sehr wertvolle Stücke schon ein Jahr lang in unserer Mappe warten. Trotz alledem wagen wir kaum zu hoffen, daß wir alle unsere Leser befriedigt haben. Was uns an Wünschen und Ausstellungen zu Ohren gekommen ist, haben wir nach Kräften zu berücksichtigen und jede einseitige Bevorzugung irgend einer Seite unseres weiten Gebietes auszugleichen gesucht. Aber wenn der Musikalische nur Musik, der Unmusikalische gar keine haben will, wenn der in festgefügten liturgischen Verhältnissen Lebende sich jede prinzipielle Behandlung gottesdienstlicher Fragen und alle praktischen Vorschläge verbittet, während der auf jungfräulichem

Boden Arbeitende von beiden nicht genug haben kann, wenn der Mann der Wissenschaft immer nur nach Artikeln historischen und archivalischen Charakters ausschaut, während sein Gegenpart jede solche Ausführung entrüstet zurückweist in der Überzeugung, die Redaktion sei verpflichtet, ihm nur künstlich verdaute Speise vorzusetzen, so soll der Mensch erst noch gefunden werden, der diesen widerstreitenden Forderungen Rechnung zu tragen vermag. Aber wir lassen uns durch derartige Erfahrungen, die gelegentlich gute Freunde unseres Blattes zu höchst pessimistischen Äußerungen über die Langeweile und den Unverstand in liturgischen Dingen verführen, nicht herabstimmen. Wir spüren es doch von Jahr zu Jahr, wie der Einflußkreis unseres Blattes sich erweitert, wie man über die Grenzen Deutschlands und Europas hinaus seinen Rat und Belehrung begehrt. An den entferntesten und verstecktesten Orten keimen die Saatkörner, die wir ausgestreut, und immer mehr festigt sich die Überzeugung, es handle sich bei uns um ein Unternehmen, das für den Fortschritt eintritt, indem es das Bestehende überall zu erkennen und zu schätzen sich bemüht. Mögen sich nur auch die Freunde unseres Blattes von der fröhlichen Zuversicht erfüllen lassen, welche den Redakteuren und Verlegern keine Mühe zu viel werden läßt, und eifrig an der Verbreitung und damit der Erweiterung der M. Schr. arbeiten. Wem das Herz noch warm wird beim Gedanken an den christlichen Glauben und dessen weltüberwindende und verklärende Kraft, der helfe uns auch, daß er eine immer vollkommenere Darstellung finde in dem Gottesdienste der Gemeinde. Das ist auch ein Weg, und vielleicht nicht der schlechteste zur Erfüllung der apologetischen und sozialen Aufgaben, die uns die Gegenwart gestellt hat.

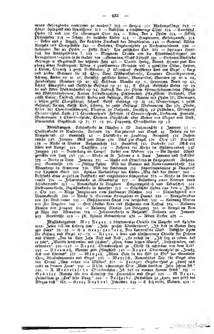
Mit dem neuen Jahre geht die jährlich wechselnde Redaktionsführung auf den an zweiter Stelle Unterzeichneten über. An seine Adresse (Ruprechtsauer Allee 14) wolle man alle Manuskripte, Mitteilungen und Anfragen, soweit sie nicht den Verleger angehen, senden.

Spitta. Smend.

Inhaltsverzeichnis zum sechsten Jahrgang (Nr. 1—12).

Größere Aufsätze

Kleinere Mitteilungen.



Notenbeigabe.

Zum Geburtstag des Landesherrn.

Psalmodisch.

Ernst Schmidt

Männerchor. Lo - bet den Herrn in sei - nem Hei - lig - tum!

Frauenchor: Lo - bet ihn in der Veste sei - ner Macht

Männerchor. Lo - bet ihn in sei - nen Ta - ten!

Frauenchor: Lo - bet ihn in sei - ner gro - ßen Herr - lich - keit!

Beide Chöre. Al - les, was O - dem hat, lo - - - - - - be den Herrn lo -

lo - - - be den Herrn,

- - - - be den Herrn!

la - - be den Herrn! Hal - le - lu - ja!

la - be den Herrn!

Allegro moderato

mf Tenor Laſ - ſet uns

mf Baſs So laſ - ſet uns ſin - gen von der Gna - de des Her - ren im - mer und e - wiglich,

mf Alt Laſ - ſet uns ſin - gen von der

ſin - gen von der Gna - de des Her - ren im - mer und e - wig lich, ſingen von der

ſin - gen von der Gna - de des Her - ren e - wig - lich, ſin - gen

mf Sopran Laſ - ſet uns ſin - gen von der Gna - de des

Gna de des Her - ren im - mer und e - wig - lich ſin - gen von der Gna - de des

Gna - de des Her - ren im - mer und e - wig - lich im - - mer und

e - wig - lich, im - mer und e - wig - lich

Her = ren im = mer und e = wig = lich!

Her = ren im = mer und e = wig = lich!

e = = = = = wig = lich denn der Kö = nig freu = et sich dei = ner

r = = = = = wig = lich denn der Kö = nig freu = et sich dei = ner

Wie sehr fröh = lich ist er ü = ber dei = ner Hül = fe!

Wie sehr fröh = lich ist er ü = ber dei = ner Hül = fe!

Kraft! Wie sehr fröh = lich ist er ü = ber dei = ner Hül = fe!

Kraft! Wie sehr fröh = lich ist er ü = ber dei = ner Hül = fe!

Laß = set uns sin = gen von der Gna = de des Herrn im = mer und e = wig = lich.

Laß = set uns sin = gen von der Gna = de des Herrn laß = = = set uns

Laß = set uns sin = gen von der Gna = de des Herrn im = mer und e = wig = lich,

Laß = set uns sin = gen von der Gna = de des Her = ren im = mer und e = wig = lich

Denn du le-gest Lob und Schmuck auf ihn!

singen von der Gnade des Her-ren. Denn du le-gest Lob und Schmuck auf ihn!

singen von der Gnade des Her-ren!

singen von der Gnade des Her-ren!

Und du set-zest ihn zum Se-gen e-wiglich! Lasset uns singen von der

Und du set-zest ihn zum Se-gen e-wiglich! Lasset uns singen von der

Und du set-zest ihn zum Se-gen e-wiglich! Lasset uns singen von der

Und du set-zest ihn zum Se-gen e-wiglich! Lasset uns singen von der

Gna-de des Her-ren e-wig-lich, sin-gen von der Gna-de des

Gna-de des Her-ren e-wig-lich,

Gna-de des Herrn e-wig-lich,

Gna-de des Herren e-wig-lich,

Herrn! sin-gen von der Gna-de des Herrn!

non der Gna-de des Herrn! sin-gen von der Gna-de des

Denn du ü-ber-schüt-test ihn mit gu-tem Se-gen; Se

Denn du ü-ber-schüt-test ihn mit gu-tem Se-gen; Se

Herrn! Denn du ü-ber-schüt-test ihn mit gu-tem Se-gen; Se

Denn du ü-ber-schüt-test ihn mit gu-tem Se-gen; Se

etwas breiter

wol-len wir sin-gen und lo-ben dei-ne Macht, sin-

wol-len wir sin-gen und lo-ben dei-ne Macht, sin-

wol-len wir singen und lo-ben dei-ne Macht, sin-

wol-len wir sin-gen und lo-ben dei-ne Macht, sin-

rit.

- - gen von der Gna - de des Herrn!

rit.

- - gen von der Gna - de des Herrn!

rit.

- - gen von der Gna - de des Herrn!

rit.

- - gen von der Gna - de des Herrn!

Choral. *)

(Mel. Nun freut euch lieben Christen g'mein.)

mf Gott las - se deinen Frieden ruhen in unserm Vater - lan - de,
gib fer - ner Glück zu unserm Thun u. Heil zu allem Stan - de. } So wer-den Fürst und

mf Gott las - se deinen Frieden ruhen in unserm Vater - lan - de,
gib fer - ner Glück zu unserm Thun u. Heil zu allem Stan - de. } So wer-den Fürst und

Volk dir Ehr und Preis und Lob und noch vielmehr von dei - ner Gna - de sin - gen.

Volk dir Ehr und Preis und Lob und noch vielmehr von dei - ner Gna - de sin - gen.

*) Chor oder Gemeinde; in letzterem Falle mit Orgelbegleitung.

